G. L. 4370.7

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

CHARLES SUMNER

CLASS OF 1830

SENATOR FROM MASSACHUSETTS

FOR BOOKS RELATING TO
POLITICS AND FINE ARTS

Digitized by Google

G. 564

Digitized by Google

Digitized by Google

Zehn Jahre.

1840—1850.

Digitized by Google

Zehn Jahre.

Geschichte der neuesten Zeit.

1840—1850.

Von

Robert Prutz.

Erster Band.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1850.

Digitized by Google

Ger 4370.7

HARVARD COLLEGE
JUL 8 1921
LIBRARY

Sumner fund
(2 vols)

Digitized by Google

Vorwort.

Ueber Plan und Absicht des vorliegenden Werkes hat der Verfasser sich theils in dem Programm, durch welches die Verlagshandlung dasselbe zuerst ankündigte, theils auch in der Einleitung des Werkes selbst so ausführlich ausgesprochen, daß es ihm überflüssig erscheint, wollte er hier noch einmal darauf zurückkommen. Wie er denn überhaupt der Meinung ist, daß ein Buch, von dieser Anlage und diesem Umfang, und dasselbe wüßte seine Existenz nicht durch sich selbst zu rechtfertigen, überhaupt nicht werth wäre zu existiren. Und also auch nicht der Mühe werth, eine Vorrede dazu zu schreiben. —

Nur über die äußern Umstände, unter denen sein Buch entstanden ist, sowie über die Fortsetzung, welche er demselben zu geben beabsichtigt, und der gemäß jetzt auch der Titel des Buchs hat geändert werden müssen, scheint es dem Verfasser angemessen Einiges zu bemerken. — Der erste Plan dazu, das heißt also zu einem Buche, welches die Geschichte der jüngsten Zeit, seit dem Jahre vierzig, vornämlich die deutsche, und wiederum hauptsächlich und ganz besonders die preußische Geschichte, in übersichtlicher und allgemein verständlicher, allgemein ansprechender Weise darzustellen sucht, wurde von dem Verfasser bereits vor sechs Jahren, im Sommer vierundvierzig, gefaßt. Denn schon damals, wer irgend ein Auge hatte für den Gang der Zeit, konnte es nicht verborgen bleiben, daß das gesammte europäische Staatsleben einer allgemeinen Krisis entgegeneilte, und daß

Digitized by Google

namentlich für Deutschland und Preußen mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Vierten die Morgendämmerung (aber auch nur erst die Dämmerung) eines ganz neuen Lebens angebrochen war. Auch welchem Ziele diese Entwicklung zuschritt und welche Frucht endlich reifen mußte, mit verhängnißvoller Nothwendigkeit, aus dieser Saat gestachelter Hoffnungen, getäuschter Erwartungen, ungehaltener Zusagen, ohnmächtig verkrüppelter Versuche, die man dazumal so freigebig ausstreute, als ob es zur Kurzweil wäre — auch darüber, im Ganzen und Großen, konnte Niemand in Zweifel sein. Wohl aber für den Historiker, der mehr als ein bloßer Chronist sein, der die Geschichte zugleich künstlerisch durchdringen und verarbeiten wollte, fehlte es noch an einem Ereigniß, welches diese Uebergangsepoche, wenn auch nur vorläufig, abschloß — oder wenn nicht abschloß, doch wenigstens einen Mark- und Meilenstein darin setzte. Und so mußte der Verfasser, unter diesen Umständen, sich begnügen, einstweilen nur den Gedanken seines Werkes bei sich selbst weiter auszubilden und das weitschichtige Material allmälig, nach Zeit und Gelegenheit, zusammenzutragen.

Als aber darauf im Februar siebenundvierzig das bekannte Patent wegen Bildung des vereinigten Landtags erschien, so war auch jenes Ereigniß gefunden. Denn wiederum mußte es schon damals für Jedermann, der die Entwicklung der letzten Jahre mit nur einiger Aufmerksamkeit verfolgt hatte, außer Zweifel sein, daß damit nun diese lange, frostige Dämmerung der preußischen Zustände ihr Ende erreicht hatte und daß der Sonnenball der Freiheit nun bald, bald und unwiderstehlich, heraufsteigen mußte an dem gereinigten Horizont. — Der Verfasser, dem es von Wichtigkeit schien und eine wahrhaft patriotische Pflicht, durch ein Werk, wie das in Rede stehende, der ringenden Zeit gleichsam den Spiegel vorzuhalten und sich und seine Mitbürger, durch geläuterte Selbsterkenntniß, vorzubereiten für die großen Entscheidungen, denen wir

Digitized by Google

nun stündlich entgegensahen, glaubte die karggemessene Zeit noch benützen zu müssen. Er machte sich daher sofort an die Ausarbeitung; noch in den letzten Wochen des Jahres wurde das Programm seines Werkes geschrieben.

Als danach aber, wenige Monate später, das erste Heft aus der Presse kam, da schrieben wir gerade die Zwanziger des März. Ein Umschwung der Verhältnisse war eingetreten, so allgemein, so ungeheuer, wie selbst die verwegenste Phantasie ihn niemals geträumt hatte; ein Tag der Freiheit, so glaubten wir armen Tröpfe, umspielte uns, so hell, so wolkenlos, so fruchtbar, daß es ja reinweg thöricht gewesen wäre, dabei noch zurückdenken zu wollen an jene arme, kalte Dämmerung, jene unheimlichen, blassen Nebel, die nun, so hofften wir, begraben wären auf ewig.

Der Verfasser, trotz der vielen mühvollen und oft recht trüben Stunden, die er über seinem Werke zugebracht, denkt noch jetzt mit Vergnügen daran zurück und ist einigermaßen stolz darauf, mitten unter den außerordentlichen Begebenheiten jener Tage, bei der scheinbar so ganz veränderten Lage unserer Literatur, die begonnene Arbeit dennoch nicht fallen gelassen zu haben. Vielmehr im Gegentheil, wenn jemals, so hielt er es gerade damals für ein Bedürfniß, eine Pflicht sogar, sich über den Gang, welchen unsere Entwicklung genommen, aufzuklären und die allmälig vorbereitenden Momente dieser plötzlichen, anscheinend so glorreichen Erhebung zu durchforschen. Großes errungen wird nur in Leidenschaft und Begeisterung; aber nur Einsicht und Besonnenheit (darüber vermochte er sich auch schon damals nicht zu täuschen) sind im Stande, das Errungene zu sichern und zu dauernd fruchtbarem Besitze zu erwerben. Er setzte sein Unternehmen daher nicht nur fort, sondern (und auch dies bekennt er sich einigermaßen zum Verdienst zu rechnen, so sehr er darauf gefaßt ist, daß Andere gerade dies ihm werden zum Vorwurf machen) auch, so viel ihm irgend möglich, ganz nach der ersten Anlage und unver-

Digitized by Google

ändert in derselben Haltung, demselben Ton, den er, unter so ganz verschiedenen Verhältnissen, zuerst angeschlagen. Brochüren und Pamphlete, erfüllt mit der unmittelbaren brennenden Leidenschaft des Tages, sind nicht nur höchst unentbehrliche und nützliche, sondern nach Umständen auch höchst schätzenswerthe und erfreuliche Dinge: und der Verfasser dieses Werkes am Wenigsten, bei dem er sich, was die erstere Hälfte betrifft, oft nur einen größern Reichthum an dergleichen gewünscht hat, will gering denken von dieser Gattung der Literatur. Aber darum braucht noch nicht Alles Pamphlet und Brochüre zu sein, darum ist die unmittelbare Sprache der Leidenschaft noch nicht die einzige, welche gehört zu werden verdient: sondern auch der ernste, unscheinbare Fleiß des Historikers und sein Bemühen, die reizlose, aber besonnene, nüchterne, aber aufrichtige Sprache der Gerechtigkeit zu sprechen, werden, selbst wo sie nicht vom Erfolg gekrönt sein sollten, doch wenigstens auf einige Nachsicht rechnen dürfen.

Denselben Standpunkt gedenkt der Verfasser auch für die Fortsetzung seines Werkes, die Geschichte der Jahre siebenundvierzig bis funfzig, festzuhalten. Wobei es ihm freilich nicht entgeht, daß die Schwierigkeit gerade für diesen Zeitabschnitt noch ungleich größer, die ganze Aufgabe, die Geschichte (Geschichte sage ich, nicht Parteidarstellung) einer Zeit zu schreiben, die uns, in Haß und Liebe, Bewunderung und Abscheu, noch von allen Seiten so nah umgiebt, ja in deren vollster Strömung wir selbst in diesem Augenblick noch stehen, eine höchst gefährliche ist. Aber doch durfte der Verfasser sich dieser Aufgabe nicht entziehen, nicht nur um der Wünsche willen, die ihm in dieser Hinsicht von Seiten seiner Leser mehrfach geäußert worden sind, sondern hauptsächlich, weil die Sache selbst diese Fortsetzung fordert und nöthig macht. Alle Ereignisse seit dem Jahre vierzig, in stetiger, sich immer steigernder Folge, deuten auf die Revolution von achtundvierzig hin; sie erst ist das eigentliche große Drama, zu dem die vorangehenden Jahre gleichsam nur den Prolog,

Digitized by Google

nur die Einleitung bilden. Es wäre etwas Wunderliches um ein Buch, welches eine Geſchichte ſein will der neueſten Zeit und vor dem einzigen wirklichen Ereigniß, dem wahren allgemeinen Ziel und Mittelpunkt dieſer Zeit bliebe es ſtehen; die Geſchichte ſelbſt, auf die vielen ungewiſſen, zaudernden Fragen, die ſeit dem Jahre vierzig erhoben wurden, hat die ungeheure Antwort die Revolution gegeben — und das Buch wollte dieſe Antwort ignoriren? Nein: wie groß immer die Schwierigkeit des Unternehmens, und wie wenig der Verfaſſer hoffen darf, mit dieſer unparteiiſchen, dieſer wahrhaft geſchichtlichen Darſtellung, die er auch von den Ereigniſſen unſerer Revolutionsepoche zu geben beabſichtigt, Anklang zu finden bei der Menge: ſo iſt er dieſe Fortſetzung dennoch nicht nur der materiellen Vollſtändigkeit und ſomit dem praktiſchen Intereſſe ſeiner Leſer, ſondern namentlich auch jenem künſtleriſchen Standpunkte iſt er ſie ſchuldig, den er bei dem ganzen Werke einzunehmen geſucht hat, und dem er auch fernerhin, nach dem Maß ſeiner Kräfte, treu zu bleiben gedenkt.

Schließlich noch ein Wort in Betreff der mehrfachen Unterbrechungen, welche die Erſcheinung dieſes erſten Bandes erlitten. Daß ein Werk, wie das vorliegende, in einer Zeit, wie wir ſie ſeit den letzten zwei Jahren haben, auch bei der innigſten Hingabe, der redlichſten Anſtrengung des Verfaſſers dennoch nicht ganz in einem Guſſe gearbeitet werden konnte, daß die gewaltige Gegenwart mehr als einmal den Blick nothgedrungen ablenkte von der Vergangenheit, mehr als einmal der Schmerz des Patrioten die Feder des Schriftſtellers lähmte, das verſteht ſich ſo ſehr von ſelbſt und auch abgeſehen von den äußern Ereigniſſen, dem mehrfachen Ortswechſel, der Kränklichkeit und anderer Ungunſt des Schickſals, die inzwiſchen den Verfaſſer perſönlich betroffen, daß er dieſes Umſtandes hier gar nicht erſt erwähnen würde, wenn er es nicht der Verlagshandlung ſchuldig zu ſein glaubte. Er erklärt daher, daß die Verlagshandlung keinen Theil hat an den Unter-

Digitized by Google

brechungen und Verzögerungen, welche in der Ablieferung der einzelnen Hefte entſtanden ſind, ſondern daß die Schuld davon ihm ganz allein gehört. — Aber er glaubt auch, daß kein Verſtändiger unter ſeinen Leſern ihm dieſe Schuld im Ernſt anrechnen wird.

Auch für die Fortſetzung wird er die Nachſicht der Abnehmer zum Theil noch in Anſpruch nehmen müſſen; die Quellen für unſere Revolutionsgeſchichte fangen eben jetzt ſo reichlich an zu fließen, faſt jede Woche bringt, von den verſchiedenſten Seiten her, ſo neue und wichtige Aufſchlüſſe, daß man ſich im Gegentheil in Acht nehmen muß, die Arbeit zu ſehr zu beſchleunigen. — Doch wird der zweite Band, die Ereigniſſe bis zum Februar ſiebenundvierzig darſtellend, jedenfalls noch bis zum Herbſt dieſes Jahres vollſtändig in den Händen der Leſer ſein. Dieſem zweiten Bande werden dann auch die Documente und Actenſtücke beigefügt werden, auf welche im erſten bereits Bezug genommen iſt; ebenſo die Berichtigung der Irrthümer oder Verſehen, welche der wiederholten und ſorgſamen Reviſion etwa dennoch entgangen ſein möchten.

Und ſo möge das Buch denn der Theilnahme aller derjenigen empfohlen ſein, die mit dem Verfaſſer den Glauben theilen an den endlichen und unausbleiblichen Sieg der Freiheit, die aber zugleich auch glauben, daß auch den Völkern die Freiheit weder im Schlaf geſchenkt wird, noch wird ſie ihnen zugeſchleudert im Rauſch: ſondern auch hier dem tapfern Willen, der beſonnenen Einſicht, dem ehrlichen Fleiß, dem Ernſt, dem Muth und der Sittlichkeit iſt der Kranz beſtimmt.

Und hoffentlich iſt die Zahl derer, die dies glauben, noch nicht ganz ſo klein, als es mitunter den Anſchein hat.

Halle, März 1850.

R. P.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß

des ersten Bandes.

Seite

Vorwort V

Einleitung.

Bestimmung des Gegenstandes; Schwierigkeit seiner Behandlung. Absicht und Standpunkt des vorliegenden Werkes. — Allgemeiner Charakter der modernen Zeit. Reformation und Revolution. Die Coalition. Der Rheinbund. Die Freiheitskriege. Die heilige Allianz. Die Julirevolution. Deutschland und Preußen zu Ende der dreißiger Jahre: das Göttinger Ereigniß; die Kölner Wirren; orientalische Frage. — Allgemeine Uebersicht über die Lage der Welt im Jahre 1839 . . . . . 3—94

Erstes Buch.

Von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. (Juni 7.) 1840, bis zum Zusammentritt der preußischen Provinziallandtage im Februar 1841.

Erstes Kapitel. Das Jahr achtzehnhundert und vierzig; Aussichten und Erwartungen. — Jubiläen und Erinnerungsfeste: das Buchdruckerjubiläum; das Jubiläum Friedrichs des Großen. — Preußen während der ersten Monate des Jahres achtzehnhundert und vierzig. Die Hegel'sche Philosophie. Der erzbischöfliche Streit. Anfang des Sintenisschen Streites in Magdeburg. Die Alllutheraner. Erhöhte Feierlichkeit der Eidesabnahme. Mistreß Fry. Gerücht wegen der Weihe der Bischöfe. Verbot des Buchdruckerfestes. — Rußland: Untergang der Expedition nach Khiwa. — Frankreich: Das Ministerium vom 1. März: Herr Thiers. — Ministerjubiläen in

Digitized by Google

Preußen: Herr von Rauch; Herr von Kamptz. — Tod des Ministers von Altenstein: Mai 14. — Krankheit des Königs. Jubiläum Friedrichs des Großen. Comment cela va-t-il? Cela va mal. Tod des Königs; Juni 7. . . . . Seite 95—132

Zweites Kapitel. Die Gegensätze in der preußischen Geschichte. — Rückblick auf die Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten: Verhältniß zu Friedrich Wilhelm dem Zweiten und seiner Zeit. — Die Königin Louise. — Die Katastrophe von Jena. — Stein, Hardenberg. — Die Siege von 1813. — Der König und die Armee. — Die Verfassungsfrage. — Die Demagogenuntersuchungen. — Schluß . . . . . 133—162

Drittes Kapitel. Persönlichkeit des neuen Königs; Erziehung, Vorgeschichte. — Erwartungen des Publikums; nächste Aufgaben. — Umgebungen des Königs: die Königin; die Prinzen. — Das Ministerium im Augenblick des Thronwechsels: Herr von Rochow. — Herr von Humboldt; Herr Bunsen; Herr von Radowitz . 163—193

Viertes Kapitel. Erste Aeußerungen und Schritte des neuen Königs. Deputationen und Audienzen. Anekdoten und Gerüchte. Das Testament des Königs. — Feierliche Beisetzung der Leiche Friedrich Wilhelms III. — Seitenblick auf Frankreich: Herr Thiers; Beschluß der Kammern wegen Abholung der Leiche Napoleons. — Erste Ernennungen in Berlin. — Veröffentlichung des „letzten Willens". — Gerüchte von einer bevorstehenden Amnestie; von Boyen und Arndt wieder angestellt. Die Brüder Grimm und Ludwig Tieck. Confiscation eines Buches. — Stimmung im übrigen Deutschland. Guttenbergsfeier in Leipzig. — Verhalten der katholischen Geistlichkeit. Verhandlung mit den Erzbischöfen. Herr von Droste in Münster. Erlaß wegen Aussöhnung mit Herrn von Dunin; Rückkehr desselben nach Posen. — Allgemeine Amnestie für alle politischen Vergehen. — Quadrupelallianz vom 15. Juli; Beitritt Preußens. — Stimmung in Frankreich; kriegerische Aussichten. — Reise des Königs von Preußen nach Dresden; nach Königsberg . . . . . 194—221

Fünftes Kapitel. Der Huldigungslandtag in Königsberg, seine Entstehung und Bedeutung. — Einzug des Königs; Festlichkeiten. — Zusammentritt des Huldigungslandtages: September 5. Rede des Kaufmann Heinrich; Antrag auf reichsständische Verfassung. — Beschwerden der Polen. Hirtenbrief des Erzbischof von Dunin vom 31. August. Rede des Grafen Raczynsky. — Veröffentlichung des Landtagsabschiedes. — Feierliche Erbhuldigung der Stände des Königreichs Preußen und des Großherzogthums Posen in Königsberg. — Thronrede des Königs. — Adelsverleihungen; Ernennungen. — Rückkehr des Königs nach Berlin. Feierlicher Einzug daselbst. — Berliner Buchdruckerfest: Septbr. 23. . . 222—255

Digitized by Google

Seite

Sechſtes Kapitel. Rückblick auf die preußiſche Verfaſſungsfrage; ihr Urſprung und ihre geſchichtliche Entwicklung. — Die Reformen von 1808; das Stein'ſche Teſtament. — Der Staatskanzler von Hardenberg. Geſetzliche Verordnungen und Erlaſſe. Verordnung vom 22. Mai 1815; Staatsſchuldengeſetz. — Die Coblenzer Adreſſe; Cabinetsſchreiben vom 21. März 1818. — Die Provinziallandtage. — Die Streckfuß'ſche Schrift über die Garantien der preußiſchen Zuſtände. Literariſche Polemik dagegen; die Halliſchen Jahrbücher und die Hegel'ſche Philoſophie. — Aufnahme der Königsberger Ereigniſſe im Publikum. Adreſſen in Königsberg und Cöln. — Cabinetsordre vom 4. Oktober 1840; ihre Wirkung . 256—272

Siebentes Kapitel. Die Huldigung in Berlin am 15. Oktober 1840; Zurüſtungen und Erwartungen. — Verſammlungen der Stände; Zwiſtigkeiten. Herr von Rochow als Vermittler. — Ernennung Eichhorns zum Cultusminiſter: Oktober 10. — Der Huldigungstag. Huldigung der Biſchöfe; der Standesherrn. Erwiederungen des Königs. — Huldigung der Ritterſchaft. Anſprache des Herrn von Rochow. Der König an die Ritter. — Verſammlung im Luſtgarten. Rede des Königs an die Stände und das verſammelte Volk. — Standeserhöhungen und Gnadenbezeigungen. Feſtlichkeiten. — Kritiſche Stimmung des Publikums; Nachwehen . . . . . 273—287

Achtes Kapitel. Weitere Entwickelung der orientaliſchen Frage: Abſetzung Mehemed Ali's, Eröffnung des Krieges in Syrien. — Eroberung von Beirut und Saida. Uebertritt des Emir Beſchir; Aufſtand der Druſen im Libanon. — Schlacht bei Beirut: Oktober 12. Niederlage Ibrahim Paſcha's; Eroberung von St. Jean d'Acre. — Memorandum des Herrn Thiers vom 3. October. ſein Ultimatum vom 8. — Stimmung in Frankreich; Gelüſte nach dem Rheinufer. — Rüſtungen in Preußen. Verbot der Pferdeausfuhr. General von Grolmann in Berlin; Conferenzen mit Herrn v. Boyen. — Rundreiſe der Herren v. Grolmann und v. Radowitz nach Wien und an die größern deutſchen Höfe. — Vertraute Miſſion des Herrn von Radowitz: Pläne Friedrich Wilhelm IV. zur Reorganiſation des deutſchen Bundes. Antwort des Herrn von Metternich. — Die Kriegsverfaſſung des Bundes wird reformirt. — Reiſe des Königs von Preußen nach dem Rhein verſchoben. — Abneigung des Publikums gegen den Krieg mit Frankreich; angebliche Reiſe des Herrn von Humboldt nach Paris. — Das Becker'ſche Rheinlied. Enthuſiasmus des Publikums; Gnadenbezeigungen der Fürſten. Der Königsſtuhl zu Renſe; der Dombauverein zu Köln. — Widerſpruch: der Rhein von Pruz. — Louis Philippe und Herr Thiers. Darmès' Attentat auf den König: Oktober 15. — Rücktritt des Herrn Thiers: Oktober 21; Miniſterium Soult-

Digitized by Google

Guizot. — Beisetzung der Asche Napoleons: December 15. — Der Vicekönig von Aegypten unterhandelt: November 24.; seine Unterwerfung. Schluß der orientalischen Wirren: Juni 1844 . Seite 288—316

Neuntes Kapitel. Wachsende Mißstimmung in Preußen, besonders in Berlin. — Die Censurfrage. Gerüchte von bevorstehender theilweiser Censurbefreiung: Herr v. Eichendorff. Plan des Professor Graff zu politischen Disputatorien. — Angebliche Aeußerungen des Königs in Betreff der Patrimonialgerichtsbarkeit. Erlaß wegen russischer und östreichischer Orden. Herr von Rochow erhält den rothen Adlerorden in Brillanten. — Ernennung des General von Thile zum Staats- und Cabinetsminister. Gerüchte von anderweitigen Ernennungen und Veränderungen. — Die Gebrüder Grimm nach Berlin berufen. Jahn restituirt. Erhöhte Dotation der Universität zu Berlin. Tell und Egmont zur Aufführung in Berlin erlaubt. Ernennungen zum Staatsrath: Humboldt, Boyen ꝛc. — Unzufriedenheit mit der Wirksamkeit des neuen Cultusministers, Herrn Eichhorn; Stahl aus Erlangen an Gans' Stelle berufen; bevorstehende Berufung Schellings. — Anstellung des Herrn von Hassenpflug; übler Eindruck im Publikum; der „erste schmerzliche Tag" des Königs. — Rescript des Cultusministers an die Elementarschullehrer. — Begünstigung der Altlutheraner und Supranaturalisten; Eingabe der nichtunirten Gemeinde zu Magdeburg. — Fortsetzung des Sintenisschen Streites; die Studenten zu Halle petitioniren um Berufung des Dr. Strauß. — Die erzbischöfliche Angelegenheit. Rücktritt des Herrn von Sedlnitzky; Herr von Duesberg zum Direktor für die katholischen Angelegenheiten ernannt. — Gerüchte von einem bevorstehenden Ehegesetz; Herr Göschel. Angebliche strenge Sonntagsfeier. Das baldige Erscheinen eines Religionsedictes behauptet; fruchtlose Widerlegung der Statszeitung. — Herr Eichhorn und der König. — Theaterscandal bei Aufführung der Athalie: Januar 4. 1841 . . 317—341

Zweites Buch.

Von dem Zusammentritt der preußischen Provinziallandtage im Februar 1841 bis zum Ausscheiden der Herren von Schön und von Rochow und dem Erlaß wegen Bildung der ständischen Ausschüsse: Juni 1842.

Erstes Kapitel. Ernennung des Grafen Stolberg zum Minister. Versetzung Flottwells nach Magdeburg; Graf Arnim zum Oberpräsidenten von Posen ernannt. Verordnungen wegen Beförderung der polnischen Sprache. — Die bevorstehenden Provinziallandtage. Gespannte Erwartungen des Publikums; Petitionen wegen Wiederaufnahme des Königsberger Antrags vorbereitet. — Freiwilligenfest zu Berlin: Februar 3. 1841 — „Woher?

Digitized by Google

und Wohin?" von Herrn von Schön. — Demonstrationen zu Gunsten des Herrn von Schön in Königsberg und Insterburg. — Herr von Hacke und der Adelsverein zu Preußisch-Holland; Opposition gegen Herrn von Schön. — Die „vier Fragen eines Ostpreußen", von Johann Jacoby. — Vermehrte Anstrengungen des Adelsvereins zu Preußisch-Holland. Herr von Hacke und der König. — Eröffnung der Provinziallandtage: Febr. 28. 1841 . Seite 345—372

Zweites Kapitel. Rückblick auf die preußischen Provinzial-Landtage, ihre Entstehung, Zusammensetzung und Befugniß. — Erwartungen im Publikum. — Die Landtagswahlen; Stimmung der verschiedenen Provinzen. — Petitionen und Anträge. — Königl. Erlaß wegen Veröffentlichung der Verhandlungen. — Eröffnung der Landtage: Februar 28. Die königlichen Patente und Propositionen: Bildung von Ausschüssen, Steuererlaß — . . . . 373—387

Drittes Kapitel. Eröffnung der Provinziallandtage: Febr. 28. Veröffentlichung der Verhandlungen angekündigt. — Eröffnungsdekret; Ansprache an die preußischen und posenschen Stände. — Proposition wegen Errichtung ständischer Ausschüsse. — Uebersicht über die Finanzlage des preußischen Staates: Steuererlaß. — Aufnahme dieser Propositionen im Publikum. — Sonstige Anträge und Vorlagen der Regierung . . . . . 388—402

Viertes Kapitel. Berathungen der brandenburgischen Stände. Eröffnungsrede des Herrn von Rochow: „sie wissen, was sie wollen." Praktischer Standpunkt; Haß gegen den Idealismus der Ostpreußen. — Empfang beim König: „die Spitze der Gutgesinnten." — Bedenklichkeiten wegen Veröffentlichung der Protokolle; ebenso wegen der Ausschüsse. Die Steuerermäßigung. Anträge auf Erleichterung der Wahlbedingungen verworfen. — Der pommersche Landtag. Stellung zum märkischen. — Berathungen über die Oeffentlichkeit, die Ausschüsse, den Steuererlaß. Petitionen in Betreff des Sundzolls, der Actiengesellschaften u. s. w. — Die Erleichterung der Wahlbedingungen auch hier verworfen. — Der sächsische Landtag. Berathung wegen des Steuererlasses; die Stände verlangen eine Vorausumme zu Gunsten ihrer Provinz. — Petitionen von Magdeburg und Halle. — Die westphälischen Stände. Freisinnigere Haltung derselben. — Sie beantragen die unverkürzte Veröffentlichung der Protokolle, mit Nennung der Namen. — Verschiedene Ansichten wegen der Steuerermäßigung: Steuererlaß oder Steuerausgleichung? Ermäßigung der Salzsteuer verworfen. — Die erzbischöfliche Angelegenheit. Einleitungsrede des Landtagsmarschalls, Grafen von Landsberg. Deren Wirkung. Antrag des Grafen Westphalen. Graf Westphalen reist nach Berlin; Audienz beim König. Cabinetsschreiben des Königs:

Digitized by Google

Graf Westphalen aus Berlin verwiesen; seine Auswanderung nach Baiern . . . . . Seite 404—416

Fünftes Kapitel. Fortsetzung: die Posener Stände. Heftigkeit der nationalen Opposition bei den Polen. — Eröffnungsrede des Herrn von Poninski. Adresse an den König; Adreßdebatten. Eindruck derselben im Publikum, am Hofe. — Debatte über die ständischen Ausschüsse; Schutzrede eines ritterlichen Deputirten zu Gunsten der Landgemeinden. Die Befugnisse der Ausschüsse sollen erweitert werden. — Antrag der Stadt Posen wegen Erweiterung der ständischen Verfassung. Heftige Debatten; Eifersucht des polnischen und deutschen Elementes. Die Polen verwerfen den Antrag „als Polen." — Verhandlungen wegen des Steuererlasses. Der Gesetzentwurf wegen Beschränkung der Ablösbarkeit u. s. w. verworfen. — Petitionen wegen der russischen Grenzschwierigkeiten. — Eine Petition wegen Preßfreiheit abgelehnt . . . . . 417—432

Sechstes Kapitel. Fortsetzung: der schlesische Landtag; sein Verhältniß zur öffentlichen Meinung. — Die Ausschüsse, der Steuererlaß, die Ablösungen, die Provinzialrechte. — Politische Bankets in Breslau; Toaste und Tischreden. — Petition der Breslauer Stadtbehörden um Erfüllung des Versprechens vom 24. Juni 1815; vom Landtage mit großer Mehrheit verworfen. Streit des Breslauer Magistrats mit dem Landtagsmarschall. — Der ostpreußische Landtag. — Eröffnungsrede. Adresse an den König. Beschluß eines Denkmals für Friedrich Wilhelm III. — Debatte über die Ausschüsse, das Ablösungsgesetz, die Provinzialrechte. — Die Petitionen um reichsständische Verfassung abgelehnt. Die Mohrunger Gegenpetition. — Eindruck im Publikum. — Antrag und Debatte wegen Preßfreiheit — . . . . . 433—444

Siebentes Kapitel. Fortsetzung: der rheinische Landtag. — Stimmung der Rheinprovinz; Stellung des rheinischen Landtags. Die ultramontane Partei und die erzbischöfliche Frage. — Eröffnung des Landtags: Mai 23. Das königliche Eröffnungsdecret. Propositionen. — Festessen: Toast des Freiherrn von Loë; angeblicher Gegentoast eines bäuerlichen Deputirten. — Adresse des Landtags; deren Aufnahme beim König. Die erzbischöfliche Angelegenheit; Antrag des Dr. Monheim von Aachen, Juni 4. Derselbe wird nach stürmischer Debatte an einen Ausschuß verwiesen. — Cölner Petition zu Gunsten des Erzbischofs. — Bericht des Ausschusses über den Monheim'schen Antrag: Juni 23. Lebhafte und langwierige Debatte: der Antrag des Ausschusses auf Verwerfung des Monheim'schen Antrages angenommen. Eindruck dieser ganzen Angelegenheit im Publikum; glänzender Empfang der Herren Monheim und Dietz bei ihrer Rückkehr nach Achen und Coblenz. — Weitere Verhandlungen des Landtages: die Ausschüsse, der Steuer-

Digitized by Google

erlaß u. s. w. — Debatte über die von der Regierung beantragte Beschränkung der Parcellirungen. — Petitionen wegen Handelsgerichte, Verbesserungen der Rechtspflege, Preßfreiheit u. s. w. — Schluß des Landtags: Juli 25. . . . . Seite 445—479

Achtes Kapitel. Die Landtagsabschiede: Commission zur Berathung derselben unter dem Vorsitze des Prinzen von Preußen. Späte und vereinzelte Bekanntmachung der Abschiede. — Allgemeine Bescheide: Ausschüsse, Steuererlaß, Petitionen wegen Erweiterung der Wahlberechtigung; Lotterieangelegenheit. — Die einzelnen Abschiede: an die Brandenburgischen Stände (Belobung des ausschließlich provinzialen Standpunktes; Patrimonialgerichte, Handelskammer); — ferner an die Pommerschen (Sundzoll, Handelsministerium); — die Westphälischen; — die Posener (strenge Zurechtweisungen; das Ablösungsgesetz; Landrathswahlen; die ehemaligen Warschauischen Officiere; die Kartelconvention mit Rußland); — die Schlesischen (Belobung, russische Grenzsperre); die Preußischen (Schreiben des Herrn von Brünneck: Zusicherungen wegen der Presse; ausdrückliche Belobung, Provinzialrechte, Handelsministerium); — endlich an die Rheinischen Stände (erzbischöfliche Angelegenheit; verheißener Aufenthalt des Königs in der Rheinprovinz; Gesetz wegen Beschränkung der Parcellirungen zurückgezogen; Ministerialrescript wegen der nicht unterstützten Petitionen modificirt; Handelsministerium, Vertrag mit England, Schutz der Industrie; Censurangelegenheit; Erleichterung der Winzer; Kölner Dom) . . . . . 480—493

Neuntes Kapitel. Die Landtage und die öffentliche Meinung; zunehmende Entmuthigung des Landes. — Conflict des Königs mit der Stadt Breslau. Der König läßt durch Herrn von Rochow jede feierliche Einholung zum Voraus ablehnen, Mai 1841. — Immediatvorstellung der städtischen Behörden von Breslau, 2. Juni. Antwort des Königs. — Stimmung in Breslau: zustimmende Adresse; Wiederwahl der Stadtverordneten. — Ausgleichungsversuche des Herrn von Merkel; neue Einladung an den König (26. Juli) und Annahme derselben. — Zurüstungen und Scandale. Die beabsichtigten Festlichkeiten der Ritterschaft; Fürst Pückler an den Grafen Brandenburg. — Die Breslauer Kaufleute wollen die Judenschaft von der Festlichkeit ausgeschlossen wissen. — Einzug des königl. Paares in Breslau, 13. Sept. Reden des Königs. — Uebler Eindruck der ganzen Begebenheit, besonders in Schlesien. — Der Jacoby'sche Proceß . . . . . 494—521

Zehntes Kapitel. Reise des Königs nach Warschau zum Kaiser von Rußland, Mitte September; das Monument zu Kalisch. — Reise nach München, Novbr. 15. — Die Erzbischöfliche Angelegenheit. Unterhandlungen des Herrn von Reisach; Herr von Geissel;

Digitized by Google

zuvorkommendes Benehmen der preußiſchen Regierung. Badereiſe des Erzbiſchofs; feſtlicher Empfang in Paderborn und andern Orten. Die Ausſchließung der Jeſuitenſchüler in Preußen aufgehoben; Verordnung, die ſuspendirten Geiſtlichen und die ſogen. ſtillen Meſſen betreffend. Wiederanſtellung des Herrn von Beckdorf. Katholiſche Geiſtliche in Schleſien mit Orden decorirt. — — Demonſtrationen der ultramontanen Partei. Ehrengeſchenk holländiſcher Katholiken an Herrn von Droſte. — Sein Triumphzug durch Weſtphalen; feierliches Ständchen bei der Rückkehr nach Münſter. Wallfahrt der Cölner nach Kevelaar. — Das Cölner Domcapitel; Biſchof Arnoldi zu Trier; der Domherr Ritter als Verweſer des Bisthums zu Breslau. Bedenkliche Schritte des Herrn von Dunin; Verordnung wegen der Lehrbücher, eigenmächtiges Verfahren in der Brodzizewski'ſchen Angelegenheit. — Glücklicher Ausgang der Münchner Verhandlungen. — Herr von Geiſſel in Berlin. Die Staatszeitung vom 10. Januar 1842 zeigt die Beilegung der Cölner Wirren an; Brief des Königs an Clemens Auguſt vom 15. Oktober. — Gemiſchter Eindruck dieſer Verſöhnung; Jubel auf der katholiſchen, Beſorgniß auf der proteſtantiſchen Seite. — Ankunft des Herrn von Geiſſel in Cöln: Anfang März. Abſchiedsbrief des Herrn von Droſte, März 9. — Derſelbe ſtirbt: Oktbr. 1845 . . . . . 522—533

Elftes Kapitel. Zuſtand der Preſſe in Preußen. Gehäufte Confiscationen und Verbote. Die Halliſchen Jahrbücher wandern nach Sachſen aus. — Beamte ſollen nicht über öffentliche Angelegenheiten ſchreiben. — Berichtigungsbureau. Präſident Abegg wird von der Cenſur der Königsberger Zeitung abgeſetzt. — Hoffmanns unpolitiſche Lieder. Der Verfaſſer wird zur Unterſuchung gezogen. Verbot des geſammten Verlags von Hoffmann und Campe in Hamburg. — Cenſurverordnung vom 24. December. Eindruck und Wirkung derſelben; die Königsberger Zeitung, der Elbinger Anzeiger, die Rheiniſche Zeitung in Cöln. — Reiſe des Königs nach England. — Gerüchte wegen Uebertragung anglikaniſcher Kirchengebräuche. Herr Bunſen zum Geſandten in London ernannt. Berliner Geiſtliche reiſen im Auftrage des Königs nach England. Das evangeliſche Bisthum in Jeruſalem. — Gerücht wegen Einführung des öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahrens; Reiſe des Herrn von Savigny nach England. — Anweſenheit des Königs in England, Taufe des Prinzen von Wales: Januar 1842. — Veränderungen im preußiſchen Miniſterium. Herr von Bülow, Herr von Savigny, Herr von Bodelſchwingh. — Entlaſſung des Herrn von Schön und des Herrn von Rochow, Graf Arnim, Miniſter der Innern: Juni 16. . . . 534—547

Digitized by Google

Sieben Jahre.

1840—1847.

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

Bestimmung des Gegenstandes; Schwierigkeit seiner Behandlung. Absicht und Standpunkt des vorliegenden Werkes. — Allgemeiner Charakter der modernen Zeit. Reformation und Revolution. Die Coalition. Der Rheinbund. Die Freiheitskriege. Die heilige Allianz. Die Julirevolution. Deutschland und Preußen zu Ende der dreißiger Jahre: das Göttinger Ereigniß, die Kölner Wirren; orientalische Frage. — Allgemeine Uebersicht über die Lage der Welt im Jahre 1839.

Das vorliegende Werk hat sich zur Aufgabe gestellt, die Ereignisse zu schildern, welche in den letztverflossenen sieben Jahren, von Anfang des laufenden Jahrzehents bis in die ersten Monate des Jahres achtzehnhundertsiebenundvierzig, sich zugetragen haben, vornämlich in Deutschland.

Und wiederum in der Darstellung unserer deutschen Zustände soll die erste Stelle der Geschichte Preußens eingeräumt werden, als desjenigen Staates, dessen Entwicklung nicht nur für das Gesammtschicksal unseres Vaterlandes überhaupt am Wichtigsten ist, sondern der auch in diesen letzten sieben Jahren von allen deutschen Staaten, ja vielleicht von allen Staaten Europa's, sich in der That am Lebhaftesten entwickelt hat. — Welches der Inhalt dieser Entwicklung ist, was sie veranlaßt, befördert, aufgehalten hat, in welchem Zusammenhange sie steht mit der Entwicklung des deutschen Geistes, sowie weiterhin des Geistes im Allgemeinen, endlich welchen Einfluß sie auf die Geschicke der Welt zu üben verspricht und welches das Ziel ist, dem sie selbst mit Nothwendigkeit entgegenarbeitet — dies im Einzelnen nachzuweisen, und zwar nachzuweisen an den Thatachen der Geschichte, wird den Inhalt des vorliegenden Buches bilden.

Digitized by Google

Es ist also, im nächsten Sinne, eine Geschichte seiner Zeit, was der Verfasser hier zu geben beabsichtigt: ein Unternehmen, das zu allen Zeiten und unter allen Umständen zu den schwierigsten, den undankbarsten gehört, an welche der Geschichtschreiber sich wagen kann. Gleich als ob der Blick des Geistes ähnlichen Gesetzen unterworfen wäre, wie das leibliche Auge, scheint es auch für die historische Betrachtung einer gewissen Entfernung, eines gewissen Zwischenraumes zu bedürfen, um die wahre Gestalt der Dinge zu erkennen. Selbst ein Kind seiner Zeit, abhängig von ihren Bedürfnissen, von ihren Leidenschaften bewegt, befangen in ihren Neigungen und Abneigungen, Freundschaften und Feindschaften, Verirrungen und Fehlern — wie darf der Geschichtschreiber hoffen, wie wird es ihm nur möglich sein, sich überall jene Unparteilichkeit der Anschauung, jene Gerechtigkeit des Urtheils, jene Mäßigung des Ausdruckes zu bewahren, die doch allein der Würde der Geschichte und ihren erhabenen Zwecken geziemt? Die Gegenwart ist ein Strom, der eben uns Alle treibt: von ihren Wellen fortgerissen, die Augen geblendet von ihrem Gischt, betäubt die Ohren von dem Lärmen ihrer Brandung — wer will sich getrauen, wessen Blick ist klar, wessen Hand sicher genug, in Mitten dieser gewaltsamen, dieser niemals endenden Bewegung die Boussole des historischen Urtheils aufzustellen und, unbeirrten Sinnes, das Facit einer Rechnung zu ziehen, deren einzelne Posten noch einer unaufhörlichen Schwankung unterworfen sind?

Oder nehmen wir für einen Augenblick den entgegengesetzten Fall an; denken wir uns einen Mann, dem, sei es durch eine wundersame Verknüpfung der Umstände, sei es durch eine eigenthümliche Mischung seiner Natur, es in der That gelungen wäre, sich außerhalb seiner Zeit zu halten; einen Mann, der (um an unserm vorigen Bilde wieder anzuknüpfen), statt sich vom Strome mit forttreiben zu lassen, in einsiedlerischer Ruhe sich angebaut hat an seinen Ufern; dem Alles, was die Herzen seiner Mitmenschen leidenschaftlich, in Schmerz und Freude, durchzittert, nur ein Gegenstand der Erfahrung, der Betrachtung ist; der mit seiner Zeit weder haßt noch liebt, weder hofft noch fürchtet, der in ihr nur eine Reihe äußerlicher Begebenheiten, nur ein Schauspiel erblickt, ein sehr spannendes, sehr unterhaltendes vielleicht, aber immer nur ein Schauspiel, bei dem er

Digitized by Google

selbst niemals Acteur, stets nur Zuschauer ist und das ihm daher auch keine anderen Empfindungen erweckt, als das Gefühl befriedigter oder getäuschter Neugier — die Hand aufs Herz: wird es dieser nun sein, in dessen Händen wir den Griffel der Geschichte sehen wollen? wird seine Gleichgiltigkeit der Gerechtigkeit des Geschichtschreibers weniger im Wege stehen, als den Andern ihre Leidenschaft? seine Nüchternheit ihm weniger schaden, als den Andern ihre Trunkenheit?

Wiewohl die Frage ist müßig. Denn zunächst, meine ich, wird ein Solcher die Geschichte seiner Zeit, die ja gar die seine nicht ist, überhaupt niemals schreiben wollen; sollte er es aber dennoch unternehmen, nun wohlan, so wird er wohl ein Register, eine Chronik seiner Zeit zu Stande bringen, aber niemals ihre Geschichte!

Aber zu dieser allgemeinen Schwierigkeit treten für denjenigen, der sich vorzugsweise die Geschichte der deutschen Gegenwart zur Aufgabe macht, noch einige ganz besondere Schwierigkeiten hinzu.

Die allererste, allertrivialste Forderung, die man überhaupt an jeden Schriftsteller zu richten hat, gleichviel worüber er schreibt, diese nämlich, eine vollständige und erschöpfende Kenntniß seines Gegenstandes zu seinem Buche mitzubringen — auch diese allergemeinste, diese alltäglichste Forderung, für den Geschichtschreiber der deutschen Gegenwart ist sie dennoch in vielem Betracht eine unerfüllbare, unmögliche! Der Staat, dieses seiner Natur nach Allgemeinste, ist bekanntlich bei uns in Deutschland, wenige dürftige Ausnahmen abgerechnet, noch immer ein Geheimdienst, zu dem nur den Priestern selbst der Zutritt gestattet ist, und auch diesen nur in einer unendlichen Reihe von Abstufungen und Uebergängen. Der ungeheuren Mehrzahl des Volkes ist der Staat etwas Fremdes, Verborgenes, dessen Existenz sie nur merken in den Opfern, die er von ihnen fordert, den Beschränkungen, welche er ihnen auferlegt. Daß sie selbst es eigentlich sind, die ihn bilden, sogar daß es in Wahrheit gar keinen Staat giebt, als nur soweit er im Volke und seinem Bewußtsein, seiner Bildung, seiner Theilnahme lebendig wird und daß also alles Uebrige, was sonst noch dafür gilt, wohl Länder- und Menschenmassen, fürstliche Domainen, Rittergüter im Großen sein mögen, aber nur Staaten sind es nicht — diese an sich so einfache, so natürliche Wahrheit ist der Mehrzahl des deutschen Volkes kaum noch

Digitized by Google

jemals durch den Kopf gegangen. — In anderen, glücklicheren Ländern, wo der Staat nicht, wie bei uns, eingeschachtelt liegt in den Portefeuilles der Minister, den Archiven der Behörden, bis hinunter zu den Aktenmappen der Kanzleiboten, nein: wo er in heiterm, freiem Lichte des Tages, in der unmittelbaren Gemeinschaft der Bürger, sich entfaltet als ein lebendiger, wahrhafter Organismus — da, in den Verhandlungen der verschiedenen politischen Körperschaften, den Berathungen der Kammern, den öffentlichen Rechenschaftsablagen der Minister, ist auch dem Geschichtschreiber ein so reiches wie zuverlässiges Material geboten. Bei uns dagegen, Dank den siebenfachen Schleiern, hinter denen unsere Regierungsmaschinen sich bewegen, wird er, bei der größten Aufmerksamkeit, den sorgsamsten Forschungen, dennoch vielfach im Dunkeln tappen; er wird oftmals in Sachen, die durch ein einziges Aktenstück, einen einzigen jener officiellen Berichte, dergleichen z. B. dem britischen Parlamente tagtäglich vorgelegt werden, sofort zur vollsten Evidenz gebracht wären, seine Zuflucht nehmen müssen zu Gerüchten, Vermuthungen, halben Andeutungen.

Und glaube man ja nicht, daß dies nur immer in Dingen von untergeordnetem Interesse der Fall sein wird, in jenen kleinen nebensächlichen Specialitäten, jenen Arabesken gleichsam der Geschichte, welche es zwar wohl recht angenehm ist zu wissen, die jedoch auf die Auffassung und den Zusammenhang der Begebenheiten keinen Einfluß üben, oder auch nur in denjenigen Verhältnissen, die man in speciellem Sinne als diplomatische zu bezeichnen pflegt, den Verhältnissen zu auswärtigen Mächten, wo denn allerdings, bei der unaussprechlichen Verkehrtheit, um nicht zu sagen, Verderbtheit dessen, was die Welt heutzutage Politik nennt, List, Täuschung und in ihrem Gefolge Geheimnißthuerei gesetzlich sind ... Kein Dieb wird verurtheilt, ohne daß er darum weiß: aber daß der öffentlich garantirte Rechtszustand durch geheime Vereinbarungen in Frage gestellt wird, daß Verfassungen bedroht, Umwälzungen vorbereitet werden, daß eine ganze große Nation auf Generationen hinaus für unmündig erklärt wird — das allerdings (man erinnere sich an die geheimen Verhandlungen des Bundestages von 1832, sowie an die Wiener Ministerconferenz von 1834) kann in Deutschland geschehen, ohne daß die Nation nur eine Ahnung davon hat, geschweige denn ihre Historiker.

Digitized by Google

Und nun die Zeitungen, diese so reichhaltigen, so wichtigen Quellen der Zeitgeschichte! wichtig hauptsächlich deshalb, weil sie neben der positiven Kunde der Ereignisse zugleich jenen feinen geistigen Hauch, jenen Duft gleichsam der Zeitstimmung festhalten, unter welcher dieselben sich zugetragen und den auch die gelehrtesten, die geistreichsten Bücher niemals ersetzen können. Denn Bücher geben bloß Resultate, Zeitungen aber, diese leichten, luftigen und doch so treuen, so dienstbaren Begleiter der Stunde, lassen uns erkennen, wie dieselben zu Stande gekommen; Bücher geben Gewordenes, Zeitungen das Werden selbst.

Allein man weiß auch, wie weit die deutschen Zeitungen, eingeengt und der Möglichkeit einer freien, würdigen Haltung beraubt durch die armselige Beschaffenheit unserer Preßverhältnisse, hinter dieser ihrer großartigen Bestimmung zurückgeblieben sind. Die Mehrzahl unserer Zeitungen ist wichtiger durch das, was sie verschweigt, als was sie ausspricht; man kann leichter aus ihnen lernen, was der Zeit gefehlt hat, als was sie besessen.

Auch diese Quelle daher, die bei anderen Völkern — Völkern, welche zwar nicht die Druckerpresse erfunden haben, wie wir, aber die einen bessern Gebrauch davon zu machen wissen, als die Erfinder! die sich nicht rühmen können, die erste Zeitung hervorgebracht zu haben, gleich uns, aber die besser wissen, was Zeitungen sind und können, als wir —! Auch diese Quelle, sage ich, die bei anderen Völkern, welche sich der Segnungen einer freien Presse erfreuen, nöthigenfalls den Mangel aller übrigen ersetzen könnte, ist für den Geschichtschreiber der deutschen Gegenwart nur in sehr geringem, sehr dürftigem Maße vorhanden.

Und so bleibt ihm denn nichts Anderes übrig, als die Lücken seines Gedächtnisses mit wenig einzelnen Notizen, hier und dort, wie er sie eben auffraffen kann, spärlich auszufüllen, als umherzuhorchen und zu lauschen, bei Diesem und Jenem, und sein Buch, gleich den Machwerken der Antiquitätenkrämer, aus abgerissenen Bruchstücken, aus Vermuthungen und Hypothesen mühsam zusammenzusetzen — und bei alledem noch immer sich niedergedrückt zu fühlen durch das Bewußtsein, daß sein Stoff lückenhaft, seine Kenntniß unzureichend, seine Anschauung mangelhaft. — Es begreift sich, daß diese mühselige, kümmerliche Entstehungsweise auf die gesammte Haltung sei-

Digitized by Google

nes Werkes nicht ohne Einfluß bleiben kann; es begreift sich, daß ein Buch, von diesem Ursprung, ein Buch, so gleichsam im Winkel, hinter der Thür gezeugt, niemals jene frische Lebendigkeit haben wird, jene Einheit der Auffassung, jenen hinreißenden Schwung der Darstellung, wie etwa die gleichartigen Werke unserer Nachbarn, der Franzosen.

Und endlich begreift es sich hienach auch, daß Irrthümer, Auslassungen und Entstellungen die unvermeidliche Mitgift dieser Bücher sein werden und daß selbst jene gemeinste, jene nothdürftigste Wahrheit, die Wahrheit der Thatsachen, nicht völlig gesichert ist: um wie viel weniger denn jene höhere, die Wahrheit der geistigen Auffassung.

Aber die Schwierigkeit geht noch viel weiter. Nehmen wir auch hier für den Augenblick einen Fall an, der freilich in Wirklichkeit niemals eintreten wird. Nehmen wir an, der Geschichtschreiber hätte, durch irgend eine besondere Gunst des Zufalls, durch Studium, Bekanntschaften, persönliche Stellung, ich weiß nicht wodurch, sich wirklich eine vollständige, erschöpfende Kenntniß unserer neuesten Geschichte tief hinein in ihre geheimsten Motive, ihre verborgensten Windungen, erworben; nehmen wir meinetwegen an, ein Engel (und etwas Geringeres würde es allerdings nicht thun) wäre herabgestiegen vom Himmel und hätte ihm die sieben Siegel deutscher Staatskunst gelöst; nehmen wir ferner an, daß zu dieser erschöpfenden Kenntniß bei dem Schriftsteller selbst sich auch der entschiedene Wille, der Muth, die Fähigkeit gesellte, Alles, was er wüßte, nun auch völlig unverkümmert und ungeschminkt, vollständig herauszusagen — was gilt die Wette?! so würde, vorausgesetzt, daß der Autor sein Buch wollte in dem Lande erscheinen lassen, für das es geschrieben ist, in Deutschland, nichts desto weniger der Engel sich sehr vergeblich bemüht haben! so würde diese erschöpfende Kenntniß, dieser brennende Wahrheitstrieb, dieser männliche Muth, diese glückliche Fähigkeit, es würde Alles doch nur ein todtes Kapital bleiben!

Und das aus dem ganz einfachen, ganz prosaischen Grunde, weil die Censur ....

Allein der Leser erläßt uns gewiß, diesen Satz zu vollenden, geschweige denn, daß er hier noch einen detaillirten Nachweis der Schwierigkeiten erwartet, welche einer vollständigen und wahrhaften Geschichte unserer Gegenwart von Seiten der Censur entgegenstehen.

Digitized by Google

Schande genug für uns, daß unsere Preßverhältnisse sind, wie sie sind; es hieße diese Schande vermehren, wollten wir noch erst zu beweisen suchen, daß es eine ist.

Kehren wir zu unserm Gegenstande zurück. Ich habe oben angedeutet, wie schwierig, wenn nicht gar unmöglich es für den Geschichtschreiber der Gegenwart fällt, seinen Standpunkt, wenn nicht außerhalb der Parteien, doch so zu nehmen, daß er allen Parteien gerecht wird und sich überall eine gleichmäßige Unbefangenheit, gleichmäßige Treue der Auffassung bewahrt. — Auch in dieser Hinsicht ist der Schriftsteller einer politisch gebildeten, politisch lebendigen Nation, der französische, der englische, der amerikanische Schriftsteller, ungleich besser gestellt als der deutsche. Nicht als ob es in England oder Frankreich oder gar in Nordamerika leichter für ihn wäre, keine Partei zu nehmen. Im Gegentheil, es nimmt dort Alles Partei; gleich den schaffenden Kräften der Natur, in ewigem Widerstreit, verkörpert, in sichtbaren Massen, steht dort Ansicht der Ansicht, Ueberzeugung der Ueberzeugung, Leidenschaft der Leidenschaft gegenüber und hilft eben dadurch den Staat, diesen köstlichen Leib der Freiheit, zu Stande bringen.

Aber wo Alles Partei nimmt, darf es auch der Schriftsteller; wo Niemand neutral ist, wird Neutralität auch dem Historiker nicht zugemuthet. Es ist eine Waare, die Niemand verlangt und die daher auch Niemand führt. Oder wo Jemand sie führen wollte, würde sie keinen Preis haben.

Also nicht zwar leichter ist es in jenen Ländern, unparteiisch zu schreiben: aber der Schade ist bei Weitem geringer, ja es giebt Fälle, in denen der Autor nur sein Recht, ja seine Pflicht übt, wenn er parteiisch schreibt. Die Parteien sind dort eben wirkliche concrete Größen, die sich gegenseitig anerkennen und wäre es auch nur darin, daß sie einander zu vernichten suchen. Auch der einseitigste Schriftsteller hat noch immer eine Partei hinter sich, eine wirkliche, im Volk existirende, die seine Ansichten theilt, seine Urtheile billigt; auch die schroffste Auffassung, die gewagteste Behauptung findet noch immer ihr Publikum, das sie theilt und anerkennt. Selbst die Irrthümer eines Schriftstellers, soweit dieselben aus der Einseitigkeit seiner politischen Ueberzeugung hervorgehen, sind nicht bloß seine persönlichen, nicht bloß die Irrthümer eines einzelnen, beschränkten oder

Digitized by Google

böswilligen Menschen: es sind zugleich Factoren des öffentlichen Lebens, es sind die Irrthümer einer Partei, die in diesem Irrthum ihre Wahrheit findet.

Das hört sich nun, so nackt hingestellt, ganz erschrecklich an, zumal für das loyale, friedlich gewöhnte Ohr eines Deutschen. Allein die Sache verliert ihr Abschreckendes, sobald wir bedenken, daß in einem gesunden und wohlgeordneten Staate (wenn auch nicht wohlgeordnet nach den Begriffen unserer Polizei) allen Parteien das gleiche Recht zusteht, daß immer einer Richtung eine andere gegenübersteht und daß jede, eine gegen die andere, dieselbe Taktik übt. Dadurch, indem (daß wir es so ausdrücken) dieselbe Einseitigkeit von allen Seiten geübt wird, gleicht die Sache sich nicht nur vollkommen aus: sondern die Nation hat auch den ungeheuren Vortheil, den ganzen Reichthum ihrer Kraft, die ganze Fülle ihrer Richtungen gleichmäßig entfaltet, sich, so zu sagen, nach allen Seiten hin gleichmäßig ausgearbeitet und dadurch ein volles Bewußtsein ihrer selbst gewonnen zu haben.

Der Schriftsteller speciell aber hat den Vortheil, den Standpunkt, den er nun einmal einnimmt, vollständig einnehmen, die Richtung, der er nun einmal angehört, mit gutem Gewissen vollständig, bis zu ihren äußersten Zielen, durchlaufen zu können. Welf oder Ghibellin, gleichviel, er darf, was er ist, ganz sein; er braucht nicht, in falscher Sentimentalität, den Pelz zu waschen, ohne daß er ihn naß macht; er braucht nicht, wenn ihm ein Ding schwarz erscheint, erst Reih' herum seine ergebensten Complimente zu machen und um Entschuldigung zu bitten bei allen denen, die es vielleicht für roth oder blau oder grau ansehen . . . Wir sehen es schwarz an? Nun gut, so ist es schwarz! Sind Andere anderer Meinung, so mögen sie sich melden und ihre Behauptung verfechten: so wird aus dem Satz und Gegensatz der Meinungen schließlich die Wahrheit hervorgehen, wie aus dem Widerspruch des sich kreuzenden Lichtes die Herrlichkeit der Farben, wie die Harmonie des Orchesters hervorgeht aus dem Wettstreit der Instrumente; so wird, wenn diese Fluth verrauscht, dieser Sturm verflogen ist, endlich, in beruhigtern Zeiten, auch der Richter nicht fehlen, der die Acten zum Spruche sammelt und die Entscheidung fällt!

Digitized by Google

Man verstehe uns recht: es ist nicht der Zweck des Menschen, immer Sauerstoff ein- und Stickstoff auszuathmen; aber es ist das Mittel, wodurch er lebt, es ist die Art und Weise, wie der Prozeß seines Daseins sich vollzieht. Es ist auch nicht der Zweck und die letzte Aufgabe des Staates, Partei gegen Partei zu stellen: aber es ist die Art und Weise, wie der Staat sich entwickelt, es ist der Weg, auf dem er sich seinen höchsten Aufgaben nähert, es ist das Mittel, durch das er sich lebendig erhält.

Und ebenso sind wir keineswegs gesonnen, dem Parteischriftsteller die Krone des Geschichtschreibers zuzusprechen oder überhaupt nur Parteischriften für wahre Geschichtswerke zu halten. Aber daß sie sehr werthvolle, sehr unentbehrliche Bausteine bilden für künftige Geschichtswerke, daß ein Volk und eine Zeit, die sich keinen unmittelbaren Ausdruck zu verschaffen weiß in Parteischriften, auch niemals hoffen darf, in einem wahren Geschichtswerk verklärt zu werden; endlich daß der Schriftsteller glücklich zu preisen ist, der, in dem Bewußtsein, einer in seinem Volk lebendigen Partei anzugehören, dieser Partei zu vollem, energischem Ausdruck ihrer Ueberzeugungen verhelfen darf — dieser Meinung sind wir allerdings.

Das Alles nun ist bei uns in Deutschland völlig anders. Wir haben keine Parteien — nicht, wie man hie und da wohl klagen hört, weil die Polizei uns nicht erlaubt, Parteien zu bilden oder weil der Deutsche von Haus aus zu friedfertig oder zu gediegen oder zu weltbürgerlich oder was sonst ist, um an dem „wüsten Treiben der Parteien" seine Freude zu finden: wäre unser öffentliches Leben auf dem Punkt der Entwicklung angelangt, wo es sich in Parteien zerspalten muß, mit derselben Nothwendigkeit, wie die Knospe sich spaltet, um zur Frucht zu reifen, mit Einem Worte, wären wir so weit, daß wir Parteien bilden könnten, bilden müßten, so würde keine obrigkeitliche Vorschrift uns daran hindern — und ebenso wenig die vermeintliche Neutralität der deutschen Natur, die überdies, wenn wir einige frühere Epochen unserer Geschichte ansehen, noch gar nicht so außer allem Zweifel ist, wie man zu glauben, vielleicht auch zu wünschen scheint.

Aber wir haben keine Parteien, weil diejenigen Sphären, in denen das nationale Bewußtsein sich ehemals bewegte und in denen es denn allerdings auch recht stattliche Parteien gegeben hat, zuerst

Digitized by Google

die theologische, dann die literarische Sphäre, aufgehört haben, unser Interesse auszufüllen und weil zweitens die neue Sphäre, zu der wir allmälig übergehen, die Sphäre des politischen Bewußtseins, der Mehrzahl der Nation noch zu neu, zu fremd, zu ungewohnt ist, um ihr Interesse bereits zu fesseln. Für die alten Interessen, Theologie und Literatur, sind wir bereits zu abgestorben, für das neue, das Interesse des Staates, noch nicht entflammt genug; in jenen sind wir schon zu sehr Greise, in diesem noch zu sehr Kinder, um die Gluth männlicher Leidenschaft, männlicher Kampflust zu empfinden; die alten Parteien, theologische und literarische, haben sich überlebt, und zu neuen, politischen, haben wir es noch nicht gebracht. Gleich Kindern, die vom Breisüppchen entwöhnt worden und denen doch Brod und Fleisch noch nicht schmecken will, befinden wir uns in einer gewissen Uebergangsperiode, einer Art geistiger Mauserung: und es ist eine naturhistorische Thatsache, daß Vögel, die sich mausern, allemal sehr isolirt und traurig dastzen.

In solcher Isolirtheit befinden denn auch wir uns. Erst indem das Erz, viel tausend kleine eckige, zusammenhanglose Kiesel, in die Gluth des Ofens geworfen wird, schmilzt das Verwandte zusammen, scheidet sich Feindseliges, tritt die Mischung des Erzes selbst zu Tage. Diesem Feuerbade, und ob es ein Feuer gemeinsamer Noth, gemeinsamer Gefahren wäre, sehnen wir uns bis jetzt noch vergeblich entgegen; wir liegen noch hart und eckig, vereinzelt, mit ungeschiedenen Elementen, neben einander und wo zwei aneinanderstoßen, da, im besten Falle, giebt es Funken, die doch nirgend etwas zu zünden finden. Als ob die staatliche Zersplitterung, in der wir seit Jahrhunderten gelebt haben, sich repräsentiren müßte, durch alle Abstufungen hindurch, bis in jedes einzelne Individuum: so kennt der Deutsche auch in politischen Dingen dermalen noch kein größeres Vergnügen, als, mit Respect zu sagen, „ein Narr zu sein auf eigene Hand!“ so kann auch der querköpfigste Brite, voll Grillen und Launen, doch niemals halb so ungesellig, so eigensinnig, so unduldsam, noch auch der ahnenstolzeste Hidalgo von ganz Spanien so umständlich, so reizbar, so dünkelhaft sein, als der lammfromme, der gutmüthige, der bescheidene Deutsche wird, überall da, wo es sich um die Auffassung öffentlicher Verhältnisse, um politische Ansichten, Zwecke, Mittel, Urtheile, Personen handelt! — Kein eigensinnigeres

Digitized by Google

Geschlecht bekanntlich als das Geschlecht der Autodidakten, Personen, welche ihr Erlerntes auf ihre Weise, außerhalb des gewöhnlichen Bildungsweges, erworben haben und denen nun dafür auch jedes Geringste, das sie kennen, jedes Kleinste, das sie wissen, so werthvoll, so unschätzbar ist, daß sie kein Pünktchen übern J davon vermissen möchten, ja daß sie es für unmöglich halten, es könne irgend Jemand dasselbe wissen, wie sie, oder wenn dasselbe, doch gewiß nicht so gut und am Allerwenigsten so gründlich. Von dieser Art Autodidakten scheinen, was unsere politische Bildung betrifft, auch wir Deutsche zu sein. Und allerdings, wir haben, dem Himmel sei es geklagt, das Recht dazu, da wir offenbar politische Autodidakten sind. Wenigstens wüßte ich nicht, daß man uns viel Unterweisung und Aufmunterung gegeben hätte: und in der einzigen Schule, die uns bisher offen gestanden, die Schule des Unglücks und der Irrthümer, haben wir, wie es die leidige Sitte des Menschen zu sein pflegt, nichts gelernt. — Daß zuletzt viele Tropfen auch einen Stein aushöhlen, daß vereinte Kräfte stark machen, daß man einander in Nebensachen etwas nachsehen muß, um in den Hauptsachen desto fester zusammenzuhalten — das sind Wahrheiten, die vielleicht in jeder Kinderfibel stehen: aber in dem politischen Katechismus der Deutschen scheinen sie bisher noch nicht zu stehen. Oder wenn sie darin stehen, so sind sie doch nur sehr Wenigen bekannt und werden von noch Wenigeren gehalten.

Wie also das Parteitreiben anderer, politisch gebildeterer und selbständigerer Völker gar nicht so gefährlich ist, als es uns erscheint, so dürfte auch die deutsche Unparteilichkeit, bei Lichte besehen, lange das Gut nicht sein, für das wir sie halten. Ja wenn es nur wirklich Unparteilichkeit wäre! Wir haben keine Parteien, es ist wahr: aber nicht aus übergroßer Einigkeit, sondern im Gegentheil, aus übergroßer Zersplitterung. Wäre der alte Sophist im Rechte und wäre es wahr, was er durch seinen bekannten Trugschluß erweisen wollte, daß „Eins eine Menge macht", gebt Acht, was wir für Parteien hätten! Nämlich gerade so viel als Köpfe. Der Deutsche ist, der großen Mehrzahl nach, nur unparteiisch in Bezug auf seine eigene Meinung — was denn allerdings ein sehr kleines Verdienst ist; gegen alle anderen Meinungen ist er von vorn herein argwöhnisch, kritisch, unduldsam. Er bekämpft sie nicht, aber er bezweifelt sie; er stellt

Digitized by Google

sich ihnen nicht entgegen, aber er stellt sich auch nicht zu ihnen. Er verlangt von seinen öffentlichen Charakteren, daß sie Consequenz, Energie, Tapferkeit haben sollen: aber wo Einer sie nun wirklich hat, da schreit er Zeter und nennt die Consequenz Eigensinn, die Energie Trotz, die Tapferkeit Tollheit. Er spielt den Großsinnigen und muntert seine Schriftsteller auf, sie sollten Männer sein und „den Muth einer Meinung" haben; aber die Geduld, eine Meinung anzuhören, die Ruhe, sie zu prüfen, die Entsagung, sich ihr unterzuordnen, wo sie die richtige ist — er selbst besitzt sie nicht.

So kommt es, daß Deutschland, unter allen Ländern der civilisirten Welt, in diesem Augenblick dasjenige ist, wo die wenigste politische Bildung, das wenigste öffentliche Interesse, die wenigste historische Einsicht herrscht — und doch die meiste politische Hohlheit, die meiste Poltronnerie, die meiste Aberweisheit; es kommt auf diese Weise, daß keinem Volke mehr Hingebung, mehr Einigkeit, mehr compacter Zusammenhalt nöthig wäre — und daß im Gegentheil keines unzugänglicher, spröder, separatistischer ist, als wiederum das deutsche.

Es ist klar, daß unter diesen Umständen der Schriftsteller, der es unternimmt, ein Gemälde unserer Gegenwart zu entwerfen, sich in einer höchst schwierigen Lage befindet; ja was sag' ich in einer schwierigen, vielmehr in einer unmöglichen! Da mag seine Absicht noch so rein, seine Auffassung noch so wahr sein: man wird mit dem Schreckensrufe: Partei! Partei! die Reinheit der einen in Zweifel ziehen und die Wahrheit der anderen verdächtigen.

Und das nicht mit Gründen und Beweisen, sondern schlechthin, weil er die ungeheure Frechheit gehabt hat, überhaupt eine Ansicht und eine Auffassung zu haben. Die Einen werden hier zu viel Licht, die Anderen dort zu wenig Schatten, Niemand aber wird sich getroffen finden. Man wird ihm Vorwürfe machen und es ihm anrechnen als einen Beweis ungeheurer Parteilichkeit, daß er die Sache von diesem und nicht *zugleich auch* von jenem Standpunkt betrachtet, das Grade grad und nicht *auch* krumm, das Schwarze nicht *zugleich* weiß genannt hat. Man wird ihm nachweisen, daß er hier eine Jahreszahl verwechselt, dort einen Namen ausgelassen hat, und wird sich der angenehmen Ueberzeugung getrösten, mit diesem Nachweis zugleich die Ansichten des Schriftstellers umgestoßen, seine Urtheile widerlegt, seine Grundsätze vernichtet zu haben. Man wird

Digitized by Google

endlich in diesem Allen nur einen neuen Beweis von der Vortrefflichkeit und unumstößlichen Wahrheit seiner eigenen Ansicht finden — einer Ansicht, natürlicher Weise, die viel zu wahr, viel zu vortrefflich ist, als daß sie noch erst nöthig hätte, überhaupt nur ausgesprochen zu werden. —

Und wenn es nur dieser Mangel des äußeren Erfolges wäre! Er wäre niederschlagend, gewiß, aber er ließe sich verschmerzen, schon darum, weil man noch immer hoffen dürfte, ihn doch wenigstens von Anderen erreicht zu sehen.

Allein bei dieser wunderlichen Mischung von Theilnahmlosigkeit und Uebersättigung, Apathie und Fanatismus, Pedanterei und Frivolität, welche dem dermaligen Stande unserer politischen Bildung eigenthümlich ist, kann es gar nicht ausbleiben, daß nicht bloß die Wirkung der Bücher, nein, auch die Kraft des Schriftstellers selbst darunter litte. Eine Krankheit, die so allgemein ist, wie sollte sie dazu kommen, nur den einzelnen Schriftsteller zu verschonen? An alle Thüren pocht, alle Kräfte lähmt, alle Herzen erkältet sie — und nur an der Zelle des Gelehrten, an dem einsamen Pult des Geschichtsforschers sollte sie vorübergehen? Schwerter macht sie stumpf und verkehrt Blut in Eis — und nur die Feder des Schriftstellers sollte sie nicht abstumpfen, nur die Schwärze seiner Tinte nicht zersetzen?!

Nein, wir leiden alle unter demselben Fluche, stehen alle in derselben Verschuldung! Auch der Schriftsteller selbst, indem er sich verlassen weiß von Allem, was ihn tragen sollte, gleich Schwingen: von der Theilnahme eines politisch lebendigen Volkes, von der Energie der Parteien, der Begeisterung der Massen; indem er rings umher nur kritisch gezogene Brauen, gerümpfte Nasen, zuckende Achseln sieht; indem er zum Voraus weiß, daß sein Buch nur immer ein Buch bleiben wird, eine Zerstreuung müßiger Leute, ohne jemals aufzulodern in der erhabenen, der Flamme einer That — auch der Schriftsteller, wie wäre es anders möglich?! wird sich in seinem Muth, seiner Sicherheit, seiner Begeisterung erschüttert fühlen; er wird anfangen, zweifelhaft, ängstlich, ungewiß zu werden; er wird sich umschauen nach rechts und links und oben und unten, um rechts und links und oben und unten genug zu thun, selbstredend, ohne seinen Zweck auch nur im Allergeringsten zu erreichen; kurz gesagt, er wird so werden, wie er sein muß, um unserm Publikum zu gefal-

Digitized by Google

len, vorausgesetzt nämlich, daß dasselbe schon so weit wäre, um in politischen Dingen jemals an irgend etwas ein entschiedenes Gefallen zu finden.

Oder auch er wird das Beispiel, das ihm überall in Deutschland vor Augen steht, befolgen und wird, statt sich auf die Thatsachen einzulassen und, in gegenseitiger Auseinandersetzung, eine Verständigung der Ansichten zu erstreben, das deutsche Vorrecht, in allen Dingen „seinen Kopf für sich zu haben“ (das heißt natürlich, nur theoretischer Weise!) auch für sich in Anspruch nehmen; er wird populäres Verständniß, praktische Wirkung als einen Gesichtspunkt literarischer Pfuscher und Bönhasen mit gebührender Verachtung bei Seite setzen, um desto ungehinderter das Steckenpferd seiner Privatgrille zu tummeln; er wird, mit Einem Worte, in der gesammten Geschichte der Gegenwart nichts sehen, als einen Schüler, den er ins Examen, das Examen seines Systems, seiner Doctrin zu nehmen hat: will der Schüler fleißig in verba magistri schwören, wohl ihm, so soll er gepriesen werden. Aber folgt er andern Göttern nach und die Rechnung stimmt nicht, hinweg mit ihm! so ist es ein verwilderter Bube, für den die Feder sich sofort zur Ruthe verwandeln muß.

Und so geht, was begonnen ward in Begeisterung und frischem Muthe, in gelehrtem Dünkel, kleinlicher Eitelkeit kläglich zu Ende und nichts ist gewonnen als eine neue Bestätigung für die alte Lehre, die uns seit Langem von allen Gassen, allen Plätzen entgegentönt, nämlich daß wir Deutsche zur Geschichte keinen Beruf haben, weder praktisch noch theoretisch, und daß unsere Schriftsteller so wenig schreiben können, wie unsere Bürger handeln. — —

Und endlich was das Bedenklichste ist von Allem! Wir haben im Obigen selbst von einer Entwicklung Deutschlands seit dem Jahre vierzig gesprochen, sogar wir haben die Entwicklung, welche insbesondere Preußen in dem gedachten Zeitraume genommen, eine bedeutende genannt, die bedeutendste vielleicht unter allen Staaten Europa's. Wir gedenken auch hier nichts von diesen Ausdrücken zurückzunehmen. Aber so weiß ja ein Jeder, daß groß und klein, bedeutend und unbedeutend relative Bezeichnungen sind, bei denen es allemal erst auf den Maßstab ankommt, welchen man anlegt. Fassen wir denn die deutschen Begebenheiten während dieser letzten sieben Jahre genauer

Digitized by Google

ins Auge: eine lebendige Entwicklung, o ja — aber vielleicht nur deshalb, weil die zunächst vorhergehende Periode überhaupt eine Periode des Zerfalls, des Stillstands, der Erstorbenheit war? die bedeutendste Entwicklung in Europa — aber vielleicht nur deshalb, weil die europäische Menschheit sich in diesen letzten sieben Jahren überhaupt nur sehr wenig entwickelt hat? weil der große Pan schläft? weil die Geschichte im Ganzen sich in einer jener Epochen der Abspannung, der Erschlaffung befindet, welche so wenig im Leben der Völker fehlen, wie in dem der Einzelnen?!

Und das ist denn in der That das Verhältniß. Man muß die ganze Verkommenheit unserer politischen Zustände in Anschlag bringen, man muß in Anschlag bringen, daß namentlich Preußen seit mehr denn zwanzig Jahren aller Bewegung, aller Entwicklung abgestorben war, um in diesen leisen Regungen, dieser allmäligen Gährung der vierziger Jahre überhaupt eine Entwicklung, eine Bewegung zu erkennen; man muß bedenken, daß wir, genau genommen, noch niemals eine rechte Geschichte gehabt, uns noch niemals so recht als Volk gefühlt haben, um die kleinen, jugendlichen Ansätze geschichtlichen Lebens, die zerstreuten, dürftigen Anfänge volksthümlichen Bewußtseins, die in den letzten Jahren in uns aufgedämmert sind, überhaupt für etwas zu halten. Unter den Blinden, das versteht sich, ist der Einäugige König,; für ein Kind, das seine Gliedmaßen überhaupt noch nicht zu brauchen weiß, ist es schon ein recht erkleckliher Fortschritt, wenn es nur erst anfängt, auf allen Vieren zu kriechen. Aber ist darum der Einäugige ohne Gebrechen? ist Kriechen darum Gehen? Es ist die beste Welt bekanntlich, in der wir leben, darum, weil es keine andere für uns giebt; aber daß sie deshalb auch wirklich schon eine vollkommene wäre, ja daß sie überhaupt nur viel taugte, wer möchte es behaupten?!

So auch mit unseren letzten sieben Jahren. Wer an dieselben heranträte in der Meinung, hier nun wirklich dasjenige zu finden, was man gemeinhin Geschichte nennt, und was in der That den Zauber derselben bildet: gewaltige Ereignisse, großartige Charaktere, die Welt in Umschwung, ein Drama voll Leidenschaft und That — bekennen wir offen, er würde sich garstig getäuscht sehen! Auch die Geschichte dieser letzten sieben Jahre vermag die politische Unreife, in der die deutsche Nation sich dermalen noch befindet, nicht zu ver-

Digitized by Google

leugnen. Auch hier müssen noch in den meisten Fällen Meinungen die Thaten, Hoffnungen die Erfüllungen, Träume die Wirklichkeit ersetzen. Auch hier ist das Aeußerste, wozu wir es bringen, daß wir unsere Bedürfnisse allmälig einsehen lernen, weit davon, daß wir ihnen deshalb auch schon Abhilfe brächten. Auch hier begegnet es uns, daß wir als äußerstes, verwegenstes Ziel unserer Bestrebungen Dinge setzen, von denen andere, politisch reifere Völker, als von etwas sich von selbst Verstehendem, vielmehr ihren Ausgang nehmen: wir legen die Waffen nieder, wo Andere sie erst aufheben; wir stehen auf vom Tische und schieben unseren Teller bescheiden zurück, wo andere, minder knapp gewöhnte Nationen erst rechten Appetit bekommen.

Und diese Geschichte, die im Grunde noch gar keine ist, soll nun noch obenein ihren Geschichtschreiber bekommen? Und an diesem Pygmäenkriege, dieser Ilias ohne Hektor und Achill, dieser Odyssee, in der nicht Odysseus, sondern die Freier das Feld behaupten, wollen wir noch zum Homere werden? Schlimm genug, daß wir nichts Größeres vollbracht haben: so wollen wir wenigstens nicht unserer Kleinheit noch ein Denkmal bauen! so wollen wir am Liebsten den Schleier der Vergessenheit ziehen über eine Zeit, die so wenig gethan hat, uns im Gedächtnisse zu bleiben! —

Es ist dies eine Ansicht, allerdings: und wer sich wohl fühlt in ihr, der mag sehen, wie weit er damit kommt. Was inzwischen den Verfasser des vorliegenden Werkes anbetrifft, so bekennt er offen, einer schnurstracks entgegengesetzten zu sein. Er vermag nicht einzusehen, wie eine Wunde davon heilen soll, daß man sie unaufgedeckt läßt; er glaubt nicht, daß man seine Schulden bezahlt, indem man unterläßt, sie anzuschreiben. Es ist eine sehr unvollkommene Welt, in der wir leben, die Sache ist richtig: aber wohlan, so rühren wir die Hände, so machen wir Anstalten, daß sie vollkommener wird! aber so thun wir dazu, wir, die wir unter ihren Mängeln leiden, sie besser zu machen! Si male nunc, non olim sic erit. Ist unsere politische Einsicht noch gering — ganz wohl, sie wird wachsen, sobald wir ihr die gehörige Pflege geben! unser Nationalgefühl noch schwach und klein — es wird stärker werden, sobald wir selbst unsere Kräfte üben! Kurzum, sind wir noch weit entfernt von dem Ziele eines freien, lebendigen, volksthümlichen Daseins, so werden wir uns ihm

Digitized by Google

nähern, indem — was? Ei nun ganz einfach: indem wir darauf losgehen.

Wer aber auf etwas losgehen will, der muß zuvörderst den Punkt kennen, auf dem er selbst augenblicklich steht. Selbsterkenntniß, Selbstbewußtsein — siehe da die Voraussetzung, die unvermeidliche, jeder freien, selbständigen Entwicklung, die Grundlage jeder wahrhaften That! Und das Beides, für einzelne Personen sowohl, wie für ganze Nationen. — Die Geschichte, in diesem Sinne aufgefaßt, ist nicht bloß Zeugin der Vergangenheit, sondern ebenso sehr auch Dolmetsch der Gegenwart, Prophetin der Zukunft. Es ist auch nichts in ihr, was zu klein, zu unbedeutend wäre, um unsere Begriffe zu erweitern, unser Bewußtsein aufzuklären: sie ist ein Lehrbuch der Völker, dem an Unerschöpflichkeit des Inhaltes, an Mannichfaltigkeit der Beispiele kein zweites zur Seite steht. Eine Zeit, die sich selbst begreift, ist eben dadurch auch ihrer weiteren Entwicklung gewiß; ein Volk, das seine Vergangenheit in lebendigem Bewußtsein trägt, versteht auch seine Gegenwart: und allemal, wer die Gegenwart versteht, beherrscht die Zukunft. —

Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, war es, daß der Verfasser den Plan zu dem vorliegenden Werke faßte; in ihr hat er den Muth gefunden, mit den ungemeinen Schwierigkeiten, von denen ein derartiges Unternehmen bei uns umgeben ist, und von denen ich die vornehmsten so eben des Näheren besprochen habe, in Kampf zu treten, auf die Gefahr hin, von ihnen erdrückt zu werden. In diesem Sinne wünscht er sein Buch auch vom Publikum aufgenommen. Es soll ein Spiegel sein, nichts weiter, unserer letzten Jahre, so vollständig, so treu, wie das nach den Umständen nun eben möglich ist. Ein Buch für Diplomaten und sonstige Männer vom Fach ist es nicht. Dem Verfasser haben, die Unmittelbarkeit des Selbsterlebten abgerechnet, keine anderen Hilfsquellen dabei zu Gebote gestanden, als die allgemein zugänglichen in Zeitungen, Broschüren und ähnlichen Schriften. Er darf sich selbst das Zeugniß geben, diese wenigstens mit einer Sorgfalt benutzt und ein Studium aus ihnen gemacht zu haben, so mühsam, so fleißig, als wäre es nicht die Geschichte der letzten sieben Jahre, nein, als wären sieben Jahrhunderte seitdem verflossen und es gälte, eine ganze versunkene Welt aus dem Staube der Bücher ans Licht zu ziehen.

Digitized by Google

Allein er kennt auch zu wohl die Unvollständigkeit, um nicht zu sagen Unzuverlässigkeit aller derartigen Quellen, ingleichen die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, um nicht völlig gefaßt darauf zu sein, daß bei alledem sich mancherlei Irrthümer und Unrichtigkeiten in sein Werk werden eingeschlichen haben. Es tröstet ihn dabei, erstlich, daß unter diesen Irrthümern doch nirgend ein absichtlicher ist, daß er vielmehr nach besten Kräften die Dinge so dargestellt hat — nicht, wie sie sind, das ist möglich: aber doch so, wie er im Stande gewesen ist sie zu sehen.

Und zweitens tröstet ihn, daß dergleichen unwillkürliche Irrthümer, Auslassungen, Verwechslungen ꝛc. gerade in einer Geschichte der Gegenwart noch am Leichtesten wiegen, insofern nämlich die Berichtigung hier leichter ist, als irgend anderwärts. Der Leser hat das ja Alles selbst miterlebt, er hat ja für Alles dieselben Quellen, kennt es ja ebenso genau, wie der Verfasser, ja vielleicht stellenweise noch genauer; er soll ja nirgend an eine Autorität glauben, im Gegentheil, der vornehmste Zweck des Buches besteht ja eben darin, ihn zu eigener Prüfung, eigenem Urtheil aufzumuntern.

Was ferner den politischen Standpunkt des Verfassers angeht, so ist er allerdings ein viel zu guter Deutscher, um darin nicht auch eine Art Querkopf zu sein und darin gleichfalls gewissen Systemen anzuhängen, gewisse Ansichten zu bekennen, die er allerdings ebenfalls den Eigensinn hat, für die allein richtigen zu halten. Er vermag in der Geschichte allerdings nichts Anderes zu erkennen, als den ewigen „Fortschritt in der Freiheit.“ Er glaubt allerdings auch, daß die gesammte Entwicklung der Welt kein anderes Ziel hat, als alle Völker, und in ihnen alle Menschen, frei und gleich und glücklich zu machen. Er glaubt allerdings, daß alle Macht und alles Recht im Staate allein im Volke liegt und nur von ihm übertragen wird. Er glaubt, daß eine Regierungsform um so besser ist, je gleichmäßiger, je vollständiger, je allseitiger der Antheil ist, welchen sie der Gesammtheit der Bürger an der Verwaltung des Staates zugesteht, und daß alle wirklich geschichtlichen Völker auch den Beruf haben, sich zu solchen Formen zu entwickeln. Er zweifelt endlich auch nicht, daß diese Wahrheiten, die vielleicht jetzt noch in manchen Ohren erstaunlich ketzerisch klingen, dereinst den ganzen Erdball be-

Digitized by Google

herrschen und sich verwirklichen werden in einer Reihe großer, glänzender Schöpfungen.

Allein ebenso weiß er auch, daß Rom nicht an Einem Tage erbaut ward; auch die schlechteste Frucht auf dem Felde, das gemeinste Unkraut am Wege will seine Zeit haben, in der es reift — um wie vielmehr erst die Blüthe des Völkerlebens, die goldene, die Frucht der Freiheit! Er weiß auch, daß, wie das Licht die Nacht, ebenso die Freiheit die Unfreiheit in sich trägt, als ihren nothwendigen Gegensatz, an dem und durch den sie selbst erst zur Erscheinung kommt. Er weiß, daß Aergerniß kommen muß, und kann daher auch nicht einmal in den Weheruf einstimmen über diejenigen, durch welche es kommt. Vielmehr er zuerkennt auch denjenigen, welche diese Ansichten, oder mit andern Worten, welche den Fortschritt der Zeit bekämpfen zu müssen glauben, auch dazu ihre volle geschichtliche Berechtigung; er schiebt ihnen ihren entgegengesetzten Standpunkt nicht als Verbrechen ins Gewissen, so wenig ihm einfällt, sich den seinen als Verdienst oder Tugend anzurechnen. Ja so felsenfest ist er überzeugt von dem schließlichen Siege der Freiheit und ihrer Allmacht, daß er schon jetzt auch in denen, welche dieselbe zu unterdrücken meinen, nichts Anderes zu erblicken vermag, als Werkzeuge ihrer selbst, als Diener, die ihren Willen thun müssen, ohne es zu wissen, und daß schon jetzt diese widerspruchsvolle, geknechtete, irrende Welt sich ihm verklärt zu einem einzigen, einem Festgedicht der Freiheit! —

Aber er weiß auch, daß nur diejenige Freiheit Werth hat, welche von den Völkern selbst errungen wird, und daß eine Nation, welche ihre Befreiung von etwas Anderem erwartet als ihrer eignen Arbeit, nicht werth ist, jemals frei zu werden.

Er glaubt ferner nicht, daß die Stimme der Wahrheit unverträglich ist mit derjenigen Ehrfurcht, welche die Sitte der Völker der jedesmaligen bestehenden Gewalt einräumt, noch diese mit jener. Er glaubt auch nicht, daß man, um für Tugend und Wahrheit und Recht zu glühen, nothwendig in Lumpen geboren sein muß, noch glaubt er, daß ein Herz, das vom Purpur überkleidet ist, schon deshalb allein für die Bedürfnisse der Zeit, für die Sehnsucht der Völker, den Ruf der Freiheit verschlossen ist. Er weiß auch, daß unter der Fahne des Fortschrittes sich nicht ausschließlich lauter reine, große, edelgesinnte

Digitized by Google

Charaktere verſammeln, oder daß unter der entgegengeſetzten nur Böſewichter und ſchlechte Menſchen zuſammenſtehen. Es will ihm auch nicht in den Kopf, daß das bloße Bekenntniß der Freiheit in leeren Worten, bloß mit den Lippen, mehr Werth haben und den Menſchen höher adeln ſoll, als ein tugendhaftes, thätiges Leben, ein Leben voll Gehorſam, Enthaltſamkeit, Aufopferung, zugebracht in uneigennützigem Dienſte der Gewalt. Er glaubt, daß geſündigt wird in Ilion und außerhalb; was aber allzeit Recht behält und unter allen Umſtänden, auch da ſogar, wo es äußerlich beſiegt wird, das iſt das eigene Herz, das ſeine Götter in ſich trägt und aus dieſem ſtolzen, glorreichen Bewußtſein die Kraft entnimmt, allen Wechſelfällen des Irdiſchen zu trotzen. —

Will man nun dies einen Parteiſtandpunkt nennen, ganz wohl, ſo muß der Verfaſſer es ſich gefallen laſſen. Und er kann es in der That um ſo ehe, als er ſich dabei rein weiß von jeder Art perſönlicher Leidenſchaft, ſogar von jeder perſönlichen Verſtimmung, geſchweige denn von Neid, Argwohn, Eigenſucht: ſo daß alſo, wo die Beſonderheit ſeiner Anſicht, die Beſchränktheit ſeiner Einſicht ihm ja die Freiheit der Auffaſſung verkümmern ſollten, ſeine Parteinahme doch wenigſtens nie aus unlauteren Motiven hervorgehen wird. —

Zuletzt noch ein Wort über den Titel des Buches. Derſelbe erinnert, ſehr zum Nachtheil des Unternehmens, an ein berühmtes und ausgezeichnetes Werk von verwandter Beſchaffenheit, das vor einigen Jahrrn in Frankreich erſchien und das in vielem Betracht allerdings als Muſter, wie man die Gegenwart ſchreiben ſoll, darf betrachtet werden. Wie geſagt, es iſt eine Aehnlichkeit, die nur zum Nachtheil des deutſchen Buches ausſchlägt: und eben darum erwähn' ich ſie, weil ich um Alles in der Welt nicht möchte für ſo närriſch gehalten werden, als hätt' ich können auf den Einfall kommen, mit dem berühmten Franzoſen zu wetteifern oder auch nur ihn nachzuahmen. Guter Himmel, die zehn Jahre von 1830 bis 1840 in Frankreich, Leidensjahre, Jahre des Irrthums, der Niederlage, es iſt wahr — aber auch dies Leiden noch wie erhaben, dieſer Irrthum noch wie glänzend, auch in dieſer Niederlage noch wie viel Größe, wie viel Adel, wie viel Hoffnung, daß man ja wahrlich blind ſein müßte, wollte man die kleine, glanzloſe Miſere unſerer letzten ſieben Jahre damit in irgend eine

Digitized by Google

Parallele bringen; nicht zu erwähnen den überströmenden Reichthum der Quellen, die Schärfe des politischen Blicks, die hinreißende Gewalt der Darstellung, in welchem Allen der französische Autor schlechthin jedem Deutschen unerreichbar bleibt, wie nun gar erst dem Verfasser dieses Werkes?!

Nein, die Veranlassung, gerade diesen Titel zu wählen, war viel einfacher. Erst eine sehr prosaische: weil es der am Nächsten liegende war, zugleich der kürzeste, der am Sichersten ins Ohr fiel.

Und dann zweitens eine, wenn man es so nennen will, mystische. — Ich gedachte nämlich an den Traum des Pharao, von dem in der Bibel erzählt wird, den Joseph ihm auslegen mußte, von den sieben fetten Kühen und den sieben magern, welche diesen folgten. Die Reihenfolge scheint diesmal umgekehrt: die sieben Jahre, Jahre der Hoffnung, der Verheißung, der Redensarten, haben wir hinter uns; werden die sieben fetten, die Jahre des Siegs, der That, der Erfüllung folgen?! —

Aber unsere Pharaone träumen nicht — und wenn sie träumten, fänden sie keinen Joseph — und wenn sie einen fänden, würden sie ihm nicht glauben. — —

So viel über Plan und Absicht des vorliegenden Werkes, so wie über dasjenige, was wir seine persönlichen Beziehungen nennen möchten. Wir lassen nun, zum Schluß dieser Einleitung, eine kurze Darlegung folgen der wichtigsten Veranlassungen und Motive, aus denen die von uns darzustellende Zeit sich entwickelte. Es versteht sich dabei von selbst, daß wir das Genauere der Thatsachen als bekannt voraussetzen und uns lediglich auf den geistigen Zusammenhang der Dinge, auf das Princip der Entwickelung selbst beschränken.

Und da ist es denn vor Allem nöthig, an dasjenige Ereigniß zu erinnern, welches in der That den Ausgangspunkt unserer ganzen gegenwärtigen Epoche bildet, ja von dem unsere ganze Gegenwart bis auf diese Stunde nur Ausführung und Folge ist: die französische Revolution.

Die französische Revolution bildet, vereint mit der Reformation, deren praktische Parallele sie ist, die Grundpfeiler der modernen Zeit, deren Charakter hinwiederum darin besteht, daß durch sie die Einsei-

Digitized by Google

tigkeit der mittelalterlichen Weltanschauung aufgehoben und ein neues, verklärtes Alterthum, ein neues Reich der Natur und der Menschheit, aber hindurchgegangen durch den Geist und wiedergeboren aus ihm, hervorgerufen werden soll.

Den ersten Schritt hiezu hatte die Reformation gethan: worunter wir hier nicht bloß das einzelne Auftreten Luthers oder überhaupt nur die eine theologische Seite verstehen wollen, sondern wir denken uns dabei die Gesammtheit jener Bewegungen, welche sich, polemisirend, kritisirend, vom dreizehnten Jahrhundert her, durch Italien, Frankreich, England, Deutschland erstreckten, und unter denen die Wiedererweckung der antiken Literatur, so wie ihre allmälige Einführung in das Volksbewußtsein, eine der ersten Stellen einnimmt. — Die Reformation stellte die Rechte des natürlichen Menschen gegen die Abstractionen des mittelalterlichen Christenthums wieder her; sie zerstörte die Autorität des Kirchenglaubens, sie führte, indem sie den Unterschied aufhob zwischen Laien und Priester und Gott zurückverlegte in die Innerlichkeit des Menschen, den Himmel zurück auf die Erde und heiligte aufs Neue die entgöttlichte Welt.

Es ist richtig, daß die Reformation sich mit dieser Aufhebung des Abstracten, Jenseitigen, selbst nur in einer abstracten, jenseitigen Sphäre gehalten, und daß auch ihr Himmel nur noch ein ziemlich ideeller ist. Aber ebenso richtig ist es auch, daß sie es an Versuchen, ihre Wahrheiten zugleich praktisch zu verwirklichen und mit der mittelalterlichen Kirche zugleich auch den mittelalterlichen Staat, den Staat der Autorität, der Entsagung, der blinden Unterwerfung, in Trümmer zu legen, nicht hat fehlen lassen. Wer das bezweifeln möchte, der gehe hin und sehe sich noch heut die gebrochenen Burgen, die zerstörten Schlösser an in Franken, Schwaben, am Oberrhein, der lese jene Artikel und Manifeste, welche der Bundschuh, die schwarzwälder Bauern, die Wiedertäufer ꝛc. erließen: und mit Ueberraschung wird er eingestehen müssen, daß die wichtigsten, die verwegensten Fragen unserer gegenwärtigen Gesellschaft auch schon, auf der Grenzscheide des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, den Zeitgenossen der Reformation nicht fremde waren.

Allein es ist ein ewiges Gesetz der Natur wie der Geschichte, daß jede Entwicklung schrittweise vor sich geht, und daß nie die höhere Stufe erstiegen werden kann, ehe nicht die vorhergehende vollständig

Digitized by Google

erreicht und überwunden ist: erhabene Lehre für jeden Einzelnen von uns, gleichfalls mit voller Seele uns dem hinzugeben, was wir als unser nächstes Ziel erkannt haben, und auf diese Art in die Beschränkung unsere Freiheit, in das Maß unsere Kraft zusetzen.

So auch die praktisch politischen Versuche des Reformationszeitalters blieben ohne Erfolg. Sogar sie dienten den Regierungen, die überdies mit Auflösung des bisherigen kirchlichen Hintergrundes jede ideelle Basis verloren hatten und zu reinen polizeilichen Veranstaltungen herabgesunken waren, zu erwünschter Veranlassung, die Zügel der Herrschaft nur um so fester anzuziehen und die neu erworbene Souverainetät mit um so größerer Strenge auszuüben. Der politische Absolutismus, die Gewaltherrschaft als Princip, stammt wesentlich aus der Zeit der Reformation. Der Staat fing jetzt an dieselben Entwicklungen durchzumachen, welche die Kirche so eben zurückgelegt hatte. Die Kirche war katholisch gewesen, der Staat wurde es; die Unfehlbarkeit des päpstlichen Ansehens war zerstört, aber an ihre Stelle jetzt trat eine zum Mindesten ebenso strenge, ebenso drückende, die Unfehlbarkeit der Fürsten. Die Geschichte der Völker, im Mittelalter voll Kraft, Leidenschaft und abenteuerlicher Bewegung, wird mit Einführung der Reformation einförmig, nüchtern, polizeilich zugestutzt; sie hört auf, überhaupt eine Geschichte der Völker zu sein, und wird statt dessen eine Geschichte der Könige und ihrer Dynasticen.

Dagegen nun desto reichlicher, in mannichfaltigster Fülle entwickelten sich die Anregungen der Reformation innerhalb des geistigen Gebietes selbst, in Wissenschaft und Kunst. Alle Blüthe moderner Literatur geht auf die Reformation, als ihren mütterlichen Boden, zurück. Sie ist um so kräftiger, um so nachhaltiger, je tiefer die Reformation ein Volk ergriffen, je innerlicher, je selbstthätiger es dieselbe durchgemacht hat: Frankreich, dessen Hugenottenkriege mit Unrecht in Vergessenheit gerathen sind, vor Allem aber Deutschland, bei welchem letzteren wir uns nur die Erlaubniß ausbedingen, unsere Literatur nicht als eine vollendete, fertige, im Gegentheil als eine werdende zu betrachten. Sie ist fragmentarisch, ungleich, scheinbar launenhaft, wo ein Volk die Reformation nur äußerlich, bruchstückweise durchgemacht hat: wie in England. Sie bleibt endlich ganz aus bei denjenigen Nationen, welche der Reformation überhaupt keinen Zutritt gestattet haben: Italien, Spanien.

Digitized by Google

Daher auch mit Eintritt der Reformation sehen wir einen völligen Umschwung in der geistigen Verfassung Europa's vor sich gehen. Der geistige Schwerpunkt, der bisher im Süden, zumeist in Italien lag, wird verlegt nach dem Norden, nach England, Frankreich, Deutschland; Rom, der Sitz der Kirche, der Mittelpunkt der Kunst, der Sammelplatz aller geistigen Cultur, wird seiner Weltherrschaft noch einmal, wie in alten Zeiten, von nordischen Eroberern beraubt: aber statt des Schwertes, das Brennus in die Wagschale warf, entscheidet jetzt das edlere, das Schwert des Geistes und der freien Forschung.

Aber es steht nicht blos geschrieben, daß im Anfange das Wort gewesen: der Evangelist setzt auch sogleich hinzu, daß das Wort Fleisch geworden. Dieser Vorgang aus der christlichen Mythologie wiederholt sich im Leben der Völker alle Tage. Auch hier noch immer, mit derselben Nothwendigkeit, wie sich die Blüthe zur Frucht entfaltet, reift der Gedanke zur That, die Literatur zum Leben; jede neue Weltanschauung gebiert auch eine neue Welt. — Indem die Reformation, wenn auch zunächst nur theoretischer Weise, im Reich des Geistes selbst, jede Autorität vernichtet hatte, indem sie den Gedanken auf den Thron der Welt erhob und Alles, was Dasein hatte, seiner prüfenden Schärfe unterwarf: so konnte es unmöglich ausbleiben, daß nicht allmälig auch die Welt der politischen Verhältnisse, die Bedingungen des bürgerlichen Zusammenlebens, mit Einem Worte, der Staat dieser Kritik unterworfen ward. Und weiter indem sie die erhabenen Ideen des Alterthums, die Ideen der Freiheit, der Menschlichkeit, in gereinigter Gestalt, in erneuten und erweiterten Umlauf brachte, so konnte es nicht fehlen, daß man nicht allmälig das Bedürfniß empfunden hätte, diese Ideen zu verwirklichen und seinem erweiterten, gereinigten Bewußtsein auch eine geläuterte, verschönerte Wirklichkeit gegenüber zu setzen.

Der erste namhafte Schritt hiezu ist in der französischen Revolution geschehen. Es ist noch gar nicht lange her, daß man der Philosophie (und zwar verstand man dabei unter Philosophie nicht sowohl die besondere Wissenschaft des systematischen Denkens, als überhaupt die Gesammtheit geistiger Cultur, wie dieselbe sich im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts entwickelt hat) . . . es ist, sage ich, noch gar nicht lange her, daß man der Philosophie allen Ern-

Digitized by Google

stes den Vorwurf machte, daß sie es gewesen, welche die französische Revolution hervorgerufen. Ja die Philosophen selbst, war es Mangel an Muth, war es mangelnde Einsicht in ihre eigene Stellung, waren Kindsköpfe genug, diese Anklage wirklich als solche aufzunehmen und mit Hand und Fuß sich aufs Eifrigste dagegen zu vertheidigen. — Heut zu Tage ist man über diese Beschränktheit nun wohl hoffentlich hinaus; man weiß jetzt, daß die Philosophie allerdings die Revolution gemacht hat: nicht zwar so, als hätten die Philosophen conspirirt und hätten die Guillotine aufgeschlagen und hätten dem Volke das Schwert in die Hand gedrückt — Ansichten, die, trotz ihrer unzweifelhaften Absurdität, in den Köpfen mancher deutschen Minister und Solcher, die es zu werden gedenken, doch noch keineswegs völlig erstorben sind! Aber sie hat Ansichten hervorgerufen, sie hat Ideen verbreitet, welche mit Nothwendigkeit auf die Revolution hinführten; aber sie hat einen Brand der Geister entzündet, an dessen erhabenen Gluthen auch das Gerüst des alten Staates nothwendig zu Asche brennen mußte.

Diese Universalität ihres Ursprungs — denn was ist universaler als der Gedanke? was allgemeiner, als die Nothwendigkeit des Geistes? — ist es denn auch, was der französischen Revolution ihren weltgeschichtlichen Charakter verleiht und sie zum Ausgangspunkt einer neuen Epoche im Leben der Menschheit macht: einer Epoche, die wir nicht kürzer und zugleich erschöpfender glauben bezeichnen zu können, als indem wir sie das politische Seitenstück der Reformation nennen, die Reformation übertragen auf das Gebiet des bürgerlichen Lebens. — Es liegt darin auch der Vorzug, der höhere Rang gleichsam in der weltgeschichtlichen Ordnung, welcher der französischen Revolution gebührt, verglichen mit der Losreißung der Niederländer von der spanischen Herrschaft und ihrer Constituirung als Republik, sowie mit der englischen Revolution unter Carl I., als den beiden namhaftesten Ereignissen, welche ihr aus früheren Zeiten etwa verglichen werden könnten. Beide diese gingen hauptsächlich aus localen Ursachen hervor; beide waren mehr Töchter äußerer Noth, als geistiger Freiheit; beiden fehlte jene Grundlage allgemeiner Principien, jener bewußte Zusammenhang mit der gesammten geistigen Entwicklung des Jahrhunderts, aus welchem die französische Revolution sich bildete. Beide darum, wie wichtig auch für die Ge-

Digitized by Google

schichte der betreffenden Völker, dürfen doch keinen Anspruch machen, als Wendepunkte der Weltgeschichte selbst betrachtet zu werden. Die eine war die Revolution Hollands, die andere die Revolution Englands: die französische Revolution ist die Revolution der Welt. Jene überschreitet die Grenzen Hollands nicht, diese bleibt auf ihrem Inselreich: die französische Revolution, die glorreiche Devise der Freiheit und Gleichheit im Banner, macht ihren Rundgang um die Erde.

Aber freilich dürfen wir dabei auch nicht außer Acht lassen, daß Frankreich damals bereits an der Spitze der literarischen Bildung stand. Die französische Literatur beherrschte nicht nur Europa, sie hatte nicht nur die geistreichsten Schriftsteller, die verwegensten Bücher hervorgebracht, sondern auch in Frankreich selbst, von allen Ländern der damaligen Welt, war literarische Bildung, literarisches Interesse bei Weitem am Gleichmäßigsten verbreitet. Die französische Literatur war am Meisten Eigenthum der Nation; treuer, vollständiger, als anderwärts, spiegelte sie den Charakter der Zeit, ihre Tugenden und Fehler, Bedürfnisse und Wünsche. Erhabenes Zeugniß von der ewigen Schöpferkraft des Geistes, daß gerade unter demjenigen Volke, welches die Blüthe der Kunst, den Flor der Wissenschaft am Eifrigsten gepflegt hatte, auch die köstliche, die Knospe politischen Lebens sich zuerst entfaltete! Denkwürdige Huldigung, dargebracht der Göttlichkeit der Ideen, daß gerade diejenige Nation, welche bisher den Vorsitz geführt hatte im Reich der Bildung, nun auch berufen ward, die Fahne der Freiheit durch die Welt zu tragen!

Das erste Land, welches die französische Revolution auf diesem Eroberungszuge berührte, war Deutschland. — Wie fand sie es? und wie nahm Deutschland sie auf?

Wir haben oben Deutschland als dasjenige Land bezeichnet, welches die Reformation am Gründlichsten durchgemacht; fast, im Hinblick auf die nächsten Resultate, möchte man sagen, zu gründlich. Lange Zeit ausschließlich mit der theologischen Seite der Reformation beschäftigt, war es erst gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts dahin gekommen, auch nur jene allgemeinen geistigen Consequenzen derselben zu ziehen, jene künstlerischen und wissenschaftlichen Anregungen zu spüren, welche in Frankreich bereits seit Langem in voller Entwicklung standen, ja die hier bereits, wie wir so eben gesehen

Digitized by Google

haben, den Uebergang zur Praxis des politischen Lebens gefunden hatten. Während die französische Literatur die Welt beherrschte, hatte Deuschland seit Kurzem erst angefangen, sich überhaupt eine zu bilden; während Aufklärung und Bildung in Frankreich bereits alle Klassen der Gesellschaft gleichmäßig durchströmten, war in Deutschland, begünstigt durch die Eigenthümlichkeit seiner politischen Zustände, auch die Literatur, auch die Bildung nur das Eigenthum einzelner, bevorzugter Klassen. — Es ist wahr, der deutsche Geist, gleich als wollt' er seine jahrhundertlange Versäumniß wieder einholen, ging mit Riesenschritten vorwärts. Es giebt in der Geschichte der Dichtung kaum einen zweiten Frühling, so reich, so üppig, wie jener Geisterfrühling, jene Aussaat großer und fruchtbarer Talente, die um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sich in Deutschland entwickelte. — Aber nur Schade, daß man dabei nicht für gut fand, die Masse des Volkes mit sich zu nehmen! Nur Schade, daß jene Talente sich zumeist einseitig, in abstracter Größe entwickelten und den literarischen Ruhm über die nationale Wirksamkeit setzten! — Man hat wohl neuerdings behauptet, ja es ist so ziemlich eine stehende Redensart geschichtlicher Handbücher geworden, daß das deutsche Volk das gebildetste der Welt und daß kein anderes mit ihm wetteifern könne an Tiefe der Poesie, an Gründlichkeit der Wissenschaft, an Reichthum und Fülle der geistigen Entwicklung. Will man sich dabei auf Einzelnheiten beschränken, soll es nur heißen, daß wir die gründlichsten Gelehrten, die schärfsten Denker, die reichsten poetischen Talente haben, so mag das zum Theil wahr sein. Aber man vergesse dabei nicht hinzuzusetzen, daß neben diesem hellsten Lichte auch der tiefste Schatten ist, und daß, wenn Deutschland in einiger Hinsicht den Gipfel der Bildung erreicht hat, auch nirgend eine so tiefe Kluft, ein so jäher Unterschied der Bildung im Volke selber ist. Der geistige Zustand Deutschlands gleicht dem gesellschaftlichen Zustande Englands: ungeheure Schätze neben ungeheurer Armuth, eine Handvoll reicher Leute auf eine Million Bettler.

Diese Ungleichheit, wie sie noch heutigen Tages das wesentlichste Hinderniß unserer staatlichen Entwicklung ist, bestimmte nun auch die Aufnahme, welche die Revolution in Deutschland fand. In Frankreich war die Bildung Volkssache geworden; die Ideen der Aufklärung und der Humanität, welche die französischen Schriftsteller seit

Digitized by Google

hundert Jahren nicht müde wurden, der Nation verständlich zu machen, waren, vielleicht nicht in völliger Reinheit, vielleicht nicht ganz ungetrübt — aber genug, sie waren übergegangen in die Masse und erfüllten sie mit Zorn, Haß, Liebe, Begeisterung. In Deutschland gab es nur erst eine geistige Aristokratie; auch die Vermittelung Deutschlands mit der Revolution konnte nur durch sie vor sich gehen, weil sie allein im Stande war, die Ideen derselben zu begreifen.

Und wirklich hat sie es an Versuchen dazu nicht fehlen lassen. Es gab, so unglaublich es heute klingt, eine Zeit in Deutschland, wo nicht bloß die geistige, die Aristokratie der Schriftsteller und Dichter, nein, wo auch die politische, auch Könige und Fürsten im Geist der Aufklärung handelten, ihr wenigstens mit Zugeständnissen entgegen kamen. Wie der endlichen Reformation durch Luther selbst eine Reihe von Päpsten vorherging, welche, sei es aus eigener Einsicht, sei es gedrungen durch die Noth, das Werk der Kirchenverbesserung in ihre Hände zu nehmen suchten, so auch dem Ausbruch der französischen Revolution geht, theils unmittelbar in Deutschland, theils doch von deutschem Stamme und unter dem Einfluß deutscher Bildung, eine Reihe von Fürsten, Ministern, Staatsmännern voran, welche die Ideen der Aufklärung, der Freiheit, des öffentlichen Wohles zur Grundlage ihrer Regierungen machten, oder doch wenigstens sie als Grundlage derselben bezeichneten: ein theoretisches Zugeständniß jedenfalls, aus dem doch immer so viel hervorgeht, daß die Fürsten diese Ideen, wenn auch nicht als eigentlich richtige, doch als existirende anerkannt und eine gütliche Vermittelung mit ihnen wünschenswerth gefunden haben. Solche Regenten waren nicht nur, die einem Jeden zuerst dabei einfallen, Friedrich der Große, Joseph II., Katharina von Rußland: sondern auch kleinere Staaten, wie Dänemark, Toscana, Portugal, und kleinere Menschen, wie Struensee, Pombal, Gianina (der einflußreichste Minister Leopolds des Zweiten, während dessen toscanischer Zeit), versuchten sich in ähnlichen Reformen. Ja dieser Zug der Neuerung erstreckte sich sogar bis in die kleineren deutschen Staaten, deren in diesem Zeitabschnitt fast jeder seinen aufgeklärten Minister, seinen wohlwollenden Fürsten aufzuweisen hat.

Freilich wohl ohne damit in der Hauptsache viel weiter zu kommen. Derselbe Landgraf von Hessen-Kassel, der einen Schlieffen zum Minister, einen Johannes von Müller zum Historiographen

Digitized by Google

hatte, verkaufte sehr ungenirt die Jugend seines Landes nach Amerika, sich dort im Dienst der Engländer todtschlagen zu lassen; derselbe Landgraf von Darmstadt, der sich nichts Kleines wußte mit seiner literarischen Hofhaltung und hochgepriesen war bei allen deutschen Dichtern und Gelehrten wegen seiner humanen Bildung, seiner edlen und wohlmeinenden Grundsätze, ließ sich dadurch nicht im Geringsten abhalten, das Land aufs Gräulichste zu verschulden und die schwergeplagten Unterthanen durch immer neue Steuern, Auflagen, Forderungen bis aufs Blut zu schinden.

Damit war denn auch zum Voraus die Partie bestimmt, welche diese aufgeklärten, reformirenden Fürsten ergreifen mußten, als eben jene Grundsätze, mit denen sie bis dahin gelegentlich experimentirt hatten, nun wirklich vollständig, mit selbständiger Energie, in die Welt traten, das heißt, als die französische Revolution zum Ausbruch kam. Die Gerson und Aeneas Sylvius hatten auch reformiren wollen, man hatte auch Concile geladen nach Costnitz und nach Worms, um die Schäden der Kirche zu heilen. Aber Huß wurde doch verbrannt, und Luther konnte sich doch nur durch die Flucht vor dem gleichen Schicksal retten.

Auch die deutschen Fürsten, sobald in Frankreich die Aufklärung Miene machte, aus Regierungspatenten und allergnädigsten fürstlichen Erlassen überzugehen in eine wahre, volksthümliche Wirklichkeit, waren Augenblicks einig, daß Ordnung und Gesetz keinen größern Widersacher hätten, als die Aufklärung, und daß, sollten ihre armen Unterthanen nicht sammt und sonders zur Hölle fahren, sie sich wohl entschließen müßten, den großen Belial in Paris mit Feuer und Schwert zu bändigen.

Und wie hätten die Fürsten der Sache der Aufklärung treuer bleiben sollen, sie, für die dabei allerdings einige wesentliche persönliche Rechte in Frage kamen, da selbst die deutschen Dichter und Schriftsteller es nicht anders machten? da selbst Bildung und Wissenschaft zu Verräthern wurden an sich selbst und ihre Anerkennung einer Verwandtschaft weigerten, in der sie umgekehrt hätten ihre höchste Ehre erblicken sollen? — Es ist aus der Literaturgeschichte bekannt, wie die Mehrzahl der deutschen Dichter, und unter ihnen einige der angesehensten und einflußreichsten den Anbruch der Revolution allerdings mit größter Theilnahme, sogar mit lauter Begeisterung

Digitized by Google

begrüßten; wie sie aber bald darauf, erschreckt durch den gewaltigen Gang der Begebenheiten, ihre frühere Beistimmung widerriefen und sich, wie zuvor in Lob und Bewunderung, so jetzt in Tadel und Abscheu ergossen. Oder wo eine solche jähe Umkehr der Ansichten dem angeborenen Edelmuth einer freien und männlichen Natur widerstand, da wenigstens verhielten sie sich neutral, um nicht zu sagen gleichgiltig; sie zogen sich von der Geschichte überhaupt zurück und suchten, fern von dem, was sie das Gewühl des Tages, das Treiben des Pöbels nannten, einen phantastischen Freistaat der Kunst und der Schönheit zu errichten. Es wäre unrecht und zeigt, wo es geschieht, entweder von einer außerordentlichen Beschränktheit der geschichtlichen Einsicht oder aber von einer bedauernswerthen Kleinheit der eigenen Gesinnung, wollte man diese Flucht vor der Geschichte, welche, mit sehr wenigen Ausnahmen, die Mehrzahl unserer Dichter zu Anfang des Jahrhunderts charakterisirt,diesen, den Dichtern selbst, als persönliche Schuld, als Mangel an Muth, an Patriotismus und Freiheitssinn anrechnen. Vielmehr es war die natürliche Folge von der Art und Weise, wie die deutsche Literatur bis dahin aufgewachsen war, nämlich in der Studirstube, dem Leben des Volkes entrückt, ohne Kenntniß der wirklichen Zustände und darum auch ohne Sinn dafür. Was Wunder, daß die Poeten, als plötzlich diese kalte Zugluft der Geschichte über sie hergeweht kam, sich erschreckt davor zurückzogen und Thür und Fenster sorgsam, wie vor einem Feinde, verriegelten?

Aber auch was Wunder, daß, des Vortritts seiner Fürsten, seiner Dichter beraubt, das deutsche Volk sich nicht nur für unfähig, sondern, der ungeheuren Mehrzahl nach, auch ohne den Wunsch, ohne den Willen zeigte, jenen Geist der Freiheit, der jenseit des Rheines herniedergestiegen war, nun auch bei sich aufzunehmen und der großen kirchlichen Reformation, die es drei Jahrhunderte zuvor vollbracht hatte, auch die zweite größere, die Reformation des Staats und der Gesellschaft, anzureihen? Das Volk hatte sich ja seines eigenen Stimmrechtes längst begeben, vielmehr es hatte es noch nie besessen; es hatte von jeher in praktischen Dingen seine Fürsten, in theoretischen seine Schriftsteller für sich stimmen lassen. Hatten diese jetzt gestimmt und war ihr Spruch gegen die Revolution ausgefallen, nun so war die Sache ja entschieden, und es war völlig in der Ordnung, daß Deutschland, dasselbe Deutschland, dem man bis dahin

Digitized by Google

in dem Rath der Nationen kaum noch eine Stelle eingeräumt hatte, plötzlich vor ganz Europa mit der zweideutigen Ehre belehnt ward, den allgemeinen Vorfechter der Legitimität, den berufenen Paladin aller Obscuranten von Europa zu machen.

Die Seele all dieser Coalitionen gegen das revolutionaire Frankreich war Oesterreich. Wie gerade Oesterreich, eben dieses Oesterreich, das dem deutschen Reiche Italien, Elsaß, Burgund geruhig verloren gehen lassen, ja das noch wenige Jahre zuvor in Gefahr gewesen war, den alten Erbfeind, die Türken, aufs Neue in seinen Grenzen zu sehen — wie dieses Oesterreich jetzt dazu kam, die Welt in Waffen aufzubieten und sich zum Anführer eines der langwierigsten, der verwegensten Kriege zu machen, welche die Geschichte kennt? Nicht bloß, wie man meinen möchte, aus absolutistischem Princip oder wenigstens nicht aus ihm zuerst. Das absolutistische Princip, so parador dies klingt, ist überhaupt gar nicht der letzte Grund der österreichischen Politik: ihr letzter Grund ist und war zu allen Zeiten die Hausmacht. Es ist wichtig, dies hervorzuhen, da die spätere, so verhängnißvolle Lehre von der Legitimität, diese wahre Pandorabüchse, mit der Talleyrand auf dem Wiener Congreß die versammelten Fürsten Europa's täuschte, wesentlich auf demselben Princip beruht: dem Princip nämlich, den ganzen Staat, mit Allem, was darin ist, lediglich als ein persönliches Besitzthum der fürstlichen Dynastie, ein unmittelbares Eigenthum der regierenden Familie zu betrachten und von diesem Gesichtspunkt aus zu behandeln.

Zu einer höheren Auffassung des Staatsverhältnisses hatte nun auch Oesterreich sich nicht erheben können. Es hatte niemals vergessen können, daß der Ahnherr seines Hauses ein länderloser Graf gewesen; es hatte, unter dem Glanz der römischen Kaiserkrone, auf dem mächtigsten Throne der Christenheit, im Vollberuf die Größe des deutschen Reichs zu wahren, niemals ein anderes Interesse an den Tag gelegt, als wie es seine Hausmacht vergrößern, seinen Privatreichthum vermehren sollte. Was deutsches Reich und römische Kaiserkrone, wenn nur für Oesterreich eine neue Provinz, eine neue Anwartschaft, ein neues Recht erworben werden konnte! Man hat wohl Preußen den Vorwurf gemacht, durch seine Auflehnung gegen das kaiserliche Ansehen (unter Friedrich dem Großen) den deutschen

Digitized by Google

Reichsverband gelockert und seine Auflösung vorbereitet zu haben. Allein man läßt dabei außer Acht, daß die Auflehnung Friedrichs des Großen zu einer Zeit geschah, wo schon Niemand mehr an das deutsche Reich glaubte, und wo die römische Kaiserkrone nur noch ein sehr äußerliches, sehr unwesentliches Beiwerk des mächtigen österreichischen Fürstenhauses war. — Vielmehr der schlimmste Feind des deutschen Reiches ist zu allen Zeiten Oesterreich selbst gewesen, darum, weil Oesterreich die Interessen des Reiches allemal zurücksetzte gegen seine dynastischen Interessen, weil es in Gottes Namen ertrug, daß der Ehrentitel „Allzeit Mehrer des Reichs" an ihm zum Gespötte ward, vorausgesetzt, daß nur seine Hausmacht sich vermehrte!

Dies Familieninteresse kam denn nun auch bei der französischen Revolution aufs Aeußerste ins Spiel. Man erinnere sich, daß es der Triumph der Kaunitz'schen Politik gewesen war, eine Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich zu Stande gebracht zu haben; man erinnere sich, daß Marie Antoinette eine österreichische Erzherzogin war, und daß dieser ganze mühsam errungene Einfluß Oesterreichs auf Frankreich, der ihm dazu dienen sollte, sein eigenes Besitzthum gegen möglichen Angriff zu sichern, wohl auch bei Gelegenheit Verlorenes wieder einzubringen, durch die Umwälzung in Frankreich mit Stumpf und Stiel vernichtet ward.

Kommen wir noch einmal auf die Parallele mit der Reformation zurück. Man hat, wie müßig es immerhin sein mag, der Geschichte mit Wenns und Abers zu kommen und durch nachträgliche Hypothesen die Thatsachen korrigiren zu wollen — genug, man hat nicht selten die Frage aufgeworfen, welchen Gang die Geschichte genommen und welche ganz andere Gestalt die Welt genommen haben würde, wenn Leo X., statt die Reformation von sich abzulehnen und Luther in den Bann zu thun, sich vielmehr an die Spitze derselben gestellt hätte. Wie gesagt, alle Fragen dieser Art sind müßig; aber will man sich einmal dergleichen gestatten, so mag auch wohl diese aufgeworfen werden, wie der Gang der Welt geworden wäre, gesetzt daß Preußen, statt die dynastische Politik Oesterreichs in Betreff der französischen Revolution zu unterstützen, sich vielmehr der letzteren angeschlossen und die Sache der Aufklärung und der Freiheit zu der seinen gemacht hätte.

Digitized by Google

Und einige Veranlaſſung dazu hätte es ſchon gehabt, jedenfalls mehr als der Papſt zum Reformiren. Oder dieſes ganze Preußen, dieſe ganze Schöpfung des großen Kurfürſten, gepflegt und zu ſchwindelnder Höhe geſteigert von ſeinem größeren Urenkel, Friedrich dem Zweiten, was war es denn anders, als eine Schöpfung der Freiheit, ein Kind der Aufklärung, die mit vorurtheilsfreiem, raſchem Blicke ſich aller jener Vortheile zu bemeiſtern gewußt hatte, auf welche altersſchwaches Herkommen in thörichter Selbſttäuſchung verzichtete?

Aber filii heroum noxae. Wie erhaben dieſe Herkunft, wie glorreich dieſer Stammbaum, Preußen hatte ſeiner vergeſſen. Friedrich der Große ſelbſt, wie bewundernswerth, wie unerreichbar als Regent, hatte doch darin die Beſchränktheit ſeiner Zeit, wie ſeines königlichen Standpunktes getheilt, daß er es verſäumt, ſeinem großen Werke in ſeinem Volke ſelbſt Gehilfen und Mitarbeiter zu erziehen. Er hatte einen Gebrauch gemacht von ſeiner königlichen Gewalt, ſo großartig, ſo volksthümlich, mit ſo viel perſönlicher Aufopferung, wie nie ein König vor ihm: aber dieſe Gewalt zu vergrößern dadurch, daß er ſie mit dem Volke theilte, dieſer Gedanke einer neuen und vorgeſchritteneren Zeit war ihm dennoch niemals in den Sinn gekommen. Er hatte ſich ſelbſt den erſten Beamten ſeiner Unterthanen genannt: und wahrlich, in ſeiner erhabenen Einſamkeit, Tag und Nacht dem Wohle ſeines Volkes widmend, ruhlos, genußlos, auf jedes perſönliche Lebensglück verzichtend, iſt er dieſer ſeiner Beamtenpflicht mit erſchütternder Strenge nachgekommen. Allein dieſes Beamtenthum iſt auch ebenſo mürriſch wie arbeitſam; es trägt die ganze Rechtſchaffenheit in ſich, den ganzen Fleiß, die ganze Treue der ſpäteren preußiſchen Bureaukratie, deren eigentliche Mutter es iſt, aber auch ihre ganze Herbigkeit, ihre ganze Ausſchließlichkeit, ihre ganze Verachtung des Volks. Es kann, mit Einem Worte, den Krückſtock nicht verleugnen: jenen berühmten Krückſtock, mit welchem Friedrich der Große nach Gelegenheit darein zu ſchlagen pflegte, wo Worte ihm nicht nachdrücklich genug erſchienen.

Daß damit der Gipfel ſtaatlicher Vollendung noch nicht erreicht ſei, daß es über dieſes königliche Beamtenthum hinaus noch andere, edlere Formen des Staatslebens gebe, dies, wie feſt er ſelbſt in ſeinem perſönlichen Verfahren dem alten Syſteme anhing, iſt dem Adlerblicke Friedrichs des Einzigen nicht verborgen geblieben. Man

Digitized by Google

kennt die Aeußerung, welche er am Ende seines Lebens, unter den ersten leisen Zuckungen der französischen Revolution, gethan: daß er es müde sei, über Sklaven zu herrschen. — Sein Nachfolger empfand von dieser Müdigkeit nichts. Halb Frömmler, halb Schwelger, sah er in der Revolution einen doppelten Angriff sowohl auf die Heiligkeit der Religion, als auf die Sicherheit der Throne, eine Sicherheit, der er persönlich so viel angenehme und unterhaltende Genüsse ververdankte, und die er daher um keinen Preis erschüttert wissen wollte.

So ward es Oesterreich leicht, eine Allianz zu Stande zu bringen, welche man, selbst nach den allergewöhnlichsten Berechnungen der Diplomatie, hätte für unmöglich erachten sollen: der Nachfolger Friedrichs des Großen, der Erbe Schlesiens, Bundsgenosse Oesterreichs zu einem Unternehmen, welches, wenn es gelang, Oesterreich auf lange hinaus das Uebergewicht in Europa verschaffen mußte! Und was hieß das anders, als alle jene Eroberungen, welche Friedrich den Oestreichern abgerungen, aufs Spiel setzen, damit Oesterreich sie zurückfordern könnte, wann es ihm belieben würde?

Es ist wahr, daß diese Allianz keinen langen Bestand hatte, ja daß sie innerlich auseinanderging in demselben Augenblick, da die Truppen zuerst ins Feld rückten, und daß aus diesem inneren Zerwürfniß auch die äußere Auflösung mit überraschender Schnelligkeit folgte. Nur inzwischen für die politische Stellung Preußens, für das Verhältniß Deutschlands zu Frankreich war damit nichts gewonnen. Wenn Preußen in dem Friedensschluß von Basel von der Coalition mit Oesterreich allerdings zurücktrat, wenn es sogar durch Verweigerung des Reichscontingentes, zu welchem es durch die Kurwürde von Brandenburg verpflichtet war, so wie durch seine (indirecte) Aufforderung an die deutschen Reichsfürsten, sich diesem Frieden anzuschließen, sehr deutlich zu erkennen gab, was von der dermaligen Verfassung des deutschen Reiches überhaupt noch zu halten, und daß es keineswegs gesonnen, die Hausmacht Oesterreichs auf die Dauer auf seine Kosten zu unterstützen: so ging diese veränderte Politik doch keineswegs aus einer veränderten, und am Allerwenigsten aus einer großartigeren, aus einer freien, einer volksthümlichen Auffassung der öffentlichen Verhältnisse hervor. Man befreundete sich noch nicht mit der Revolution, weil man aufhörte sie zu bekriegen. Im Gegentheil, die ganze damalige Veränderung der preußischen Politik bestand

Digitized by Google

darin, daß man die österreichische Politik erst recht annahm, aber nun als eine eigene: die Politik des Egoismus. Man entzog der österreichischen Hausmacht seine Unterstützung, weil man anfing, auf eine preußische Hausmacht zu denken; man hatte den Krieg preußischer Seits begonnen aus Tendenzen, wenn auch immerhin aus irrigen: man schloß Frieden, bloß weil der Vortheil es verlangte. — Diese Rücksicht des abstracten Vortheils, des Vortheils um jeden Preis, bleibt nun ein volles Jahrzehent hindurch die Basis der preußischen Politik, insbesondere was sein Verhältniß zu Frankreich angeht; es verfolgte dieselbe mit einer Begier, zu welcher der Muth, den es dabei an den Tag legte, meist in umgekehrtem Verhältniß stand. Oesterreich, mit seinem stolzen Egoismus, wirkte für Deutschland zerstörend; Preußen, mit seinem kleinen, entsittlichend. Oesterreichs Niederlagen waren nicht ohne Hoheit, wie der Fall der Größe, auch wo sie auf falscher Grundlage beruht, allemal von einem tragischen Nimbus umgeben ist; Preußen, kleine Vortheile haschend, von der Hand in den Mund lebend, mit jedem Winde wechselnd, existirte: aber seine Existenz war ruhmlos.

Kehren wir von dieser Abschweifung zu dem, was uns hier ursprünglich beschäftigt, der Lage des deutschen Volkes, gegenüber der französischen Revolution, zurück. Das deutsche Volk war also, wohl oder übel, ausersehen, den jungen Herkules der Revolution in der Wiege zu erwürgen. Seine Dichter hatten ihm bewiesen, daß es unschön sei, sich für die Sache der Freiheit zu interessiren: und wer diese poetische Rücksicht nicht hatte anerkennen wollen, für den hatten die deutschen Regierungen eine erkleckliche Masse höchst prosaischer Strafen in Vorrath, bis hinunter zu den Geld- und Gefängnißstrafen, mit denen z. B. in Hessen-Kassel das Tragen von Pantalons, runden Hüten, Backenbärten ꝛc. bedroht ward.

Aber es ist etwas Großes um den Namen der Freiheit, und selbst von denjenigen, welche ihr Wesen nicht ergreifen wollen oder können oder dürfen, werden doch immer nur sehr Wenige den Muth haben, sich offenkundig zur Unfreiheit zu bekennen. Auch das deutsche Volk, wiewohl auf alle Art und Weise gegen die Revolution, oder was jetzt dasselbe war, gegen Frankreich aufgeregt, war darum doch sehr weit entfernt, die Revolution zu hassen. Es ließ sich, mit ächt soldatischem Gehorsam, von Niederlage zu Niederlage führen:

Digitized by Google

aber dabei weder gegen seine Besieger empfand es den Abscheu, den man ihm von oben herab einzuflößen suchte, noch für seine entthronten Fürsten das Mitleid, mit dem man sich officieller Weise schmeichelte. Selbst der endliche Zusammensturz des alten Reiches ging ohne Schmerz, ohne Theilnahme, fast ohne Nachdenken vorüber. Man hatte einen Todten begraben, dessen Anwesenheit den Lebenden längst schon zur Last gewesen, man hatte einen Namen ausgelöscht, der seit Langem aufgehört hatte, eine Bedeutung zu haben: was ließ sich darüber sagen? und wo war hier ein Grund zur Trauer? — So war die deutsche Nation in kurzer Frist in die beklagenswertheste, die erniedrigendste Lage gekommen, in welche jemals ein Volk gerathen kann: in Widerstreit zu gerathen mit seinem Handeln und seinem Denken und dabei nicht mehr die Kraft zu besitzen, diesen Widerstreit durch eine That, und sei es eine That der Verzweiflung, aufzulösen! sich selbst gegenständlich zu werden, ohne Pathos, ohne Leidenschaft, ein bloßes vile corpus, das an sich herumschneiden läßt, wer Lust hat! — Es sind bald funfzig Jahre vergangen seitdem, und Vieles in Deutschland hat sich anders, Manches besser gestaltet. Aber wenn es uns auch heute noch so außerordentlich schwer wird, uns als Nation, als ganzes, lebendiges Volk zu fühlen, wenn auch heute noch alle nationalen Tugenden, Gemeinsinn, Unabhängigkeitsgefühl, Selbständigkeit im Wollen und Handeln, sich bei uns so außerordentlich langsam entwickeln, wenn statt des Haarzopfs, den wir bei Jena verloren, noch allzu oft ein moralischer Zopf, der Zopf der Trägheit, der Halbheit, des Philisterthums, uns immer und immer wieder in den Nacken schlägt — wer nach solchen Vorgängen möchte es nicht erklärlich finden? Es wird daher auch gar nicht schaden können, wenn wir von Zeit zu Zeit zu Warnung und Abschreckung uns an diese Epoche tiefster Erniedrigung zurück erinnern: zumal die Gefahr, in ähnliche Zustände zurück zu verfallen, uns vielleicht gar noch nicht so ferne liegt, als wir denken und wünschen.

Ich habe vorhin der Auflösung des Reiches gedacht. Dieselbe erfolgte bekanntlich durch freiwillige Verzichtleistung des Kaisers (1806, August 6.), nachdem wenige Wochen zuvor (Juli 12.) die Stiftung des Rheinbundes stattgefunden: diese letztere denn allerdings eine faktische Auflösung des Reiches, nach welcher die formelle so unerläßlich wie — unerheblich geworden war. Wie kurz nun

Digitized by Google

auch die Existenz dieses Rheinbundes gewesen und so wenig ruhmvoll die Motive, welche seiner Entstehung bei den Betheiligten selbst zu Grunde lagen, eine so wichtige Entwicklungsstufe bildet er dennoch in den Verhältnissen Deutschlands zur Revolution: weshalb wir denn auch hier einige Augenblicke bei ihm verweilen mögen.

Während nämlich, wie wir so eben gesehen haben, Deutschland bis dahin unter dem Vortritt Oesterreichs, direct und indirect, zur Bekämpfung der Revolution war verwendet worden, so tritt jetzt im Rheinbund die überwiegende Mehrzahl der deutschen Fürsten zu einem Bündniß mit derselben zusammen. Oesterreich setzte seine Existenz an die Bekämpfung der Revolution; Preußen, je nach Gelegenheit, und wie sein Vortheil es zu erfordern schien, kam entgegen und zog sich zurück: die Fürsten des Rheinbundes zuerst traten rückhaltlos auf ihre Seite und machten, in einem anerkannten, offenkundigen Bündniß, die Politik der Revolution zu der ihrigen.

Der große Uebelstand dabei war leider nur dieser: erstens, daß die Revolution selbst ihr wahres Wesen damals bereits eingebüßt hatte, und zweitens, daß dies Bündniß von Seiten der deutschen Fürsten nur ein Bündniß der Schwäche mit der Gewalt, der Furcht mit der Stärke, der Habsucht mit der Fülle, also überhaupt mehr eine Unterwerfung als ein Bündniß war. Nicht die französische Republik, das französische Kaiserreich war es, mit dem die Fürsten des Rheinbundes sich verbündeten: und wo Einer sich des Bündnisses geweigert hätte, da war er gewiß, von dem Protector des Bundes seine Absetzung decretirt zu sehen.

Denn dies war der Gang, welchen inzwischen die Dinge in Frankreich selbst genommen: der ungeheuren Aufregung der Revolution war eine ebenso gewaltige Abspannung gefolgt; die Nation sehnte sich nach Ruhe, vorausgesetzt, daß es eine ehrenvolle, eine glänzende Ruhe war.

Diese verschaffte ihr Napoleon — Napoleon: ohne Frage einer der größten Feldherrn, der größten Regenten, welche jemals die Erde getragen, und doch, bei aller unaussprechbaren Größe seines Genies, nur ein sehr kleiner Mensch, deshalb, weil er nichts Größeres kannte, als sich. Napoleon ist der wahre Falschmünzer der Revolution, der muttermörderische Sohn der Freiheit. Indem er Allem, was von revolutionären Elementen in Frankreich noch gährte, in seinen

Digitized by Google

unaufhörlichen Kriegen einen Abzugskanal nach außen verschaffte und dabei zugleich durch beispiellose Siege, unerhörte Eroberungen dem Ehrgeiz der Masse, der Habsucht seiner Umgebungen schmeichelte, hatte er auf eine geschickte Weise sich selbst und seine eigenen, persönlichen Interessen, seinen Stolz, seine Herrschsucht, ja will man das Beste von ihm sagen, was sich sagen läßt, sein Genie an die Stelle der Revolution zu setzen gewußt. Mit den Lorbeeren, die er den Völkern Europa's abgewann, verdeckte er die Niederlage, die er der Freiheit seines eigenen beigebracht. In seiner märchenhaften Erhebung aus niederem, unscheinbarem Stande zu den äußersten Höhen menschlicher Macht, in seinem (wie es schien) unwandelbaren Glücke, seiner unüberwindlichen Größe glaubte das Volk sich selbst und seine eigene Entwicklung von einem geknechteten, rechtlosen, zum mächtigsten — es durfte schon nicht mehr sagen, freiesten Volk der Erde wieder zu finden; es machte Napoleon zu seiner Puppe, es bekleidete ihn mit aller Macht und Herrlichkeit und vergaß darüber, daß es selbst nackt ging.

Gleichwohl: es ist schmerzlich zu sagen, auch diese beschränkte, diese verkümmerte Freiheit des kaiserlichen Frankreich war gegen den Zustand, in welchem die Völker des Rheinbundes bis dahin, der Mehrzahl nach, gelebt hatten, noch immerhin ein Fortschritt. Auch der militairische Despotismus, die nivellirende Centralisationswuth der Napoleonischen Herrschaft, wie hart, wie grausam an sich, verdiente noch immer den Vorzug vor der armseligen Eunuchenwirthschaft, unter welcher die Mehrzahl dieser Länder bis dahin gestanden hatte. Auch die eroberungssüchtige Politik Napoleons war ein Elend, ohne Frage: aber so war sie doch wenigstens ein glänzendes Elend, so erweiterte sie doch den Horizont dieser kleinen Staaten und warf sie, wenn auch mit eiserner Faust, in die Strudel der Weltgeschicke. — Fast alle Staaten des Rheinbundes, mit einziger Ausnahme vielleicht von Sachsen, welches wenig oder nichts in seinem alten Schlendrian veränderte, nahmen, indem sie der äußeren Politik Frankreichs beitraten, zugleich auch eine Menge seiner inneren Einrichtungen an. Und wer irgend mit dem Zustande der kleineren deutschen Staaten zu Anfang des Jahrhunderts bekannt ist, der wird auch zugeben, daß diese französischen Einrichtungen (ich erinnere beispielsweise an die Säcularisation der Klöster, die Beseitigung

Digitized by Google

der alten Adelsaristokratie, die Gleichstellung der Juden, die Organisation des Militairwesens, die neue und gleichmäßigere Vertheilung der Abgaben, die Reform des Gesetzwesens nach Anleitung des Code Napoléon ꝛc.), verglichen mit den alten einheimischen, durchgängig die ungeheuersten Fortschritte waren. Von Baiern, Baden, Würtemberg ist dies außer Zweifel; diese Staaten haben in der Epoche des Rheinbundes nicht nur den Grund zu ihrer gegenwärtigen räumlichen Ausdehnung gelegt, sondern auch zu ihrem innern politischen Leben wurden damals, mit Beseitigung der alten patriarchalischen Thorheit, die ersten kühnen Linien gezogen. Aber auch die Großherzogthümer Berg und Frankfurt haben in ihrer kurzen Dauer eine Erleichterung der alten Lasten, eine Reform der Verwaltung, mit Einem Worte eine politische Aufklärung erfahren, dergleichen sie, zersplittert, wie ehemals, und vertheilt unter bigotte Bischöfe, brutale Dynasten, spießbürgerliche Reichsstädte, noch in Jahrhunderten nicht erlangt hätten! Aber auch das Königreich Westphalen, dieses verrufenste Geschöpf der Rheinbundspolitik — wir geben es zu, der factische Zustand desselben mag in vielen Dingen unerträglich gewesen sein: allein die Grundlage seiner Verfassung, allein das System seiner Verwaltung athmete, auf dem Papiere wenigstens, eine Freisinnigkeit, zu der man sich noch heute lange nicht überall in Deutschland bekennt — nicht einmal auf dem Papiere!

Und also war der Rheinbund für Deutschland ein Gewinn? — Für die betreffenden Regierungen ganz gewiß, schon weil sie dadurch einen Anstoß erhielten, freiwillig eine Masse von Mißbräuchen und veralteten Einrichtungen wegzuschaffen, die in der Folge ihnen selbst hätten sehr verderblich werden können, und dann auch, weil sie in dieser hohen Schule Napoleonischen Despotismus' die beste Gelegenheit hatten, einen Cursus der Regierungskunst im Allgemeinen durchzumachen.

Dagegen für die Völker war kein Gewinn dabei. Fortgetragen, vielleicht gar fortgestoßen werden, heißt noch nicht fortschreiten. Die Frommen haben einen Spruch, daß der Himmel nicht verdient wird, sondern nur verschenkt. Mit dem Himmel der Völker, der Freiheit, ist es gerade umgekehrt: nur diejenige Freiheit hat Werth, die ein Volk aus eigener Kraft sich selbst erwirbt; nur diejenigen Fortschritte sind wirklich Fortschritte, die eine Nation selbständig, aus der Fülle

Digitized by Google

ihres eigenen Lebens, aus eigenem Willen, eigener Einsicht thut. Man kann den Völkern durch Ordonnanzen die Freiheit nehmen wollen, aber sie ihnen geben kann man nicht; die Knechtschaft läßt sich decretiren, aber nicht die Freiheit.

Darum auch für die Volksstimmung blieben die politischen Reformen der Rheinbundstaaten ohne wesentliche Wirkung. Man klärte jetzt auf, wie man ehemals verfinstert hatte; man zog die Leute an den Haaren vorwärts, wie man sie ehemals bei den Beinen zurückgehalten hatte — was sollte das Volk sich groß darüber freuen?

Sogar jener Bruch des Bewußtseins, jener verhängnißvolle Zwiespalt des sittlichen Gefühls, von dem wir oben gesprochen haben, konnte sich unter diesen Umständen nur vergrößern. Hier waren nun Reform, Fortschritt, Verbesserung: aber auf diesem gewaltsamen, brutalen Wege, ohne Mitwirkung des Volkes, aufgedrungen durch fremden Einfluß, zweifelhafter Kaufpreis für nationale Ehre und Unabhängigkeit — wer hätte sich ihrer im Ernst erfreuen mögen? wer hätte ein Herz im Busen gehabt und die Harpyien der Scham, des Zweifels, der Reue hätten ihm nicht auch diese Leckerbissen der Freiheit besudelt?

Oder wieder bei Anderen bildete sich die Meinung, als ob es mit der Freiheit überhaupt gar nicht so viel auf sich hätte, und als ob das alte Sprichwort: viel Geschrei und wenig Wolle, auch von dem sogenannten politischen Fortschritt anzuwenden. Da reformirte man nun im Lande herum, daß es eine Art hatte; da stand nun der Freisinn an allen Ecken, da hörte man nun von nichts als Verbesserung — ei zum Kuckuck, und die Steuern wurden immer höher, und Handel und Gewerbe lagen immer mehr darnieder, und es wurden immer mehr junge Leute ausgehoben für die Armee des französischen Kaisers, des großen Freiheitsbeschützers?! Wir werden späterhin noch einmal Aehnliches hören, wo wir auf die Stimmung zu sprechen kommen, mit der man in den Jahren zwanzig und dreißig in Preußen die constitutionellen Staaten Süddeutschlands betrachtete. Es ist das eine Auffassung der Dinge, die sich überall mit Nothwendigkeit entwickelt, wo man das Wesen der Freiheit nicht begreift oder aus persönlicher Verstimmung nicht begreifen will. Und Eines wie

Digitized by Google

das Andere, wo es bei einem ganzen Volke der Fall ist, ist das größte Unglück, das ihm begegnen kann.

Während auf diese Weise der Rheinbund, wie er nach außen hin die Auflösung des Reiches herbeigeführt hatte, so auch moralischer Seits durch die halbe, schiefe Stellung, welche er einem großen Theile der Nation aufnöthigte, die Zersetzung des Volksgeistes beförderte: so war mittlerweile auch Preußen von der Nemesis ereilt worden. Die Politik des Zuwartens und Ablauerns mag unter Umständen und für Staaten des alten Systems, Staaten, deren hauptsächlichste Basis der Egoismus ist, ganz annehmbar sein: nur da sie natürlicherweise nicht ewig dauern kann, und da über kurz oder lang eine Aenderung derselben eintreten muß, so ist es das erste Gesetz staatsmännischer Klugheit, auf diese Aenderung im Geheimen fortdauernd vorbereitet zu sein und den Moment, wo sie eintreten soll, selbst zu bestimmen.

Diese Klugheit hatte Preußen, bei aller mühseliger Schlauigkeit seines damaligen Systems, vernachlässigt, diesen Moment versäumt. Eine einzige Schlacht war genügend, diese alte, vielbewunderte Monarchie Friedrichs des Großen über den Haufen zu werfen — das heißt, was von ihr noch übrig war: und das war schon längst nur ihr Name. Was nützte nun all der gute Wille, welchen die Regierung unzweifelhaft gehabt? was nützte die Ordnung, die Sparsamkeit, die Sittenstrenge, mit der man sich so viel gerühmt? was nützte dieser endlose Schematismus von Behörden und Instanzen, was nützten diese vortrefflich dressirten Corporale, diese wohlgeflochtenen Zöpfe, dieser untadelhafte Sitz der Uniformen? Man hatte Körper geschaffen, aber man hatte vergessen ihnen eine Seele zu geben; man hatte gemeint, einen Staat erhalten zu können, und hatte zu dem Staat kein Volk gehabt.

Aber hier nun entfaltet sich ein Schauspiel, das zu den größten, den erhabensten gehört, welche die Weltgeschichte kennt: ein König, vertrieben bis in den entlegensten Winkel seines Landes und bald auch in ihm nicht mehr sicher, sich in die Arme werfend seines Volks! ein Staat, aus den äußersten Tiefen des Untergangs, aus dem Abgrund der Schande sich emporrichtend an dem gewaltigen, dem Arm der Freiheit! — Es ist späterhin in Preußen Vieles geschehen, den Eindruck jener Jahre zu schwächen und ihre Schöpfungen zum Theil

Digitized by Google

sogar zu vernichten. Das aber darf uns gegen die Größe dessen, was in den ewig denkwürdigen Jahren von 1807 bis 1813 in Preußen und mittelbar für ganz Deutschland geschah, nicht blind machen. Hier war auch ein Bündniß mit der Revolution: aber nicht mit der Scheingestalt, zu welcher Napoleon dieselbe schon damals erniedrigt hatte, nicht ein erzwungenes, unwahres, aus Selbstsucht und Schwäche geborenes, wie im Rheinbund, sondern ein freiwilliges, wahrhaftes, ein Bündniß mit ihren erhabensten, ihren reinsten Ideen, den Ideen eines selbstthätigen, lebendigen Volkes!

Denn dies ist die bewundernswerthe Eigenthümlichkeit dieser preußischen Reformen, verglichen mit den Verbesserungen und Fortschritten, welche gleichzeitig in den Rheinbundstaaten vorgenommen wurden, daß man in Preußen überall an die Volkskraft appellirte, daß man sich nicht damit beruhigte, Fortschritt und Freiheit auf dem Papiere zu haben, sondern daß man sich bemühte, dieselben in Wahrheit lebendig aus dem Volke zu entwickeln. Der Anfang mußte natürlich auch hier mit Ordonnanzen und Regierungsdecreten gemacht werden, da thatsächlich keine andere Form des Ausgangs existirte. Allein Einrichtungen und Verfügungen, wie die preußische Städteordnung, die Umwandlung der Militairverfassung, die außerordentliche Pflege, welche alle Anstalten für Bildung und Unterricht erfuhren, und das zu einer Zeit, wo alle Kassen des Staates leer standen, und wo die königliche Familie selbst ihr Silberzeug verpfänden mußte, endlich und vor Allem die wiederholte und mit unzweideutigsten Worten in Aussicht gestellte ständische Mitwirkung, welche man dem Volke einzuräumen gedachte — das Alles beweist aufs Unwiderleglichste, daß man damals in Preußen allerdings zu der nicht genug zu schätzenden Erkenntniß gekommen war, daß die wahre Macht, die wahre Größe, das wahre Heil eines Staates allein im Volke ruht, und daß es nicht genug ist, wenn (beliebte Devise eines aufgeklärten Despotismus) Alles *für* das Volk geschieht, nein, es muß auch *durch* das Volk geschehen.

Man hat neuerdings in Preußen und außerhalb desselben die Bedeutung dieser Revolution (denn eine solche in der That war es, was Preußen damals unter dem Vortritt seines Fürsten durchgemacht), herabzusetzen gesucht, indem man behauptet hat, Preußen habe damals kein anderes Mittel mehr zu seiner Rettung gehabt, es

Digitized by Google

ſei eine Nothwendigkeit, eine That der Verzweiflung geweſen. Wir geben den erſten Theil dieſer Behauptung vollkommen zu; aber ſo liegt darin nach unſerm Dafürhalten weit mehr ein Lob, als ein Tadel, und das für Beides, ſowohl für das Mittel, welches ergriffen ward, als für diejenigen, welche den Muth hatten, daſſelbe zu ergreifen. Es iſt immer gewiß etwas Großes, der letzte Rettungsanker eines Volkes zu ſein: und wer daher zugiebt, daß Preußen damals keinen andern Weg der Rettung gehabt, als nur den Weg der Freiheit, der ſpricht dieſer in der That das größte Lob zu, das es giebt. Und ferner: wir bewundern den Soldaten, der, weil er ſich nicht anders vor dem Feinde zu retten weiß, ſich ſelbſt in die Luft ſprengt: warum unſere Bewunderung einer Regierung verſagen, welche, die Unhaltbarkeit des alten Syſtmes einmal erkannt, gleichfalls kein Bedenken trägt, ſich ſelbſt zu opfern und durch dieſe Selbſtvernichtung die Möglichkeit einer neuen, glücklicheren Zeit zu retten?

Und hatten denn die übrigen deutſchen Regierungen ſich anders retten können? Hatten ſie nicht auch mit der Revolution verhandeln müſſen, mit dem Unterſchiede nur, daß Preußen in Wahrheit that, was die Andern zu thun ſchienen? Das ſtolze Oeſterreich ſelbſt — man braucht nur die Proclamationen und Erlaſſe aus dem Kriege von 1809 nachzuleſen, um ſich zu überzeugen, daß das „Gift der Umwälzung", wenn auch nur in ſehr verdünnter Auflöſung, nur in einer ſehr leiſen, oberflächlichen Teinture, nur in der bewundernswerthen Styliſtik der Herren von Gentz und Schlegel, auch dieſem alten Sitz der Legitimität ſich allerdings genähert hatte.

Preußen dagegen hat den unermeßlichen Vorzug, mit Bewußtſein und unter Herbeiziehung der Volkskraft freiwillig gethan zu haben, was nun einmal gethan werden mußte. Darum, während die Reformen der Rheinbundſtaaten auf die Volksſtimmung ohne nachhaltige, geſchweige denn ſegensreiche Wirkung blieben, erwuchs umgekehrt unter den ſtaatlichen Veränderungen in Preußen der Volksgeiſt zu einer Kraft, einer Höhe, einer Begeiſterung, an deren gewaltigen Flammen bald ganz Deutſchland ſich entzünden ſollte. Die ihn zuerſt emporgetragen, an der er ſich argliſtig verſündigt hatte, durch eben dieſelbe mußte Napoleon fallen: die Kraft des Volkes, die unwiderſtehliche Gewalt der Freiheit. Dem preußiſchen Volke dabei bleibt für alle Zeiten der Ruhm, den erſten Anſtoß zu dieſer

Digitized by Google

Erhebung gegeben, sich am Gründlichsten, am Würdigsten auf sie vorbereitet zu haben: ein Ruhm, der dadurch nicht kleiner wird, daß die Nation ihn mit der Regierung theilt, als von welcher sie zuerst auf diesen Weg gewiesen worden. Denn auch die Männer, welche dem preußischen Throne damals zunächst standen, waren der Mehrzahl nach aus dem Volke hervorgegangen, es war Ahnung, Instinkt, Bedürfniß der Masse, es war die Blüthe der nationalen Bildung, was sich in jenen Regierungsmaßregeln verwirklichte: so daß hier also eine jener glücklichen Wechselwirkungen zwischen Behörde und Volk, Regierenden und Regierten eintrat, die überall die Grundlage jedes wahren Staatslebens bilden sollten, und die doch überall zu den Seltenheiten der Geschichte gehören.

Ich gehe über die Freiheitkriege rasch hinweg. Nicht als ob ich den beispiellosen Umschwung dieser Epoche verkennte, als ob ich kein Auge hätte für die Größe der Opfer, welche damals gebracht wurden, kein Herz für jene Erhabenheit der Gefühle, jene Gluth der Begeisterung, mit welcher damals, wie von einem Zauberstabe berührt, dem Zauberstab der Freiheit! die gesammte Nation entbrannte. Im Gegentheil, ich achte diese Opfer zu sehr, ich bewundere, beneide die Größe dieser Zeit zu lebhaft, um lange bei ihrem Andenken zu verweilen. Es ist schwer, unter gewissen Umständen Satiren nicht zu schreiben; es ist ebenso schwer, die Freiheitkriege zu erwähnen — Kriege, deren bloßer Name schon zur Satire geworden ist, und dabei jene Mäßigung des Ausdrucks zu bewahren, welche die Umstände, und mehr noch als die Umstände, die Pietät, die Ehrfurcht, gebieten, die wir dem schönen Irrthum eines ganzen Volkes schuldig sind. Jedenfalls, und so schwer das Wort auch fällt im Hinblick auf jene Schlachtfelder, gedüngt mit dem edelsten Blute, in Erinnerung an jene Weiber, die ihre Männer, jene Mütter, die ihre Söhne in den Krieg sandten — es muß dennoch ausgesprochen werden, daß die Freiheitkriege in der Entwickelung unsers Volkes nur *eine Episode* bilden. Die politische Lage Deutschlands war nicht verbessert, die Rechte des Volks auf Selbstbestimmung, Selbstregierung waren nicht anerkannt, der alte Kampf zwischen Freiheit und Unfreiheit nicht entschieden worden — oder wenn entschieden, um so schlimmer, so war es zum Nachtheil der Freiheit und des Volks.

Ja wenn es nicht wie grausamer Hohn klänge, und wenn es

Digitized by Google

nicht ein Frevel wäre, die Schmach der Fremdherrſchaft, wenn auch nur in Gedanken, nur um Minuten zu verlängern, ſo möchte man ſogar behaupten, die Unterdrückung habe noch nicht lange genug gedauert gehabt, und jener verhängnißvolle Winter von 1812, der Napoleons Heeresmacht zerſtörte, ſei zu früh gekommen. Das Bewußtſein deſſen, was der Nation noth that, war lange noch nicht tief genug gedrungen. Die Mehrzahl des deutſchen Volkes ging in den Krieg, ohne ein deutliches Bewußtſein deſſen, um was es ſich dabei eigentlich handelte, getrieben von einem Enthuſiasmus, der allemal bewundernswerth bleibt, und dem auch wir unſre lebhafteſte, ehrfurchtvollſte Huldigung nicht verſagen wollen. Aber politiſcher Enthuſiasmus und politiſche Einſicht ſind noch zwei ſehr verſchiedene Dinge: und dieſe letztere war, oben wie unten, nur in ſehr mäßigem Grade vorhanden. Selbſt in Preußen, das damals doch in politiſcher Entwicklung den übrigen Stämmen bei Weitem vorausgeſchritten war, ſah man das Ziel der Fahrt, der man ſich mit ſo erhabenem Muthe, auf Tod und Leben, überließ, keineswegs voraus; ſelbſt Preußen, das ſich auf dieſen Krieg ſo gründlich, ſo ſorgſam vorbereitet hatte, ließ ſich mehr von den Ereigniſſen hinreißen, als daß es ſie beherrſchte. Man weiß, mit welchen Worten der König von Preußen die erſte Mittheilung von dem Uebertritte Yorks empfing: und wenn wir auch zugeben, daß zu jener Zeit der König von Preußen keineswegs der beſtunterrichtete Mann am preußiſchen Hofe geweſen, und daß die Fäden zu dem großartigen Gewebe jener Tage ganz wo anders gelegen haben, als in ſeinen Händen, ſo haben wir doch keinen Grund, bei der Maſſe des Volkes eine größere politiſche Einſicht vorauszuſetzen, als derjenige ſie hatte, der an der Spitze der Geſchäfte ſtand. Daß es ſich um etwas mehr handelte, als bloß die Franzoſen aus dem Lande zu treiben, daß mit Vernichtung der Fremdherrſchaft, mit Wiederherſtellung des deutſchen Namens die große Aufgabe der Zeit noch nicht gelöſt ſei, davon hatte man allerdings eine ziemlich allgemeine Empfindung, ſowohl in Preußen, wo ja dieſe ganze Erhebung gegen die Franzoſen nur ein Theil, eine Folge des politiſchen Umſchwungs war, in welchem der geſammte Staat ſich ſeit ſechs Jahren befand, als auch in Süddeutſchland, wo man den Druck der Fremdherrſchaft niemals ſo bitter empfunden — und auch keine Schlacht von Jena gut zu machen hatte. Man trug ſich auch ſchon während des Krie-

Digitized by Google

ges sowohl in den Reihen der Kämpfer selbst wie außerhalb mit allerhand weitgreifenden und prächtigen Träumen für die Zukunft; man sah den Thron der deutschen Kaiser schon wieder hergestellt und vertheilte bereits die Erzämter des neuen Reiches. In der Politik jedoch haben Empfindungen, Ahnungen, Träume nur sehr wenig zu bedeuten: sondern immer derjenige behält am Gewissesten Recht, der am Deutlichsten weiß, was er will.

Und darum war es auch ganz in der Ordnung, daß von den Freiheitkriegen diejenige Macht den meisten Vortheil zog, die sich ihnen verhältnißmäßig am Spätesten angeschlossen: Oesterreich, welches den Freiheitkriegen die Herstellung einer Hegemonie verdankte, die es für die verlorene Kaiserkrone mehr als genügend entschädigte.

Oesterreich hatte sich von dem „Taumel der Zeit" am Reinsten erhalten. Es hatte weder, wie die Rheinbundstaaten, mit der Revolution unterhandelt, noch sich ihr, wie Preußen, in die Arme geworfen: sondern immer an seinem Principe fest gehalten, dem Princip der Hausmacht, der Herrschaft von Gottes Gnaden, oder wie es nun bald heißt, der Legitimität. Eine einzige verlorne Schlacht, ein einziger unglücklicher Friedensschluß war für Preußen hinlänglich gewesen, das ganze System zu wechseln. Oesterreich, mit einer Harmäckigkeit, der man vielleicht seinen Beifall, aber gewiß nicht sein Erstaunen versagen kann, hatte Schlacht auf Schlacht, Feldzug auf Feldzug, Provinzen auf Provinzen verloren, die Hälfte seiner Staaten hatte es eingebüßt, seine Hilfsquellen waren vernichtet, seine Finanzen zerstört — aber es wich der Revolution noch keinen Finger breit! es reformirte doch nicht! es sprach das Zauberwort des Fortschrittes und der Freiheit doch nicht aus! —

Auch in dem Kriege von 1813 war Oesterreichs Absicht einzig und allein auf Wiederherstellung seiner Hausmacht gerichtet. Wohl saß auch jetzt, wie beim Ausbruch der Revolution, eine österreichische Erzherzogin auf dem Throne Frankreichs: aber diesem Throne selbst hatten Oesterreichs Verluste zu sehr als Stufe gedient, seine Höhe war zu eng verknüpft mit Oesterreichs Erniedrigung, als daß man den Gedanken friedlicher Ausgleichung jemals in Ernst hätte fassen können. Auch das Opfer einer österreichischen Kaisertochter hatte nur einen Waffenstillstand erkaufen sollen, es war kein Friede, nur ein Aufschub gewesen: die Entscheidung blieb nach wie vor beim

Digitized by Google

Schwerte. — Es ist interessant, die preußischen und die österreichischen Staatsschriften, die Proclamationen, Aufrufe und Armeebefehle aus dieser Epoche zu vergleichen. Daß auch die österreichischen der Stimmung der Zeit, in der Form wenigstens, einige Zugeständnisse hatten machen müssen, haben wir schon einmal erwähnt. War es doch überhaupt schon etwas Revolutionäres, im alten System Unerhörtes, das Volk zum Kriege überhaupt erst aufzurufen, ihm die Gründe desselben auseinanderzusetzen, seine Theilnahme mit beredtem Ausdruck in Anspruch zu nehmen, nicht einfach die Soldaten dazu zu kommandiren! Aber bei alledem zwischen der Sprache Oesterreichs und Preußens welche Verschiedenheit! zwischen dem „An mein Volk", ja nur dem Manifest von Kalisch (März 25.), und der Erklärung Oesterreichs vom 12. August, diesem „Meisterstück aus Gentz' Feder", welch eine Kluft! Dort Sprache der Begeisterung in kurzen, kräftigen Sätzen, voll eines fast religiösen Schwunges — hier ein bogenlanges Memoire, eine politische Deduction voll staatsmännischer Weisheit, mit Citaten und Argumenten! Dort die glorreichen Namen der „Freiheit und Ehre" zur Losung gemacht, die „Kraft der öffentlichen Meinung" angerufen, ein Kampf verkündigt auf Tod und Leben und als Preis desselben die „Wiedergeburt Deutschlands" verheißen — hier „Gerechtigkeit und Ordnung" als Princip Oesterreichs aufgestellt, die patriotische Seite des Kampfes kaum mit halben Worten berührt, als Frucht des Sieges aber „Ordnung und Frieden" angepriesen!

Wie gesagt: hierin war Consequenz und wo Consequenz ist, ist auch der Sieg. Als der nächste (aber auch nur der nächste) Zweck des Kampfes erreicht war, als ungehoffte, unglaubliche Siege die Verbündeten in die Hauptstadt des überwundenen Frankreich geführt hatten, als es sich darum handelte, den Sieg zu benutzen und aus dem Chaos dieses ungeheuren Umschwunges neue, entsprechende Schöpfungen hervorgehen zu lassen, da wußte Niemand so eigentlich, was anfangen.

Niemand, sage ich: weder die Fürsten noch die Völker. Oesterreich wußte es. Die dämonischen Kräfte, welche namentlich Preußen, gleich dem Zauberlehrling des Märchens, entfesselt hatte, mußten gebändigt, der Strom der öffentlichen Meinung in die vorgeschriebenen polizeilichen Schranken zurückgeführt werden; das ganze Gerede

Digitized by Google

von Freiheit und Volksrechten, dieser ganze „Wahnsinn des Zeitalters“, wie Kaiser Franz es später einmal bei Eröffnung eines ungarischen Reichstages bezeichnete, mußte ein Ende nehmen. Man hatte sich mögen gefallen lassen, daß die Revolution die Revolution bekämpfte — der Kampf war beendet: nun überhaupt nichts mehr von Revolution, nun nur noch Restauration!

Herr von Metternich und Talleyrand verständigten sich. Man machte Wien, den Herd der österreichischen Politik, zum Mittelpunkt jener künstlichen Berathungen, aus denen die neue Gestalt Europa's, zunächst und vor Allem die neue Verfassung Deutschlands hervorgehen sollte. Herr von Metternich präsidirte, Herr von Gentz führte die Protokolle. Was unter solchen Aspecten zu Stande kam, wissen wir Alle; wir wissen Alle, und werden es nach mehr denn dreißig Jahren vielleicht auch aussprechen dürfen, daß die Resultate des Wiener Congresses den Erwartungen der Völker sehr wenig entsprachen, und daß namentlich die Art und Weise, wie man sich dabei der deutschen Verhältnisse entledigte, bei der Nation selbst nur sehr geringen Beifall fand.

Ich sage, dies wird *jetzt* zu sagen erlaubt sein: denn jetzt jedenfalls ist es wahr geworden. Wer in den nächsten Jahren nach dem Wiener Congreß von einer Mißstimmung des deutschen Volkes hätte reden wollen (und es wurde in der That viel und heftig davon geredet, aber auch nur geredet), der hätte nur zur Hälfte Recht gehabt. Mißstimmung war vorhanden, o ja: aber doch wohl nur bei denen, die sich getäuscht fühlten? und getäuscht konnten sich doch wohl nur diejenigen fühlen, die überhaupt bestimmte Erwartungen, bestimmte Hoffnungen gehegt hatten? Dies aber, wie wir wissen, war nur bei außerordentlich Wenigen der Fall gewesen; es konnte daher auch nur bei außerordentlich Wenigen, nur bei einzelnen Staatsmännern, Generalen, Schriftstellern, von einer eigentlichen Mißstimmung die Rede sein. Zugestanden daß, wie der Ausbruch des Krieges auch bei der großen Menge, wennschon nicht von bestimmten Hoffnungen und Forderungen, doch von einer gewissen erwartungsvollen Aufregung begleitet gewesen war, gleicherweise auch der darauf folgende Friede sogar auch bei der Menge eine gewisse Unbehaglichkeit, ein gewisses Gefühl von Leere und Unbefriedigtheit zurückließ: so war dieses Unbehagen doch viel zu abstract, viel zu bewußtlos, um irgend-

Digitized by Google

wie auf Ehre, Recht und Macht einer politischen Ansicht Anspruch zu haben.

Und überdies, wie es nach derlei Ereignissen immer zu gehen pflegt: man war müde geworden, man sehnte sich nach Ruhe. War eine zehnjährige Revolution genügend gewesen, ein von Natur so heftiges, so leidenschaftliches Geschlecht, wie die Franzosen, in Abspannung zu setzen, so war es ja nur ganz im Verhältniß, daß Michel, der fischblütige, phlegmatische Michel, sich bereits von der Anstrengung eines einjährigen Krieges aufs Aeußerste ermüdet fühlte. Dazu kam, daß die Mehrzahl der deutschen Staaten (und zwar durch seltsame Fügung waren es fast dieselben, welche ehemals den Rheinbund gebildet hatten) auf Grundlage des Wiener Congresses wirklich Verfassungen erhielten, welche, wenn sie auch den wahren Bedürfnissen derselben keineswegs überall entsprachen, ihnen doch einen gewissen Mittelpunkt für politische Bestrebungen boten und dadurch ihre Aufmerksamkeit von den Interessen des Gesammtvaterlandes ablenkten.

Auch ging die Reaction keineswegs so rasch, so unvermittelt vor sich, wie wir es jetzt meistens im Gedächtniß haben. Fünf und zwanzig Jahre hatte Oesterreich die französische Revolution ertragen müssen, die Siege der Republik, des Consulats, des Kaiserreichs, durch Consequenz und Zähigkeit hatte es sie alle überdauert — warum über die abenteuerlichen, die utopischen Schwärmereien des gutmüthigen deutschen Volkes ungeduldig werden? warum der fliegenden Hitze unserer Freiheitkämpfer nicht einige Monate schenken, sich allmälig, in Ruhe, abzukühlen? Nur wer seines Zieles ungewiß ist, übereilt sich; wer seiner gewiß ist, kann auch warten.

Diesen allmäligen Uebergang, den Prolog gleichsam und ersten Akt der beginnenden Reaction, bildet die heilige Allianz. Die heilige Allianz theilt einigermaßen das Schicksal der Freiheitkriege: sie hat mehr Ruf gehabt, als Erfolg, sie nimmt sich besser aus auf dem Papiere, als in der Wirklichkeit. Zugleich kann sie als Beispiel dienen, nicht nur wie weit die Aufregung in jenen denkwürdigen Kriegsjahren gegangen, sondern auch wie abstract sie gewesen war. Die Idee, welche der heiligen Allianz, oder wenn nicht der Allianz selbst, doch dem von ihr veröffentlichten Statut zu Grunde lag, die Idee, die Politik zurück zu führen auf die erhabenen Gesetze der

Digitized by Google

Humanität und Sittlichkeit, und Weisheit, Mäßigung, Bruderliebe zu Trägern einer neuen Weltordnung zu machen — wer möchte dieser Idee als solcher ihre Größe, ihre Erhabenheit abstreiten? wer die genauen und innigen Beziehungen verkennen, in denen dieselbe zu der religiös-politischen Begeisterung der Freiheitkriege steht? Davon freilich, wie diese Idee praktisch verwirklicht ward, brauchen wir nicht erst zu sprechen. Die Beschlüsse von Karlsbad und Frankfurt, die Congresse von Troppau, Laibach, Verona, die Schreckensscenen in Italien und Spanien, die Abweisung der unglücklichen Griechen haben es zur Genüge dargethan. Die heilige Allianz gleicht unsern Freiheitkriegen auch darin, daß beide ihren eigenen Namen perfidiren: die Freiheitkriege haben alles Andere für Deutschland zu Wege gebracht, nur nicht die Freiheit — und die Politik der heiligen Allianz ist oft eine sehr unheilige gewesen.

Aber die Freiheit ist der wahre Venusberg der Fabel: wer einmal von ihrer Süßigkeit gekostet, kann nicht aufhören sich zurück zu sehnen nach ihr. Wo ein Körper in Erstarrung fällt, zieht sich das Leben aus den äußeren Gliedern in das Herz zurück; das Herz einer Zeit aber, das ewig warme, ewig klopfende, ist die Jugend. In die deutsche Jugend rettete sich die Begeisterung, der Muth, die Hoffnung, für welche die Alten zu bedächtig, zu nüchtern, zu müde waren. Eine Verirrung ist es ohne Frage, wenn Studenten sich berufen glauben, den Staat zu retten: die Schmach dieser Verirrung jedoch trifft nicht die warmen, übersprudelnden Herzen der Jünglinge, sie trifft die Männer, welche das Werk der Rettung an Jünglingshände überlassen. Es ist auch eine Verirrung, ohne Zweifel, wenn man glaubt, die köstliche Blume der Freiheit im Dunkeln erziehen und durch Verschwörungen, Geheimbünde, ja wohl gar durch Dolchstöße die politische Mündigkeit eines Volkes herstellen zu können. Allein auch von dieser Verirrung fällt der größere Theil denjenigen anheim, welche jede öffentliche und naturgemäße Entwicklung des politischen Geistes unmöglich gemacht und die Freiheit, daß ich so sage, in das Dunkel der Verschwörungen hineingehetzt hatten.

Preußen, wie es verhältnißmäßig noch das meiste politische Bewußtsein, wenigstens den meisten politischen Trieb in die Freiheitkriege mitgebracht hatte, wurde auch von diesen Nachwehen derselben,

Digitized by Google

diesen letzten gewaltsamen Zuckungen, mit denen das Fieber der Begeisterung seinen Abzug nahm, am Schwersten heimgesucht. Gleich als wäre es noch nicht genug an jenen Tausenden preußischer Jünglinge, welche auf dem Felde der Ehre verblutet waren, als ob der Tod des Schlachtfeldes die Reihen seiner Jugend noch nicht hinlänglich gelichtet hätte, so mußte in jenen Demagogenuntersuchungen der zwanziger Jahre, welche hauptsächlich auf Oesterreichs Betrieb, durch die Kunst seiner Schilderungen, die Dringlichkeit seiner Warnungen, waren veranstaltet worden, andere Tausende in den Kerker, die Verbannung, das Elend wandern. Hier war Rache für den siebenjährigen Krieg, hier Ersatz für Schlesien: die eine Hälfte der preußischen Jugend moderte auf dem Schlachtfelde, die andere im Kerker.

So wurde auch in Preußen Ruhe, die Ruhe eines Kirchhofs. Ja wie der Mensch niemals in Verlegenheit ist, sein Elend noch mit Flittern zu behängen und seine eigene Schwäche vor sich selber zu beschönigen, so fand man auch sogar in Preußen noch Mittel, sich über die offenbaren Rückschritte, welche man seit 1819 gethan, zu trösten, wohl gar noch den retrograden Gang der preußischen Politik für die einzig angemessene, einzig richtige Staatsweisheit zu erklären. Nirgend, wir geben es zu mit Stolz und Scham, war die Begeisterung der Freiheitkriege so groß, der Ansatz zu einer gesunden politischen Entwicklung so hoffnungsreich gewesen, als in Preußen: aber dafür auch nirgend hat die Unfreiheit so viel Bewunderer gefunden, nirgend hat es so viel Doctrinairs des Absolutismus gegeben, als eben hier: Der Fuchs findet die Trauben, die er nicht erreichen kann, sauer. Solche Füchse damals gab es in Preußen zu Tausenden. Da alle Mühe, die man angewendet, alle Opfer, die man gebracht, nicht im Stande gewesen waren, Preußen eine volksthümliche Verfassung zu verschaffen, so rümpfte man die Nase und gab sich den Anschein, als ob Verfassung und volksthümliches Leben überhaupt nur untergeordnete Dinge, Dinge von zweideutiger Beschaffenheit wären.

Namentlich das constitutionelle Leben der süddeutschen Staaten fing man damals (nach Mitte der Zwanziger) in Preußen an mit einer eigenthümlichen Mischung von Neid und Geringschätzung zu betrachten. Man verglich insgeheim die ungeheuren Opfer, welche Preußen nicht bloß sich allein, sondern der gesammten deutschen Sache gebracht, und die verhältnißmäßig geringen, welche die süd-

Digitized by Google

deutschen Staaten beigesteuert hatten. Man fand es unbillig, daß diejenigen die beste Ernte haben sollten, welche die geringste, die mühloseste Aussaat gehabt. Man behohnlächelte die untergeordnete Wirksamkeit der deutschen Kammern. Man fragte, wo denn die gerühmten Erfolge des ständischen Lebens wären. Man gab nicht undeutlich zu verstehen, daß, wenn Preußen einmal eine Constitution haben werde, das ein ganz anderes Ding werden würde und daß, wenn es keine hätte, dies seinen Grund nur darin habe, daß es, Dank seiner specifischen Vortrefflichkeit, keine brauche.

Die Süddeutschen dagegen konnten sich einer gewissen Schadenfreude nicht erwehren, daß Preußen, im Kriege unbestritten der Fahnenträger der deutschen Nation, nun im Frieden so kläglich hinterdrein hinken mußte. Begierig, gleich als ob man dadurch des Dankes quitt würde, den man ihm unstreitig schuldete, lauerte man allen Fehlern, allen Rückschritten der preußischen Politik auf. Man freute sich, wenn preußischer Seits über die Unerheblichkeit des süddeutschen constitutionellen Treibens die Nase gerümpft ward, den Trumpf zurückspielen und auf den Bundestag verweisen zu können, welcher, unter preußisch-österreichischem Vorsitz, allerdings dafür sorgte, daß die süddeutschen Kammern nicht zu üppig wurden.

So hatten wenig Jahre, Jahre banger Erwartung, getäuschter Hoffnungen, genügt, die glorreiche Begeisterung der Freiheitkriege bis auf den letzten Funken auszulöschen, und statt des starken, freien, einigen Deutschlands, auf das damals selbst die officiellen Proclamationen hingedeutet hatten, war das Volk aufs Neue, wie zu Anfang des Jahrhunderts, apathisch, mißmüthig, in sich selbst zerrissen.

Auch die Julirevolution, eine so gewaltige Erscheinung dieselbe Anfangs auch für Deutschland zu werden versprach, vermochte darin nichts zu ändern. Sogar sie machte die Sache nur noch schlimmer. Wir müssen, um dies zu begreifen, uns erinnern, wie die Julirevolution bei ihrem ersten Erscheinen in Europa aufgefaßt ward. Jetzt freilich wissen wir, daß der alte Volksspruch Recht hat und daß in der That, je purpurner der Morgen, je trüber der Tag zu sein pflegt. Auch diese Sonne des Juli, die so prächtig über Frankreich, ja über Europa emporgestiegen war und eine neue Epoche im Leben der Völker, einen neuen heitern Tag der Freiheit verheißen hatte — wie lange währt' es und die Welt sah ein, mit Beschämung die eine, mit

Digitized by Google

Genugthuung die andere Hälfte, daß es gar die Sonne nicht gewesen, sondern bloß ein Meteor, eine Nebensonne, sich widerspiegelnd auf den faulen Dünsten einer in Selbstsucht und Eigennutz versunkenen Oligarchie?!

Freilich hinderte das nicht, daß sie nicht im ersten Augenblick die Menschen geblendet hätte, mit Furcht die Einen, die Anderen, die Völker, mit Hoffnung. Belgien und Polen standen in Flammen, Italien griff in seine Ketten: auch Deutschland zuckte.

Ich denke dabei weit weniger an jene tumultuarischen Scenen, welche in den ersten Monaten nach der Julirevolution hie und da in Deutschland in einzelnen Städten, besonders Hauptstädten, wie Braunschweig, Kassel, Dresden ꝛc. stattgefunden. Diese Tumulte waren meist von so untergeordneter Bedeutung und verriethen, in der gänzlichen Abwesenheit alles Zusammenhanges und aller höheren leitenden Gesichtspunkte, einen so durchgängigen Mangel politischen Verstandes, politischen Bewußtseins bei den Tumultuanten selbst, daß auch die unbedingtesten Bewunderer der Julirevolution (und damals hatte sie deren allerdings noch) an diesen verunglückten Abklatschen derselben unmöglich Behagen finden konnten. Fast überall von den trivialsten localen Ursachen ausgegangen, war es nur eine natürliche Consequenz, daß diese Bewegungen auch durch ebenso triviale locale Zugeständnisse beruhigt werden konnten; nirgend in einem lebendigen Gefühle von den Bedürfnissen des Volkes wurzelnd, noch auch von seinen Sympathieen getragen, im Gegentheil beinahe durchgängig der Brutalität und stellenweise sogar der Frivolität, der leeren, inhaltlosen Händelsucht eines in geflissentlicher Roheit erhaltenen, daher nothwendig rohen Pöbels anheim gegeben, war es eine vollkommen gerechte Nemesis, daß das Resultat auch für die wahren Bedürfnisse des Volkes beinahe durchgängig ohne Frucht blieb, ja daß man nur neue Gelegenheit davon entnahm, diese Bedürfnisse selbst noch listiger zu umgehen, noch kecker abzuläugnen. Selbst in Sachsen, Hannover und Kurhessen, wo die Resultate verhältnißmäßig noch am Bedeutendsten waren, wiewohl auch dies aus keinem andern Grunde, als weil die Regierungen hier, in augenblicklichen Anwandlungen von Großmuth oder Schwäche, der Bewegung auf mehr als halbem Wege entgegengekommen waren, fehlte außerordentlich viel, daß man sich diese Resultate, selbst da man sie hatte, nun auch hätte

Digitized by Google

wirklich zu Nutze zu machen gewußt. Von der hannöverschen Verfassung (von 1833) werden wir sogleich das Nähere zu sprechen haben; sie hat durch die Leichtigkeit, mit welcher sie sich vernichten ließ, gegen sich selbst den Beweis geführt, daß sie nicht zu leben verdiente. — Aber auch das sächsische Ständewesen, trotz der glücklichen Eintracht zwischen Regierung und Volk, die so vielfach versichert, trotz der vortrefflichen Reden, die gehalten worden, hat sich nichts desto weniger in allen wichtigsten Angelegenheiten des Volkslebens, in der Preßfrage, der Frage wegen Schwurgerichte ꝛc., als völlig illusorisch erwiesen. Ebenso gehört die kurhessische Verfassung, wie sie auf dem Papiere geschrieben steht, zu den freisinnigsten, den volksthümlichsten, die jemals auf deutscher Erde verkündigt sind. Aber selbst diese vortreffliche Waffe in den Händen, haben die hessischen Stände nicht zu verhindern gewußt, daß nicht aus Hessen geworden — was es in diesem Augenblicke ist.

Vielmehr was ich dabei im Sinne habe, sind die revolutionairen Bewegungen aus dem Anfang der dreißiger Jahre in Süddeutschland, die sich um das sogenannte Hambacher Fest (1832 Juli 16.) gruppiren, um endlich in dem Frankfurter Attentat (1833 April 11.) ihren kläglichen Ausgang zu finden. Eine vollständige Würdigung dieser Bewegungen, ihres Umfangs, ihrer Mittel, sogar nur ihrrr genaueren Zwecke, liegt für den Augenblick noch außer der Macht des Geschichtschreibers, da die betreffenden Aktenstücke bisher nur erst von einer Seite, und auch von dieser nichts weniger als vollständig, veröffentlicht worden sind. Soviel inzwischen scheint auch jetzt schon außer Zweifel, daß diesen Bewegungen, im Gegensatz zu den eben besprochenen Localtumulten, allerdings ein allgemeiner patriotischer Zweck, eine großartigere und selbstbewußte Anschauung der öffentlichen Verhältnisse zu Grunde gelegen. Das hinderte jedoch nicht, daß der Mangel an politischem Takt, an geschichtlichem Verständniß, an welchem unsere Nation dermalen noch leidet, nicht auch hiebei aufs Kläglichste zu Tage gekommen wäre. Und das nicht bloß, wo man es allenfalls entschuldigen möchte, bei der Masse, nein, auch bei den Leitern der Bewegung selbst, sogar bei ihnen am Meisten.

Dieselben bezweckten, so weit sich irgend darüber urtheilen läßt, ein unzweifelhaft erhabenes, ruhmwerthes Ziel: die Einheit Deutsch-

Digitized by Google

lands und die möglichſt große, möglichſt allgemeine Freiheit ſeiner Bewohner. Allein ſie ließen dabei außer Acht, erſtlich daß eine Nation weder dadurch einig wird, daß man die Schlagbäume im Innern niederreißt und ſtatt ſechsunddreißig verſchiedener Wappen ein allgemeines einführt, noch wird ſie frei dadurch, daß man die Unfreiheit für aufgehoben erklärt und die Leute ſtatt Unterthanen Republikaner anredet: ſondern Einheit und Freiheit müſſen ſich in lebendiger Geſtalt, in einträchtigen und freien Thaten, aus dem Volke ſelbſt erzeugen — nicht Kinder der Noth bloß, ſondern viel mehr noch der Nothwendigkeit: und die wahre Nothwendigkeit iſt allemal zugleich die wahre Freiheit. Es war dies alſo ein ganz ähnlicher Irrthum, wie man zu derſelben Zeit in Sachſen, Heſſen, Hannover beging. Dort glaubte man auch, es ſei ſchon genug, Verfaſſungen gegeben und darin eine gewiſſe Betheiligung des Volkes an der Regierung principialiter ausgeſprochen zu haben; die Einſicht, die Kraft, der Wille, dieſes Princip nun auch zur Wahrheit zu machen, werde ſich beim Volke ſchon von ſelber finden — und findet er ſich nicht, nun um ſo beſſer, ſo haben wir das Unſere gethan und waſchen im Uebrigen die Hände in Unſchuld. — Ganz ebenſo glaubten auch die Leiter der ſüddeutſchen Bewegung, wenn nur erſt die deutſche Republik proclamirt ſei, ſo ſei die Hauptſache geſchehen; woher einem Volke, das kaum noch wußte, was Republik überhaupt für ein Ding, ja das ſelbſt in die Interimskleidung conſtitutioneller Regierungsformen noch lange nicht hineingewachſen war, woher einem ſolchen Volke republikaniſcher Geiſt, republikaniſche Tugend kommen, wie dieſe durch Jahrhundert lange Eiferſucht getrennten, in ihren Bedürfniſſen, ihrer Bildung, ihren Sitten, ihrem Glauben ſo verſchiedenen, ſo feindſeligen Volksſtämme die zu proclamirende Einheit Deutſchlands ertragen, mit einem Worte: woher zu dem Staat, den man da gleichfalls auf dem Papier verzeichnet hatte, die Menſchen ſich finden ſollten — dies, nach allen Anzeichen, war zum Theil ganz unerörtert geblieben, zum Theil war mit einem Leichtſinn darüber hinweggegangen worden, der ſich nirgend weniger ziemt, als wo die Schickſale eines Volkes in Frage gezogen werden.

Zweitens aber ſcheint auch die Einheit und Freiheit ſelbſt, die man zu verkündigen gedachte, noch ziemlich terroriſtiſcher Natur geweſen zu ſein. Zu unendlichem Elend, das die vielfache Zerſplitterung

Digitized by Google

unſeres Vaterlandes über uns gebracht hat, liegt in dieſer Selbſtändigkeit der Landſchaften, in dieſer Mannigfaltigkeit, dieſem Reichthum des Provinzialcharakters, durch welchen das deutſche Leben ſich von dem Leben faſt aller übrigen Nationen unterſcheidet, doch auch etwas Gutes.

Oder wenn nicht unmittelbar etwas Gutes, doch zum Wenigſten ein Unterpfand, eine Möglichkeit zu künftigem Guten: inſofern nämlich wir dadurch vor jener abſtracten Gleichmacherei, vor jener Alles verſchlingenden Centraliſation geſichert ſind, an welcher die modernen Staatsſchöpfungen bisher noch leiden und die namentlich in Frankreich (wo ſie allerdings auch ihren Gipfel erreicht hat), bei aller zeitweiligen Freiheit der politiſchen Verfaſſung, doch die Entwicklung eines eigentlichen fruchtbaren Volkslebens bisher immer noch gehindert hat. Es wäre eine ſehr rohe, ſehr unvernünftige Freiheit der Geſellſchaft, die ſich auf der Unterdrückung der Individuen begründen, nicht vielmehr umgekehrt die Freiheit Aller aus der möglichſten Freiheit der Einzelnen, ſowie dieſe aus jener entwickeln wollte. Ganz daſſelbe findet ſeine Anwendung auf das Verhältniß der einzelnen Landſchaften zum Geſammtſtaat. Auch hier iſt es die wahre Aufgabe des Staates — nicht, die Eigenthümlichkeit des provinzialen Lebens zu vernichten und an die Stelle einer ſchönen, fruchtbaren Mannigfaltigkeit das troſtloſe Grau in Grau eines abſtracten Staatsſchematismus zu verbreiten: ſondern auch hier ſollen Beide, Theil und Ganzes, Landſchaft und Staat, ſich wechſelsweis ergänzen und, in fruchtbarem Umtauſch, ſich ewig neu, Einer aus dem Anderen, erzeugen. Zu dieſer höchſten Stufe demokratiſcher Entwicklung (einer Stufe, um dies beiläufig zu bemerken, zu welcher auch Frankreich, wenn es einmal von ſeiner gegenwärtigen Scheinfreiheit zur wirklichen wird zurückgekehrt ſein, ſich auch aus ſeiner dermaligen naturwidrigen Centraliſation zweifelsohne wieder hindurch arbeiten wird) beſitzen wir, wie geſagt, in Deutſchland eine höchſt ſchätzenswerthe Vorarbeit — eine Vorarbeit, von der ich zugebe, daß ſie für den Augenblick allerdings nicht viel mehr iſt, als jenes „Meſſer ohne Stiel, an welchem die Klinge fehlt", die aber in Zukunft, wenn auch einmal bei uns der Genius der Freiheit die lang gebundenen Flügel entfalten wird, uns bei der definitiven Herſtellung unſeres Volkslebens aufs Glücklichſte wird zu Statten kommen. —

Digitized by Google

Jene Bewegung in Süddeutschland, von welcher hier die Rede ist, scheint dies völlig verkannt zu haben; sie hätte sonst in ihren Entwürfen unmöglich so abstract, so gewaltsam verfahren können, wie sie that. Bisher hatte die Tyrannei uns bevormundet: jetzt, wenn die Pläne jener wohlwollenden, aber kurzsichtigen Männer glückten, hätte die Freiheit es gethan. Der Weg, den Deutschland zu gehen hätte, war uns bisher von unseren Fürsten vorgezeichnet worden: jetzt wollten unsere Freiheimänner diese Mühe auf sich nehmen. Wir waren bisher zur Knechtschaft gezwungen worden: jetzt, gutmüthige Phantasten! wollten sie uns zur Freiheit zwingen.

Allein die Sache ist, daß man sich überhaupt nicht zwingen läßt, zum Guten so wenig wie zum Schlimmen. Auch heißt das nicht frei sein, daß man den Herren wechselt: sondern selbst Herr sein und aus der Fülle des eigenen Lebens, der eigenen Kraft sich seinen Weg bestimmen, darauf kommt es an. —

Und endlich und am Allerschreiendsten verkannten die Leiter jener Bewegung ihre Aufgabe darin, daß sie es nicht verschmähten, zur Befreiung des Vaterlandes den Beistand — ja was sag' ich den Beistand? das Patronat, die Obherrschaft der Fremden anzurufen! daß sie es unbedenklich und sogar einen guten Tausch fanden, als Kaufpreis der Freiheit die nationale Unabhängigkeit — oder was dasselbe ist, die nationale Ehre zu bieten! daß sie keine Scham ergriff, daß sie die Schmach, die Selbstschändung, ja sagen wir es frei heraus: die Dummheit nicht fühlten, die in dem Gedanken liegt, das Vaterland verrathen zu wollen für die Freiheit!

Ich weiß wohl, daß diese Ansicht bei Weitem nicht von allen Fractionen der damaligen Bewegung getheilt worden ist und daß namentlich die Siebenpfeiffersche Partei den Gedanken einer französischen Einmischung jederzeit mit Standhaftigkeit zurückgewiesen hat. Ich weiß auch, daß man bei dem Hambacher Feste sowohl als sonst einen gewaltigen Luxus getrieben mit schwarz roth goldenen Fahnen, ja daß einzelne Nuancen der Bewegung sogar der franzosenfresserischen Deutschthümelei der Jahre achtzehn und neunzehn näher gestanden, als dem Gedanken einer französischen Invasion. Ich lege auch nur geringen oder selbst gar keinen Werth auf die angebliche Propaganda, die Missionen und Allianzen, die man officiellerseits meint nachgewiesen zu haben. Ich fühle auch sehr wohl,

Digitized by Google

daß dieser Conflict zwischen Vaterland und Freiheit, wie unnatürlich an sich, eine wahre Blutschande des Geistes! nichts destoweniger ein ächt deutscher, eine so nahe liegende wie unvermeidliche Frucht ist jener unseligen Verschrobenheit, in welcher unsere deutschen Zustände sich überhaupt befinden, und daß wir daher von dem Unwillen, welchen Verirrungen dieser Art in uns erregen, die größere Hälfte von den Personen abwärts auf diese Zustände selbst und diejenigen zu lenken haben, deren Werk dieselben sind.

Gleichwohl bei alledem und so gern wir auch annehmen wollen, daß selbst diejenigen, welche in der Annäherung an die Fremden am Weitesten gegangen, dies nicht ohne den stillen Vorbehalt gethan, dieselben lediglich als Mittel zum Zwecke zu benutzen und bei der ersten günstigen Gelegenheit sich ihrer wiederum zu entledigen: so liegt doch auch in dieser Annahme noch, noch in diesem Doppelspiele etwas, das unser Gefühl aufs Tiefste verletzt, ja das wir für schlechthin unvereinbar halten mit der Würde, der Ehre eines Volkes. Almosen zu betteln und sich seinen Unterhalt zu bereiten von dem Mitleid Anderer, ist allemal etwas Klägliches und nur Krüppeln und abgelebten Greisen gestehen wir es ohne sittliche Entrüstung zu. Wie denn?! und einem Volke soll es an seiner Ehre nicht schaden und von einem Nation sollen wir es ohne Entrüstung sehen, daß sie das Höchste, das es giebt, den edelsten, den köstlichsten Schatz nationalen Lebens, die Freiheit, sich erbettelt von den Fremden?! Nein wahrlich: wer so weit erst wäre, daß er in seinem Vaterlande nichts mehr erblickte, als einen hoffnungslosen Krüppel, einen lebensmüden, lebensunfähigen Greis, wer so ganz verzweifelte an der Zukunft seines Volkes — der besäße ja längst nichts mehr weder von seinem Vaterlande noch seinem Volke! was hätte der noch für Grund, die Freiheit zu wünschen für ein Land, das er innerlich so tief verachtet, was der für Grund, den letzten, den äußersten Schritt zu scheuen und durch ein freiwilliges Exil, das kein Exil mehr wäre, nein, eine Rettung, auch das letzte äußerliche Band zu lösen?!

Es liegt dabei auf der Hand, und nur geflissentliches Mißverstehen könnte es anders auslegen, daß hier von den Fällen, wo ein Volk bereits in offenem Freiheitkampfe begriffen ist und nun zu diesem Ende die Hilfe anderer, verbündeter Nationen in Anspruch nimmt, z. B. also von Fällen, wie die Freiheitkämpfe der Neu-

Digitized by Google

griechen oder wie der erschütternde Hilferuf des untergehenden Polen, überall nicht die Rede sein könne. In allen diesen Fällen war der Muth, die Selbständigkeit, die Würde der Nation bereits durch eine unabhängige, eigene That bewiesen; Polen und Griechen, daß ich so sage, hatten sich bereits eingekauft mit ihrem Blute in die Gemeinschaft freier Völker. Und am Allerwenigsten, weder den Einen noch den Andern, ist es jemals in den Sinn gekommen, als Preis des Beistandes ihre nationale Unabhängigkeit oder auch nur den geringsten Theil derselben zu opfern; selbst das kleine Belgien, so außerordentlich viel Verlockendes der Anschluß an Frankreich hatte, ja so viel unläugbare reelle Vortheile derselbe für den Augenblick auch bot, hat eine mühselige, aber ehrenvolle Selbständigkeit allen Bequemlichkeiten, allen Vortheilen einer ruhmlosen Abhängigkeit vorgezogen.

Um die Summe von diesem Allem zu ziehen: die Bewegung, welche zu Anfang der dreißiger Jahre in Süddeutschland Statt fand, ist das Seitenstück zu jenem Rheinbund von 1806, wie wir ihn oben des Näheren charakterisirt haben: ein Rheinbund der Völker (oder doch ein Project dazu), wie jenes ein Rheinbund der Fürsten; abstract, terroristisch, wie jener; der wahren Grundlage des Volkslebens entbehrend und darum ohne Frucht für dasselbe, wie er; vielmehr, gleich ihm, die Nation in eine schiefe, unwürdige Stellung bringend und dadurch die Zerrüttung der Geister, die Spaltung der Gemüther befördernd, wie er. —

Daß wir dessen unerachtet mit der rohen und gewaltsamen Weise, mit welcher diese, ja jede andere nur irgend mögliche Bewegung zu Ende gebracht ward, nicht einverstanden sind, brauchen wir natürlich nicht erst zu versichern. Kein Zweifel, daß, wäre dem deutschen Leben überhaupt seine natürliche und rechtmäßige Entwicklung verstattet gewesen, Bewegungen dieser Art entweder überhaupt nicht entstanden wären: oder wenn entstanden, so hätten sie sich gewiß sehr bald von selbst in das richtige Gleis zurückgefunden. Der deutsche Bund, getreu seiner Aufgabe, eine oberste Polizeibehörde des deutschen Reichs zu sein und die innere Sicherheit und Ruhe mit einer Sorgfalt zu bewachen, welche um so größer zu werden schien, je mehr er sich außer Stande sah, diese Vertretung auch nach außen hin gleichmäßig durchzuführen — der deutsche Bund glaubte diese ruhige, selbstthätige Lösung nicht abwarten zu dürfen. Nachdem die deut-

Digitized by Google

schen Völker, nicht unähnlich jenen Fröschen der Fabel, welche den Zeus um einen König baten, sich lange genug über die Unthätigkeit des Bundes beschwert hatten, gab derselbe plötzlich im Juli 1832 eine Reihe von Lebenszeichen, so energisch, so kräftig, daß der Terrorismus der Freiheit, mit dem die süddeutschen Patrioten gedroht hatten, völlig zum Schatten ward, ja in nichts verschwand vor diesem Terrorismus der Ordnung, welchen der Bundestag übte. Die Bundestagsgesetze von 1832, in Verein mit den geheimen Beschlüssen der Wiener Ministerialconferenz von 1834, indem sie den letzten Traum einer freien Presse vernichteten, indem sie das Vereinsrecht, diese natürlichste, diese nothwendigste Grundlage einer jeden volksthümlichen Entwicklung, dem deutschen Volke absprachen, indem sie die Geschwornengerichte, diesen heiligsten Altar der Sitte, dieses Palladium der Volksfreiheit, diesen unentbehrlichen, untrennbaren Begleiter einer freien Presse, in Frage stellten, indem sie endlich sogar gegen die anerkannten, die garantirten ständischen Verfassungen einen offenen und förmlichen Unterdrückungskrieg eröffneten, so daß nichts bald von ihnen übrig sein sollte als nur der Name — veränderten nicht nur auf eine Weise, die unmöglich gewaltsamer sein konnte, den gesammten Rechtszustand unserer öffentlichen Verhältnisse, sondern schlugen auch die Volkskraft selbst, wie es schien, auf lange, wenn nicht gar auf immer, in die allerhärtesten Fesseln. Wahrlich, es hätte dieser gewaltigen, dieser grausamen Probe nicht erst bedurft, um den Beweis zu führen, wie sehr richtig alle diejenigen geurtheilt hatten, die behaupteten, das deutsche Volk habe sogar noch immer zu viel Rechte und die Flügel müßten ihm, zu seinem eigenen Heil, noch weiter beschnitten werden. Zu viel Rechte?! Ei versteht sich: wer nicht zu schätzen weiß, was er besitzt, besitzt der nicht offenbar zu viel? Und daß das deutsche Volk nicht zu schätzen wußte, was es besaß, daß es nicht wußte, welche letzten Anker der Rettung ihm selbst diese kümmerlichen Anfänge von Preßfreiheit, diese dürftigen Spuren öffentlichen Lebens noch waren, die es jetzt so bereitwillig, so dankbar dahin gab — nun ich dächte, das wäre mit einer zerschmetternden Deutlichkeit bewiesen worden eben in der Bereitwilligkeit, mit welcher es auf diese und andere Rechte verzichtete.

Auch allen denjenigen, die so eben noch, in Schimpf und Ernst, von einer deutschen Republik geschrieben und gesprochen hatten, den

Digitized by Google

Festrednern von Hambach, den gefährlichen Leuten, welche die schwarzrothgoldene Fahne zum Thurmfenster hinausgesteckt und dem Siebenpfeiffer ein Schwert, man denke sich, ein leibhaftiges blankes Schwert!! geschenkt hatten, war durch die Bundestagsbeschlüsse, und mehr noch durch die Art ihrer Aufnahme, ein Dementi gegeben, so vollständig, so vernichtend, daß sich eben nichts mehr darüber sagen ließ. Deutsche Republikaner?! O in der That, diese Nation wohnte viel näher an Sibirien, als an Griechenland und Rom; sie zeigte viel mehr Verwandtschaft mit jenen wilden Völkerschaften, die sich selbst den Bauch aufschlitzen, aus purer Ergebenheit, ihren gestorbenen Häuptlingen zu Ehren, als mit den Freiheithelden der alten Welt! —

Inzwischen wie das nun war und wie groß immerhin bei Einzelnen die Entrüstung, die Scham, der Schmerz sein mochte über diese Dinge, mit denen die Mehrzahl sich meinte abgefunden zu haben, indem sie erklärte, das sei nun einmal so und geschehene Dinge wären nicht zu ändern: die Thatsache stand fest und ließ sich so wenig läugnen wie beschönigen, daß die Bundesgesetze überall, und fast überall ohne Widerstand, in Wirksamkeit traten, ja daß die einzelnen Regierungen mit der Zeit sogar über diese Bundesgesetze noch weit hinausgingen — und daß bei alledem, hätte Einer im Jahre fünf, sechs oder achtunddreißig das deutsche Volk fragen können, wie es sich befände, er von der ungeheuren Mehrzahl die Versicherung erhalten haben würde, daß es ein ganz gutes Leben sei in Deutschland, es sei Alles in Ordnung und Ruhe, die Schreier eingesperrt, an Krieg nicht zu denken, Handel und Gewerbe blühten, der Wohlstand steige — dormi, che vuoi di più?

Und war diese Wendung nicht auch in genauer Uebereinstimmung mit derjenigen, welche die Julirevolution in Frankreich selbst genommen? Hatte nicht auch hier jener goldene Schimmer, den man so begierig als den Morgenglanz der Freiheit begrüßt hatte, sich schon längst als ein bloßer Widerschein erwiesen von den Geldsäcken des Bürgerkönigs und seiner bürgerköniglichen Bourgeoisie? Die versprochene Herrschaft des Gesetzes, des Rechtes, der Wahrheit, war nicht auch statt ihrer von Anfang an eine Herrschaft der materiellen Interessen eingetreten, eine Herrschaft des Eigennutzes, der Habgier, der Bestechung, so schamlos, so offenkundig, so jede

Digitized by Google

Maske des Anstands und der guten Sitte verschmähend, wie kaum die entartetsten Zeiten der alten Kaiser oder auch der römischen Päpste sie gesehen hatten? Ja hatte nicht auch Frankreich, das stolze, das glorreiche Frankreich, diese Mutter der Freiheit, die ihr Kind mit so viel Schmerzen geboren — hatte Frankreich nicht gleichfalls seine Bundestagsbeschlüsse erhalten, ich meine, seine Septembergesetze? Und dieser König, der in dem großen Wagspiel zwischen Volk und Thron so schlau, so glücklich speculirt hatte, dieser größte Börsenmann der Welt, ward er nicht gepriesen, nah und fern, als der Napoleon des Friedens, der durch seine weise Mäßigung, seine großartige Regentenklugheit die Ruhe Europa's gerettet hatte? Seine Kammern, wedeln sie nicht auch ihm entgegen und darf er sich nicht insgeheim (und bald vielleicht sogar öffentlich) gleichfalls gratuliren, den öffentlichen Rechtszustand Frankreichs ebenfalls umgewandelt und Strohmänner gemacht zu haben, Lumpen und Plunder, aus jenen Institutionen, mit welchen die Nation geglaubt hatte, ihre Freiheit und Selbständigkeit aufs Unangreifbarste zu sichern?!

Ja, Oesterreich hatte wiederum und zum dritten Male gesiegt, die Allianz Kaunitz' war noch einmal und in viel großartigerer Weise, weil freiwillig und ohne Unterhandlung, zu Stande gekommen: Metternich selbst, ins Französische übertragen und mit der ganzen Gewandtheit, dem ganzen Esprit des französischen Nationalcharakters ausgestattet, saß als Louis Philipp auf dem Throne Frankreichs, der gewaltige Dämon der Geschichte war noch einmal eingeschläfert, die Welt noch einmal dem Stillstand überliefert! —

Und doch würde man der Julirevolution aufs Aeußerste Unrecht thun, wollte man behaupten, daß sie für das Leben der Völker, mit andern Worten, für die Entwicklung der Freiheit ohne alle Frucht geblieben. Welches diese Frucht für Frankreich selbst gewesen, das, über kurz oder lang, wird sich zeigen, sobald einmal ein Sturm des Schicksals das Unkraut, das auf diesem Boden wuchert, aus einander getrieben haben wird. Aber auch für Deutschland hat sie ihre höchst wichtigen, höchst bedeutenden Folgen gehabt. Praktische freilich nicht: doch um so folgenreicher für die Theorie. Es fand etwas Aehnliches Statt, wie zur Zeit der ersten Revolution. Auch damals, aus der Wirklichkeit des Staatslebens, flüchteten die Deutschen sich in das theoretische Gebiet der Wissenschaft und der

Digitized by Google

Künſte. Daſſelbe geſchah auch jetzt: mit dem ſehr weſentlichen Unterſchiede freilich, daß diesmal nicht die Einzelnen vor der Bewegung, nein: die Bewegung ſelbſt, aus der Dumpfheit unſerer öffentlichen Zuſtände, rettete ſich gleichſam und ging über in das Gebiet der Theorie, namentlich in Dichtkunſt und Philoſophie. — Es iſt ein eigenthümlicher Zug der menſchlichen, ganz vornämlich jedoch unſerer deutſchen Natur, daß wir fortwährend Klage führen über Illuſionen und doch nicht leben können noch mögen ohne ſie; ein guter Theil unſerer edelſten Empfindungen, unſerer größten und beſten Thaten hat ihnen ſeine Entſtehung zu verdanken. — Auch die Illuſion von Freiheit und volksthümlichem Leben, welche durch die Julirevolution hervorgebracht worden war und die in Deutſchland, bei dem außerordentlichen Mangel an politiſcher Einſicht, der hier gäng und gebe, ſich allerdings länger und vollſtändiger erhalten konnte, als irgend anderwärts, diente unſerer Literatur zur Veranlaſſung, einen neuen kräftigen Anlauf auf die Wirklichkeit der Dinge, dieſes noch immer uneroberte Ilion unſerer Wiſſenſchaft wie unſerer Kunſt, zu nehmen. War vielleicht die Dunkelheit ſo groß bei uns, daß ſelbſt dieſes Irrlicht in unſeren Augen ſchon als Sonne ſtrahlte? Oder ward unſerer praktiſchen Trägheit durch eine um ſo größere, um ſo leidenſchaftlichere Beweglichkeit in theoretiſchen Dingen, in Dingen der Literatur und Kunſt, entſprochen? — Vermuthlich Beides; vermuthlich ſogar noch ein Drittes: es giebt Menſchen (Kranke natürlich), bei denen, durch eine wunderbare Verſtimmung des Organismus, Alles, was ſie genießen, ſtatt in Fleiſch und Blut, ſich in Zucker verwandelt. Möglich, daß auch wir an einer derartigen diabetes melitus leiden; möglich, daß auch bei uns, was anderen Völkern zu politiſchem Saft und Blut gereicht, ſich bei uns in eitel literariſchen Zucker verwandelt, Thaten in Bücher, Begebenheiten in Gedichte. . . .

Genug, dieſelbe Julirevolution, die es bei uns praktiſch höchſtens zu einigen erbärmlichen Straßentumulten bringen konnte, brachte in unſerer Literatur in der That eine völlige Revolution zu Stande; derſelbe Umſchwung der Dinge, der unſer politiſches Leben nur mit einer neuen Gewaltherrſchaft, der Herrſchaft der Bundestagsbeſchlüſſe, bereichert hatte, diente umgekehrt in unſerer Literatur dazu, die Gewaltherrſchaft der Romantik zu zertrümmern und einem neuen, jugendlich ungeſtümen Geſchlechte Raum zu ſchaffen. — Das

Digitized by Google

Beispiel der jüngsten französischen Ereignisse hatte aufs Neue bewiesen, welch eine ungeheure praktische Macht, richtig gelenkt, die Literatur besitzt und wie viel von jener Ueberlegenheit der Bildung, jener Schnelligkeit des Urtheils, jener Sicherheit des Blicks, welche die französische Nation vor allen übrigen auszeichnet, sie der außerordentlichen und gleichmäßigen Verbreitung ihrer Literatur, sowie den genauen und unmittelbaren Beziehungen verdankt, welche bei ihr zwischen Publikum und Schriftsteller statt haben. — Auch waren durch die Julirevolution eine Masse interessanter Probleme, geselliger sowohl wie politischer, in den Vorgrund gerückt worden. Der Staat, die Gesellschaft waren überhaupt wieder Gegenstände des Nachdenkens, der Betrachtung, der Darstellung und damit auch Gegenstände der Polemik, des Streites, der Parteiung geworden; die Literatur, der es bei uns in Deutschland schon längst an Nahrung gefehlt, so weit sogar, daß sie, in blindem Zutappen, sich nicht gescheut hatte, die allerentlegensten, die allerabschreckendsten Gegenstände aufzusuchen, hatte einen neuen Stoff — und mit dem neuen Stoff neues Interesse, neue Kraft gewonnen. — Endlich dürfen wir nicht vergessen, daß die Julirevolution, wie wenig sie jetzt auch vor der Kritik bestehen kann, doch immerhin bei ihrem ersten Auftreten eine That der Freiheit, daß sie doch wenigstens schlechthin eine That, die erste That, das erste weltbewegende Ereigniß war nach einer funfzehnjährigen Stille! Hier war doch wieder einmal, was die Geschichte so lange entbehrt hatte, dramatische Bewegung, hier Charaktere, hier Kämpfe, hier Leidenschaften, die mit sympathetischer Gewalt selbst die Zuschauer, ja selbst die fernen Hörer entzündeten!

Aus dem Zusammenwirken dieser verschiedentlichen Ursachen und Beziehungen entstand denn nun bei uns in Deutschland jene literarische Gährung der dreißiger Jahre, welche des Näheren zu charakterisiren hier um so weniger der Ort sein dürfte, je öfter wir im Verfolg unseres Werkes noch genöthigt sein werden, auf einzelne Richtungen derselben zurückzukommen; die indessen auch keiner ausführlicheren Charakteristik an dieser Stelle bedarf, da schon einzelne Namen, wie die Ausbreitung der Hegel'schen Philosophie, insbesondere in der Art und Weise, wie Gans in Berlin dieselbe betrieb, ferner das oft genannte junge Deutschland, die Strauß'sche Kritik der Theologie, endlich die Hallischen Jahrbücher, vollkommen genügend

Digitized by Google

ſein werden, in der Erinnerung unſerer Leſer ein umfaſſendes Bild dieſer Gährung hervorzurufen. Es iſt für unſeren Zweck hinlänglich, nur an die Exiſtenz, an die Thatſache dieſer Gährung erinnert und auf die Bedeutung, welche dieſelbe allmälig auch für die praktiſche Fortentwicklung unſeres Lebens gewinnen mußte, zum Voraus hingedeutet zu haben.

Dieſe Gährung, die jedoch einſtweilen, wohlgemerkt, ſich immer nur auf theoretiſchem Gebiete hielt, wurde noch um ein Großes ſowohl vermehrt, wie namentlich ausgebreitet durch eine Reihe von Ereigniſſen, welche, unter ſich zuſammenhanglos, die tiefe Stille des deutſchen Lebens in der zweiten Hälfte der Dreißiger Jahre unterbrachen und, jedes in ſeiner Weiſe, Fäden anknüpften, die noch weit hineinreichen in diejenige Periode, welcher dies Werk eigentlich gewidmet iſt: weshalb es denn auch nöthig ſein wird, noch einige Augenblicke bei ihnen zu verweilen.

Es ſind ſolcher Ereigniſſe namentlich drei: der hannöverſche Verfaſſungsſtreit, die ſogenannte Kölner und drittens die orientaliſche Frage.

Zuerſt alſo die hannöverſche Verfaſſungsfrage. Ich habe bereits im Vorhergehenden Hannover unter denjenigen deutſchen Ländern genannt, in welchem die Julirevolution en miniature, als Straßentumult (der allerdings hier, in der wunderbaren achttägigen Revolutionsfarce zu Göttingen — 1831, Januar 8. bis 15. — ſchon einen etwas ſtattlicheren, nur aber um nichts vernünftigeren Charakter angenommen hatte) widerhallte und welches dafür mit einem Male ſich in die Reihe der conſtitutionellen Staaten verſetzt ſahen. Dieſe hannöverſche Conſtitution, oder wie es in Hannover genannt ward, das Staatsgrundgeſetz, war am 26. September 1833 von König Wilhelm dem Vierten beſtätigt und ſeitdem in vorſchriftsmäßige Ausübung gebracht worden. Daſſelbe hier noch erſt des Breiteren zu beſprechen, namentlich noch erſt den Nachweis zu führen, daß dieſe neue Schöpfung für Hannover nicht viel mehr als ein Gegenſtand des Luxus war, eine Art Paradepferd, das einige gelehrte Staatskünſtler ſich zu eigener Freude zugeritten hatten, während ſie der erſten und nothwendigſten Bedingungen, um jemals ein wirklicher Beſtandtheil, ein wirklicher Factor des hannöverſchen Volkslebens zu werden, der Garantie nämlich der freien Preſſe, ja ſogar der

Digitized by Google

Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen ermangelte, sowie daß sie überhaupt dem eigentlichen Volk nur sehr geringe oder gar keine Rechte und Sicherheiten bot — dies noch erst des Breiteren nachzuweisen, scheint mir ein vollkommen überflüssiges Unternehmen, da, wie gleichfalls schon erwähnt, dieser Nachweis bereits aufs Eclatanteste geführt worden ist durch die Leichtigkeit, mit welcher das Volk sich seine Verfassung wieder hat nehmen lassen — vorausgesetzt nämlich, daß es möglich wäre, sich nehmen zu lassen, was man niemals in Wahrheit besessen hat.

Diesen letzteren Umstand, daß das Staatsgrundgesetz der Masse des Volkes völlig fremd, völlig gleichgiltig gewesen, haben selbst die enragirtesten Verehrer desselben auch späterhin nicht in Abrede zu stellen vermocht. Aber sie pflegen die Schuld davon auf die Kürze der Zeit zu schieben, während deren es bestanden; wäre es nur (meinen sie) von längerem Bestand gewesen, würde es ohne Zweifel im Volk, das Volk in ihm sich eingelebt haben.

Auch dies scheint mir ziemlich ungewiß; im Gegentheil, ich glaube, wenn das hannöversche Volk jemals wirklich constitutionelle Bedürfnisse empfunden hätte, sein erster Schritt würde gewesen sein, sich loszusagen von einer Verfassung, die ihm kein einziges reelles Verfassungsrecht gewährte, ja die, bei aller staatsmännischen Gelahrtheit, die an ihre Ausarbeitung verwendet worden war, den Ständen doch nicht einmal das alte ständische Recht der Steuerverweigerung, wenigstens nicht in seinem ursprünglichen Umfang und in seiner eigentlichen politischen Bedeutung, zu erhalten gewußt hatte.

Aber es gehörte eben ein so ganz abstractes, in sich leeres Verhältniß dazu, wie das Verhältniß des hannöverschen Volkes zu seiner sogenannten Verfassung war, um diejenigen Erfolge ans Licht zu stellen, auf die es hier, im Interesse unserer Gesammtentwicklung, zunächst ankam. Unsere politische Erziehung sollte, je langsamer, je gründlicher werden; es war demnach auch völlig in der Ordnung, daß wir mit der Fibel anfingen.

Nämlich als nun, wenige Jahre darauf, nach dem Tode Wilhelms des Vierten (1837. Juni 20.), in Folge der verschiedenen Successionsordnung, Hannover von Großbritanien abgetrennt wurde und der Herzog von Cumberland, Ernst August, den Thron von Hannover bestieg, so glaubte derselbe, indem er theils als bisheriges Haupt

Digitized by Google

der extremsten Torypartei in England, theils auch aus einer gewissen persönlichen Neigung zu selbstherrlicher Ungebundenheit, überhaupt kein Freund ständischer Verfassungen war, daß es nicht das Geringste auf sich haben würde, eine Verfassung zu annulliren, die ihm persönlich unbequem fiel, dem Volke selbst aber bisher vollkommen gleichgiltig gewesen war.

Diese Berechnung an sich war auch in der That ganz richtig: und zweifeln wir keinen Augenblick, daß, hätte es dem Könige von Hannover gefallen, den gewöhnlichen Weg gütlicher Verhandlung, allmäliger Ueberredung, ja nöthigenfalls den Weg der Bestechung und der Intrigue einzuschlagen, er in kurzer Frist und ohne das aller geringste Aufheben ganz ebenso weit und vermuthlich sogar noch viel weiter gekommen wäre, als jetzt.

Allein dieser Fürst, seinem Volke durch Sitte und Sprache entfremdet, dabei persönlich von einer gewissen rauhen Biederkeit, welche ihn verhinderte, die Schlangenwege diplomatischer Kunst zu gehen oder auch nur die Gesetze des gewöhnlichen guten Herkommens zu beachten, war vom Schicksal ausersehen, der deutschen Nation durch die Verachtung, welche er offenkundig gegen sie an den Tag legte, mehr zu nützen und sie weiter zu fördern, als es der wohlmeinendsten Absicht, dem edelsten Willen manches Regenten vor und neben ihm möglich gewesen war. — Unterm 1. November 1837, ohne die Stände selbst irgend zu Rathe gezogen zu haben, ohne in irgend einer Art, selbst nur durch irgend eine leiseste Formel an die Einwilligung des Volkes zu appelliren, schlecht und recht, durch ein simples königliches Patent, hob der König die Verfassung vom Jahre dreiunddreißig auf, entband, aus höchsteigener Machtvollkommenheit, sämmtliche Staatsdiener des auf dieselbe geleisteten Eides und wies zugleich, Angesichts dieses gewaltsam zertrümmerten Eides, sämmtliche Beamte, in allerweitestem Umfang, an, sofort durch unbedingte Dienst- und Huldigungsreverse sich der königlichen Entscheidung ausdrücklich zu unterwerfen.

Damit aber war die Sache in dasjenige Fahrwasser gebracht, das sie haben mußte, wenn sie für Deutschlands politische Entwicklung einigen Gewinn bringen sollte. Indem (wie einer der Nächstbetheiligten, der Professor Gervinus, es bald darauf treffend bezeichnete) „die Brutalität sich auf den Thron setzte und selbst nur die Maske

Digitized by Google

des Rechtes vorzunehmen verschmähte", ging die Angelegenheit aus der Politik, wohin ihr das Interesse der Nation schwerlich gefolgt wäre, über in die allgemein verständliche, die Sphäre der Sittlichkeit. Eid — Meineid, Treue — Treubruch, Ehrlichkeit — Verrath ... ja das waren keine politischen Spitzfindigkeiten mehr, keine unfruchtbaren Wortgefechte der Kammerredner: das waren moralische Kategorieen, die man verstand, das waren sittliche Conflicte, deren erschütternde Bedeutung man erkannte! Was Verfassung von Anno drei und dreißig oder Anno neunzehn?! Zugegeben, daß eine so gut war wie die andere — oder besser gesagt: daß eine so wenig taugte, eine dem wirklichen Bedürfniß des Volkes so wenig entsprach, ihm so wenig reelle Rechte und Freiheiten gab, wie die andere: so war von diesen Gegensätzen schon gar nicht mehr die Rede, so war die ganze Angelegenheit mit einem einzigen Schlage aus dem für die Mehrzahl unverständlichen, uninteressanten Gebiete der Politik hinübergespielt in das Gebiet der Moral, der allerbürgerlichsten, allereinfachsten Moral! so handelte es sich nicht mehr um diese oder jene Verfassung: es handelte sich einfach darum, ob unter irgend einer Verfassung irgend ein königlicher Befehl Eide lösen und Schwüre brechen, ob jemals eine königliche Ordonnanz die ewigen Grundfesten der Sittlichkeit und Wahrheit mit einem brutalen Quos ego erschüttern dürfe! —

In diesem Sinne ward das Ereigniß zunächst von den bekannten sieben Göttinger Professoren aufgefaßt: Männern, die in politischer Hinsicht allerdings eine ziemlich gemischte Gesellschaft bildeten, ja von denen (wie die Folgezeit bewiesen hat) sogar die größere Hälfte überhaupt niemals eine eigentliche und ausgebildete politische Meinung besessen hat, noch auch irgend welche Ansprüche darauf erhebt: die dagegen, was Glanz der Gelehrsamkeit, was Ehrenhaftigkeit des persönlichen Charakters, moralische Würde, sittlichen Adel anbetrifft, allerdings vollkommen ebenbürtig waren und in dieser Beziehung überall in Deutschland der verdientesten Achtung genossen.

Und das, bei der gegenwärtigen Lage der Dinge und die Wirkung aufs Publikum zum Maßstab gemacht, war mehr, als wenn sie die scharfsinnigsten Staatsmänner, die gebildetsten Politiker gewesen wären. Die Politiker, allem Vermuthen nach, würde die Nation im Stiche gelassen haben, einfach deshalb, weil sie dieselben nicht

Digitized by Google

verſtanden, weil ſie nicht gewußt hätte, was ſie wollten; den ehrlichen Männern, in dem Conflict zwiſchen Eid und Meineid, waren die innigſten Sympathieen des Volkes gewiß — des Volkes, das, wie weit auch in den Glanzſchichten der Geſellſchaft die Laſter der Falſchheit, des Neides, der Selbſtſucht, wie weit Entſittlichung und Verderbtheit des Herzens um ſich freſſen, doch immer in keuſcher Tiefe den Kern einer einfachen, aufrichtigen Sittlichkeit nicht nur bewahrt, ſondern auch mit jedem Tage neu aus ſich ſelbſt heraus erzeugt. — Das Göttinger Ereigniß war der erſte augenfällige Beginn eines neuen Verhälthältniſſes, das ſich ſeitdem mit reißender Schnelligkeit von Jahr zu Jahr weiter entwickelt hat und das uns auf gewiſſe Weiſe den Mangel eigentlicher politiſcher Einſicht, politiſcher Bildung erſetzt: nämlich daß man gar nichts weiter zu ſein braucht, als nur ein ehrlicher Mann — ja die Sache läßt ſich noch viel weiter faſſen: man braucht nur nicht das Gegentheil eines ehrlichen Mannes zu ſein, um ſich unmittelbar, inſtinktmäßig, ſogar wider Willen, in den Reihen der Oppoſition zu finden. Verhängnißvolle Wahl, in welche die Brutalität der Regierenden das Volk blindlings, unwiderſtehlich hineinſtößt! Furchtbare Vereinſamung, in welcher die Gewaltherrſchaft ſich wohl fühlt — und doch wohlthätige, doch heilſame, weil ſie, wie jedes Aeußerſte, in ſich ſelbſt die Gewißheit eines nahen und glücklichen Umſchwungs trägt!

In dieſem Sinne ward das Ereigniß denn nun auch vom Publikum aufgefaßt, in dieſem machte es ſeine Runde durch Deutſchland: überall aufregend, überall erſchütternd, überall den ſittlichen Zorn der Maſſe in Flammen ſetzend. Kein anderes Ereigniß der inneren deutſchen Politik bisher hatte ein ſo allgemeines, ſo nachhaltiges Intereſſe erregt, als dieſes; keines anderen bemächtigten die wenigen Organe, welche der öffentlichen Meinung zu Gebote ſtanden, ſich ſo einſtimmig, ſo nachdrücklich; kein anderes jemals hatte in den verſchiedenen deutſchen Kammern ſolche Uebereinſtimmung der Anſichten, ſolche Energie der Aeußerungen hervorgerufen. Es war, nach langer öder Stille, das erſte Ereigniß wieder, das auf die Ehre eines nationalen, eines allgemein vaterländiſchen Anſpruch machen durfte, ja das, in lang nachhaltiger Bewegung, hindurchgriff durch alle Klaſſen der Geſellſchaft und zum erſten Male in Deutſchland wieder

Digitized by Google

etwas hinſtellte, das einer nationalen Ueberzeugung, einem deutſchen Volkswillen glich. —

Es ſchadete dabei für den Augenblick gar nichts weiter — oder wenigſtens es veränderte in der eigentlichen Bedeutung des Ereigniſſes nichts, daß die hannöverſche Verfaſſungsangelegenheit inzwiſchen in Hannover ſelbſt eine ſo mehr als klägliche, eine ſo geradezu lächerliche Entwicklung genommen. — Es haben wohl ſchon in der Geſchichte kleine und unwürdige Begebenheiten Veranlaſſung gegeben zu großen welthiſtoriſchen Entwicklungen; warum nicht auch hier? Der hannöverſche Verfaſſungsſtreit war allerdings nachgerade zum Mythus, ja ſprechen wir es offen aus: zur Farce geworden. Aber die Anregung, welche die öffentliche Meinung in Deutſchland dadurch erhalten, die Gährung, welche ſie in die Gemüther geworfen hatte, dieſe zum Wenigſten blieb und ſetzte ihre langſamen, aber ſegensreichen Wirkungen auch da noch fort, als die locale Veranlaſſung längſt wieder geſchwunden war: ähnlich, wie die Aſtronomen uns beweiſen, daß wir noch heute das Licht von Sternen empfangen, welche ſelbſt ſchon vor Jahrtauſenden erloſchen ſind.

Indem dieſes Ereigniß nun dargeſtellter Maßen ſeine Runde durch Deutſchland machte, ſo ſollte es für Preußen noch eine ganz eigenthümliche Bedeutung gewinnen: eine anekdotenhafte, eine ſpaßhafte für den Augenblick; nur daß aus dieſem Scherz und Spaß ein ſehr bitterer Ernſt hervorleuchtete.

Nämlich wie in faſt allen deutſchen Städten zu Gunſten der vertriebenen Göttinger Profeſſoren Adreſſen, Sammlungen, Petitionen ꝛc. veranſtaltet wurden, ſo hatte eine Demonſtration dieſer Art auch in Elbing ſtattgefunden: Elbing, das ſich nicht nur bereits bei einigen früheren Gelegenheiten durch den politiſchen Sinn, die Energie und Tüchtigkeit ſeiner Bewohner ausgezeichnet hatte, ſondern das auch ſeit Jahren in einem verwickelten finanziellen Prozeß mit dem königlichen Fiscus ſchwebte, welcher auf beiden Seiten, namentlich aber bei den Bürgern, eine lebhafte Mißſtimmung hervorgerufen hatte. Vielleicht gab dieſer letzte Umſtand dazu Veranlaſſung, daß die Elbinger für ihre Adreſſe zu Gunſten der ſieben Göttinger Profeſſoren von Seiten des preußiſchen Gouvernements härter und nachdrücklicher zurechtgewieſen wurden, als es ohnedies geſchehen wäre. Herr von Rochow (wir werden in der Folge Gelegenheit haben, die-

Digitized by Google

ſen Staatsmann des Genaueren zu charakteriſiren), von welchem dieſe Zurechtweiſung ausging, bediente ſich dabei jener klaſſiſchen und darum ſeitdem auch mit Recht ſprichwörtlich gewordenen Wendung von dem „beſchränkten Unterthanenverſtande," der von den tief durchdachten Maßregeln erleuchteter Behörden nichts verſtehe und ſich daher auch nicht dürfe beikommen laſſen, dieſelben irgendwie zu meiſtern oder auch nur zu bekritteln. —

Wie geſagt, das war nun für den Augenblick eine bloße Anekdote, ein Gegenſtand unfreiwilliger Komik: und der Empfänger dieſes ungnädigen Beſcheides, der Landtagsabgeordnete von Rieſen, ein Mann von großer Popularität und einem ſehr glücklichen politiſchen Inſtinkte, that ganz Recht, das Miniſterialreſcript in ſeinem Vorzimmer unter Glas und Rahmen aufzuhängen, zum Ergötzen aller Beſuchenden.

Allein die Sache hatte auch ihre ſehr ernſte, ihre wahrhaft beklagenswerthe Seite. Oder wer, der mit aufmerkſamem und unverblendetem Auge den Gang der preußiſchen Regierung während der letzten zwei Decennien verfolgt hatte, wer namentlich, der die lebhaften und vertraulichen Beziehungen kannte, in denen Herr von Rochow ſchon damals zu denjenigen Perſonen ſtand, welche ſich dem Thron am Nächſten befanden — wer hätte ſich nicht eingeſtehen müſſen, daß mit dieſem brutalen Ausdruck, wie unwillkürlich, wie unüberlegt er vielleicht auch war, nicht nur das geheime Schlag- und Stichwort der bisherigen Regierung enthüllt — nein, daß damit zugleich auch auf eine mehr als naive Weiſe das Programm der nächſten Zukunft zum Voraus aufgeſtellt war?! —

So geſchah es denn, daß dieſe hingeworfene, dieſe burleske Wendung für Preußen eine wahrhaft hiſtoriſche Bedeutung gewann; ſie war, gerade in ihrer Unwillkürlichkeit, die letzte Spitze, die letzte, plauſte Verdolmetſchung jenes altpreußiſchen: Alles für, nichts durch das Volk; es war die modernſte — und jedenfalls die wahrſte, die ehrlichſte Auslegung all-jener halben, ſchwankenden Zuſagen, jener ungewiſſen Verwirrungen, ungewiſſen Hoffnungen, mit denen man die Nation ſeit bald einem Menſchenalter hingehalten hatte. — Davon hatte man auch damals ſchon in Preußen ſelbſt ein ziemlich deutliches Gefühl. Man lachte, man ſcherzte über den „beſchränkten Unterthanenverſtand:" aber in dieſes Lachen miſchte ſich ſchon etwas von

Digitized by Google

Scham, es ging in dieſe Scherze ſchon etwas über von jener Erbitterung, jenem Unwillen auf ſich ſelbſt, der, wie die Zerknirſchung vor der Buße, ſo auch im Leben der Völker jeder neuen, thatkräftigen Erhebung vorangehen muß.

Doch ſollte Preußen nicht nur ſo beiläufig, ſo gleichſam nur in einem komiſchen Nachſpiel, ſondern auch ſelbſtändig, in unmittelbarer Veranlaſſung, ſollte es in die beginnende Bewegung der Zeit hineingezogen werden. Derſelbe November des Jahres 1837, in welchen das hannöverſche Ereigniß gefallen war, brachte für Preußen die ſogenannte Kölner Frage zum Ausbruch —: wie denn dies ein eigenthümlicher Zug der Zeit iſt und als ſolcher eine wenigſtens beiläufige Erwähnung verdient, daß alle geſchichtlichen Ereigniſſe dieſer letzten Jahre vom Publikum regelmäßig als Fragen aufgefaßt werden. Man ſpricht von einer hannöverſchen, einer Kölner, einer orientaliſchen bis hinunter in die jüngſte Zeit zu einer ſchleswig-holſteiniſchen, einer preußiſchen Verfaſſungsfrage ꝛc.: gleichſam als fühlte man, daß all dieſe Angelegenheiten noch weit mehr bedeuten, weit mehr wollen, als nur ſich ſelbſt und ihre nächſten Zwecke, als hätte man eine Ahnung, ein Bewußtſein davon, daß hinter all dieſen einzelnen Erſcheinungen ein großes, ein noch ungelöſtes Räthſel der Weltgeſchichte ruht und daß ſie ſelbſt nur eben Fragen ſind, ungeduldig pochende, ob die Völker noch immer ſchlummern, ob ſie noch immer nicht zum Bewußtſein, zur Erhebung, zum Handeln kommen, ob noch immer nicht die Zeit erſchienen iſt, wo in einem gemeinſamen Aufſchrei der Nationen, in einem Welthymnus der Freiheit die Antwort gegeben wird, die ewig entſcheidende, auf alle dieſe Fragen und Zweifel, welche uns jetzt noch beängſtigen! —

Eine derartige Frage entſtand nun alſo auch für Preußen: und in der That eine Lebensfrage. — In dem allgemeinen Reſtaurationseifer, welche ſich nach Beendigung der Freiheitkriege der Welt bemächtigt, hatte man denn auch nichts Eiligeres zu thun gehabt, als auch die päpſtliche Herrſchaft, weltliche wie geiſtliche, möglichſt vollſtändig wieder herzuſtellen. Nicht zufrieden, ihm ſein ehemaliges Gebiet in Italien, ſogar noch erweitert, zurückzugeben, hatte man auch die alte Herrſchaft über die Geiſter, ſo viel nur irgend möglich und ſo viel die veränderte Lage der Welt nur irgend geſtattete, neu zu befeſtigen geſucht.

Digitized by Google

Und zwar war das keineswegs ausschließlich von Seiten katholischer Regierungen geschehen: sondern auch protestantische Regierungen, auch Preußen selbst, unbeschadet seiner alten traditionellen Bestimmung, der Schutzherr des protestantischen Deutschland zu sein, glaubte dem Einfluß des päpstlichen Ansehens einen möglichst weiten Spielraum eröffnen zu müssen. — Wir jetzt, denen der Gang der preußischen Regierung seit der großen Reaction im Jahre achtzehn deutlich vor Augen liegt, begreifen die innere Nothwendigkeit dieses Verfahrens allerdings; wir sehen ein, daß das preußische Gouvernement dabei nur einer sehr richtigen Erkenntniß seiner selbst und seinen eigensten, innersten Principien gefolgt ist, darum nämlich, weil der Kern des preußischen Regierungssystems selbst ein katholischer war und also auch an der päpstlichen Hierarchie einen so natürlichen wie unentbehrlichen Verbündeten besitzt.

Natürlich indeß konnte das nicht hindern, daß das Concordat, welches Preußen im Jahre 1821 mit dem päpstlichen Stuhle abschloß und in welchem diesem letzteren Zugeständnisse gemacht und Befugnisse eingeräumt worden, die, in Preußen wenigstens, vollkommen unerhört waren — es konnte, sage ich, diese unsere jetzige nachträgliche Erwähnung natürlich nicht hindern, daß dieses Concordat vom Jahre 1821, welches Preußen in Hinsicht seiner katholischen Bevölkerung vom päpstlichen Stuhle vollkommen abhängig machte, in dem Augenblicke, da es bekannt ward, nicht die lebhafteste Besorgniß erregt, bei allen, die es gut meinten mit Preußen und weiterhin mit Deutschland, dessen Größe damals mehr als jetzt, schon von der Größe Preußens untrennbar schien.

Zwar fehlte es auch damals eben nicht an jenen Politikern, welche den höchsten Aufgaben der Staatsweisheit genügt zu haben meinen, wenn sie nur von Allem, das sie unternahmen, ein kleines augenblickliches Vortheilchen, einen wenn auch noch so zweideutigen, noch so vorübergehenden Gewinn nachweisen können: Politiker, welche die Welt nur gerade für so groß halten, als ihr blödes Auge sie erblickt, ja die schlimmsten Fälle mit einem leichtfertigen Après nous le déluge sich über alle schließlichen Folgen ihres unheilvollen Systemes trösten. —

Dergleichen Politiker witterten denn nun auch damals in dem berüchtigten Concordat mit dem päpstlichen Stuhle umgekehrt einen

Digitized by Google

höchst politischen, höchst staatsklugen Act der preußischen Regierung. Hatte Preußen nicht in der Rheinprovinz sowie in Posen einen Zuwachs erhalten von höchst unsicherer, höchst zweideutiger Beschaffenheit? War die Bevölkerung dieser neuen Landestheile der preußischen Regierung nicht ziemlich abgeneigt — oder wenn nicht geradezu abgeneigt, war es nicht unter allen Umständen eine sehr mißtrauische, sehr schwierige Bevölkerung, deren Behandlung die alleräußerste Vorsicht, deren allmälige, friedliche Verschmelzung mit der übrigen Staatsmasse die bereitwilligsten, die reichlichsten Zugeständnisse erheischte?

Und diese Bevölkerung nun, so antipreußisch, so ledig und los jener specifischen Nationalbegeisterung, welche die alten angestammten Provinzen für alle Unbequemlichkeiten auch ihrer Lage unempfindlich machten — war sie nicht obenein, in überwiegendem Maße, dem katholischen Bekenntniß zugethan? Und wenn es, wie eben erörtert, besonderer Zugeständnisse für sie bedurfte, welches war besser am Orte, von welchem durfte man sich gewisseren Erfolg versprechen, als von diesen außerordentlichen, diesen beispiellosen Begünstigungen, welche das Concordat dem römischen Stuhle und damit indirect der katholischen Bevölkerung zugestand?

Ganz gewiß waren Zugeständnisse nöthig: die Staatsklugheit, die Billigkeit — und noch viel mehr als diese beide, die Gerechtigkeit erforderte sie. Nur aber nicht solche, welche die gesammte Grundlage des preußischen Staates, als einer specifisch protestantischen Schöpfung, zu erschüttern und die Wurzeln seiner geschichtlichen Größe abzuschneiden drohten! nur nicht Zugeständnisse, welche, statt an die Bildung, den Gemeinsinn, das Bürgergefühl der neuen Provinzen zu appelliren, vielmehr in schmähliche Unterhandlung traten mit der Unbildung, dem Sondergeist, dem bornirten Provinzial- und Confessionsbewußtsein! Man wollte etwas Gutes und Nützliches, zugestanden: so mußte man es auch zu erreichen suchen durch gute und nützliche Mittel. Ein Band der Vereinigung, ein Band der Anknüpfung an die preußische Krone mußte gesucht, Sympathieen mußten erweckt werden, ganz wohl: aber warum eine augenblickliche, eine scheinbare Frucht abstreifen wollen von einer Saat, welche, vollständig aufgegangen, unumgänglicher Weise nur Unfrieden und Zerrüttung einbringen konnte? Rührte es nicht daher,

Digitized by Google

geſchah es nicht deshalb, weil die Regierung die einzig mögliche, die einzig wahre Vereinigung der verſchiedenen Provinzen, die Vereinigung in der Freiheit, nicht wollte? war es nicht deshalb, weil man das wahre Oberonshorn, das Augenblicks allen Widerſpruch beſänftigt, alle Abneigung verſöhnt haben würde, das Zauberhorn der Freiheit fürchtete, gleich einem Kriegsſignal? Faſt dreißig Jahre liegen dazwiſchen: aber man mache noch heut die Probe, man eröffne noch heut in Preußen — nicht mit Redensarten, nicht mit Verheißungen, ſondern nun endlich mit der That und mit der Wahrheit, man eröffne endlich heut in Preußen die Schranken eines freien, volksthümlichen Staatslebens — und den Kopf zum Pfande, es wird ſich keine Spur mehr zeigen von der alten antipreußiſchen Verſtimmung der Rheinlande, es wird keine katholiſche, keine rheiniſche, überhaupt keine Separatoppoſition mehr geben, ſondern nur noch die ſchöne, naturgemäße Lebensbewegung eines befreiten, ſelbſtändigen Volkes!

Das alſo war der erſte Fehler, daß man (figürlich zu ſprechen) ſtatt dem Engel die Pforte zu öffnen, an die er ſo ſehnſüchtig, ſo mahnend gepocht hatte, lieber mit dem Teufel unterhandelte.

Allein dieſer erſte und allerdings principielle Fehler blieb bei Weitem nicht der einzige. Im Gegentheil, das ganze Verfahren der preußiſchen Regierung in dieſer katholiſchen Angelegenheit iſt eine einzige und große Reihe von Irrthümern und Fehlgriffen: warnendes Exempel, wie unmöglich es iſt, irgend ein Gebäude der Wahrheit und Feſtigkeit zu bauen auf den Grund einer erſten Unwahrheit und wie unmöglich, wie überflüſſig es iſt, im Einzelnen und Kleinen durch guten Willen, wohlmeinende Abſicht zu erſetzen und zu beſchönigen, was man im Großen und Ganzen durch ein principielles Mißwollen verſchuldet hat! — Nachdem man zuerſt zu wenig Tapferkeit und Selbſtvertrauen beſeſſen hatte, das Concordat nicht einzugehen, ſo beſaß man nun auch zu wenig, das eingegangene zu halten. Das Concordat war eine Unklugheit geweſen; jetzt zur Unklugheit fügte man die Unredlichkeit hinzu. Dieſelbe halbe, zaghafte Politik, welche das Concordat geſchloſſen, wußte nun auch, durch kleine diplomatiſche Künſte, durch perſönliche Rückſichten und Conceſſionen, das abgeſchloſſene, wo es dem Geiſt des Geſammtſtaates allzuſehr widerſprach, in der Stille gütlich zu umgehen. Das hieß nun Po-

Digitized by Google

litik, das hieß Staatsklugheit und wurde als ſolche bewundert! Man hatte ein Geſetz gemacht — und gleich darauf, da man das Unhaltbare, das Widerſinnige deſſelben fühlte, ſtatt es nun wenigſtens ebenſo reſolut wieder aufzuheben — nein, ſtatt deſſen ſuchte man es durch eine ganze Reihe von Ausnahmegeſetzen und perſönlichen Privilegien nichtig an ſich ſelbſt wieder zu machen. Ich behaupte gar nicht, daß man ſich alles deſſen ſelbſt ſo völlig bewußt geweſen iſt: vielmehr ich bin überzeugt, daß ſowohl der König von Preußen ſelbſt, wie auch der damalige Erzbiſchof von Köln, Spiegel zum Deſenberg, ein aufgeklärter, weltgebildeter Mann, durch deſſen Bereitwilligkeit dieſe lindernden Maßregeln hauptſächlich zu Stande gekommen waren, beide perſönlich die beſte und redlichſte Abſicht dabei gehabt. Aber nur, wie geſagt, das Princip ſelbſt war ein verkehrtes und unheilvolles; darum konnte auch der beſte Wille von der Welt nichts Dauerndes und Segensreiches daraus ſchaffen.

Aber die Kette der Irrthümer war auch damit noch nicht geſchloſſen; die unglückliche Halbheit und Schwankung, in die man ſich in Preußen einmal verloren hatte, währten fort und erzeugten immer neue, immer gefährlichere Verwirrung. Ein unkluges Concordat hatte man geſchloſſen — und hielt es nicht, eine unlautere Praxis perſönlicher Verwilligungen, außergeſetzlicher Zugeſtändniſſe hatte man begonnen — und war auch in ihr nicht conſequent! und beobachtete auch in ihr nicht dieſe allergeringſte, allerſimpelſte Vorſicht, ſich zum Wenigſten der Individuen zu verſichern, deren man zu dieſer Praxis bedurfte. Die Zulaſſung des Freiherrn von Droſte-Viſchering, Clemens Auguſt, zum erzbiſchöflichen Stuhl, nach Spiegels Tode, (Mai 1836) ſetzte den bis dahin begangenen Irrthümern gleichſam die Krone auf. Herr von Droſte hatte es niemals Hehl gehabt, welcher Fraction des Katholicismus er angehörte; ſeit jenem Antheil, den er, noch Ausgang des vorigen Jahrhunderts, an der Bekehrung der Grafen Stolberg, famoſen Andenkens, genommen, bis zu den Zerwürfniſſen im Jahre 1820 und der fortdauernden fanatiſchen Anfeindung der Hermes'ſchen Lehre, hatte er mit einer imponirenden Offenherzigkeit an den Tag gelegt, weſſen man ſich von ihm zu verſehen und daß eine Auffaſſung der kirchlichen Gewalt, wie er ſie im Sinne hatte, mit allem geordneten Staatsleben, ja mit allem Beſtand der Bildung und des religiöſen Friedens unvereinbar war.

Digitized by Google

Es ist richtig, daß Herr von Droste, unmittelbar vor Bestätigung seiner Wahl und gleichsam als Preis derselben, eine ausdrückliche Zusicherung gegeben hatte, die mit seinem Vorgänger getroffene Uebereinkunft wegen der gemischten Ehen ꝛc. auch seinerseits aufrecht zu erhalten. Aber ebenso richtig ist es auch, daß, wenn alle Welt sich durch derlei Zusicherungen durfte täuschen lassen — die preußische Regierung durfte es nicht! sie durfte es nicht, aus keinem andern Grunde, als weil sie ja selbst, aus ihrem eigenen Gebahren, wußte, daß man keineswegs allemal gesonnen ist, auch wirklich zu halten, was man verspricht, und daß auch die feierlichsten Stipulationen, die offenkundigsten Concordate, gleichviel — sie lassen durch Diplomatie, List, Schwäche sich schließlich allesammt umgehen! Was sie selbst zur Anwendung gebracht, hätte sie eben desselben sich nicht auch von Anderen versehen müssen? und welchen Werth konnten Reverse und Zusicherungen für sie haben, die an sich selbst erprobt hatte, wie man Reverse und persönliche Zusicherungen nachsucht und ertheilt?!

Allein das ist der Fluch dieser kleinen und unwürdigen Politik, daß bei der allerschlauesten Verschmitztheit, den allerkünstlichsten Berechnungen ihr die einfachste, die natürlichste Klugheit, die Klugheit des redlichen Mannes, fehlt und daß sie daher regelmäßiger Weise selbst in die Grube fällt, welche sie für Andere gegraben.

Unter diesen Umständen nahmen die Dinge denn die Entwicklung, die sie nehmen mußten. Kaum auf den erzbischöflichen Thron gelangt, vergaß Herr von Droste alle feierlichen Zusagen, die er gemacht. Oder nein, er vergaß sie nicht einmal, er war brutaler, aber auch ehrlicher: er entband sich ihrer selbst, er erklärte sie für nichtig und unverbindlich, er gestand die Thatsache zu — was mehr? Sie war ein Irrthum, ein Fehler, ein Vergehen gewesen, gegen den heiligen Geist seiner Kirche: und darum jetzt, zu besserer Einsicht gelangt, hob er sie auf.

Es ist bekannt, was hierauf in der Nacht das vierundzwanzigsten November 1837 Seitens der preußischen Regierung geschah. Außer Stande, das bisherige halbe System noch weiter fortzusetzen, zugleich jedoch ohne die Kraft — und noch mehr ohne den Muth, ohne den Willen, ein neues, ganzes zu ergreifen, rief sie diejenige Gewalt zu Hilfe, welche von jeher, nach dem bittern, aber leider nur allzuwahren Sprichwort, „das letzte Mittel der Könige“ gebildet hat:

Digitized by Google

die Gewalt der Bajonette. Wie aus einer eroberten Stadt, durch beſetzte Straßen, unter dem Drohen der Geſchütze, bei nächtlicher Weile, ohne Unterſuchung, ohne richterliche Verfügung, ein Gefangener der königlichen Willkür, ward der Erzbiſchof aus der Mitte einer ihm enthuſiaſtiſch ergebenen Bevölkerung heraus und auf die Feſtung geführt. — Möglich, daß, wie die Sachen nun bereits einmal lagen, dem preußiſchen Gouvernement kein anderer Ausweg blieb: aber warum die Sachen überhaupt in dieſe Lage gebracht haben? warum keine andere Wahl übrig gelaſſen, als entweder Unrecht zu leiden oder Unrecht zu thun?

Die Aufregung, die Erſchütterung, welche die Nachricht von dieſer Kölner Begebenheit in Deutſchland verbreitete, war unbeſchreiblich. Und das nicht blos bei denjenigen, welche in dem gefangenen Erzbiſchof einen Helden ihres Glaubens, einen Märtyrer ihrer Kirche verehren zu müſſen glaubten: vielleicht noch größer — und jedenfalls noch bedeutungsreicher, noch verhängnißvoller für die Zukunft des preußiſchen Staates war ſie bei denjenigen (und ohne Zweifel war ihrer durch ganz Deutſchland die größere Zahl), welche umgekehrt, was die erſte veranlaſſende Frage betraf, die Frage der religiöſen Eintracht, ſich vollſtändig auf Seiten des preußiſchen Gouvernements ſtellten. Allein auch dieſe vermochten nicht die Mittel zu billigen, welche die Regierung ergriff, ein von ihr ſelbſt innerlich in Frage geſtelltes, ja geradezu aufgegebenes Princip äußerlich, durch rohe Gewaltthat, aufrecht zu erhalten; ſie konnten nicht billigen, daß, was die Federn der Diplomaten verſehen hatten, wieder gut gemacht werden ſollte durch die Seitengewehre der Gensd'armen.

Und nun gar erſt dieſe Parteileidenſchaft, mit welcher, von hüben und drüben, proteſtantiſcher und katholiſcher Seits, durch Organe der Geiſtlichkeit wie durch die Organe der Regierung, der unglückſelige Conflict ausgebeutet, ja gefliſſentlich erweitert ward! Dieſe gegenſeitigen Beſchuldigungen, Anklagen, Drohungen! Dieſe fanatiſche Erbitterung, dieſer neue Glaubenskrieg, der urplötzlich nicht blos Preußen — nein, ganz Deutſchland in zwei Hälften zu ſpalten und die bejammernswerthen Zeiten unſerer Religionskriege zu erneuen drohten! Mit Beſtürzung mußten die Freunde, mit Schadenfreude die Feinde Preußens ſich eingeſtehen und fragen, wo denn nun die ſo viel gerühmte Bildung der preußiſchen Nation, wo die Humani-

Digitized by Google

tät der Behörden, wo die ganze gepriesene geistige Höhe des Staates sei, und was alle diese Anstalten für Wissenschaft und Bildung des Volkes, mit denen man sich in Preußen so Großes gewußt hatte — was, fragte man, haben sie genützt, welchen Werth haben sie gehabt, wenn sie nicht einmal im Stande sind, Preußen, diesen „Staat der Intelligenz", in der Mitte des aufgeklärten neunzehnten Jahrhunderts, vor der Gefahr des Glaubens-, des Bürgerkrieges zu schützen?! — Irgend etwas, das ließ sich nicht länger verkennen noch beschönigen, war faul im Staate Preußen; diese künstliche, diese erstaunenswerthe Maschine des preußischen Staatsbetriebes, irgendwo mußte sie ein Gebrechen haben, es mußte irgendwo ein Stiftchen zerbrochen, ein Rädchen eingerostet sein — und bekanntlich, je kunstvoller eine Maschine, je leichter, durch die kleinste Beschädigung, wird sie zum Stillstand gebracht, je schwieriger fällt es, sie auszubessern.

Oder lag es vielleicht am Baue selbst? war der Plan, trotz seiner gerühmten Vortrefflichkeit, vielleicht dennoch falsch? — Schon wurden auch Stimmen in diesem Sinne laut — einzeln, schüchtern. Denn man muß wohl im Gedächtniß haben, welche ehrfurchtsvolle Bewunderung damals noch, namentlich in Preußen selbst, vor dem preußischen Staatssystem gehegt ward, und daß es geradezu als ein politisches Sacrileg galt, an der Unfehlbarkeit der preußischen Bureaukratie zu zweifeln. — Aber gleichwohl, sie wurden laut. Sie wiesen hin auf die rasche Ausbreitung, die täglich wachsende Erbitterung dieses Zwistes. Schon hatte die Katastrophe von Köln sich in Posen wiederholt; Schlesien wurde schwierig; von auswärts her, namentlich von Baiern, das mit Begier diese Gelegenheit ergriff, sich für vermeintliche alte und neue Kränkungen zu rächen, wurde Oel ins Feuer gegossen — was endlich, um diesen unseligen Knäuel zu lösen, was blieb übrig, als an die Nation selbst zu appelliren? als zu appelliren an die Bildung, die Duldung, die Aufklärung, die man — auch die Gegner der preußischen Regierung vermochten es nicht zu läugnen! seit zwanzig Jahren mit so freigebigen Händen ausgesät hatte, und deren Frucht nun der preußischen Regierung ganz gewiß nicht entstehen würde, vorausgesetzt, daß sie dieselbe nur einholen wollte?! — Der gewöhnliche Rechtsboden langte hier nicht aus; Recht stand gegen Recht, Pflicht gegen Pflicht: es galt, einen neuen zu schaffen,

Digitized by Google

einen wahrhaft nationalen, auf welchem jene bornirten confessionellen Unterschiede, jene veralteten canonischen Rücksichten und Bedenken von selbst würden verschwunden sein. Auf Seiten der preußischen Regierung, in ihrer Forderung einer toleranten, humanen Praxis, war, ohne Zweifel, das geistige, das sittliche Recht. Aber welcher Gerichtshof im Lande war mächtig, war anerkannt genug, ihr dasselbe auch äußerlich zuzusprechen? Diese peinlichen Untersuchungen und Processe, diese Amtsentsetzungen und Einkerkerungen, mit denen man die verletzte Würde des Staats, die Würde der Humanität und Bildung zu rächen meinte, wandten sie ihre Spitze nicht vielmehr gegen diejenigen selbst, die sie vertheidigen sollten, und ließen eine schlechte und unedle Sache, unter dem Heiligenschimmer des Martyriums, als eine gerechte und edele erscheinen? — Nein! mit den Paragraphen des Landrechts, mit den Vorschriften der Polizeiordnung war hier nichts gethan; diese Verwirrung konnte nur der gesetzlich ausgesprochene, ausdrücklich eingeforderte Wille des Volkes selber lösen; nur eine Versammlung von Notabeln, ein Parlament....

Allein dieses Wort auszusprechen wagten sogar diejenigen nicht, welche allerdings die Sache selbst im Sinne hatten; die Ueberlegenheit des geschlossenen, compacten preußischen Beamtenstaates über den zerfahrenen, kraft- und saftlosen Constitutionalismus der süddeutschen Staaten, geschweige denn gar über die französische oder belgische Verfassung, schien zu unzweifelhaft, die „Garantien der preußischen Zustände" zu sicher, als daß diese Reminiscenzen der Stein-Hardenberg'schen Epoche, die hie und da aufzutauchen begannen, auf irgend welche ernstlichern Sympathien hätten im Volke rechnen dürfen. Die kölnische Frage, hervorgegangen aus kleinen persönlichen Intriguen, aus gegenseitiger Unwahrheit, Schwäche, Eigensinn, ohne den Hintergrund eines großartigen geschichtlichen Conflictes, sollte es auch zu keinem irgend wie bedeutenden, geschichtlichen Resultate bringen; Geschöpf des Irrthums und der Leidenschaften, sollte sie nur Irrthum und Leidenschaft verbreiten, um endlich klanglos, resultatlos, zu verhallen. — Vorgearbeitet bei alledem für eine künftige politische Erhebung hat auch sie, und wäre es nur dadurch gewesen, daß sie, für einige Jahre wenigstens, ein großes allgemeines öffentliches Interesse schuf und die Fackel der Parteileidenschaft schleuderte in die gleichgiltigen, kalten Herzen — ein

Digitized by Google

zweideutiger, ein herostratischer Ruhm: aber immerhin ein Ruhm, wenn wir uns die gänzliche Theilnahmlosigkeit, die wahre Kirchhofsöde vergegenwärtigen, welche während der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre in Deutschland, zumeist aber in Preußen herrschte. —

An der dritten Stelle haben wir die orientalische Frage genannt. — Es läßt sich, meinen wir, kaum etwas auffinden, das charakteristischer wäre für die gänzliche Verkehrtheit, die völlige moralische wie geistige Ohnmacht unserer sogenannten europäischen Politik, als die Stellung, welche, nun bereits seit Menschenaltern, die Angelegenheiten des türkischen Reiches darin einnehmen. Bedenkliches System der Staatsweisheit, wo fortwährend der Friede von ganz Europa bedroht wird durch die geringste Schwankung, die Palastintrigue eines Verschnittenen, den Opiumsrausch eines namenlosen Pascha in einem entlegenen Winkel Asiens! Seltsames Gleichgewicht von Europa, wo der ruhige Anwohner der Elbe und des Rheins, des Neckars und der Spree fortwährend in der Gefahr eines allgemeinen Krieges schwebt, und muß seinen Wohlstand opfern und muß das Mark seines Landes, die Frucht seiner Arbeit vergeuden in einem jahrelangen „bewaffneten Frieden" —

Warum? Um einem Staate das Dasein zu fristen, der niemals eigentlich ein Staat gewesen ist, sondern immer nur das Heerlager eines barbarischen Eroberers, ein vorangeschobener Posten morgenländischer roher Naturkraft, und jetzt längst von europäischer Gesittung — mehr noch: von europäischer Unsitte, europäischen Lastern überwunden und unterhöhlt! Wer hat Interesse an dem Bestande der Türkei? An ihrem Bestande Niemand: nur weil Keiner sie dem Andern gönnen, weil Jeder den Augenblick erlauern will, sie für sich selbst zu schnappen, und weil man so entblößt ist von geschichtlichem Glauben und von Ehrfurcht vor dem selbstbestimmenden Recht der Völker und der unversiegbaren Zeugungskraft der Geschichte, daß man ihr nicht gestatten will, sich selbst zu gestalten, ihrem Bedürfniß gemäß, in neuem historischem Proceß, zu geschweigen von jener Ueberlegenheit des Genius, jenem weltgeschichtlichen Muth, der, kühnen Griffs, in die Urne des Schicksals faßt und mit tapferer Hand, freiwillig vollzieht, was der zögernde Gang der Ereignisse dennoch einst bringen muß — darum allein, aus gegenseitigem Neid, Haß, Eifersucht, Schwäche, wird der Türkei das künstliche

Digitized by Google

Dasein noch erhalten; darum unser lebendiges Blut zapft man uns ab, um, in vergeblichem Versuch, die Adern eines Sterbenden damit zu füllen.

Ja was Sterbenden?! Das türkische Reich ist bereits eine Leiche — eine Leiche, welche unbeerdigt bleibt, weil die Nachgelassenen sich wegen des Erbtheils in die Haare gerathen sind, und deren Verwesung nun mit pestartigem Hauch die Erbnehmer selbst vergiftet. Es ist klar, daß, so lange nicht eine principielle Aenderung in dem System der europäischen Politik eintritt, auch die Türkei nicht aufhören wird, schwach, ohnmächtig, ein bloßer Trümmerhaufe, wie sie ist, dennoch, von Jahr zu Jahr, die Ruhe Europa's zu erschüttern; erst ein allgemeiner Umschwung der Geschichte, der die Nationen Europa's zu einer großen „heiligen Allianz" der Völker vereinigen und, statt der bisherigen faulen Diplomatenweisheit, die erhabenen Grundsätze der Freiheit und Brüderlichkeit proclamiren wird, kann auch dieser orientalischen Frage ihre letzte und dauernde Antwort geben.

Eine derartige Erschütterung nun, und zwar eine der gefährlichsten, der tiefgreifendsten, fällt auch in den Ausgang der dreißiger Jahre. — Mehemed Ali, der gelehrige Zögling, der würdige Nachahmer alles dessen, was die europäische Cultur des neunzehnten Jahrhunderts zur Knechtung der Völker, zur Befestigung des Despotismus erfunden hat, ein großer Mann in den Augen derjenigen, welche die Nationen nur als ein willenloses Instrument betrachten in den Händen ihrer Fürsten, bestimmt, jeder Laune, jeder Leidenschaft, ja jedem verbrecherischen Gelüst derselben zu dienen, in den Augen aller Uebrigen nur ein großer Despot, ein Menschenschinder im großen Stil — war schon im Jahre 1832, nach dem Siege bei Konieh (Decbr. 20.), im Begriffe gewesen, der Herrschaft des Sultans den Todesstreich zu versetzen und sich, aus einem gewaltthätigen, übermüthigen Vasallen, zum erklärten Herren der Pforte zu machen. Die Eifersucht der europäischen Großmächte, welche, wie erbittert gegen einander, doch darin durchaus einträchtig waren, daß die Beute auch keinem außer ihnen zufallen dürfe, hatte die Katastrophe damals noch zurückgehalten; dieselben russischen Truppen, welche wenige Jahre zuvor (Septbr. 1829), aus Besorgniß vor einem allgemeinen europäischen Kriege, ihrem Triumphzuge nach Konstan-

Digitized by Google

tinopel hatten Einhalt thun müssen, durften jetzt (April bis Juli 1833) an die Ufer des Bosporus herniedersteigen, um durch den Anblick ihrer Bajonette Ibrahim Pascha aus seinem Siegesrausche zu entnüchtern.

Es versteht sich von selbst, daß ein Friede, auf diese Art vermittelt, von keinem langen Bestand sein konnte. Schon 1839, nach einer Reihe größerer und kleinerer wechselseitiger Neckereien, Beschwerden, Zwistigkeiten, brach der Kriegs aufs Neue aus. Auch jetzt wieder war das Glück dem Aegypter günstig, günstiger sogar als jemals. Die Schlacht von Nisib (1839, Juni 24.) vernichtete die türkische Landmacht, während gleichzeitig (Juli 5.) die gesammte türkische Flotte, mit vollen Segeln, durch Verrath zum Feinde überging.

Mitten unter diesen Unglücksfällen (Juli 1.) starb Sultan Mahmud, und sein Nachfolger Abdul Medschid, ein sechzehnjähriger Jüngling und schon abgelebt, entnervt, zerrüttet durch die Ausschweifungen des Serails, schien, ein würdiger Schluß einer solchen Regentenreihe! den Thron nur zu besteigen, um sofort unter den Trümmern desselben begraben zu werden.

Allein dieser Ausgang paßte nun einmal in den Calcul europäischer Staatsweisheit nicht. Wie 1833, so suchten auch jetzt wieder die sogenannten Großmächte einen Frieden zu vermitteln, der die Existenz des türkischen Reiches rettete.

Nur daß diese Vermittelungsversuche bei Weitem nicht mit derselben Einigkeit — oder richtiger gesagt: demselben Schein der Einigkeit geschahen, wie nach der Schlacht von Konieh. Rußland, das sich seit fast einem Jahrhundert stillschweigend als den gewissen Erben der Pforte betrachtet, mußte es höchst unbequem sein in der wachsenden Macht Aegyptens einem neuen Rivalen, und in der That dem gefährlichsten von allen, zu begegnen. Es mußte ihm daher daran gelegen sein, dieser Macht nicht allein keinen Zuwachs zu gestatten, sondern sie, trotz des Sieges von Nisib und trotz der entführten türkischen Flotte, sogar noch zu beschneiden und in engere Schranken zurückzuführen, als zuvor.

Frankreich dagegen, in dessen Erinnerungen und Phantasien Aegypten seit der Bonaparte'schen Expedition bekanntlich eine große Rolle spielt, und das überdies gerade in diesen letzten Jahren bemüht war, für seinen mehr und mehr geschwundenen Einfluß in Europa

Digitized by Google

ſich im Orient ſchadlos zu halten, ergriff die Partei des Paſcha's. Nicht ohne einigen Grund allerdings: indem Mehemed Ali bei der ganzen aufregenden und unverträglichen Politik, welche er ſeit dem Friedensſchluß von Konieh gegen den Sultan beobachtet und die endlich dieſen neuen Krieg unvermeidlich gemacht hatte, hauptſächlich den geheimen Einflüſterungen und Zuſagen Frankreichs gefolgt war: ſo daß dies denn in der That eine ziemlich nahliegende moraliſche Verpflichtung hatte, ſich ſeines alten Schützlings auch in dem gegenwärtigen kritiſchen Augenblicke anzunehmen.

Gerade dieſer Einfluß Frankreichs aber, oder die Gefahr, die Furcht deſſelben, ward wiederum für England und Oeſterreich die Veranlaſſung, ſich in dieſer Frage zu Rußland zu halten; auch hatten ſie ja daſſelbe Intereſſe des Egoismus, wie dieſes. — Preußen endlich, ohne unmittelbaren Einfluß und Antheil an der Sache, übernahm auch jetzt wieder die Rolle, die ihm, wenn es überhaupt die Ehre als europäiſche Großmacht retten will, in dieſen orientaliſchen Angelegenheiten ein für allemal und namentlich ſo lange gewiß iſt, bis es im Stande iſt, ſich auf ein einiges, ſtarkes, dann auch meergebietendes Deutſchland zu ſtützen: es ſtimmte mit der Mehrheit, mit Oeſterreich, mit Rußland, ſeinen alten Geiſtesgenoſſen. —

Dieſe Spaltung ging nicht ganz ſo raſch vor ſich und offenbarte ſich lange nicht ſo deutlich, als ſie hier in Kürze erzählt wird — was auch in der europäiſchen Diplomatie ginge raſch und deutlich zu?! Es wurden noch eine Maſſe Noten gewechſelt, Vorſchläge gemacht, Conferenzen gehalten; im Ganzen und Großen aber war der Weg, welchen dieſe Angelegenheit nehmen würde, doch ſchon Ausgang neununddreißig ziemlich deutlich bezeichnet, ja ſchon damals, ohne eben Prophet zu ſein, konnte man mit ziemlicher Gewißheit vorausſagen, daß dieſe orientaliſche Frage für das Jahr vierzig die ſehr dringende Gefahr eines allgemeinen europäiſchen Krieges herbeiführen müſſe.

Dies war denn auch der Standpunkt, von dem aus dieſe Angelegenheit in Deutſchland und vom deutſchen Publikum betrachtet ward: der Standpunkt des Philiſters, der allerdings eine abſtracte Furcht hat vor allem Krieg und Kriegsgeſchrei, im Uebrigen aber, was er nicht ändern kann — oder vielmehr, was ſich nicht von ſelbſt ändert — mit Ergebenheit dahinnimmt. Man erboſte ſich auch nicht

Digitized by Google

wenig, man fand es auch ganz abscheulich abgeschmackt, daß man am Ende gar noch „der verdammten Türken wegen“ in Krieg gerathen solle. Aber daß es Deutschlands Sache gewesen wäre, diesen Krieg zu hindern, vorausgesetzt nämlich, daß Deutschland überhaupt eine Macht gewesen wäre, die irgend etwas in der Welt, und wäre es das Summen einer Mücke, hätte bewerkstelligen oder verhindern können; daß weit vor allen diesen Mächten, die, gefräßigen Hunden gleich, sich über dem Leichnam des türkischen Reichs die Zähne wiesen, Deutschland den ersten, den dringendsten Beruf, das eigentliche weltgeschichtliche Recht gehabt hätte, den Nachlaß derselben Türken, vor deren Andrang es in Jahrhundertlangem Kampf Europa, die Welt gerettet hatte, für sich einzuziehen und auf den Trümmern des Barbarenthums das Banner deutscher Sitte und deutscher Bildung aufzupflanzen — das fiel Niemand ein, das wagte Niemand auszusprechen, oder wer es wagte, galt (und gilt auch wohl noch heute) für einen Schwärmer und unruhigen Kopf.

Gleichwohl blieb auch diese Angelegenheit nicht ohne fördernden Einfluß auf unsere politische Entwickelung, indem sie auch dem deutschen Spießbürger Veranlassung gab, den Blick doch wenigstens über die nächsten Grenzpfähle hinwegzurichten und sich einigermaßen bekannt zu machen mit der Lage Europa's und den Verhältnissen der auswärtigen Politik, die bisher für Deutschland im Gegentheil eine sehr innerliche, nämlich eine ganz geheime, verborgene gewesen war. Es erschienen damals (wie es denn bekanntlich deutsche Natur ist, über Alles und Jedes sogleich sein Buch zu schreiben) in Deutschland eine Reihe von Schriften, welche die Verhältnisse der europäischen Politik beleuchteten und nicht wenig dazu beitrugen, diesen bisher nur von einzelnen exclusiven Kreisen beachteten Gegenstand zu einem allgemeinen Tagesinteresse des großen Publikums zu machen; unter ihnen besonders eine, welche in der deutschen publicistischen Literatur wahrhaft Epoche gemacht hat und deren Namen wir daher auch hier nicht übergehen dürfen: die europäische Pentarchie. Ursprung und eigentliche Absicht dieses merkwürdigen Buches, ob es für oder gegen das Interesse Rußlands veröffentlicht worden, ist bekanntlich noch jetzt den Meisten ein Räthsel. Doch ist die Wahrscheinlichkeit für das Letztere. Oder wenn auch nicht diese, so jedenfalls der Erfolg. Niemals noch waren die eroberungssüchtigen Pläne Rußlands mit solcher Offenheit, solcher

Digitized by Google

gemüthlichen Frechheit an den Tag gelegt worden; man hatte es noch niemals so bereitwillig eingestanden, wohin der russische Absolutismus eigentlich zielt, nämlich bis in das Herz Europa's seine gierigen Krallen auszustrecken und Deutschland, das Mutterland der Bildung, die Pflanzstätte der Wissenschaften, zum dienstbeflissenen Clienten der russischen Knute zu erniedrigen. — Die Sensation, welche diese Entdeckung hervorbrachte, war ungeheuer. Man sah jetzt mit einem Mal, an welchem Abgrund man stand; man wurde aufmerksam auf Alles, was nur von Weitem einer Verwirklichung dieser russischen Pläne ähnlich sah oder ihr zum Werkzeug dienen konnte; man erinnerte sich der langsamen, der versteckten, aber unveränderlichen, aber schrecklich sichern Schritte, mit denen Rußland seit Peters des Großen Zeit diesem Ziel entgegengearbeitet hatte. Wahrlich, war dies ein Freund Rußlands gewesen, der die „Pentarchie", diese scheinbare Lobschrift der russischen Herrschaft, veröffentlicht, so war es ein gefährlicher! Rußland hatte seit Jahren in Deutschland nur noch die Wahlverwandtschaft des Absolutismus, die Eitelkeit der kleinen Fürstenhäuser, die Bestechlichkeit der Minister, die Habgier käuflicher Journalisten für sich gehabt; die Sympathien des Volkes hatte es niemals besessen. Jetzt aber, in Veranlassung der Pentarchie, schlug diese Abneigung um in offenen Haß, dieser Haß in tödtliche Feindschaft. — Nicht bloß lieben, auch hassen müssen die Völker; auch der Gegensatz einer tiefen, fanatischen Abneigung ist nöthig zur Erziehung einer Nation: sie gewinnt eben an diesem Gegensatz das Bewußtsein ihrer Selbständigkeit und mit ihm die Kraft und den Willen, dieselbe zu bewahren, oder, wo sie verloren gegangen ist, sie aufs Neue zu erreichen. — Auch wir, wenn wir sehen, wie plötzlich, im Lauf der vierziger Jahre, ein bis dahin nicht gekanntes Einigkeits- und Selbständigkeitsgefühl der deutschen Nation zu Tage bricht, werden diesem Russenhaß, der ganz vorzüglich durch die Pentarchie zum Bewußtsein kam, Rechnung zu tragen haben: so daß also die orientalische Frage schon damals ihre, wenn auch sehr mittelbare, sehr weit entlegene, doch jedenfalls sehr wohlthätige Folge für Deutschland hatte. —

Wir fügen hieran, zum Schluß dieser Einleitung, einen kurzen Ueberblick über die vornehmsten europäischen Staaten und die Lage, in welcher dieselben sich zu Ende achtzehnhundertneunundreißig befanden;

Digitized by Google

wobei wir uns jedoch durchaus nur auf dasjenige beschränken, was zur Anknüpfung an das Folgende unumgänglich nöthig scheint.

Der erste Blick damals, wenn man den Zustand Europa's betrachtete, fiel noch immer auf Frankreich. Wiewohl es nicht mehr die Nation selbst war, diese vulkanische, unermüdliche, unberechenbare Nation, was die Aufmerksamkeit der Welt gefesselt hielt — dieser Vulkan schien ausgebrannt, diese Spannkraft gebrochen: sondern wenn man an Frankreich dachte, so war es an den Escamoteur der französischen Freiheit, Louis Philippe, den „Napoleon des Friedens", den Salomo unter den Fürsten Europa's. Wer kümmerte sich um Frankreich und das französische Volk? Louis Philippe, man wußte es ja, mit seinem ewig behaglichen Lächeln, mit seiner unverwüstlichen Schlauigkeit, hatte die Sphinx der Revolution nicht überwunden, nein, viel ärger noch: er hatte sie gezähmt, daß sie jetzt ruhig ihre Tatzen streckte und, statt Räthsel aufzugeben, verhängnißvolle, blutige Räthsel —! wie ein Echo getreulich nachplapperte, was der große van Aken der Freiheit ihr in die Ohren raunte. Man gestand sich wohl, daß das nicht immer so bleiben könne, man gab zu und seufzte bereits im Voraus darüber, daß der Löwe wiederum erwachen werde — nämlich wenn Louis Philippe, der wohl in Glanz und Ehren alt werden, aber doch leider nicht immer leben konnte, einmal die Augen würde geschlossen haben. Noch indessen lebte er ja, der Großmeister der Politik, der Angelpunkt der europäischen Diplomatie, der Polarstern der Börsenmänner; man konnte also noch getrost schlafen gehen und selbst wenn das Knäuel der orientalischen Frage sich enger und enger zusammenzog, und wenn Spanien in Bürgerkrieg stand — gleichviel, es hatte noch immer nichts zu sagen, so lange Louis Philippe lebte.

Ja selbst wenn Frankreich kein Ministerium mehr finden konnte, und wenn die Deputirtenkammer aufsässig ward, und wenn die Republikaner revoltirten — man achtete es nicht: Louis Philippe lebte ja noch! . .

Und das Alles war wirklich in Frankreich im Jahre neununddreißig passirt. Der König, unvergleichlich in der Gabe, die Menschen abzunutzen, hatte auch den Namen Molé's, eines wohlmeinenden, ehrenwerthen, aber unselbständigen und den dynastischen Interessen Louis Philippe's blindlings ergebenen Mannes, der ihm so oft schon

Digitized by Google

zum Deckmantel gedient hatte, endlich so gründlich verbraucht, daß das Ministerium Molé, nachdem es seit fast zwei Jahren den Unwillen aller Parteien auf sich geladen hatte, am 22. Januar 1839 seine Entlassung nehmen mußte. Es hielt schwer, selbst für den großen Menschenkenner Louis Philippe, ein so gutwilliges Ministerium wiederzufinden, wie ihm das Molé'sche gewesen war: das heißt, das dem König so bequem die Hand im Spiele ließ und ihm unter der Maske constitutioneller Einrichtungen eine so unbeschränkte Selbstregierung gestattete. Der erste Versuch, zu dem Louis Philippe sich nach langem Zögern entschloß, das sogenannte ministère des chapeaux vom 31. März, mißlang; die Republikaner benutzten die Krisis, einen Aufstand zu erregen (Mai 12.), der zwar ebenfalls mißlang, aber doch dem König zur Warnung gereichte, seine Strohmänner nicht gar zu plump zu wählen und die Spannung einer ministeriellen Krisis nicht gar zu lange auszudehnen. Schon am folgenden Tage daher (Mai 13.) wurde Soult an die Spitze eines Ministeriums berufen, in welchem Duchatel als Minister des Innern, Passy Finanzminister, Villemain Cultusminister, Teste Justizminister u. s. w. fungirten: lauter mittelmäßige Leute also, wie der König sie eben brauchen konnte, denen Soult durch seinen militairischen Ruhm wohl einigen Glanz verlieh, ohne dem König übrigens durch große staatsmännische Talente und eigne politische Ansichten sehr beschwerlich zu fallen. Wirklich wurden mit diesem Ministerium die Kammern von neununddreißig glücklich zu Ende gebracht — will sagen, das Budget wurde glücklich bewilligt, worauf die Session (7. August) geschlossen ward.

Aber aufgeschoben ist bekanntlich nicht aufgehoben. Die Zwischenzeit bis zur Wiedereröffnung der Kammern trug nur zur Vermehrung der Schwierigkeiten bei, denen der König diesmal mehr ausgewichen, als daß er sie überwunden hätte. Von der Verwicklung im Orient ist schon oben ausführlich die Rede gewesen; jetzt kamen noch Niederlagen in Algier, wachsende Verlegenheiten in Spanien, sowie im Innern die sich täglich steigernde Erbitterung der Parteien hinzu, von denen keine gefährlicher war, als diejenige, welcher das Ministerium vom 13. Mai am Directesten in den Weg getreten — die Partei der Ministercandidaten, die von jeher in den französischen Kammern ziemlich stark gewesen und die jetzt den talentvollsten, aber

Digitized by Google

auch eitelsten Mann des damaligen Frankreich an ihrer Spitze sah: Thiers.

Mit diesem Ministerium und solchen Gegnern gegenüber war es, daß Louis Philippe am 23. Decbr. 1839 die neuen Kammern eröffnete; schwerlich rechnete er selbst darauf, sie mit demselben auch wieder zu schließen. —

In einer ähnlichen abnormen Lage, wie Frankreich, nämlich kein Ministerium zu Stande bringen zu können, hatte auch England sich in demselben Jahre befunden. Das Ministerium Melbourne (seit dem 8. April 1835), wiewohl die größten Talente der dermaligen Whigpartei, unter ihnen die eigentliche Seele derselben, Lord John Russell, in sich schließend und überdies von der persönlichen Gunst der jungen Königin unterstützt, hatte dennoch dem vereinten Andringen der Tories und der Radicalen, welche Letztere sich immer entschiedener von den Whigs losgelöst hatten, nicht widerstehen können. Zartfühlend, wie englische Staatsmänner in diesem Punkte jederzeit gewesen sind, und unbekannt mit jenem ängstlichen Kleben an den Portefeuilles, dem man anderwärts nur zu häufig begegnet, hatte eine Majorität von nur fünf Stimmen, bei der Debatte wegen Suspension der Verfassung in Jamaica, dem Ministerium genügt, seine Entlassung einzureichen (Mai 7.). Wie sich bei der regelmäßigen Pendelbewegung des englischen Staatslebens von selbst verstand, war Sir Robert Peel, der große Nebenbuhler John Russells, sofort in die Lücke eingetreten. Bis dahin war Alles vollkommen in der Ordnung. Aber eine — es ist mißlich zu entscheiden, ob Laune der Königin oder ob Anmaßung der Tories brachte in dieses so einfache und regelrechte Verhältniß plötzlich eine unvorgesehene Störung.

Die Tories nämlich bestanden darauf, daß die Whigs, nachdem sie aus dem Ministerium geschieden, auch aus den Hofchargen in der unmittelbaren Umgebung der Königin entfernt würden; namentlich verlangten sie die Entlassung zweier Hofdamen der Königin, welche dieser Partei beigezählt wurden. Hierin aber meinte die Königin einen Eingriff in ihre königlichen Rechte, ja ihre persönliche Freiheit zu erblicken, weshalb sie die Entlassung verweigerte. In Folge dessen gab Sir Rob. Peel das kaum empfangene Staatssiegel zurück, und die Combination zerschlug sich.

Digitized by Google

Auch bis hieher war die Sache, wenn auch ungewöhnlich, doch noch immer in der Ordnung. Nun aber ließ Lord Melbourne durch die persönliche Anhänglichkeit der Königin, die von ihm in die Geheimnisse der Staatskunst eingeweiht worden war, sowie durch die Schwierigkeit, ein anderes Whigkabinet zu bilden, sich verleiten, mit dem ganzen Ministerium in die eben verlassene Stelle zurückzutreten — ein Entschluß, der, so patriotisch und wohlgemeint er auch war, dennoch Allem, was die englische Nation bisher für parlamentarische Sitte, für die Ehre eines Ministeriums gehalten, rücksichtslos ins Angesicht schlug, und der daher auch für die ganze Whigpartei von wahrhaft verhängnißvollen Folgen ward, indem er gerade dasjenige erschütterte, was überall die erste Basis des Staatsmannes sein muß: die unbedingteste, die fleckenloseste Achtung der Nation.

Zwar hielt sich das Ministerium Melbourne noch fast zwei Jahre: aber sein eigentliches Ansehen, sein Gewicht im Lande, seine ehrfurchtgebietende Stellung zwischen den Parteien hatte es unwiederbringlich verloren: so daß also auch das parlamentarische Leben Englands sich bei dem Uebergang in das Jahr vierzig in einem ähnlichen Interimisticum befand, wie es in Frankreich der Fall war.

Wenn nichts destoweniger die Folgen dieses immerhin gefährlichen Zustandes in England bei Weitem weniger sichtbar wurden, wie in Frankreich, wenn weder der unglückliche Krieg mit Afghanistan (seit 1838), noch der steigende Einfluß der Chartisten, noch endlich gar das himmelschreiende Elend Irlands die Blüthe Großbritanniens merklich erschütterten: da lag dies theils an den unermeßlichen Hilfsquellen dieses riesenhaften Reiches, theils und hauptsächlich an der wunderbaren Weisheit und Festigkeit der englischen Staatsverfassung überhaupt, welche, für jeden andern Staat und jedes andere Volk eine Thorheit, ja eine Unmöglichkeit, dennoch für England gerade die entsprechendste war — eine Eigenschaft, die sie bis zu dieser Stunde und unter dem Zusammensturz des gesammten alten Europa noch immer glänzend bewährt! —

Von Rußland ist wenig zu berichten — Vorzug der Tyrannei, die eben so einförmig ist, eben so unbeweglich, wie der Tod! — Von seiner Stellung zur orientalischen Frage, sowie von seinen geheimen Absichten auf Deutschland und der unangenehmen Veröffentlichung, welche dieselben in Veranlassung der Pentarchie

Digitized by Google

erfuhren, ist oben die Rede gewesen. — Im Innern des Reiches herrschte Schweigen. Die Polen, oder was von der polnischen Nation noch übrig geblieben war nach der unglücklichen Erhebung vom Jahre dreißig, schienen jeden Gedanken an einen neuen Aufstand beseitigt zu haben; Hunderte von Feuerschlünden, auf Warschau gerichtet, und die eherne Faust des Satrapen Paskewitsch ließen es sich angelegen sein, sie bei diesen friedfertigen Gedanken zu erhalten. Tscherkessien, dies Algier Rußlands, fraß Jahr aus Jahr ein den Kern der russischen Armeen und gab dadurch Jahr aus Jahr ein Stoff zu prahlerischen Bülletins und Siegsberichten. In Asien rückte der unvermeidliche Zusammenstoß mit England langsam näher und näher; die Expedition nach Khiwa, welche, nach russischer Art pomphaft angekündigt, Ende Novembers 39. von Orenburg aufbrach, schien denselben sogar noch beschleunigen zu sollen. — Von dem Ausgang dieser Expedition werden wir später sprechen.

Oesterreich befand sich ebenfalls, dem Anscheine nach, in vollkommener Ruhe. Was für Frankreich Louis Philippe, das war hier Metternich, nur freilich plumper: der Grundpfeiler der Legitimität quand même, die Seele des alten auf Knechtung der Völker und Erstickung jeder volksthümlichen Regung berechneten Systems. — Doch war Metternichs persönliches Ansehen schon damals im Niedersteigen; die plumpe Art, wie er bei jeder Gelegenheit entweder sich von Rußland düpiren ließ, oder aber nicht einmal für gut fand, daß er von Rußland erkauft sei, zu verheimlichen, hatte seinem Ruf Abbruch gethan. Auch verdarb Louis Philippe, der dieselben Artikel lieferte, aber nur viel moderner, viel zierlicher, ihm den Markt. — In Oesterreich selbst jedoch herrschte er nach wie vor unbeschränkt; auch hatte er, durch eine reiche Zuzucht ähnlicher Creaturen, Sorge getragen, daß sein System nach seinem Tode nicht zu Ende gehe. Es war das System Oesterreichs, dachte er — und er hatte Recht . . .

Preußens haben wir an anderen Stellen dieser Einleitung bereits ausführlich Erwähnung gethan. Die übrigen Staaten Deutschlands zählten nicht.

Ebenso wenig Italien, das von den Alpen bis zur Südspitze Siciliens wenig mehr war, als ein Vasall von Oesterreich. — Der Conflict, in welchen Neapel wegen des Schwefelvertrags mit England gerieth (1838), war eine Episode, die allenfalls Neapel den

Digitized by Google

Besitz von Sicilien kosten konnte; größere weltgeschichtliche Bedeutung jedoch hatte sie nicht. — Auch die nordischen Staaten waren ohne Einfluß; die politische und nationale Agitation, welche in Dänemark mit dem Tode Friedrichs des Sechsten (1839, Decbr. 3.) begann, und die in ihrem Verlauf auch namentlich für Deutschland so verhängnißvoll werden sollte, war eben erst im Entstehen und machte sich erst im folgenden Jahre auch nach außen hin bemerkbar. —

In Spanien, diesem unseligsten Lande des neunzehnten Jahrhunderts, wo ein edler, großherziger Volksstamm die schmutzigste Hefe des Absolutismus am Unerbittlichsten leeren muß, war der langjährige Bürgerkrieg zwischen Christinos und Carlisten endlich im Sommer 1839 (August 31.) durch den Vertrag von Bergara beendet worden. Don Carlos selbst hatte auf französischen Boden flüchten müssen; seine Partei war zersprengt. — Aber dem armen Lande war damit nur erst wenig geholfen; es sollte noch erst erfahren, daß nicht diejenigen die gefährlichsten Feinde seiner Freiheit gewesen, welche sie mit den Waffen in der Hand bekämpft, und daß noch schlimmer, als Bürgerkrieg, die Palastintriguen einer habsüchtigen Buhlerin und die geheimen Verschwörungen ehr- wie gewissenloser Günstlinge. —

Dies, im allgemeinsten Umriß, die Lage Europa's zu Ende des Jahres achtzehnhundertneununddreißig. Wir wenden uns jetzt zu dem eigentlichen Gegenstande unsers Buches. —

Digitized by Google

Erſtes Buch.

Von der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms IV. (1840, Juni 7.)
bis zum Zuſammentritt der preußiſchen Provinziallandtage
im Februar 1841.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Das Jahr achtzehnhundert und vierzig; Ausſichten und Erwartungen. — Jubiläen und Erinnerungsfeſte: das Buchdruckerjubiläum; das Jubiläum Friedrichs des Großen. — Preußen während der erſten Monate des Jahres achtzehnhundert und vierzig. Die Hegel'ſche Philoſophie. Der erzbiſchöfliche Streit. Anfang des Sintenis'ſchen Streites in Magdeburg. Die Altlutheraner. Erhöhte Feierlichkeit der Eidesabnahme. Miſtreß Fry. Gerücht wegen der Weihe der Biſchöfe. Verbot des Buchdruckerfeſtes. — Rußland: Untergang der Expedition nach Khiwa. — Frankreich: Das Miniſterium vom 1. März: Herr Thiers. — Miniſterjubiläen in Preußen: Herr von Rauch; Herr von Kamptz. — Tod des Miniſters von Altenſtein: Mai 14. — Krankheit des Königs. Jubiläum Friedrichs des Großen. Comment cela va-t-il? Cela va mal. Tod des Königs: Juni 7.

Nicht leicht, mitten in einer langen Reihe von Friedensjahren und ohne daß auf der Bühne der Weltgeſchichte eine jener Begebenheiten in Gange war, welche, wie ein Krieg, ein Friedensſchluß, eine gewaltſame Thronveränderung, in den Augen der Menge allein das Vorrecht haben, als Begebenheiten zu gelten, iſt deſſen unerachtet in Deutſchland dem Anbruch eines neuen Jahres mit größerer Spannung, größerer Erwartung entgegengeſehen worden, als dies mit dem Jahre achtzehnhundert und vierzig der Fall war. — Völker wie Individuen, wo ſie ſich von der tragenden Macht des Geiſtes verlaſſen fühlen, verfallen dem Aberglauben. Auch die Nationen, wo ſie ſich von dem heitern Lichte der That und der hiſtoriſchen Bewegung abkehren, rückwärts, in den Dämmer einer fataliſtiſchen Weltanſchauung, haben ihre Ahnungen, ihre Träume, ihre Viſionen.

Digitized by Google

Solch eine ungewiſſe ahnungsvolle Stimmung war es, mit welcher Deutſchland dem Anbruch des neuen Jahres entgegenſchaute. Man wußte nicht eigentlich, was noch woher etwas ſich ereignen ſollte: man hatte nur ein allgemeines inſtinctartiges Gefühl, es lag nur gleichſam in der Luft, es ſteckte Einer den Andern mit der Empfindung an, daß jetzt, jetzt endlich etwas ſich ereignen müſſe. Gleich den Sehern der Alten, hielt man die Augen erwartungsvoll gegen den Horizont gerichtet: noch war das Himmelsfeld rein; aber ſchon, in ängſtlicher Spannung, nah und näher, glaubte man den Flug der Schickſalsvögel zu vernehmen.

Oder war es allein der Kalender, der dieſe eigenthümliche Aufregung hervorgebracht hatte? Die Jahreszahl war allerdings merkwürdig genug und forderte faſt unwiderſtehlich zu hiſtoriſchen Combinationen und Parallelen auf. Es war das große Jahr der Jubiläen. Auch dies iſt ein charakteriſtiſcher Zug in dem Leben ſolcher Völker, deren eigentliche thätige Lebenskraft entweder überhaupt im Erlöſchen oder wenigſtens für den Augenblick zurückgetreten iſt, daß ſie mit einer gewiſſen ſentimentalen Vorliebe allerhand große Erinnerungen und Gedenktage aus ihrer Vergangenheit hervorſuchen: alten Leuten ähnlich, welche, je näher dem Grabe, mit um ſo ängſtlicherer Sorgfalt an alten Zeiten und Erinnerungen ihrer Jugendtage hängen.

In dieſer Art hatte auch das deutſche Volk ſich für das Jahr achtzehnhundert und vierzig eine ganze Menge von Gedenktagen und Jubiläen in ſeinem Feſtkalender angemerkt: darunter einige, die in der That verdienten, fort zu leben in dem Andenken der Nation und denen auch diejenigen, die ſich im Uebrigen frei wußten von der Denkmalskrankheit der Zeit, ihre ehrfurchtvolle Theilnahme nicht verſagen mochten.

So vor Allem die vierhundertjährige Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunſt: einer Erfindung, die allerdings aufs Aeußerſte verdiente, nicht nur in Deutſchland, nein, auf dem ganzen Erdball gefeiert zu werden, den ſie erobert, ja den ſie neu geſchaffen hatte, und das nicht blos alle hundert Jahre, ſondern jede Stunde, jede Minute, mit jedem Buchſtaben, welcher gedruckt wird. —

Für das deutſche Publikum, oder wenigſtens für einen ſehr bedeutenden, ſehr einflußreichen Theil deſſelben, verband ſich mit dieſer Feier

Digitized by Google

noch ein ganz beſonderes Intereſſe. Nämlich ſchon einige Jahre zuvor, im Sommer 1837, bei der Einweihung der Mainzer Gutenbergsſtatue, da eine Anzahl freiſinniger und unabhängiger Männer aus allen Gegenden Deutſchlands an den Ufern des Rheins ſich feſtlich verſammelt hatte, waren die politiſchen Beziehungen dieſes Jubiläums, die allerdings nahe genug lagen und am Wenigſten an einem ſolchen Tage überſehen werden konnten, wie überhaupt das Verhältniß der Preſſe zum Staat mehrfach zur Sprache gekommen.

Es war namentlich, in beredterem Ausdruck und mit mehr Kühnheit, als die übrigens ſo zahme Zeit noch öffentlich zu vernehmen gewohnt war, hingewieſen worden auf den Zuſtand der Unfreiheit und Erniedrigung, in welchem die deutſche Preſſe ſich befand. Man hatte, Angeſichts eben dieſes Denkmals, aufmerkſam gemacht auf das Schmachvolle dieſes Widerſpruches, daß, von allen Nationen des Erdballs, gerade die Enkel des Erfinders diejenigen ſein ſollten, denen am Wenigſten zu Gute kam von der glorreichen Erfindung ihres Ahnherren. Man hatte ſich berufen auf die Herrlichkeit und Größe des deutſchen Geiſtes, auf die Blüthe unſerer Kunſt, den Glanz unſerer Wiſſenſchaft, und daraus die Nothwendigkeit gefolgert, daß ein Volk von dieſer geiſtigen Reife, ſo groß, ſo frei im Gebiete der Ideen, unmöglich noch länger die ſchimpflichen Feſſeln der Cenſur ertragen könne, ertragen dürfe. Man hatte endlich Verabredungen geſchloſſen, Zurüſtungen getroffen, das Jubiläum im Jahr vierzig durch ganz Deutſchland hin im größeſten Stil, als ein allgemeines Nationalfeſt, eine Jubelfeier des geſammten deutſchen Volkes zu begehen.

Die dritt halb Jahre, die ſeit dieſer Vorfeier zu Mainz verfloſſen, mit ihren mancherlei aufregenden Ereigniſſen, ihren Mißgriffen und Verſtimmungen, wie dieſelben in der Einleitung des Genaueren geſchildert worden ſind, hatten begreiflicher Weiſe den Zündſtoff nur noch vermehrt. Es war vorauszuſehen, daß jene politiſchen Beziehungen, welche ſchon die Mainzer Verſammlung ſo energiſch herausgegriffen hatte, bei dieſer allgemeinen Feier aller Orten unzweideutig in den Vorgrund treten dürften, ja daß bald, ſich fortwälzend von Feſt zu Feſt, der Ruf nach Entfeſſelung der Preſſe und Aufhebung der alten Ausnahmegeſetze zur allgemeinen Looſung durch ganz Deutſchland werden würde.

Digitized by Google

Auch machte sich in der That eine Agitation in diesem Sinne schon zu Anfang des Jahres bemerkbar. Fast in allen bedeutendern Städten Deutschlands, unabhängig von den Behörden und zum Theil sogar in einem Widerspruch mit ihnen, der zwar noch nicht öffentlich ausgesprochen, darum aber nichts weniger auf beiden Seiten vorhanden war, traten Vereine zusammen, deren Zweck es war, in gemeinsamen Berathungen, durch Geldsammlungen und andere Zurüstungen für die möglichst glänzende Begehung des Jubelfestes bei Zeiten Sorge zu tragen. Nothwendig erwachte dabei etwas von jenem Selbständigkeitsgefühl, durch welches ehemals das deutsche Corporationswesen sich ausgezeichnet und das die neue Zeit, zum offenbaren Schaden des gesammten Staates das Kind mit dem Bade verschüttend, allzueilfertig mit seinen Mißbräuchen zugleich hinweggeräumt hatte. Es geschah dies um so mehr, als diese Angelegenheit zwei Körperschaften betraf, Buchdrucker und Buchhändler, die auf dem Uebergange stehen vom Handwerk zur Wissenschaft, und in denen demgemäß ein gewisser liberaler und selbständiger Sinn von jeher zu Hause gewesen war, ja die, schon von ihrer gewerblichen Seite her, der Zeit nahe genug standen, um an allen ihren Bewegungen lebhaften und selbständigen Antheil zu nehmen. Man fühlte und legte ein Gewicht darauf, daß es ein Volksfest, ein Bürgerfest war, das man zu feiern im Begriffe stand — ein seltenes Ding in Deutschland, wo Militärdespotismus und Beamtenherrschaft, diese beiden Pfeiler des damaligen Staatslebens, allen alten Bürgersinn und Bürgerstolz so gänzlich ausgerottet hatten, daß (so schien es wenigstens) das Volk selbst sich nicht wohl fühlte, wo es sich nicht unter Aufsicht seiner Zwingherren, betreßter und unbetreßter, wußte.

Auch in der Literatur fing diese Agitation ebenfalls an sich zu zeigen. Eine außerordentliche Menge von Schriften wurde angekündigt und verbreitet, alle bezüglich auf das bevorstehende Jubelfest, alle die Größe der Erfindung preisend, alle aber auch die Schmach unserer gegenwärtigen Preßzustände aufdeckend und auf ihre schleunigste Abstellung dringend. Zucke Niemand die Achseln über das Geringfügige, das Triviale dieser Agitation! Sie war trivial, ja: aber sie war auch populär. Diese Pracht- und Sammelwerke, diese Denkschriften und Albums, die damals in Veranlassung des Gutenbergfestes erschienen — blättern wir sie noch einmal durch! sehen wir

Digitized by Google

noch einmal, in wie mannigfachen, wie zahlloſen Kanälen damals die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der freien Preſſe ins Volk geleitet ward! Es hat noch jetzt etwas Eigenthümliches und mußte zu ſeiner Zeit einen gewaltigen Eindruck machen, wie in dieſen Gedenkſchriften Alles, was Deutſchland irgend an berühmten Namen, an Größen der Wiſſenſchaft und Kunſt beſaß, ſeine Stimme erhob und in kurzen, ſchlagenden Sätzen ſich ausſprach über die Herrlichkeit der Gutenbergſchen Erfindung, als einer Eroberung der Freiheit, und darum vor Allem ſelbſt der vollſten Freiheit ſo würdig wie bedürftig; wie die Veteranen der deutſchen Wiſſenſchaft, Männer, die man ſonſt nur in Bücher vergraben wußte, plötzlich hervortraten aus ihren klöſterlichen Zellen und lautes Zeugniß ablegten für die Entfeſſelung der deutſchen Preſſe: eine allgemeine Abſtimmung gleichſam unter den Pairs des deutſchen Geiſtes, durch welche die Sache der Preßfreiheit in den Augen des großen Publikums für immer gewonnen und entſchieden ward. — Es ſchadete dabei auch gar nichts, daß einzelne Querköpfe, aus romantiſchen und andern Grillen, ſich im entgegengeſetzten Sinne ausſprachen, ſo weit wohl gar, daß ſie die Erfindung Gutenbergs überhaupt verwünſchten und ſich zurückſehnten in den behaglichen Dämmer der Vorzeit, wo noch nie ein Preßbengel geſeufzt hatte. Im Gegentheil, der Contraſt ſolcher Aeußerungen erhöhte die Wirkung nur und lehrte das Volk zugleich, noch einen andern Maßſtab an ſeine berühmten Schriftſteller legen, als allein den literariſchen. —

Den Regierungen natürlich waren dieſe verſchiedentlichen Zurüſtungen der Mehrzahl nach höchſt unbequem. Zwar, wie bereits erwähnt, hielten ſie mit ihrem Unwillen einſtweilen noch zurück: doch brauchte man eben kein Prophet zu ſein, um voraus zu wiſſen, daß dieſe Mäßigung nicht allzulange dauern und daß auch das Gutenbergsfeſt dem allgemeinen deutſchen Schickſal, polizeilich gemaßregelt zu werden, wenn nicht gar ganz verboten, nicht entgehen würde.

Aber dies gerade wieder war ein Reiz mehr für das Intereſſe des großen Publikums. Es iſt eine Eigenthümlichkeit unfreier Völker, ſich zu freuen, wenn ihre Regierungen irgendwo in Verlegenheiten oder Conflicte gerathen; zu feigherzig, zu entſittlicht, einen offenen Kampf um ernſte und wichtige Dinge zu wagen, lieben ſie es und finden eine pikante Unterhaltung darin, ſich in Kleinigkeiten

Digitized by Google

mit der Gewalt zu reiben und zu zanken: gleichwie der Hund es liebt sich zu scheuern an der Kette, die ihn drückt, und die er dennoch nicht abzustreifen wagt. — Auch für das große Publikum im Jahre vierzig war es ein höchst befriedigender Gedanke und diente nur dazu, die Spannung, mit welcher man dem Gutenbergsfest entgegensah, zu vermehren, daß dasselbe den Regierungen mißliebig, ja daß vielleicht ein Verbot, für jeden Fall inzwischen ein Scandal zu erwarten war. Das gab dem Fest in der Meinung der frivolen Menge erst seine rechte Würze: kam es zu Stande, so wurden die Regierungen geärgert; ward es verboten, so war der Scandal erst recht fertig — also Gewinn auf beiden Seiten!

Es begreift sich nach diesem Allen, daß die bevorstehende Festlichkeit das Publikum lebhafter und anhaltender beschäftigte, als es sonst mit Begebenheiten dieser Art der Fall zu sein pflegt; ein nicht geringer Theil jener Unruhe und jener mysteriösen Spannung, mit welcher man in das neue Jahr hinüberging, fand in ihr seine Erklärung. —

Und doch war es keineswegs das einzige Jubelfest, welches ganz Deutschland in diesem Jahre zu begehen hatte: noch ein zweites stand ihm bevor, von viel jüngerm Datum freilich und von viel fraglicherm Charakter, ob Jubel-, ob Trauerfest — der fünfundzwanzigjährige Friede.

Zwar, wäre es der Friede allein gewesen — wer hätte so blind sein wollen, die Segnungen eines fünfundzwanzigjährigen Friedens zu verkennen? wer so leichtsinnig, das Ende dieses Friedens herbeizuwünschen, und den Schrecknissen eines europäischen Krieges (denn einen andern, davon war Jeder überzeugt, konnte es nicht mehr geben) die kaum entwickelten Anfänge des deutschen Gewerbfleißes, die junge Blüthe unsers Handels Preis zu geben? Und wer in dieser Hinsicht daher hätte nicht auch an diesem Jubiläum freudigen, dankbaren Antheil nehmen mögen?

Aber es war nicht der Friede allein, es war auch der Friedensschluß, dessen Gedächtniß sich erneute: jener unselige Friedensschluß des Wiener Congresses, von welchem all dieses Elend, dieses Mißtrauen, dieser Zwiespalt, diese Entsittlichung herstammte, die heimlich, aber nur um so tiefer, den heiligen Leib unsers Vaterlandes zerfraßen. Fünfundzwanzig Jahre des Friedens, ja: aber auch eben

Digitized by Google

ſo viele Jahre der Knechtſchaft, der Erniedrigung, der Schande! Wo waren ſie hin, jene Hoffnungen, welche fünfundzwanzig Jahre früher das ganze Volk begeiſtert hatten? wohin jene Träume deutſcher Größe, deutſcher Einheit, welche damals bartloſen Jünglingen das Schwert in die Hand gedrückt und ſie wetteifernd hineingejagt hatten in Schlacht und Sieg und Tod? wohin jene Verheißungen, welche die Wiederkehrenden empfangen hatten, ſogar auch von Königsmunde?!

Freilich wohl, es war eine alte Geſchichte: verweht die einen, geächtet die andern, und die dritten widerrufen und abgeleugnet ....

Allein ſo war es immerhin natürlich, daß man zum Wenigſten kein großes Bedürfniß empfand, dieſes Jubiläum zu feiern; es war natürlich, daß die Segnungen eines ſo langen Friedens in Schatten traten und zum Theil vergeſſen wurden über die ſchmerzlichen, die beſchämenden Erinnerungen, welche nothwendig jeden Deutſchen beim Rückblick auf dieſe letzten fünfundzwanzig Jahre überkommen mußten; es war natürlich, daß ein Ereigniß, das von glücklichern, weil freieren Nationen, als ein glorreiches wäre gefeiert worden, bei uns umgekehrt nur Mißmuth und Erbitterung erzeugte.

Nämlich bei denen, die es überhaupt beachteten. Dies war aber nur bei außerordentlich Wenigen der Fall. Eigentliche Feierlichkeiten wurden nur von einzelnen Regierungen veranſtaltet: und auch dieſe fielen ziemlich froſtig aus. Was auf das große Publikum wirkte, war eigentlich nur eine gewiſſe Myſtik der Zahlen. Fünfundzwanzig Jahre hatte dieſer Friede bereits gedauert — ei ſo verſtand es ſich ja ganz von ſelbſt, daß er mit Nächſtem zu Ende gehen mußte! ſo war ja nichts wahrſcheinlicher, als daß er gerade dieſes ſein Jubel- und Stufenjahr nicht überleben würde! Schon zogen ſich die Wolken im Orient zuſammen, ſchon ſteckten die Wirthshauspolitiker die Köpfe aneinander und zählten die verſchiedenen casus belli an den Fingern ab ....

So, bei der krankhaften Verſtimmung dieſes Geſchlechtes, mußte das Friedensfeſt ſelbſt dazu beitragen, kriegeriſche Gerüchte zu nähren und die eigenthümliche Unruhe der Gemüther zu vermehren. —

Am Verſchwenderiſchſten indeß in dieſer jubiläenreichen Zeit war derjenige Staat bedacht, welcher ohnedies ſchon, von allen

Digitized by Google

Staaten Deutschlands, in diesem Augenblick am Meisten aufgeregt und erschüttert war: Preußen.

Ja wenn, was wir so eben die Mystik der Zahlen genannt haben, in der Betrachtung der Geschichte überhaupt Platz greifen dürfte, so mußte allerdings das Jahr vierzig für Preußen nothwendig ein großes, verhängnißvolles werden. Daß das Jubelfest des fünfundzwanzigjährigen Friedens für Preußen zugleich ein Jubiläum seiner wichtigsten Vergrößerungen war; daß es hundert Jahre waren, seit Preußen Schlesien, fünfundzwanzig, seit es die Rheinlande und Posen besaß, drei Provinzen, auf deren Besitz die politische Größe Preußens wesentlich beruhte, und die, seltsames Verhängniß! sich in eben diesem Augenblicke alle drei in einer bedrohlichen Gährung befanden — es wäre für gewöhnliche Zeiten merkwürdig genug gewesen. Aber es ward fast übersehen, gegenüber den größeren, den wahrhaft weltgeschichtlichen Ereignissen, deren hundertjährige Wiederkehr Preußen in diesem Jahre zu feiern hatte. —

Viermal bereits in früheren Jahrhunderten hatte das Jahr vierzig das Schicksal Preußens bestimmt, darunter zweimal zugleich mit ihm das Schicksal Europa's, der Welt; viermal, in stetiger Folge, stand es mit unverlöschlichen Zügen eingetragen in den Jahrbüchern der preußischen Geschichte.

Zuerst das Jahr **1440**, als Todesjahr Friedrichs, des ersten Kurfürsten von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern. Es war ein gesegnetes Geld gewesen, die vierhunderttausend Goldgulden, die er, als Burggraf von Nürnberg, dem armen Kaiser Sigismund gegen Verpfändung der Mark Brandenburg vorgeschossen, und mit denen er bald darauf das Pfand selbst zum Eigenthum erworben hatte. Aber den wahren Segen hatte es doch erst durch den Gebrauch bekommen, den derselbe Friedrich zugleich von seinem Eisen zu machen gewußt: indem er, mit eherner Strenge, den Trotz der märkischen Edelleute gebrochen, ihre Burgen zerstört und Ordnung und Gesetz in das verwilderte Land zurückgeführt hatte. — Freilich war sodann die kaum gegründete Macht von ihm selbst wieder aufs Spiel gesetzt worden, indem er die Länder seines Hauses unter seine vier Söhne vertheilt und dadurch das jungaufstrebende Brandenburg in dieselbe Gefahr der Zerstückelung und Zersplitterung gebracht hatte, die damals für so viele andere deutsche Dynastien so verhängnißvoll ward.

Digitized by Google

Allein es war auch in demſelben Jahre **1440**, daß jener Friedrich der Eiſerne zur Regierung kam, der, den Fehlgriff ſeines Vaters ausgleichend, durch geſchickte Benutzung der Umſtände, durch Kauf und Erbſchaft ſein Beſitzthum wieder vergrößerte und einen Kern, ein Centrum Brandenburgiſcher Hausmacht zuſammenhielt, aus dem die ſpätere geſchichtliche Größe des preußiſchen Staates ſich entwickeln konnte.

Hundert Jahre ſpäter (1540) hatte Kurfürſt Joachim der Zweite zuerſt das Abendmahl unter beiderlei Geſtalten genommen: der erſte, vorbereitende Schritt zu jenem Principat des proteſtantiſchen Deutſchland, das für Preußen ſo lange Zeit gleichſam der Rechtstitel geweſen zu ſeiner weltgeſchichtlichen Entwicklung, ja das, in derjenigen Umgeſtaltung und Vergeiſtigung natürlich, welche die Zeit gebietet, wir noch jetzt weder von ihm möchten niedergelegt noch ihm entrungen ſehen.

Wieder ein Jahrhundert ſpäter (1640) war der große Kurfürſt zur Regierung gekommen: der Erſte, der die eigentliche Sendung Preußens, Vorkämpfer zu ſein der deutſchen Freiheit, begriff und durch die Ueberlegenheit ſeiner politiſchen Einſicht ſeinem kleinen Lande den Zutritt erwarb zu dem damaligen hohen Rathe der europäiſchen Politik. —

Und abermals hundert Jahre ſpäter (1740): und es geht auf, beginnt ſeine wundergleiche Bahn, das glänzendſte Geſtirn am Horizonte, nicht bloß Preußens, nicht bloß Deutſchlands, nein, des geſammten achtzehnten Jahrhunderts: Friedrich der Einzige, dieſer größte König und zugleich dieſe populärſte Erſcheinung, dieſer eigentliche Volksheros der preußiſchen Geſchichte! —

Wieder jetzt waren hundert Jahre vergangen ſeitdem: aber noch leuchtete unverändert die Glorie ſeines Namens! noch, von jener klaſſiſchen Höhe von Sansſouci hernieder, ſchien der Blitzſtrahl ſeines Auges den Geringſten ſeines Volkes zu entflammen! noch Friedrichs Ruhm, Friedrichs Größe war das gemeinſame Beſitzthum, der gemeinſame Stolz jedes preußiſchen Herzens! — In trüben Zeiten, als das Erbe des großen Königs beſtimmt ſchien, durch ſeinen jähen Zuſammenſturz die Nichtigkeit aller irdiſchen Größe die Eitelkeit aller menſchlichen Klugheit zu erweiſen, war ſein Name, ſein Andenken es geweſen, das die Feigen beſchämte, die Zweifelnden ermuthigte, die Tapfern hob und ſtärkte.

Digitized by Google

Ebenso auch während der letzten traurigen Decennien, seit dem Jahre achtzehn, da die Reaction in Preußen mit jedem Jahre schonungsloser auftrat, ja da derselbe Staat, den Friedrich zum Herd und Brennpunkt der europäischen Intelligenz erhoben hatte, sich nicht scheute, den dienstwilligen Handlanger zu machen in dem Verdummungssystem der Metternich'schen Politik — auch während dieser letzten, traurigen Jahre war die Erinnerung an Friedrich den Großen gewissermaßen der Schild gewesen, hinter den die bedrohte Freiheit der Geister sich geflüchtet hatte. Gleichsam ins Feld geführt hatte man die glorreiche Erscheinung des großen Königs gegen die armselige Beschränktheit, die kleine geistlose Furcht der Gegenwart; man hatte seine Geschichte zu einem Exempel gemacht, die verkehrte Richtung der unseren daran nachzuweisen; hinter sein Lob versteckte sich der Tadel, der gegen die gegenwärtige Regierung nicht laut werden durfte; die Ehrfurcht, die Bewunderung, die Liebe, die man dem Ahnherrn zollte, dem längst vermoderten, sollte zum Vorwurf werden für die Lebendigen.

In ganz vorzüglichem Grade und sogar nicht ohne einige Beeinträchtigung der geschichtlichen Wahrheit war dies geschehen, seitdem die jüngste Richtung der Philosophie es unternommen hatte, die „Aufklärung" von dem Geruch der Philisterhaftigkeit, der ihr, besonders von den Romantikern her, anklebte, wiederum zu Ehren zu bringen, indem man ihre unmittelbare Verwandtschaft mit den Bestrebungen der Gegenwart behauptete, und die Häupter der sogenannten Encyclopädisten, einen Voltaire, Diderot ꝛc., als directe Vorläufer dieser modernen Philosophie selbst proclamirte. Consequenter Weise mit den Philosophen der Aufklärung fiel auch der König der Aufklärung, der „gekrönte Weise", „der Philosoph auf dem Throne", dieser Richtung anheim; wie Voltaire und Diderot, nahmen sie auch Friedrich den Großen als den Ihrigen in Anspruch, unbekümmert, ob die historische Rechnung überall stimmen wollte; stimmte sie nicht, was mehr? so wurde ihr nachgeholfen. — Es war bei der Mehrzahl eine reine Parteiagitation, dieser Cultus, den die moderne Philosophie plötzlich für Friedrich den Großen eröffnete: aber es war eine glückliche und zeitgemäße, weil sie die Sympathien des Volks, die traditionelle Verehrung des gesammten Landes für sich hatte.

Digitized by Google

Dieſe Richtung war es denn nun auch ganz beſonders, welche das bevorſtehende Jubiläum des großen Königs ausbeutete. Wie dort das Friedensfeſt dem Krieg, ſo hier die Jubelfeier der preußiſchen Größe mußte dazu dienen, dieſe Größe ſelbſt in Frage zu ziehen. War Preußen den erhabenen Grundſätzen, auf welche Friedrich der Große es gegründet hatte, den Grundſätzen der Aufklärung, der Geiſtesfreiheit, nicht noch einmal untreu geworden? Schaut hin nach Rheinland, Poſen, Schleſien — knackt der Staat nicht in ſeinen Fugen? gehen wir nicht, unmerkbar, aber ebenſo unabwendbar, einer neuen Jena entgegen, einem geiſtigen zuvörderſt, hinter dem aber das politiſche gewiß nicht lange ausbleiben wird? Ja, der Kern des Staates iſt hohl geworden, er muß erneut werden, und nichts Geringeres als eines zweiten Friedrich bedarf es, die Schöpfung des erſten zu verjüngen und eben dadurch zu erhalten! Der das Vaterland ſchon zweimal gerettet hat, der Genius Friedrichs des Großen, dieſer eigentliche Schutzgeiſt des preußiſchen Staates, er wird es auch zum dritten Male nicht verlaſſen; gleich dem Phönix, nach hundert Jahren, wird er ſich ſelber neugebären, und noch einmal, die allein die Wunden der Zeit zu heilen im Stande iſt, weil ſie allein ſie verſteht, die Philoſophie wird herrſchen in Preußen! —

Freilich erſchien die Philoſophie dabei ein wenig abergläubiſch; es machte ſich wunderlich, aus dem Munde der „Aufklärer" das Jahr achtzehnhundert und vierzig zu einem Wendepunkt der preußiſchen Geſchichte proclamiren zu hören, aus keinem andern Grunde, als weil es das Jahr achtzehnhundert und vierzig war.

Allein was ſchadete es, wenn damit nur die Sache ſelbſt erreicht ward? Wie unpraktiſch unſere jungen Philoſophen im Uebrigen noch waren, ſo viel wußten ſie doch, daß es unter Umſtänden kein ſicheres Mittel giebt, etwas ins Werk zu ſetzen, als nur mit größter Entſchiedenheit, täglich, ſtündlich wiederholen, jetzt und ganz gewiß jetzt, auf alle Fälle müſſe, werde es geſchehen! — Auch für das Jahr vierzig, wenn es wirklich ein kritiſches werden ſollte in der Entwicklungsgeſchichte des preußiſchen Staates, gab es keine beſſere Unterſtützung, als wenn man nicht müde ward, dies Jahr zum Voraus als ein außerordentliches, ein epochemachendes anzukündigen; auch der Reform, die man (und gewiß mit vollſtem Rechte) zum Heil des

Digitized by Google

Staates für unumgänglich hielt, konnte nicht besser vorgearbeitet werden, als indem man sie als unmittelbar bevorstehend verkündigte. —

So also, von den verschiedensten Seiten her und zu den verschiedensten Zwecken, vereinigte sich Alles, um die Stimmung, die schon durch ganz Deutschland eine ungewöhnliche, erwartungsvolle war, in Preußen namentlich in die außerordentlichste Spannung zu versetzen; das Jahr vierzig, überall mit Neugier, mit Besorgniß empfangen — für Preußen stand es geradewegs fest, es war bestätigt durch das Beispiel von Jahrhunderten, die glorreichsten Erinnerungen der preußischen Geschichte verbürgten, alle Parteien verkündeten, daß es ein großes, ein weltgeschichtliches werden mußte! —

Wiewohl, die Wahrheit zu sagen, schienen die ersten Monate des neuen Jahres ordentlich darauf angelegt, alle diese kühnen, diese glänzenden Versprechungen zu Schanden zu machen, so ganz hielten sie sich in dem gewöhnlichen, ausgetretenen Gleise, zumal in Preußen, das wir in dieser ganzen Darstellung jederzeit zunächst im Auge haben. Nichts von Ereignissen, nichts von Thaten, geschweige denn von welterschütternden! Selbst das Gerücht, diese Afterbildung des öffentlichen Bewußtseins, die jedesmal um so üppiger wuchert, je weniger Raum man diesem gönnt, litt Mangel und fand kaum Nahrung genug, seine parasitischen Ranken auszubreiten.

Die Hegel'sche Philosophie, hieß es, sei in offenkundige Ungnade bei der Regierung gefallen; die sogenannten Berliner Jahrbücher, die bisher mit Unterstützung des Ministeriums erschienen waren, sollten eingehen. — Aber so war es ja seit Jahren kein Geheimniß mehr, so war es ja eine nothwendige Folge der gegenseitigen Stellung, daß das preußische Gouvernement unzufrieden war mit der Wendung, welche die Hegel'sche Philosophie seit dem Tode ihres Gründers genommen! so waren die Jahrbücher ja seit Langem von der Wichtigkeit, welche sie ehedem, als ein halbofficielles Organ, ein wissenschaftliches Bülletin des preußischen Ministeriums besessen hatten, herabgesunken, und wenn sie jetzt aufhören sollten, wen konnte es interessiren, da sie ja schon seit Jahren Niemand mehr las?!

Man raunte sich ferner in die Ohren (denn bekanntlich war dazumal Alles, was den Staat betraf, auch Staatsgeheimniß), die Angelegenheit der beiden Erzbischöfe sei in ein neues Stadium der Verwicklungen eingetreten; die Geistlichkeit in Schlesien, behauptete

Digitized by Google

man, werde mit jedem Tage schwieriger; in Posen, wo seit der Wegführung des Hrn. von Dunin ein förmlicher Kirchenbann stattfand, sollte die Ruhe der Stadt während des Weihnachtfestes nur durch außerordentliche militairische Zurüstungen aufrecht erhalten worden sein. — Thatsache war, daß der Fürstbischof von Breslau, Graf von Sedlnitzky, ein Mann von milden und gefälligen Formen, an persönlicher Liebenswürdigkeit und humaner Anschauung dem verstorbenen Erzbischof von Spiegel vergleichbar, aber freilich nicht von derselben geistigen Sicherheit wie dieser, plötzlich nach Berlin berufen worden war, unter Umständen, welche das Gerücht, als ob es auch in Schlesien zu offenen Conflicten gekommen, ja als ob die persönliche Stellung des Hrn. von Sedlnitzky selbst, der erbitterten Geistlichkeit gegenüber, unhaltbar geworden sei, allerdings zu bestätigen schienen.

Andrerseits war es deutlich genug, daß auch die Regierung von keiner Verständigung wissen wollte, es sei denn auf der Grundlage ihrer Forderungen. Wiederholte Deputationen des Adels, der Bürgerschaft, der Geistlichkeit aus dem Großherzogthum Posen waren vom König (wie man versicherte) herber zurückgewiesen, unfreundlicher entlassen worden, als es sonst in der Art des Monarchen lag, vielleicht gar als die Klugheit und die nothwendige Rücksicht auf die Stimmung des Großherzogthums zu gebieten und zu ertragen schien. Man wollte wissen, der König sei entschlossen, die Sache aufs Aeußerste zu treiben. Daß diese zahlreichen und allerdings oft sehr ungeschickten Vermittelungsversuche seine Stimmung nur noch mehr gereizt hatten, das allerdings lag am Tage; es war, wie das königliche Kabinetsschreiben vom 8. Februar auf die „ungebührliche" Immediateingabe des Posener Clerus vom 20. Januar bewies, nicht mehr blos der Schutzherr der evangelischen Kirche, als welcher er die Streitigkeit begonnen, es war der in seinen Rechten verletzte König, der beleidigte Selbstherrscher, der die drohende Erklärung von sich gab, daß er niemals „die Religion von der Geistlichkeit und ihren Obern mit Antastung der königlichen Souveränetätsrechte werde mißbrauchen lassen."

Aber bei alledem reichte diese Angelegenheit nicht aus für die großen Erwartungen, die man nun einmal auf das neue Jahr gesetzt hatte. Es war zu sehr die alte Leier; man kannte sie schon zu gut,

Digitized by Google

dieſe gegenſeitigen Beſchuldigungen, dieſe Drohungen und Anklagen, offne wie heimliche; man wußte bereits, daß ohne den Zutritt neuer, noch ungeahnter Ereigniſſe es auf keiner Seite zu etwas Entſcheidendem, Durchgreifendem kommen würde. —

Auch die evangeliſche Kirche bot einigen Stoff zu Neuigkeiten, nur daß auch ſie nicht von großem Intereſſe waren. — Der Prediger Sintenis in Magdeburg hatte an einem Bilde Anſtoß genommen, welches, das Gebet einer Bauernfamilie im Walde vor einem Crucifix vorſtellend, auf der dortigen Kunſtausſtellung großen Beifall gefunden und zu einem, den Gegenſtand weiter ausführenden Gedichte in der Magdeburger Zeitung Gelegenheit gegeben hatte. Beides, Bild und Gedicht, hatte Herr Sintenis für katholiſirendes Unweſen erklärt. Ja ſo weit war er in ſeinem puritaniſchen Eifer gegangen, daß er es überhaupt für Aberglauben, wenn nicht gar für Abgötterei erklärte, zu Chriſtus zu beten; nur zu Gott ſelbſt dürfe der evangeliſche Chriſt ſeine Gebete richten.

Man muß, um dieſe ſeltſame Uebertreibung bei einem übrigens aufgeklärten und gebildeten Manne zu begreifen, einigermaßen bekannt ſein mit den kirchlichen Zuſtänden, wie ſie damals in der Provinz Sachſen, hauptſächlich aber in Magdeburg ſelber waren. Rückwirkend gegen den „Rationalismus vulgaris“, der ehedem von Halle aus, dem Sitz der Wegſcheider und Geſenius, ſich über die Provinz verbreitet hatte, war neuerdings eine gewiſſe ſentimentale Frömmigkeit, eine ſüßlich pietiſtiſche Richtung in Flor gekommen. Mittelpunkt und mächtigſter Beförderer derſelben war der berühmte Kanzelredner Dräſecke, ſeit 1833 als Biſchof nach Magdeburg berufen. Amtliche Stellung, Talent, Ehrgeiz, Alles hatte ſich vereinigt, dieſem Manne eine hierarchiſche Gewalt zu verleihen, wie ſie in der evangeliſchen Kirche kaum mehr gebräuchlich und, nach der Meinung Einiger, nicht einmal ſtatthaft war.

Und dieſe ganze Fülle von Macht und Einfluß nun wandte Herr Dräſecke an, jene ſüßlich frömmelnde Richtung in die Höhe zu bringen, deren wir ſo eben gedacht haben. Nicht bloß in der Stadt Magdeburg, ſondern im ganzen Umkreis ſeines Sprengels ſuchte der Biſchof die alten rationellen Elemente entweder umzuſchmelzen oder auszuſcheiden. Und da ihm, wie man behauptete, zu ſeiner ausgezeichneten Rednergabe und ſeinem perſönlichen Anſehen ein ebenſo großes

Digitized by Google

Talent der Intrigue zu Gebote ſtand, ſo begreift es ſich leicht, daß der kirchliche Charakter der Provinz in Kurzem vollſtändig umgewandelt ſein mußte. —

Aber ebenſo leicht begreift ſich nun auch jener Schritt des Herrn Sintenis. Bild und Gedicht waren nur der nächſte, der ſcheinbare Gegenſtand ſeiner Polemik geweſen; ihre eigentliche Schärfe galt ſeiner theologiſchen Umgebung, die auf ähnliche Weiſe mit dem „lieben Heiland“, dem „Kreuz“ und dem „aller Noth Erbarmer“ tändelte und ſpielte und dabei an Aberglauben und Abgötterei allerdings ziemlich nahe ſtreifte.

Daß er damit nicht fehlgeſchoſſen, das bewies am Beſten der Erfolg. Wie auf ein gegebenes Zeichen, an einem und demſelben Sonntag (Febr. 9.), wiederhallten plötzlich die Kanzeln der guten Stadt Magdeburg von Controverspredigten gegen den ungetreuen, den ketzeriſchen Chriſten, der der ihm anvertrauten Heerde mit ſo üblem Beiſpiel vorangegangen; wie das ein chriſtlicher Prediger ſein könne, der auf eine ſolche Weiſe die Göttlichkeit Chriſti in Zweifel ziehe — nein, nicht mehr in Zweifel ziehe, ſondern ſchon geradezu verleugne? Noch nicht zufrieden mit dieſer öffentlichen und feierlichen Erklärung, vereinigten ſich zwölf Geiſtliche, unter ihnen der Biſchof Dräſecke ſelbſt, zu einem förmlichen Proteſt. Ja, ſie ſeien ſo abergläubiſch, an die Göttlichkeit Chriſti zu glauben; ſie trieben dieſe Abgötterei, zu Chriſtus zu beten und das Gebet zu ihm den Gläubigen ihrer Gemeinden zu empfehlen. —

Begreiflicherweiſe blieb der Streit weder hiebei, noch überhaupt bei der Geiſtlichkeit ſtehen. Er ging in die Gemeinden ſelbſt über, und nicht blos in die Magdeburger; Gegenerklärungen, Rechtfertigungen, neue Angriffe und Vertheidigungen folgten; mit einem Worte: der ſchönſte theologiſche Scandal (und bekanntlich ſind Prediger- und Komödiantenſcandale die gefährlichſten von allen) war fertig. —

Zwar für den Augenblick war der Streit nur noch localer Natur. Bald indeß ſchmetterte die „Evangeliſche Kirchenzeitung“, das bekannte Organ der Berliner Pietiſten, ihre Trompetenſtöße mit „Hie Schwert des Herrn und Gideon!“ dazwiſchen; das Conſiſtorium, als geiſtliche Oberbehörde, fand ſich genöthigt, Notiz von der Sache zu nehmen; ein geiſtlicher, ein Glaubensproceß, und mit ihm

Digitized by Google

der Ausbruch jener religiöſen Spaltung, die ſeitdem ſieben Jahre hindurch nicht bloß die Provinz Sachſen, als ihren heimathlichen Herd, ſondern bald auch die geſammte Monarchie erſchütterte und die (ſetzen wir hinzu) mehr zur endlichen Auflöſung derſelben beigetragen hat, als irgend welche politiſche Unzufriedenheit, ſtand in nächſter, drohendſter Ausſicht.

Eine andere theologiſche Neuigkeit war friedlicherer Natur. Doctor Guerike, ein bekanntes Parteihaupt der ſogenannten Altlutheraner und als ſolches, nach zahlreichen und heftigen Conflicten mit der Regierung, ſeit 1835 von ſeiner Profeſſur in Halle enthoben, wurde unerwarteter Weiſe mit Anfang des Jahres in dieſelbe wieder eingeſetzt. — Auch dieſer Schritt der Regierung erfuhr, in Gerüchten und Zeitungsartikeln, die verſchiedenſte Auslegung. Man erinnerte ſich an die Härte, den Fanatismus ſogar, den die Staatsbehörde bis vor Kurzem dem Fanatismus der Altlutheraner entgegengeſetzt hatte. Dieſe Wiederherſtellung jetzt, welche dem anerkannten, dem gewandteſten Führer dieſer Secte gewährt ward — war ſie ein Zugeſtändniß der Regierung? und wenn ein Zugeſtändniß, in welchem Sinne war es gemeint? Lag ihm die Abſicht zu Grunde, in einem Augenblick, wo die katholiſche Bevölkerung in Gährung und faſt ſchon in Aufſtand war, zum Wenigſten in der evangeliſchen Einigkeit und Frieden wiederherzuſtellen? Fürchtete man, an der Oppoſition der katholiſchen Partei möchte auch der Muth der altlutheriſchen, die in einem ähnlichen Widerſpruch zur Staatsbehörde ſtand, ſich neu beleben und wollte man einer möglichen und dann ohne Zweifel höchſt gefährlichen Coalition beider Parteien durch dieſes Zugeſtändniß zuvorkommen? — Oder aber hatte jene ſtrenge Kirchlichkeit, durch welche die Altlutheraner bisher den Zorn der Behörden auf ſich geladen, inzwiſchen bei der Regierung ſelbſt Wurzel geſchlagen und war mithin dies äußerliche Entgegenkommen nur ein Merkmal tiefer gehender principieller Annäherung? —

Die öffentliche Meinung neigte ſich der letztern Anſicht zu: und einige zufällige — theils Ereigniſſe, theils Gerüchte, die in dieſelbe Zeit fielen, ſchienen ſie zu beſtätigen. Das Juſtizminiſterium hatte (Anfang Januar) ein Reſcript erlaſſen, wegen erhöhter Feierlichkeit der Eidesabnahme; mit bedenklichem Augenzwinkern erzählte man ſich im Publikum von dem Crucifix, den ſchwarzen Vorhängen,

Digitized by Google

schwarzen Thüren, welche die Gerichtssäle schmücken, von dem schwarzbehangenen Tisch und dem Geistlichen in Amtstracht, vor dem die Zeugen in Zukunft ihren Eid ablegen sollten.

Und war nicht in eben diesem Augenblicke (April) Mistreß Fry die „Löwin" der Berliner hohen Aristokratie? Mistreß Fry, die ihre wohlthätigen und wahrhaft edlen Absichten für bessere Behandlung der Gefangenen mit einem so excessiven Pietismus, einer so barbarischen Frömmigkeit umgab? Schon dieser Pietismus selbst, von den Lippen der englischen Matrone, machte er nicht so viel Glück in den höchsten, den einflußreichsten Zirkeln Berlins? Ihre überschwänglichen Predigten, ihre mystischen Gebete, verdolmetscht von dem berühmten Tholuck, der dieser irrenden Dame des Glaubens ritterlich zur Seite stand, hatten sie nicht die erlesenste Zuhörerschaft der Hauptstadt? Hatte nicht eine Prinzessin des königlichen Hauses selbst, die Schwägerin des Königs, die Prinzessin Wilhelm, sich zu ihrer Beschützerin erklärt? und wurde es nicht bereits Mode unter den Hoffräulein und Edeldamen, gen Spandau zu pilgern und Bibeln und Gesangbücher an die Züchtlinge zu vertheilen?

Und nun gar erst das Gerücht, das plötzlich von England her verlautete, und das denn allerdings einen neuen und schlagenden Beweis gab, daß keine Erfindung so craß, so aberwitzig ist, in einem müßigen, unfreien Volke findet sich immer Jemand, der sie glaubt. — Wir meinen das kindische Gerücht, das auch späterhin in wenig veränderter Form zu verschiedenen Malen wieder auftauchte, als ob der König von Preußen den Bischof von London ersucht habe, nach Preußen herüberzukommen, um die preußischen evangelischen Bischöfe zu weihen. In der That, es mußte weit gekommen sein mit der Urtheilslosigkeit eines Volkes, wenn solche Albernheiten den Gegenstand ernster Besorgnisse bilden konnten — aber noch weiter mit seinem Argwohn!

Inzwischen jedoch hatte dieser Argwohn auch seine thatsächliche Bestätigung gefunden. Das Gutenbergs-Jubiläum, diese große Angelegenheit des Jahres vierzig, war denn auch in Berlin schon seit längerem Gegenstand eifriger Berathungen und Zurüstungen gewesen; wie anderwärts, hatten auch hier die Buchdrucker, Besitzer wie Gehilfen, seit Jahren gesammelt und collectirt und hatten Pläne und Entwürfe gemacht, das Fest möglichst glänzend auszustatten, zum Wenigsten ebenso glänzend, wie in Leipzig, diesem alten und

Digitized by Google

noch immer bevorzugten Nebenbuhler Berlins in der Hegemonie des deutſchen Buchhandels. — Nun erinnere man ſich deſſen, was wir zu Eingang dieſes Kapitels über die Wichtigkeit geſagt haben, welche die öffentliche Stimmung in Deutſchland dieſem Jubelfeſt überhaupt beilegte, um danach die Beſtürzung zu ermeſſen, die Umtriebe, den Widerſpruch, die ſich erhoben, als auf einmal bekannt ward, officiell bekannt ward (Januar 18.), daß die Regierung nicht gewillt ſei, die öffentliche Feier des Gutenbergfeſtes in Berlin zu geſtatten.

Die Aufregung bei allen Betheiligten war außerordentlich; ſie noch größer und verbreitete ſich namentlich nach auswärts hin durch die Literatur, welche — wir laſſen unentſchieden, ob die Buchdrucker als Anhängſel der Literatur oder umgekehrt die Literatur als Anhängſel der Buchdrucker betrachtend — für das Feſt lebhaft Partei ergriff. Die Sache wurde in einer Unzahl von Conferenzen, Deputationen, Vorſchlägen, Proteſten Monate lang hingeſchleppt; es war die veritable Seeſchlange der Berliner Straßenpolitik (nämlich ſo weit eine ſolche damals beſtand) geworden: werden wir feiern oder nicht?

Dennoch, nach viermonatlichen Bemühungen, hatten die Freunde des Feſtes endlich doch kein beſſeres Reſultat gewonnen, als daß (Kabinetsordre vom 22. April) „an den Orten, wo Solches gewünſcht wird, die Erinnerungsfeier der Erfindung der Buchdruckerkunſt feſtlich dürfe begangen werden, in anſtändiger, würdiger, öffentlicher Feier, jedoch ohne Beimiſchung kirchlicher Solennitäten und ohne Feſtzüge durch die Straßen der Stadt.“ — Das hieß denn nun freilich dem Feſt das Herz aus dem Leibe ſchneiden! Das hieß freilich, die Regungen bürgerlichen Corporationsgeiſtes, die in Veranlaſſung dieſes Feſtes hie und da laut geworden, gründlich beſeitigen und alle jene Sympathien für Aufklärung, für Preß- und Geiſtesfreiheit, die ſich an daſſelbe knüpften, mit Einem Schlage vollſtändig desavouiren! — —

Mit ſolchen Nichtigkeiten alſo, oben wie unten, beſchäftigte man ſich in Preußen in den erſten Monaten des kritiſchen Jahres vierzig. Man ſieht, die öffentliche Neugier war auf ziemlich ſchmale Koſt geſetzt; ja die Langeweile wäre geradezu nicht auszuhalten geweſen, hätte das Ausland ſich nicht erbarmt und uns zwei Neuigkeiten geliefert, ordentliche, handfeſte Neuigkeiten, die denn doch mit Ehren einen Wirthshausabend füllten.

Digitized by Google

Die erſte aus Rußland: der Untergang der ſo großartig vorbereiteten, ſo pomphaft angekündigten Expedition nach Khiwa. Der Befehlshaber ſelbſt, General Perowsky, mußte ſie bereits Anfang Februar durch öffentlichen Armeebefehl als aufgegeben verkündigen. Die ſtrenge Kälte, die Steppenſtürme, vor Allem der unergründliche Schnee, hätten, trotz der vorzüglichen Veranſtaltungen, die man getroffen, die Fortſetzung unräthlich gemacht; die Armee habe ſich einſtweilen an den Befeſtigungen der Emba concentrirt, um beim Eintritt der beſſeren Jahreszeit ihren Siegeszug aufs Neue zu beginnen. Aber was dieſer ruſſiſche Bülletinſtil beſagen wollte, darüber war man im Ausland längſt nicht mehr in Zweifel. Es währte auch nicht lange, ſo wurden die Vermuthungen durch Privatbriefe aus Petersburg beſtätigt, ſogar noch übertroffen. Ohne Zuthun von Menſchen, die kirgiſiſche Steppe hatte ſich fürchterlich vertheidigt! Zwanzigtauſend Mann, aus dem Kern der ruſſiſchen Armee, zehntauſend Kameele, ein koloſſaler Troß waren der Kälte erlegen, vom Sturm verweht, in Schneewüſten begraben; nur wenige dürftige Trümmer, den General an der Spitze, erreichten das ſichre Orenburg; von einer Erneuerung des Zuges konnte ſo bald wieder keine Rede ſein.

Und das war dem Publikum in Preußen eben recht. Wir haben ſchon in der Einleitung der Stimmung erwähnt, die in Deutſchland im Ganzen gegen Rußland gehegt ward. Auch in Preußen, trotz der fürſtlichen Verwandtſchaft, war ſie, den Hof natürlich und einen Theil der Armee ausgenommen, nicht freundlicher. Zwanzigtauſend Mann im Schnee umkommen, es iſt kläglich — aber Rußland gönnte man es: zumal da der unglückliche Ausgang dieſer Expedition den Zuſammenſtoß Rußlands mit England (in Aſien) wieder auf einige Jahre hinausgeſchoben und alſo mittelbar den köſtlichen, den Frieden von Europa neuerdings geſichert zu haben ſchien. —

Mit der zweiten Neuigkeit war das Gegentheil der Fall. Sie kam aus Frankreich: das Miniſterium vom erſten März, mit Herrn Thiers an der Spitze.

Unſere Leſer entſinnen ſich der mißlichen Conſtellation, unter der Louis Philipp am 27. December die Kammern eröffnet hatte. Was ſchon damals kaum für irgend Jemand ein Geheimniß geweſen war, die Unhaltbarkeit des Soult'ſchen Miniſteriums, hatte ſich denn auch bald genug beſtätigt. Schon der erſte Stoß, der darauf gerichtet

Digitized by Google

ward, die Besprechung der orientalischen Frage bei Gelegenheit der Adreßdebatte (vom 10. bis 13. Januar) hatte seinen nahen Sturz — und auch wer sein Nachfolger sein würde — mit Gewißheit voraussehen lassen. Es war ein kläglicher Anblick gewesen, wie der alte Marschall, der bekanntlich zu keiner Zeit ein großer Parlamentsheld oder Diplomat, sich geweigert hatte, über die Verhandlungen im Orient Auskunft zu geben: und wie dann zwei Tage später, als die Triarier in die Schlachtreihe rückten, Herr Thiers in einer Rede, ausgestattet mit aller Würze, allem Pomp seines unvergleichlichen Talentes, ein Gemälde in seiner Manier entworfen hatte von der Lösung dieser orientalischen Wirren, so kühn, so sicher, von solchem Selbstgefühl dictirt, daß es von Stund' an den Ministern selbst klar werden mußte: hier steht der Mann, der eure Portefeuilles in Besitz nehmen soll!

Und so geschah es. Ein Antrag, von dem es unbegreiflich scheinen möchte, wie ein so schlauer, so überlegter Mann, wie Louis Philipp, ihn in dem gegenwärtigen kritischen Augenblicke überhaupt nur vor die Kammer bringen konnte, wenn man nicht schon sonst die Erfahrung gemacht hätte, daß eine Leidenschaft allerdings auch bei Louis Philipp die Klugheit und die schlaue Berechnung der Umstände zu Zeiten überwiegen konnte — die Geldgier . . . ein mißlicher, ein in diesem Augenblick unmöglicher Antrag, sagen wir, die Dotation des Herzogs von Nemours, welcher so eben im Begriffe stand, sich mit einer Prinzessin aus einer Nebenlinie des Koburger Hauses zu vermählen, erlitt (Februar 21.) in der Kammer eine so gründliche, so schmerzvolle Niederlage, daß dem Ministerium danach freilich nichts übrig blieb, als selbigen Tags seine Entlassung einzureichen. Der König sträubte sich lange; aber was half es? Die Combinationen waren erschöpft, die Geduld des Landes ermüdet — und nach achttägigem Zaudern hielt Herr Thiers, der Mann der Nothwendigkeit, seinen Wiedereinzug in jenes Hotel des Auswärtigen, das er vier Jahre früher (1836 August 25.), vom König in Stich gelassen, hatte mit den Rücken ansehn müssen, das ihm sodann schon ein Jahr früher, beim Rücktritt Molé's im Januar 39. wieder gebührt hätte — und dessen Schlüssel er dem Könige nun endlich, endlich wieder abgerungen. — Es war eine große Niederlage, die Louis Philipp erlitten: und das allgemeine Fallen der Course an allen Börsen Europas, auch der Berliner, gab den

Digitized by Google

Beweis, mit welcher Beſorgniß man von dieſem Tage ab in die Zukunft ſchaute.

Aber woher nun dieſe Beſorgniß? was war es, was Herrn Thiers ſo fürchterlich machte, ein wahrer Wauwau der Börſenmänner, abſonderlich in Deutſchland? —

Wir haben oben die Politik Louis Philipp's charakteriſirt; wir haben gezeigt, wie die ganze Staatsweisheit dieſes vielbewunderten Mannes darin lag, daß er unvermerkt alle Formen der Freiheit in ſich ſelbſt hohl und nichtig gemacht, und an die Stelle des Volks, ſeiner Wohlfahrt, ſeines Rechtes allein ſeine eigene königliche Perſon eingeſchoben hatte — in dieſer Beziehung allerdings ein Napoleon des Friedens zu nennen: nur daß Napoleon die Augen Frankreichs zum Wenigſten durch den Ruhm ſeiner Siege, den Glanz ſeiner Eroberungen, die ganze märchenhafte Größe ſeiner Entſtehung blendete, während Louis Philipp nur ein ganz gewöhnlicher Taſchenſpieler war.

Auch das Syſtem der verantwortlichen Miniſter war unter ihm zu einer bloßen Illuſion geworden. Hinter allen Miniſterien, ſeit Caſimir Perier's Tode (1832 Mai 16.), ſtand der König ſelbſt; er regierte nicht bloß, er gouvernirte auch.

Und dies war der hauptſächlichſte Punkt, worin Herr Thiers ihm widerſtrebte. Hätte er es gethan aus Liebe zum Vaterland, wäre dieſer Eifer, mit dem er den perſönlichen Einfluß des Königs zu beſeitigen ſuchte, hervorgegangen bei ihm aus einer aufrichtigen und wahrhaften Ehrfurcht vor den Bedingungen des conſtitutionellen Lebens und der unverletzbaren Souveränetät des Volkswillens — wer hätte ihm nicht ſeinen Beifall ſchenken wollen?!

Allein wer das politiſche Leben des Herrn Thiers irgend aufmerkſam verfolgt hatte, für den war kein Zweifel: die Grundlage ſeiner Polemik war nicht Patriotismus, nicht Freiheitsliebe, ſondern — Eitelkeit. Es war noch immer der bewegliche, reizbare, auf ſeinen Ruf eiferſüchtige — und darum eitle, rechthaberiſche, eigenſüchtige Journaliſt vom Jahre dreißig. Bei einer bewundernswerthen Rednergabe, einer faſt unerſchütterlichen Geiſtesgegenwart und ſogar in einigen Fächern der Staatswiſſenſchaft von ausgedehnten und gründlichen Kenntniſſen, ſtellte er all dieſe ſeltenen Talente durch Eines wieder in Schatten: ein zu lebhaftes Bewußtſein derſelben. Bei

Digitized by Google

vielen ausgezeichneten Eigenschaften fehlte ihm eine, und zwar die Cardinaltugend des Staatsmannes: Besonnenheit und Mäßigung. Was speciell sein Verhältniß zum König anging, so spielte die schon erwähnte Katastrophe vom Jahre sechs und dreißig dabei eine große Rolle. Herr Thiers, sanguinisch, wie seine Natur es mit sich brachte, hatte sich damals für den sehr intimen, den durchaus unentbehrlichen Rathgeber des Königs — mehr noch: in seiner officiellen Eigenschaft als Präsident des Ministerrathes für den eigentlichen Beherrscher Frankreichs gehalten. Als er nun aber seine Macht erproben wollte, als diese famöse Quadrupelallianz, die sich auf dem Papier so prächtig ausnahm und auf die Herr Thiers, als ihr Schöpfer, so stolz war, wirklich zur Ausführung kommen, als nun endlich einmal eine französische Armee in Spanien einrücken und Herr Thiers den lang ersehnten Lorbeer der Feldschlacht um seine dünnen Schläfe winden sollte — siehe da, da mußte er die Erfahrung machen, daß er auch aus keinem andern Thone geknetet, als die übrigen Minister Louis Philipp's alle, seit des gewaltigen Perier's Tode, und daß auch er, mit all seinen welterobernden Planen, nur der Mannequin gewesen war des „unveränderlichen Willen". Louis Philipp hatte Herrn Thiers dupirt — und das verzeiht Niemand leicht, ein Franzose aber am Wenigsten.

Und ein Franzose, das stand fest, war Herr Thiers, in seinen Fehlern wie seinen Tugenden, ein voller ächter Abdruck des französischen Nationalcharakters: feurig, ungestüm, großsinnig, ehrgeizig, leichtfertig, prahlerisch, empfindlich, eitel, raufsüchtig . . . .

Und darin lag denn zum großen Theil auch die Furcht begründet, die man außerhalb Frankreich, vor Allem in Deutschland vor Herrn Thiers' Ministerium empfand. Louis Philipp's Politik, mit ihrem feigen Hinzögern, ihrem Frieden um jeden Preis, ihren Cautelen und Verdrehungen, war weit mehr Politik der heiligen Allianz, als eigentlich eine französische Politik; die Politik des Herrn Thiers konnte leichtfertig, oberflächlich, tollkühn sein: aber eine nationale war sie gewiß, trotz ihrer Fehler und sogar wegen ihrer. Herr Thiers, in seinem Programm vom vierten März, in dem er sogleich außerordentlich energisch, mit einer Selbstgewißheit, einer Sicherheit auftrat, von der seine Vorgänger die Kammern völlig entwöhnt hatten, nannte sich selbst das „Kind der Revolution." Mit noch größerem

Digitized by Google

Rechte hätte er sich können das Kind Frankreichs nennen; aber auch nur sein Kind. —

Dazu endlich kamen die Reminiscenzen an seine Amtsführung im Jahre sechs und dreißig, deren wir so eben gedacht. Hatte er da nicht schon einmal den Frieden Europa's fast verspielt? Hatte es nicht der ganzen „Weisheit" seines königlichen Gebieters bedurft, um seine Uebereilung unschädlich zu machen? — Und jetzt mit demselben Eifer, den er damals für die Intervention in Spanien gezeigt hatte, nahm er sich des Pascha von Aegypten, als eines Schützlings Frankreichs, an. Noch waren seine Reden nicht eigentlich kriegerisch: aber die Energie, mit der er die „Ehre Frankreichs" in seinen Schutz zu nehmen erklärte, wo und gegen wen es auch sei, der schadenfrohe Nachdruck, den er auf die Freundschaft Englands legte, sowie die Geringschätzung, mit der er schon in seiner Kammerrede vom dreizehnten Januar die bisher gepflogenen Unterhandlungen in Betreff des Orients behandelt hatte, ließen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß ihm auch hier das Schwert würde ziemlich locker in der Scheide sein. — Ueberdies beschuldigte man Herrn Thiers, der damals bereits sehr eifrige Studien zu seiner Geschichte Napoleons gemacht hatte, sich verliebt zu haben in die kriegerische Seite seines Gegenstandes; war Louis Philipp anerkannt als Napoleon des Friedens, nun gut, so sagte man Herrn Thiers nach, als neuer Napoleon des Kriegs debutiren und das Sagum mit der Toga vereinigen zu wollen.

Unter allen Umständen aber war der Ministerwechsel in Frankreich ein Gegenstand, der unsere Politiker, große wie kleine, lebhaft und nicht eben zum Angenehmsten beschäftigte; was durch den Untergang der Expedition nach Khiwa für den europäischen Frieden gewonnen schien, der Eintritt des Herrn Thiers ins Ministerium hatte es wett gemacht, und jeder nächste Morgen konnte die bedenklichsten Neuigkeiten bringen. —

Während auf diese Weise ein Ministerwechsel in Frankreich zum Gegenstand der Aufmerksamkeit, der Sorge ward für ganz Europa, ungefähr in denselben Wochen, da es nun einmal in Deutschland das Jahr der Jubiläen war, feierten zwei preußische Minister ihr funfzigjähriges Amtsjubiläum: ein Gegensatz, der allerdings nicht ironischer gedacht werden konnte, und in dem der ganze Unterschied

Digitized by Google

der beiden Länder, Frankreich und Preußen, sich gleichsam im Auszug charakterisirte. — Der Kriegsminister Herr von Rauch und Herr von Kamptz, einer der beiden Chefs im Justizministerium, waren die Glücklichen. Doch ließ sich nicht eben behaupten, daß das Publikum großes Interesse daran genommen hätte. Herr von Rauch, erst seit wenigen Jahren (1837) im Ministerium, war, zumal bei der eigenthümlichen Abgeschlossenheit seines Geschäftskreises, für die Oeffentlichkeit so gut wie nicht vorhanden gewesen. Und was Herrn von Kamptz betraf, so war der Ruf, welchen derselbe sich als ehemaliger Director im Polizei- (1817 bis 1825) und geistlichen Ministerium (1824 bis 1830), sowie ganz besonders in den berüchtigten Demagogenuntersuchungen erworben hatte, zwar ein sehr verbreiteter, aber keineswegs von der Art, daß der Name einer Jubelfeier, in Beziehung auf die öffentliche Meinung wenigstens, gerechtfertigt gewesen wäre. — Den Verfechtern des altpreußischen Systems bei alledem und ihrem Anhang waren auch diese Jubiläen Wasser auf ihre Mühle, besonders in Hinblick auf die gleichzeitige Lage Frankreichs. Wo Frankreich seine Ministerjubilare hätte? das arme Frankreich, dieser Spielball der Parteien, wo die Ministerien wechselten wie der Mond?! Nein, Gottlob, da sei Preußen doch ein anderes Land, da könne ein Beamter doch noch mit Ehren alt und grau werden, da kenne man keinen Einfluß der Persönlichkeiten und wisse nichts von Ministerkrisen . . .

Und doch sollte eben in diesen Tagen der Beweis geführt werden, daß es auch in Preußen Minister gab, deren Persönlichkeit für den Staat wichtiger, unentbehrlicher war, als die Theorie von der „vollendeten Staatsmaschine“ zugeben wollte und daß auch hier Ministerkrisen nicht außer der Möglichkeit lagen.

Nur leider, daß es kein geringerer war, der diese Beweisführung übernahm, als der allzeit unwiderlegbare — der Tod. Es war wie im Spruch des Dichters: Thersites kehrte zurück, und Achilles mußte sterben. — Wir meinen den Tod des Cultusministers Herrn von Altenstein, der, nach jahrelanger Krankheit, welche dennoch seine geistige Kraft, seinen Fleiß, seine Liebenswürdigkeit nicht hatte lähmen können, am vierzehnten Mai erfolgte. Noch schulden diejenigen, welche das Glück genossen, Herrn von Altenstein im Leben nahe zu stehen, ja zum Theil Mitarbeiter seines großen Werkes zu sein, dem Andenken des ausgezeichneten Mannes das Denkmal, welches sein

Digitized by Google

Verdienst und (wir sind dessen gewiß) ihre eigene Liebe für ihn in Anspruch nimmt. Ihnen vorzugreifen, liegt nicht in unserer Absicht; auch würden uns Raum und Kraft dazu gleichmäßig mangeln. Eine Geschichte des Altenstein'schen Ministeriums wäre zugleich die Geschichte der Wissenschaft in Preußen; es wäre die Geschichte des preußischen Ruhms während einer Epoche, da diese Geschichte übrigens so ruhmlos war. — Wir begnügen uns daher, den Zwecken unserer Darstellung gemäß, in Kürze den Eindruck zu schildern, welchen der Tod des Herrn von Altenstein im Publikum machte.

Daß derselbe ein großer und allgemeiner war, das freilich verstand sich von selbst. Schon äußerlich genommen, wie hätte es anders sein können? Herr von Altenstein war der Letzte in der unmittelbaren Umgebung Friedrich Wilhelms des Dritten aus jenem Königsberger Kreise, in welchem, nach der Niederlage von Jena, die neue Schöpfung des Staates entworfen worden war; mit ihm schied aus dem preußischem Ministerium der letzte jener Namen, die, gleich einem Sternenkranze, die Zeit von achtzehnhundert acht bis fünfzehn, die Zeit der Stein und Hardenberg, umgeben, und deren bloßer Klang noch jetzt genügend ist, das Herz des Patrioten zu erwärmen. Während der gefährlichsten Krisis des preußischen Staates, nach Steins erzwungenem Rücktritt im Jahre neun, hatte er den schwierigsten Theil der Verwaltung, die Finanzen, mit einen Talent, einer Einsicht, einer Gewissenhaftigkeit geleitet, die über alles Lob erhaben war; die wichtigsten Partieen der damaligen Staatsreform sind der Mehrzahl nach unter Altensteins persönlicher Betheiligung durchgeführt worden.

Noch augenfälliger ward die Größe seiner staatsmännischen Eigenschaften sowie die Hoheit und Würde seines sittlichen Charakters, der Reichthum und die Tiefe seines Geistes, seitdem er (Decbr. 1817) an die Spitze des ausdrücklich für ihn gegründeten Cultusministeriums trat. Es hört sich bescheiden an, Cultusministerium oder gar wie der langgedehnte officielle preußische Titel lautet, ein wahrer Apothekerzettel: Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, und Mancher damals mochte die Achseln zucken über das überflüssige neue Ministerium. Herrn von Altenstein war es vorbehalten, dies überflüssige, untergeordnete Ministerium zum ersten zu machen im Staat; wenn die Mehrzahl der andern deut-

Digitized by Google

schen Staaten, wenn Rußland, Frankreich ꝛc. dem Beispiel Preußens folgten und ein eigenes Cultusministerium gründeten, so war auch dies, genau genommen, ein Tribut, den sie der ausgezeichneten Persönlichkeit des Herrn von Altenstein darbrachten.

Nur daß es überall schwer, wenn nicht unmöglich hielt, seines Gleichen zu finden. Oder wo war ein Minister, der in all den verschiedenen, den so völlig disparaten Kreisen seines großen Gebietes so zu Hause war, gleich ihm? der für jede neue Richtung, jedes neue Bedürfniß der Wissenschaft, ja für jedes neue Buch, jede neuauftauchende Persönlichkeit ein so aufmerksames, so gerechtes, so wohlwollendes Auge hatte? Der eiserne Fleiß, mit dem er sich den Obliegenheiten seines Amtes widmete, mit einer Genauigkeit, gleich dem untersten Diätarius, wurde nur erreicht durch die Liebenswürdigkeit und Anmuth seines persönlichen Verhaltens: Eigenschaften, durch die er sich gleichfalls als würdiger Genosse eines Hardenberg bewährte, und die den preußischen Beamten seitdem, mit anderen Eigenschaften der Hardenberg'sche Epoche, wie man behaupten will, ziemlich abhanden gekommen sein sollen. — Die Freiheit seines Geistes war unerschütterlich wie der Adel seiner sittlichen Natur; keine Intrigue, keine Parteileidenschaft reichte an die reine Höhe seines Standpunktes; nur dem Gemeinen und Unedlen war er ein unversöhnbarer Feind — oder richtiger: es fühlte sich selbst als sein Feind und verkroch sich vor ihm, um ihn unbemerkt in die Ferse zu stechen. — Altenstein war ein Hellene unter den Barbaren der alten Bureaukratie; von ihm ging jene vorzüglich freie, heitre Gesinnung, jene ächt liberale Bildung aus, welche den preußischen Gelehrtenstand so lange ausgezeichnet hat, und von der sogar jetzt, nach dem pietistischen Heuschreckenfraß, der über die edlen Altenstein'schen Saaten gekommen ist, noch hie und da einige Trümmer übrig sind.

Doch wozu einzelne Eigenschaften aufzählen? Geht umher in den Städten und Dörfern der Monarchie, fragt nach unter den Millionen des preußischen Staates — es wird schwer halten, nur eine gelehrte Anstalt, eine Einrichtung der Wissenschaft, eine Stiftung der Kunst, ja nur eine Dorfschule zu finden, an welche Altensteins Gedächtniß nicht mit Segen geknüpft wäre! schwer halten, unter den Tausenden unserer Geistlichen und Lehrer, von dem Professor der Hochschule bis herunter zum Dorfcantor, Einen zu entdecken, auf den nicht

Digitized by Google

irgend einmal der milde Strahl seines Geistes gefallen, der nicht irgend einmal durch eine Rede, ein Wort von ihm, und sei es ein nacherzähltes von Mund zu Mund, angeregt und zum Guten, Edeln, Schönen ermuntert worden wäre!

So wenigstens war es noch im Jahre vierzig. Der Schreiber dieser Zeilen weiß gar wohl, daß sich seitdem Manches und Vieles geändert hat, namentlich auch hierin. Aber eben deshalb hat gerade er, der Herrn von Altenstein niemals gesprochen noch gesehen, der niemals in der geringsten Beziehung zu ihm gestanden hat, ja der dreist Tausend gegen Eines wetten kann, daß Herr von Altenstein niemals auch nur von seinem Namen Notiz gehabt — gerade deshalb fühlt er sich gedrungen, dieses Zeugniß wenigstens in diesen Blättern niederzulegen, damit in den Herzen der Leser sich, wenn nichts weiter, so doch eine Erinnerung, ein Nachhall wiederhole von jener tiefen, aufrichtigen Trauer, jenem wahrhaft ehrerbietigen Schmerz, der bei der Nachricht von dem Tode des Herrn von Altenstein die ganze Nation ergriff.

Wiewohl die Wenigsten im Stande waren, die eigentliche Größe des Verlustes zu ermessen, darum, weil sie bestenfalls nur die eine Hälfte seiner Verdienste, nur was er geleistet hatte, kannten.

Und doch war dies, bei all ihrer Größe, in der That erst die kleinere Hälfte. — Die eigenthümliche Ordnung der altpreußischen Bureaukratie, bei manchen Uebergriffen, mancher ungebührlichen, mancher gefährlichen Bevorzugung, die sie den Beamten gewährte, legte ihnen doch in Einem Punkte eine Beschränkung auf, die der Mehrzahl unserer gegenwärtigen jungen Freiheitsmänner sehr schwer würde zu tragen sein: Resignation auf persönlichen Ruhm. Das Geheimniß, das ihre Mißbräuche schützte, beeinträchtigte auch die Anerkennung ihrer Verdienste; sie entbehrten des Trostes der Oeffentlichkeit, die für das Scheitern ihrer besten Pläne, ihrer edelsten Absichten sie zum Wenigsten durch die Zustimmung, den Beifall ihrer Zeitgenossen hätte entschädigen können.

In diesem Falle, vor unzähligen Andern, befand sich, besonders in der letzten Hälfte seiner Amtsführung, auch Herr von Altenstein. Auch von seinen Plänen, seinen Absichten ist nur der kleinere Theil ans Licht getreten, und auch dieser selten ganz unverkümmert; auch er hat dem Vaterlande, noch mehr als durch seine Thaten, durch

Digitized by Google

das geleistet, was er verhindert! was niemals herausgetreten ist aus der Stille seiner Arbeitsstube, aus dem Schwall der Berichte, dem Wust der Akten! was gelegen hat, schweigend, quälend, wie ein Alp auf der Brust des edlen Mannes, bis es ihm endlich das Herz gebrochen!

Aber um dies verständlich zu machen, ist es nöthig, von der Charakteristik Friedrich Wilhelm des Dritten, die wir in dem nächsten Kapitel zu geben gedenken, schon Einiges an dieser Stelle vorauszunehmen.

Friedrich Wilhelm der Dritte, trotz der ununterbrochenen und zum Theil wahrhaft königlichen Pflege, welche er, während der langen Dauer seiner Herrschaft, den Wissenschaften widmete, war doch nichts weniger als ein Mäcen. Mäßigen Geistes, von soldatischer Einfachheit und Strenge, unterstützte er Kunst und Wissenschaft, nicht weil er sie liebte oder weil er eine persönliche Befriedigung in ihnen fand: es war die Gerechtigkeit, diese wahrhaft königliche Tugend, die bei Friedrich Wilhelm dem Dritten den Mangel mancher andern glänzendern Eigenschaft so reichlich ersetzte, was ihn bestimmte, sich auch der Künste und Wissenschaften anzunehmen. Als ein sorgsamer Haushalter allen Bedürfnissen des Staates Rechnung tragend, ließ er auch diesem sein gemessen Theil zukommen, ohne eben selbst große Sympathien dafür zu empfinden. Wissenschaft und Kunst standen einmal, in dem großen Wirthschaftsbuch des Staates, sie gehörten zu den Erfordernissen einer würdigen, königlichen Regierung: und also wurde dafür gesorgt. —

Wir sind weit davon entfernt, dies Verfahren zu bespötteln. Im Gegentheil, wir haben bereits anerkannt und wiederholen es, daß wir in dieser Selbstüberwindung, dieser Unterordnung der eignen Neigung oder Abneigung unter das, was dem Staate gut und anständig ist, eine wahrhaft königliche Eigenschaft erkennen. Aber daß bei alledem einem solchen Könige gegenüber ein Mann von Altensteins weitem, genialem, freiem Blick eine überaus schwierige, überaus mühevolle Stellung hatte, dies wenigstens leuchtet ein. — Friedrich Wilhelm der Dritte haßte die Genies: nicht, wie Napoleon, aus Eifersucht, sondern aus soldatischer Accuratesse; er verstand sie nicht, sie verdarben ihm, so zu sagen, die Front und störten die militairische Gleichförmigkeit seiner Weltanschauung. Er haßte überhaupt oder

Digitized by Google

behandelte wenigſtens mit Mißtrauen Alles, was ſich über einen gewiſſen mittlern Durchſchnitt erhob, oder was überhaupt viel Aufſehen erregte und viel von ſich reden machte in der Welt, ja endlich alles Neue überhaupt: ſehr löbliche Eigenſchaften für einen König, der nun einmal von ſich ſelbſt fühlte, daß er für das Außerordentliche kein Maß in ſich trug, und dem daher keine Gefahr näher lag, als in die Abhängigkeit des Genies zu gerathen oder ſich überrumpeln zu laſſen von dem unverſtandenen Neuen.

Aber ſehr unbequem für einen Cultusminiſter, der, gleich Altenſtein, die Hand hatte am Puls der Zeit und jeden neuen Keim der Bildung, jede neue Entwicklung der Wiſſenſchaft in liebevolle Pflege nehmen wollte! der es ſich zur Aufgabe geſetzt hatte, alle Fürſten des deutſchen Geiſtes, alle erſten Sterne der Wiſſenſchaft auf Preußens Hochſchulen zu verſammeln!

Man begreift, welche Noth der Miniſter mit dieſem murrenden, knurrenden König, der, bei dem edelſten und reinſten Herzen, es ſich nun einmal zur Gewohnheit gemacht hatte, auch ſeine beſten Thaten mit Murren zu thun und nichts zur gewähren, nur Alles ſich abnöthigen zu laſſen — man begreift, ſage ich, welche Noth der Miniſter mit dieſem König ſchon unter gewöhnlichen Umſtänden haben und welche Arbeit es koſten mußte, die oft ſo künſtlichen, ſo verwickelten Windungen geiſtiger Zuſtände dieſem argwöhniſchen Auge zurecht zu legen. Wie nun gar erſt zur Zeit der Demagogenunterſuchungen, da die Univerſitäten geächtet und verfehmt wurden als Herde des Aufruhrs und der Empörung? da in Bonn, dieſer Lieblingsſchöpfung, dieſem eigenſten Kinde des Altenſteinſchen Miniſteriums, die Arndt und Welcker ſuspendirt und die kaum geſäten Keime der Bildung mit gänzlicher Vernichtung bedrohet wurden? da die Freiheit der Wiſſenſchaft, die Würde des Lehrerſtandes, in denen Altenſtein, weil ſelbſt ein freier und würdiger Charakter, die eigentlichen Stützen des ihm anvertrauten Miniſteriums erkannte, geknechtet wurden und verſtümmelt und eingeſchnürt in das Netz der Karlsbader Beſchlüſſe? Wie in den dreißiger Jahren, als Hegel, den Altenſtein nach Berlin gebracht und mit nicht geringer Anſtrengung in Gunſt und Anſehn erhalten, nach ſeinem Tode plötzlich erkannt ward als das, was er, ſeinem innerſten Weſen nach, allerdings jederzeit geweſen, ein unerbittlicher Zertrümmerer der alten Vorur-

Digitized by Google

theile, ein Mauerbrecher der Freiheit? da die Frommen im Herrn ein Geschrei anhuben durchs ganze Land und riefen Zeter über den freidenkerischen, den glaubenlosen Minister, der die Philosophen ins Land gerufen und hatte die Kirche des Herrn gegeben in die Hände der Aufklärer und hatte Weltweise und Schriftgelehrte erhöhet auf den Stuhl der Gläubigen? da die Geistesfaulheit, die rohe Empirie, unter dem Vorwand der praktischen Nutzbarkeit, sich erhob und wollte mit ihrem plumpen Realismus die großartige ideelle Anlage der preußischen Gelehrtenschulen über den Haufen werfen? da endlich — das Gefährlichste von Allem! am Hofe selbst, in der Nähe des alternden Königs, ein neuer, mächtiger Einfluß sich geltend machte: der Einfluß einer sehr gebildeten, sehr geistreichen, ja großherzigen — aber bei alledem einer Persönlichkeit, die aus zu entgegengesetzten Elementen gemischt war, in zu anderm Boden wurzelte, als daß sie umhin gekonnt hätte, Altensteins Pläne zu kreuzen und zu hindern? als es auf die Kunde davon herbeikroch und kam hervorgehuscht aus allen Winkeln, das niedrige, schnappende Gewürm, das jedesmal der neuaufgehenden Sonne vorankriecht, wie die Spinne vor dem Regen, und zerrte und neckte den siebzigjährigen Mann? als es endlich dahin kam, daß Herr von Altenstein bei Hofe nur noch kalte, verlegene Gesichter fand, dermaßen, daß er den Hof zu vermeiden anfing und nur allein noch die amtlichen Beziehungen aufrecht erhielt?

Den meisten Schmerz machte ihm die Kölner Angelegenheit. Von ihm war sie nicht verschuldet worden. Auf das Concordat vom Jahre 1821, das denn doch, genau betrachtet, die ganze Wurzel des späterhin so hochauf gewucherten Uebels war, hatte er wenig oder gar keinen Einfluß gehabt; in Herrn von Spiegel hatte er einen Geistesverwandten geschätzt und daher jederzeit im besten Vernehmen mit ihm gestanden. Sein Nachfolger aber, Herr von Droste, war auf den erzbischöflichen Stuhl nicht allein (so seltsam es klingt) ohne Altensteins Zuthun, sondern sogar gegen seine Ansicht und gegen seinen Wunsch gelangt; ein Einfluß, dessen wir vorhin bereits gedacht haben und den gewisse westphälische Coterien für den Herrn von Droste gewonnen, hatte die warnende Stimme des bewährten Dieners übertönt. — Auch an der endlichen Katastrophe soll Herr von Altenstein nur sehr bedingten Antheil gehabt haben; der eigentliche Anstoß soll (und wer Charaktere und Verhältnisse zu beurtheilen ver-

Digitized by Google

ſteht, wird die Erzählung nicht unwahrſcheinlich finden) vom König ſelbſt ausgegangen ſein, der ſeiner Stellung als Schutzherr der evangeliſchen Chriſtenheit, ſowie ſeinen ſtrengen Begriffen von Subordination keine geringere Genugthuung als dieſe ſchuldig zu ſein glaubte. — Herr von Altenſtein, mit ſeiner milden, humanen Perſönlichkeit, mit ſeiner verſöhnlichen, beruhigenden Natur, muß in dieſer Zeit Außerordentliches gelitten haben; es iſt wohl kein Zweifel, daß die Kölner Affaire ſeinen Tod zum Wenigſten beſchleunigt hat.

Ueberhaupt, wer die Paradoxen liebte, könnte ſagen, daß die letzten Jahre des Altenſteinſchen Miniſteriums eine fortdauernde Abdankung geweſen, und daß ſein Tod die Entlaſſungsurkunde, die ſchon längſt ausgefertigt für ihn im Kabinete lag, nur gleichſam vollzogen hat. Im Publikum war das Gerücht von ſeiner Entlaſſung ſchon mehrfach aufgetaucht; ſo namentlich mit großer Beſtimmtheit noch wenige Wochen vor ſeinem Tode. — Daß es nicht wirklich dazu kam, dazu that wiederum eine Eigenſchaft des Königs, die ebenfalls von Vielen verkannt und getadelt worden iſt, und in der wir unſers Theils doch wieder etwas ächt Königliches nicht ganz verkennen möchten: Pietät gegen ſeine alten Diener. — Nichts ſteht einem König ſchlechter, als ein leichtſinniger Wechſel von Perſönlichkeiten. Er ſoll nicht einſeitig am Alten hängen, weder in Principien noch in Perſonen: aber ebenſo wenig ſoll er Experimente treiben mit ſeiner Umgebung und die Citrone, nach dem bekannten Sprichwort, wegwerfen, nachdem er ſie ausgepreßt. — Nicht leicht hat ein König dieſen Grundſatz gewiſſenhafter beobachtet, als Friedrich Wilhelm der Dritte, vielleicht ſogar mitunter zu gewiſſenhaft. Wie er Ehrfurcht für ſich ſelbſt verlangte, ſo gewährte er ſie Andern; am Meiſten denen, die er in langjährigem Dienſte treu und zuverläſſig befunden hatte. Es that dabei nichts, wenn auch im Lauf der Zeit perſönliche Differenzen und abweichende Anſichten hervorgetreten waren. Die Nachſicht, die der König für ſich ſelbſt in Anſpruch nahm, eigenſinnig und grillig zu ſein, geſtattete er, nach Gelegenheit, auch Andern. — Nur auf dieſe Weiſe war es möglich geworden, daß Herr von Altenſtein, trotz dem völlig veränderten Syſtem der preußiſchen Regierung und trotz der zahlreichen und mächtigen Gegner, welche, offen und geheim, auf ſeinen Sturz hinarbeiteten, ſich dennoch nicht nur fortdauernd in ſeinem Amte erhielt: ſondern daß auch der Tod erſt das

Digitized by Google

Band des Vertrauens und der Hochachtung löste, welches, beiden Theilen gleich sehr zu Ehre, mehr als ein Menschenalter hindurch Minister und König verbunden hatte. —

Nun aber, mit dem vierzehnten Mai, war es gelöst — wem war es vorbehalten, das neue anzuknüpfen? Diese Stelle im Rath des Königs, seinem Ohr so nahe, von so ungeheurem Einfluß auf das Wohl des Landes, wer war bestimmt, sie nach ihm einzunehmen? — Hätte es noch irgend eines Zeugnisses bedurft für die außergewöhnliche Stellung des Herrn von Altenstein — dieser Eifer, mit dem man sich um seine Erbschaft stritt, diese Begier, den Verstorbenen zu ersetzen, hätte es geliefert. — Der Tod eines Ministers und die Wiederbesetzung seines Postens war sonst in Preußen ein ziemlich unbemerktes Ding gewesen: der Minister ist todt! es lebe der Minister! — Anders in diesem Falle. Zum ersten Male nach langen Jahren sollte die Besetzung eines Ministerpostens wieder zum Prüfstein der Parteien werden: der Parteien, die sich langsam, unmerklich, ja absichtlich verleugnet, dennoch herangebildet hatten, und die nun plötzlich einander gegenüber standen, ihre Stärke zu erproben. Wird sich ein Erbe des Altenstein'schen Geistes finden? — Man blickte umher und zweifelte! Und wenn er sich fände, würde er zugelassen werden? Die Zweifel wuchsen! — Diese Partei der Frommen und Strenggläubigen, diese wahren Gegenfüßler des freien Altenstein'schen Humanismus, die von Jahr zu Jahr kecker hervorgetreten waren, die sich breiter und breiter gemacht hatten im Staat — saßen sie sicher genug bereits, auch den letzten, höchsten Posten an sich zu reißen? Und wenn es ihnen gelang, welche Folgen wird es haben? Gerade beim Cultusministerium schwebten Fragen von außerordentlicher Wichtigkeit; die katholischen Wirren, die Stellung der Philosophie, das christliche Princip, die Reform der Gymnasien, die beginnenden Zerwürfnisse im Schooß der evangelischen Kirche selbst — welche Aufgaben, welche Vorwürfe für einen Staatsmann!

Kein Wunder demnach, daß die edle Leiche kaum noch erkaltet war, als auch bereits eine wahre Sündfluth von Gerüchten, Combinationen und Vermuthungen sich ergoß. Mit jedem Tage tauchten neue Namen auf; nicht ein Ministerium, eine ganze Regierung hätte man damit besetzen können.

Digitized by Google

Kurz zu ſagen: der Tod des Herrn von Altenſtein war das erſte Ereigniß des Jahres achtzehnhundertvierzig in Preußen; nicht bloß die Nächſtbetheiligten, ſondern alle Kreiſe der Geſellſchaft wurden davon berührt und aufgeregt.

Denn noch eine Seite gab es an dieſem Ereigniß, die wir bisher noch nicht erwähnt haben, und die doch den großen Haufen vor allen andern packte; eine Seite, die in Zuſammenhang ſtand mit der ängſtlichen, erwartungsvollen Spannung des Publikums im Allgemeinen, von der wir zu Anfang dieſes Abſchnittes geſprochen haben: eine dämoniſche, geheimnißvolle Seite . . . .

Herr von Altenſtein (wir haben es bereits geſagt) war der letzte von den alten Dienern des Königs; er war in demſelben Jahre geboren wie er; ſeit dreiundzwanzig Jahren, bei all dem Unzähligen, was in Wiſſenſchaft und Kunſt geſchah, bei dieſen Muſeen, welche die königliche Freigebigkeit entſtehen ließ, dieſen Prachtbauten, die ſich auf Koſten des Königs, zu wiſſenſchaftlichen Zwecken, in den Straßen Berlins wie in den Provinzen erhoben, überall, wohin die Augen fielen, war man gewohnt, Altenſtein und den König zuſammen zu nennen . . . .

Nun war der Eine dahin geſchieden — wie lange wird der Andere noch bleiben?! Die Zweige fielen ab — wie lange wird ſich der Stamm noch halten?!

Es fehlte nicht an Gerüchten, welche geeignet waren dieſe abergläubiſchen Combinationen zu unterſtützen. Schon ſeit Ende März, hieß es, kränkle der König; eine Unpäßlichkeit, die Anfangs nur als leichte Erkältung aufgetreten, ſei unvermerkt in eine allgemeine und gefährliche Schwäche umgeſchlagen. —

Die Gerüchte nahmen zu. Man erinnerte ſich jetzt, den König ſchon ſeit Längerm nicht mehr öffentlich geſehen zu haben; man blickte im Theater in die Loge, nach dem Vorhang, hinter dem ſo lange, allabendlich, das ernſt freundliche Geſicht des Monarchen hervorgelauſcht hatte — der Platz war leer. Eine große Unruhe fing an ſich der öffentlichen Stimmung zu bemeiſtern; man hatte ſo lange, in Ernſt und Scherz, gepocht auf den verhängnißvollen Charakter des Jahres vierzig — ſollte er ſich in der That jetzt beſtätigen?

Inzwiſchen ſollte die Neugier des Publikums noch einmal durch ein anderes Ereigniß abgezogen werden. Der ein und dreißigſte Mai,

Digitized by Google

der Tag, an welchem hundert Jahre zuvor Friedrich der Große den Thron Preußens beſtiegen, näherte ſich. Magiſtrat und Stadtverordnete Berlins trafen Anſtalten, den Tag in würdiger Weiſe, durch Stiftungen und öffentliche Feſtlichkeiten zu begehen; auch in andern Städten der Monarchie wurden ähnliche Vorbereitungen getroffen. — Die Regierung, wie abhold ſie öffentlichen Feierlichkeiten ſonſt auch war, blieb doch in dieſem Falle nicht zurück. Im Gegentheil, ſie beſtimmte dieſen Tag zur endlichen Abtragung einer Schuld, die ſchon ſeit mehr als funfzig Jahren auf ihr laſtete, und von deren Tilgung ſchon unzählige Male, zu den verſchiedenſten Zeiten, die Rede geweſen war: die Errichtung eines Denkmals für Friedrich den Großen.

Eine Kabinetsordre des Königs vom 26. Mai, ganz in dem nüchternen, wortkargen Stil, der die Erlaſſe Friedrich Wilhelms des Dritten charakteriſirt, und der nun bald auf immer verſchwinden ſollte, beſtimmte den erſten Juni zur feierlichen Grundſteinlegung. Der König ſelbſt konnte keinen Theil mehr daran nehmen; man erzählte ſich, daß er vom Fenſter ſeines Krankenzimmers aus die glänzende Scene einen Moment lang in Augenſchein genommen habe, ſogleich aber, von Krankheit bewältigt, in Ohnmacht geſunken ſei.

Und ſo wandte ſich auch die Aufmerkſamkeit des Publikums von der Pracht und dem Jubel des Feſtes ſogleich wieder dem Palais des Königs zu, vor deſſen ſonſt ſo ſtillen Thüren ſich jetzt die Wagen der Aerzte, die Equipagen der Miniſter und Prinzen in wilder Eile kreuzten. Man wußte, daß, mit Ausnahme des ruſſiſchen Kaiſerpaares, ſämmtliche Angehörige des hohen Kranken um ſein Lager verſammelt waren — Anzeichen genug, daß dies keine gewöhnliche Krankheit ſei, und daß etwas Außerordentliches, etwas Entſcheidendes ſich bereite!

Bald hieß es auch, daß die kaiſerliche Tochter gleichfalls angelangt; der Kaiſer ſelbſt wurde ſtündlich erwartet.

Die Aufregung des Volkes wuchs: und die Bülletins, welche endlich (ſeit dem dritten Juni) ausgegeben wurden, waren wenig geeignet, ſie zu beruhigen. Ein unheimliches Grauſen, ein inſtinktmäßiges Gefühl, an einem Wendepunkt in Preußens Geſchichte zu ſtehen, hatte ſich, ſchwül und dumpf, über alle Gemüther gelagert.

Digitized by Google

Dazu bei ſehr Vielen, namentlich bei dem älteren Theil des Bürgerſtandes kam eine wirkliche, aufrichtige Trauer. Zwei und vierzig Jahre hatte man mit dem königlichen Herrn Gutes und Böſes getheilt; man kannte ihn und wußte, wie man mit ihm daran war — was brachte die Zukunft?!

Eine Menge kleiner Anekdoten, unerhebliche Züge, werthlos an ſich, aber bedeutend als Zeichen einer aufrichtigen und tiefgehenden Verehrung, curſirten unter der Menge, welche in dichten Haufen das Palais umlagert hielt. Ob der König geſchlafen und wie lange, was er genoſſen, was geſprochen — es waren wichtige Neuigkeiten, die man ſich mit Begier vom Munde haſchte und mit ſchmerzlichem Stolze weiter trug. Dazwiſchen einzelne Aeußerungen des Königs, ſeine Standhaftigkeit und Milde auch in den Qualen des Todeskampfes charakteriſirend und dadurch die Wehmuth und die ſchmerzliche Erregung nur noch vermehrend.

Auch Anekdoten von finſterm, verhängnißvollem Charakter tauchten auf. Am Morgen des Siebenten endlich war der Kaiſer von Rußland gekommen. Der König, erzählte man ſich, habe ihn ſchon nicht mehr gekannt; endlich kommt er zu ſich — „Comment cela va-t-il?“ fragt ihn der Kaiſer — „Cela va mal“ — Worte, ſo einfach, ſo natürlich in dem Munde eines Sterbenden: und doch, die bewegte Menge flüſterte ſie ſich geheimnißvoll, wie eine Prophezeiung der Zukunft, von Ohr zu Ohr — „Cela va mal“ . . . War es im Hinblick auf die gegenwärtige Lage des Staates? war es eine Ahnung deſſen, was kommen ſollte?! —

Schon am Sechſten hatte man behauptet, der König ſei gar nicht mehr am Leben, ſein Tod werde nur verheimlicht — ſeltſame Phantaſien eines aufgeregten Volkes, welches, im Bewußtſein außerordentlicher Ereigniſſe, dieſelben gern noch mit Außerordentlicherm ausſchmücken möchte!

Es war Pfingſtfeſt. Doch an Pfingſtfreude, wie ſie ſonſt um dieſe Zeit die Straßen der Hauptſtadt erfüllte, dachte Niemand: Alle waren geſpannt auf den verhängnißvollen Augenblick, der immer noch zögerte, und deſſen Eintritt doch ſchon unſäglich gewiß war . . .

Endlich am Siebenten Nachmittags, fünfundzwanzig Minuten nach drei Uhr, erſcheint ein Adjudant in der Thür mit bloßem Haupt . . . er winkt, er ſpricht . . .

Digitized by Google

Eine Stunde ſpäter klebten an den Straßenecken Zettel, welche „den Hintritt des geliebteſten, väterlichſten Familienhauptes, dem Vaterlande den Verluſt ſeines verehrten, innigſt geliebten Herrſchers“ anzeigten.

Friedrich Wilhelm der Dritte war geſtorben; Friedrich Wilhelm der Vierte beſtieg den Thron . . .

Die Orakel hatten nicht gelogen, das Jahr vierzig hatte ſeine dämoniſche Kraft auch für das neunzehnte Jahrhundert bewährt . . .

Und eine neue Zeit begann.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Die Gegenſätze in der preußiſchen Geſchichte. — Rückblick auf die Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten: Verhältniß zu Friedrich Wilhelm dem Zweiten und ſeiner Zeit. — Die Königin Louiſe. — Die Kataſtrophe von Jena. — Stein, Hardenberg. — Die Siege von 1813. — Der König und die Armee. — Die Verfaſſungsfrage. — Die Demagogenunterſuchungen. — Schluß.

Man hört unter den Vorzügen der erblichen Monarchie nicht ſelten auch den anführen, daß ſie am Meiſten von allen Regierungsformen jene Einheit des politiſchen Syſtems, jene Conſequenz und Stetigkeit der Entwicklung verbürge, ohne welche ein Staat auf die Dauer weder groß nach außen, noch glücklich im Innern werden kann. Bei allen anderen Staatsformen, wo die höchſten Gewalten, näher oder ferner, von der Wahl des Volkes abhängig ſind, welch jäher Wechſel, ſagt man, der Principien, welche Erſchütterungen, welche Contraſte: während die ſtetige Folge der Erbmonarchie, mit dem Scepter zugleich Grundſätze und Anſichten vererbend, gleich dem gemäßigten Klima einer mittlern Zone, das Volkswohl in vielleicht langſamer, aber ſicherer, aber gleichmäßiger Entwicklung reift. —

Nun in der That, wenn das erbliche Königthum keine anderen Vorzüge hätte, als dieſen, ſo wäre es ſchlecht damit beſtellt. Denn die Geſchichte faſt aller Monarchien lehrt gerade das Gegentheil. Nirgend, in keinem Wahlreich, wechſeln die Principien ſo jählings, ſo unvorbereitet, nirgend kommt das natürliche Recht, die natürliche Beſtimmung jedes neuen Geſchlechtes, Opponent zu ſein des alten, zu ſo ſchroffer, ſo gewaltſamer Anwendung, nirgend ſehen wir die

Digitized by Google

Völker ſo willkürlich, ſo bewußtlos aus einem Extrem in das andere geſchleudert, als dies Alles, in Veranlaſſung des Thronwechſels, zu den verſchiedenſten Zeiten, in der Mehrzahl der Erbmonarchien der Fall geweſen iſt. — Der Grund dieſer Erſcheinung liegt auf der Hand. Je größer, je unbedingter der Einfluß einer einzelnen Perſönlichkeit iſt, je größer, je durchgreifender müſſen natürlicher Weiſe auch die Erſchütterungen ſein, welche den Wechſel dieſer Perſönlichkeit begleiten; wo, wie in der abſoluten Monarchie (und von ihr allein iſt bei jenen Lobrednern des erblichen Königthums die Rede), der ganze Staat ſich in der einen Perſon des Königs concentrirt, da muß jede Veränderung dieſer Perſon nothwendig auch vom ganzen Staat, als eine Veränderung ſeiner ſelbſt, eine Staatsumwälzung, empfunden werden.

Und ferner, während freiere Regierungsformen den neuen Regungen der Zeit die Gelegenheit offen erhalten, ſich allmälig, je nach dem Maß ihrer Kräfte und ihrer Uebereinſtimmung mit dem Volkswillen, zur Geltung zu bringen, ſehen dieſelben in der Monarchie im alten Sinne ſich von jeder Theilnahme am Staate ausgeſchloſſen, ſie ſehen ſich verdammt zu müßigem Lauern und Abwarten, zu heimlichem Projectiren und Intriguiren: bis dahin, wo endlich ein Thronwechſel ihnen die Möglichkeit bietet, in der Perſon des neuen Regenten ſich der Herrſchaft zu bemächtigen und dieſe Bühne der Geſchichte, vor der ſie ſo lange als eiferſüchtige Zuſchauer geſeſſen, ſelbſtthätig zu beſchreiten. — Daß ſie dieſe Gelegenheit alsdann in der Regel etwas gewaltſam benutzen, daß ſie den Staatswagen, ſtatt ihn vorſichtig hinüberzulenken in das neue Gleis, am Liebſten geradezu umkehren — das Alles iſt ohne Frage beklagenswerth und ward von den Völkern nur allzuoft aufs Traurigſte gebüßt: aber es erklärt ſich aus den Grundbedingungen der menſchlichen Natur. — Weit ſchlimmer dagegen und weit verderblicher noch erſcheint uns dies, daß in unzähligen Fällen die neuen Regungen der Zeit, wenn ſie auf dieſe Weiſe endlich einmal zur Herrſchaft gelangen, gar die neuen nicht mehr ſind, daß ſie ſelbſt ſich bereits überlebt haben, daß ſie überholt worden ſind von anderen, jüngeren, berechtigtern: ſo daß es meiſtentheils gar nicht mehr die Idee der Zeit, nein, nur noch ihre Carricatur, eine Caprice, eine Reminiscenz der Vergangenheit iſt,

Digitized by Google

die mit dem neuen Regenten den Thron besteigt und dem Volk ihre veralteten Reize als frische Jugend aufzudrängen sucht.

Aus diesem doppelten Umstand erklärt es sich nicht nur erstens, daß in den meisten Monarchien der Erbe der Krone regelmäßig das Haupt der Opposition (nämlich so weit eine existirt), der Mittelpunkt aller Coterien, das gemeinsame Augenmerk aller Parteien ist, welche, offen oder heimlich, gegen das herrschende System ankämpfen: sondern es erklärt sich daraus auch der nicht minder häufige Umstand, daß aus zu ihrer Zeit sehr gefeierten, sehr hoffnungsreichen Kronprinzen, wenn sie endlich die Regierung antreten, Könige werden, die es Niemand zu Dank machen, nicht einmal ihren eigenen Freunden, ja nicht einmal sich selbst. —

Wiewohl alle diese Fälle, von denen wir bisher gesprochen, noch die günstigeren sind. Sie gehen alle noch von der Voraussetzung aus, daß es, wenn auch ein irrthümliches, ein überwundenes, doch wenigstens überhaupt noch ein geistiges Princip, eine Regung der Zeit ist, was mit dem neuen Regenten zur Herrschaft gelangt.

Allein in Wahrheit diese Fälle sind die seltneren, verglichen mit den unzähligen, den ganz alltäglichen, wo überhaupt gar kein allgemeines Princip, nur der crasseste Egoismus, die allerpersönlichste Willkür den Thron besteigt! wo die Opposition des Thronfolgers gegen seine Vorgänger nicht aus der Nothwendigkeit geschichtlicher Gegensätze, sondern allein aus elendester persönlicher Eifersucht, aus Neid, Haß, Mißgunst, aus Eitelkeit und Uebermuth hervorgeht! wo der neue Regent den Staat, der so lange nach rechts geführt ward, urplötzlich nach links reißt, und auf einmal, was bisher Schwarz war, Weiß, was Weiß, Schwarz heißt: nicht, weil das Staatswohl es erfordert oder auch nur weil die persönliche Ueberzeugung des neuen Beherrschers es so mit sich bringt — nein, bloß weil es ihm so Spaß macht, weil er sich zeigen will als Herrscher: gleich wie ein roher und ungeschickter Reiter sein Roß im Zügel reißt, und spornt es in die Flanken, und sprengt es bald vorwärts, bald rückwärts, und treibt dem geängsteten Thiere Blut und Schaum in das Gebiß — warum? Je nun, um zu zeigen, daß er reitet!

Nur ein einziges Mittel giebt es, diese verderblichen Nebenwirkungen des erblichen Königthums zu beseitigen und den Völkern dabei doch diejenigen Segnungen zu erhalten, welche diese Regie-

Digitized by Google

rungsform, bei einer Weltlage, wie die gegenwärtige, und einem Geschlecht gegenüber, wie das unsere, unleugbar, unersetzbar mit sich führt: und der besteht ganz einfach darin, das Königthum selbst von aller persönlichen Macht, aller persönlichen Willkür zu entkleiden und es, umgeben und gestützt von ächt demokratischen Einrichtungen, zu einem reinen Symbol der Volksehre, Volksherrlichkeit zu machen. Schon jetzt ein Blick in die Geschichte beweist uns, daß, je größer die Gewalt ist, welche eine Verfassung, mit Beibehaltung der erblichen Monarchie, dem Volkswillen einräumt, je unschädlicher, je wirkungsloser für die Gesammtheit des Staates bleiben die persönlichen Veränderungen, welche der Besitz der Krone erleidet: während umgekehrt, je unbeschränkter eine Monarchie, je unfreier ein Volk, je gewaltiger, je furchtbarer sind auch die Erschütterungen, welche jede neue Thronbesteigung begleiten —: England, wo seit Jahrhunderten die entgegengesetztesten, ja feindseligsten Persönlichkeiten die Krone besessen haben, ohne daß der Entwicklungsgang der englischen Nation dadurch irgend wesentlich wäre unterbrochen oder auch nur gehindert worden, verglichen mit Rußland, wo jeder Thronwechsel nicht nur von einer Revolution begleitet, nein, wo er auch selbst von Revolutionen veranlaßt zu werden pflegt!

Ein einziger Staat (denn solche, die sich überhaupt von aller geschichtlichen Bewegung ausgeschlossen haben, wie z. B. China, wird man uns nicht in Ernst entgegenhalten wollen) scheint eine Ausnahme von dem hier Gesagten zu bilden: Oesterreich, das trotz seiner monarchischen Einrichtungen und trotz der unbegrenzten Machtvollkommenheit, welche hier bis vor Kurzem der Krone beiwohnte, dennoch auf volle drei Jahrhunderte nur einen einzigen Fall aufzuweisen hat, wo ein Thronwechsel zugleich einen Wechsel des Systems und damit eine Umwälzung des Staates selbst mit sich geführt hat.

Allein diese Ausnahme erklärt sich hinlänglich theils aus dem, was wir in der Einleitung über das bisherige Princip der österreichischen Monarchie überhaupt gesagt haben, theils aus der durch und durch katholischen Färbung dieses Staates, in der alle persönlichen Nüancirungen nothwendig untergehen mußten, theils endlich aus der dadurch herbeigeführten specifischen Unfruchtbarkeit des Habsburger Regentenhauses — eines Hauses, das im Lauf dreier Jahrhunderte,

Digitized by Google

auf so viele Ferdinande und Leopolde und Franzerl, nur einen einzigen Joseph zu erzeugen wußte! —

Desto augenfälliger dagegen, eine Folge der ausgezeichneten Talente, der großen und energischen Charaktere, an denen das preußische Königshaus reicher ist, als irgend eine Dynastie Europa's, ja der Geschichte, machen diese persönlichen Einwirkungen und die damit verbundenen Erschütterungen sich in der Geschichte Preußens. — Es hieße aller historischen Wahrheit ins Antlitz schlagen, wollte man leugnen, daß der preußische Staat, wie er bisher bestanden, hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, ein Product seiner Könige gewesen ist; es hieße zum Undank die Unkenntniß fügen, wollte man in Abrede stellen, daß die Größe des preußischen Staates hauptsächlich durch die Größe seines Regentenhauses begründet, ja daß das preußische Volk selbst zu dem, was es ist, zu seiner hohen Intelligenz, seinem kriegerischen Muthe, seinem begeisterten und vorurtheilsfreien Patriotismus, erst durch seine Könige ist erzogen worden.

Wir gehen noch weiter; wir erkennen mit derselben Bereitwilligkeit, derselben Dankbarkeit auch dies an, daß die Mehrzahl der preußischen Regenten zugleich wirklich die Träger ihrer Zeit und ihrer wichtigsten, ihrer heiligsten Ideen gewesen — wie wäre geschichtliche Größe auch jemals anders erreicht worden?! — und daß daher die Erschütterungen, welche die verschiedenen Regierungsepochen der preußischen Monarchie bezeichnen, in der That historisch nothwendige und berechtigte Stufen der Staatsentwicklung selbst, keineswegs bloße Ausbrüche persönlicher Willkür gewesen sind.

Dies Alles, wie gesagt, geben wir willig zu; wir geben auch zu, daß Preußen gerade diesem Wechsel der Systeme, dieser Veränderung der Persönlichkeiten gleichfalls einen guten Theil seiner Größe und seiner raschen, glücklichen Entwicklung verdankt. Aber die Thatsache, daß diese Entwicklungen statt gefunden haben, und daß in der Geschichte Preußens jede neue Thronbesteigung auch die Veranlassung zu einer völligen Umkehr des Systems gewesen ist — diese Thatsache, mag sie immerhin für Preußen im Ganzen und Großen zum Guten ausgeschlagen sein, bleibt dennoch unverändert. Die ganze Reihe der preußischen Könige ist eine einzige Reihe von Gegensätzen; wie der Tag die Nacht, die Nacht den Tag, wechselt hier ein

Digitized by Google

Syſtem das andre, eine Perſönlichkeit die entgegengeſetzte ab; jeder neue Regent, auch wenn er es nicht weiß, nicht will, ja ſogar mit der offenkundigen Abſicht, in dem bisherigen Gleiſe fortzuwandeln, iſt, nach Charakter, Talent und Neigung, der baare Widerſpruch ſeines Vorgängers. —

Es iſt nicht nöthig, dies erſt weitläufig aus der Geſchichte Preußens zu beweiſen: dieſe Widerſprüche ſind ſo deutlich, dieſe Gegenſätze ſo ausgeprägt, daß es ſchon hinreicht, nur die Namen der preußiſchen Könige zu nennen, um ſogleich in der Seele jedes Hörers ein vollſtändiges Gemälde jener Umwälzungen zu entrollen, den Aufriß gleichſam jener Klippen und Klüfte, zwiſchen denen das preußiſche Volk durch die prägnante Eigenthümlichkeit ſeiner Beherrſcher hin und hergeſchleudert worden iſt. — Gleich der Stifter der preußiſchen Königskrone, der prachtliebende, eitle und ehrgeizige Friedrich der Erſte, welch ein Gegenſatz ſowohl zu ſeinem Vorgänger, der wahrlich nicht durch dieſe Eigenſchaften ſich den Beinamen des Großen errungen hatte, als auch zu ſeinem Nachfolger, dem hausväterlich ehrbaren, ſparſamen, kleinbürgerlichen Vater Friedrichs des Einzigen!

Und wiederum Friedrichs ſpartaniſche Strenge, ſeine unerbittliche Conſequenz, ſeine eiſerne Verſtandesſchärfe, ſeine ſtolze Geiſtesfreiheit — und die weichliche, ſchwankende, gefühlsſelige, furchtſame Politik ſeines Großneffen; der Schüler Voltaire's — und der gläubige Anhänger eines Mesmer; der Begründer des deutſchen Fürſtenbundes — und der Unterzeichner der Pillnitzer Allianz, welche Contraſte!

Aber vielleicht der größeſte von Allen vollzog ſich in dem Augenblicke, da Friedrich Wilhelm der Vierte den Thron beſtieg.

Um dies Verhältniß gehörig würdigen zu können, iſt es nöthig, zuvörderſt noch einen Blick auf den Charakter Friedrich Wilhelms des Dritten und ſeine Regierungsepoche zurückzuwerfen.

Schon im vorigen Abſchnitt haben wir Gelegenheit genommen, das Weſen des verſtorbenen Königs in ſeinen Grundzügen anzudeuten. Als dieſen Grundzug nannten wir das Maß. Es war ein mäßiger Geiſt: pedantiſch, trocken, ohne hervorſtechende Talente, ohne glänzende Eigenſchaften, beſchränkten Verſtandes, aber innerhalb dieſer Schranken klarſehend, überlegſam, praktiſch; — ein mäßiger Charakter: von wahrhaft bürgerlichen Sitten, einfach, nüchtern,

Digitized by Google

ohne Leidenschaft, Feind alles Prunks, Feind des Bechers, ein sparsamer Wirth, ein musterhafter Ehemann, ein sorgsamer Vater, ein treuer Freund; — mäßig in seinen Forderungen: friedfertig, allen Eroberungsgelüsten, aller Ruhmsucht fremd, ein guter Nachbar, ein ehrlicher und anhänglicher Bundesgenoß, ein milder und gerechter Herrscher; — mäßig in dem, was er selber that: langsam, wohl auch unentschlossen in seinen Unternehmungen, beharrlich und fest in der Ausführung, nie berauscht vom Siege, vom Unglück nie ganz zerschmettert, nie, weder in Freude noch in Schmerz, in Neigung oder Abneigung, Vertrauen oder Mißtrauen die zarte Grenze des Wohlanständigen überschreitend, aber auch nie von irgend einer Begeisterung entzündet, mißtrauisch gegen alles Neue, das Außerordentliche mit Argwohn, ja mit Widerwillen betrachtend. — Wer irgend mit der Geschichte Friedrich Wilhelms des Zweiten bekannt ist, weiß auch, welchen Gegensatz Friedrich Wilhelm der Dritte durch die eben angeführten Eigenschaften seinerseits zu diesem seinem Vater und Vorgänger bildete. Sogar es ist ziemlich wahrscheinlich, daß die meisten derselben sich erst im Widerspruch mit ihm, und zwar im bewußten, beabsichtigten Widerspruch, herausgebildet und befestigt haben. — Die Jugend, welche Friedrich Wilhelm der Dritte als Prinz verlebte, war freudlos. Weder die überwältigende Größe Friedrichs des Einzigen, der einsam, von den Menschen abgewandt, in ehrfurchtgebietender Stille, die Geschicke der Welt mit eherner Faust zusammhielt, noch die geniale Liederlichkeit seines Vaters, der im Umgang mit Maitressen, Günstlingen und Gauklern sich schadlos hielt für die politische Unthätigkeit, zu welcher der Eigenwille seines großen Oheims ihn verdammte — weder die eine noch die andere, sage ich, waren geeignet oder im Stande, den von Natur ernsthaften, zurückhaltenden Jüngling an sich zu ziehen und ihm Vertrauen und Zuneigung abzugewinnen. Die Lorbeern des Einen erdrückten, die Rosen des Andern beschämten ihn; den Einen fürchtete er, den Andern, im Hinblick auf seine vernachlässigte, gekränkte, zurückgesetzte Mutter, mußte es ihm schwer fallen auch nur zu achten. —

Noch mißlicher ward seine Stellung, seitdem sein Vater selbst zur Regierung gelangt war. Friedrich Wilhelm der Zweite war ein ächter König im Sinne des französischen Regenten und seiner Zeit; ihm mußte Alles reif in den Schoß fallen,

Digitized by Google

Alles für ihn fertig, Alles zu Dienſten ſein: der König der erſte Lebemann! das Leben ſelbſt eine einzige Gourmandiſe!

Daß an dieſem Hofe, inmitten dieſer Maitreſſen und Günſtlinge, unter dieſen Roués und Geiſterſehern, bei dieſen Feſten, wo Wolluſt und Myſtik ſich vereinigten, die höchſt mögliche Extaſe zu Wege zu bringen, in dieſer Politik endlich, die, nachdem das Strohfeuer der Ruhmſucht raſch niedergebrannt, die falſche Vergoldung der Ritterlichkeit ſchnell abgetragen war, nur noch den ganz gemeinen Vortheil im Auge hatte, in Gottes Namen Eide brach, Bündniſſe löſte, Freunde hinterging — thut Alles nichts: und der Friede von Baſel iſt doch ein gerechter, ein kluger, ein ehrenvoller Friede, wenn Preußen nur ſein Profitchen dabei macht . . .!

Daß an dieſem Hofe, ſage ich, und in dieſer Politik keine Stelle war für den ernſten, ſchweigſamen, ſittenſtrengen, einfach ehrlichen Kronprinzen, das leuchtet ein. Auch war er gewiß ſehr zufrieden damit, daß man ihm geſtattete, in puritaniſcher Zurückgezogenheit zu leben und, an der Seite einer ſchönen, geiſtreichen, von ihm aufrichtig geliebten Gemahlin, ſich eine eigne kleine, unbemerkte Welt zu ſchaffen: eine bürgerlich einfache, eine Schäferwelt, die mit den üppigen Myſterien des neuen Palais abſonderlich contraſtirte.

Am Meiſten, als der rieſenhafte Körper Friedrich Wilhelms des Zweiten dieſem Uebermaß der Genüſſe endlich erlegen war und ſein Sohn nun (1797) die ganze Einfachheit ſeines Weſens, die Strenge ſeiner Sitten, die Heiligkeit ſeiner Ehe, die beſcheidene Bürgerlichkeit ſeines Hausſtandes auf den väterlichen Thron verpflanzte. Man muß ältere Leute von dieſer Zeit erzählen hören, man muß hören, mit welcher Begeiſterung, welchem Entzücken ſie von dieſem erſten Auftreten des jungen Königspaares ſprechen: er ernſt, einfach, vom beſten Willen, ſie ſtrahlend in Schönheit, bezaubernd durch Leutſeligkeit und muntre Laune; man muß ſich erzählen laſſen, wie damals — wenn nicht wirklich die Sitten, doch wenigſtens der äußere Anſtand ſich urplötzlich änderte, wie die Ehemänner anfingen, ihren Frauen den Hof zu machen und wie die vornehmen Damen nichts Eiligeres zu thun hatten, als mit einem Kind auf dem Arme auf der Promenade zu erſcheinen, nämlich weil die Königin ſich ſo gezeigt hatte —; man muß dieſe zum Theil geringfügigen, zum

Digitized by Google

Theil läppischen Thatsachen zusammenhalten, um sich bewußt zu werden, welche große und wesentliche Veränderung damals im Volke vor sich ging. Es war das erste Mal wieder, nach mehr denn einem halben Jahrhundert, daß die stillen Tugenden des Privatlebens, die bescheidenen Reize der Häuslichkeit vom Throne aus zu Anerkennung und Geltung gelangten; es war das erste Mal wieder, daß das Ansehn der Krone sich nicht auf die Ueberlegenheit des Genius, auf die Pracht und Fülle einer brutal verschwenderischen Hofhaltung — nein, sie gründete sich ganz einfach auf sittliche Achtung und jene unwillkürliche, jene aufrichtige Ehrerbietung, welche der edle Wille und die unzweifelhaft guten Absichten eines bescheidnen, redlichen Mannes uns abnöthigen.

Freilich wohl, so löblich diese Eigenschaften waren, und so heilsam, als Gegengift gegen den entnervenden, entsittlichenden Einfluß der vorhergehenden Regierung, sie auch unzweifelhaft auf die Nation eingewirkt haben: für die gewaltigen Forderungen der Zeit reichten sie nicht aus. Angesichts der jungen, siegprangenden französischen Republik, dem ungeheuren Genie eines Bonaparte gegenüber — ei ja, der König hätte immerhin etwas weniger guter Ehemann, etwas weniger sparsamer Hausvater sein mögen, es hätte sogar nichts geschadet, wenn er ein wenig Atheist gewesen wäre und die Menschen verachtet hätte, wie sein großer Ahn — wenn er nur ein besserer Staatsmann gewesen wäre! wenn er nur übrigens von dem Blute Friedrichs des Großen etwas mehr in seinen Adern getragen hätte!

Das fühlte die Nation auch sehr wohl: und wo sie es nicht gefühlt hätte, so trugen zahlreiche Schriftsteller, welche die Lage Preußens kritisirten und für die damals die nachher so berühmten Maulkörbe noch nicht erfunden waren, Sorge, daß sie es fühlte. Das Volk achtete und ehrte den König um seiner sittlichen Eigenschaften willen: aber es hatte nur geringes Zutrauen zu seiner Politik, es versprach sich wenig oder nichts von seiner Führung der öffentlichen Angelegenheiten. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man die Flugschriften und Zeitungen jener Jahre durchblättert: und findet diese eigenthümlich entschuldigende Weise, diese fast beleidigende Schonung, mit welcher da von dem „guten, aber schwachen" König gesprochen wird! und begegnet dieser erschütternden Zuversicht, mit welcher, schon weit vor der Katastrophe von Jena,

Digitized by Google

von den einsichtsvollsten Stimmen der nahe Untergang des Staates geweissagt wird!

Aber auch der König selber fühlte es: sein Schwanken und Zaudern, sein Wechseln und Umspringen — jetzt Frankreich, jetzt die Coalition, heut Haugwitz, morgen Hardenberg — man würde dem König sehr unrecht thun, wollte man (wie zum Theil wirklich geschehen ist) darin eine absichtliche Intrigue, eine bewußte Nachahmung der Politik des Basler Friedens erblicken. Es ist vielmehr die reine Verlegenheit, die reine Rathlosigkeit, die sich auf einem Terrain fühlt, dem sie nicht gewachsen, und die, außer mit der Schwierigkeit der Umstände, auch noch mit dem Mißtrauen gegen sich selber kämpft.

Wenigstens so weit der König dabei persönlich betheiligt war. Weit freilich mochte das nicht sein; halten sonst die Könige wohl eigene Correspondenzen, von denen die Minister nicht wissen, so ist es bekannt, daß hier umgekehrt der König selbst gewöhnlich der schlechtestunterrichtete Mann am Hofe war. Alles um ihn her raisonnirte, correspondirte, intriguirte; Napoleon drohte, Rußland drohte, England drohte; die Königin minaudirte, Kaiser Alexander führte sentimentale Scenen am Sarge Friedrichs des Großen auf, Prinz Louis Ferdinand, der geniale Wüstling, in der übersprudelnden Fülle seiner reichen, aber verwahrlosten Natur der crasseste Gegensatz des Königs und daher von ihm so abgelehnt, wie der Prinz selbst ihn vernachlässigte, fand schon nicht mehr für nöthig, seinem vernichtenden Witze Zaum und Zügel anzulegen und spottete, umlagert von siegestrunkenen Gardeoffizieren, schon laut und öffentlich über die Schwäche seines königlichen Anverwandten . . .

Und inmitten dieses Wirrwarrs der arme junge König, ohne Freund, ohne Rathgeber (denn der alte brave Köckeritz, der so leidenschaftlich Taback rauchte und sich so heldenmäßig langweilen konnte, war gerade solch ein Politiker, wie der König selbst; seinen Ministern aber traute er nicht, entweder, weil sie es nicht redlich meinten, oder weil er sich selbst nicht zutraute, sie richtig zu controlliren, mit dem Bewußtsein seines ehrlichen und braven Willens, erdrückt von dem Gefühl seiner Verantwortlichkeit, voll soldatischer Tapfer-

Digitized by Google

keit, die bekanntlich ein Erbtheil der Hohenzollern iſt, aber ohne Muth und Zutrauen zu ſich ſelbſt . . .

Nun fürwahr, daß das nicht der Mann war, die Kataſtrophe von Jena abzuwenden, das begreift ſich! Unbegreiflich dagegen erſcheint es für den erſten Anblick, wie es eben dieſem Manne vorbehalten ſein konnte, den ſo tief geſunkenen, den ſo ſchmachvoll zerbröckelten Staat wieder aufzurichten und die Scharte von Jena zu verdecken mit Lorbeern, wie ſie die Stirn eines Volkes niemals ſchöner, niemals köſtlicher geſchmückt haben.

Es kommen dabei beſonders zwei Eigenſchaften des Königs in Betracht, beide verwandten Urſprungs, beide mit jenem Maß, das wir oben als Grundzug ſeines Charakters bezeichneten, in genaueſtem Zuſammenhange ſtehend.

Erſtlich ſeine Wahrhaftigkeit. — Das Unglück von Jena hatte auf ein Mal die ungeheure Lüge des damaligen Staatslebens an den Tag gebracht. Wo war es hin, dieſes Erbe Friedrichs des Großen, mit dem man ſich ſo lange ſo viel gerühmt? wo war ſie hin, dieſe bewunderte Disciplin, dieſe berühmte Taktik der preußiſchen Armee? wohin dieſe Schüler des „größten Feldherrn der neuern Zeit“, die ſo vornehm, ſo mitleidig herabgeblickt hatten auf den jungen franzöſiſchen Korporal, dieſen Bönhaſen der Kriegskunſt, der wohl gut ſiegen hatte, ſo lange nicht preußiſche Generale, Zöglinge des großen Friedrich, ihm gegenüber ſtanden? wohin die ſchlauen Staatsmänner Friedrich Wilhelms des Zweiten, dieſe Haugwitz und Lucchesini, die für jeden Schaden ein Pflaſterchen und für jede Verlegenheit einen Ausweg hatten? ja wohin ſelbſt die bürgerliche Tugend, die Ehrbarkeit, die gute Sitte, mit der das Beiſpiel Friedrich Wilhelms des Dritten die Laſter einer in ſich verfaulenden Geſellſchaft übergoldet hatte?!

Ach es war Alles dahin, aufgelöſt, verweht, verſchwunden, wie ein Traum! Vernichtet das Heer! übergeben die Feſtungen! Die Exiſtenz des Staates ſelbſt abhängig von der Willkür, ja noch ſchmählicher: von dem Mitleid des Eroberers!

Nur Wenige bei dieſem allgemeinen Umſturz waren, die das ungeheure Verhängniß wenigſtens mit Würde zu ertragen wußten; Wenige, die den Wermuthbecher des Unglücks nicht noch vergifteten

Digitized by Google

durch die Schande des Verraths, der Feigheit und der Selbsterniedrigung.

Unter diesen Wenigen der König selbst. Er war vorher kein Genie gewesen, noch war er im Volke dafür gehalten worden, und am Allerwenigsten hatte er selbst dafür gehalten sein wollen. Nur als einen schlichten Mann, brav, ehrlich, wohlmeinend, hatte man ihn gekannt — wenig, wenn man will, für einen König, und zu wenig jedenfalls für eine so außerordentliche, so beispiellose Zeit, wie diese . . .

Aber gleichviel, dieses Wenige zum Mindesten hatte er redlich und treu bewährt. So viel gepriesene Talente hatten sich unfähig erwiesen, so viel glänzende Namen sich mit Koth bedeckt: der König allein, der er vorher gewesen, derselbe schlichte, ernste, ehrliche Mann war er auch noch jetzt. Er hatte den zusammenbrechenden Staat nicht aufhalten, hatte nicht, mit der angeborenen Kraft des Genius, sich dem Untergange seines Reichs entgegenstemmen können: aber der Welt, derselben Welt, die so eben, staubleckend, sich krümmte zu den Füßen eines glücklichen Soldaten! ein Beispiel geben von ernster, männlicher Haltung mitten unter den grausamsten Schlägen des Unglücks — aber seinem Volke voranleuchten durch Standhaftigkeit und edlen, männlichen Stolz — aber wenn nicht den Ruhm, doch wenigstens die Ehre des preußischen Namens retten durch ein Heldenthum, wenn nicht des Handelns, so doch des Duldens — das konnte und das that er!

Und das erkannte auch dankbar, voll Ehrfurcht, sein Volk. Unter den vielen schmählichen Enttäuschungen, welche jene verhängnißvollen Octobertage mit sich geführt hatten, neben diesem wahrhaften Abgrund von Lüge, Feigheit und sittlicher Verderbniß, der plötzlich vor den entsetzten Blicken der Nation sich aufgethan, war der König einer der Wenigen, auf welche sie noch mit Ehren blicken konnte; seine bescheidenen Tugenden zum Mindesten hatten nicht getäuscht. — Mit mehr Gerechtigkeit, als der großen Menge sonst eigen zu sein pflegt, unterschied das Volk den König von seiner Umgebung; es brach den Stab über diese und wälzte auf ihr Gedächtniß alle Verachtung, die sie der Mehrzahl nach so reichlich verdient hatte. Aber mitten in seinem Lauf, vor der Person des Königs hielt der Unwille des Volkes inne und verweigerte ihm die

Digitized by Google

Anerkennung nicht, die dem Ernst und der Wahrhaftigkeit seines Charakters gebührte. — Es will gewiß viel sagen und ist ein gewichtiges Zeugniß für die Stimmung der Zeit, daß unter der Fluth von Pamphleten und Brochüren, welche der Zusammensturz der preußischen Monarchie damals hervorrief, und die im Uebrigen von Pietät und Ehrfurcht vor dem Unglück nicht eben viel verspüren lassen, dennoch, so weit die Kenntniß des Verfassers reicht, kaum eine einzige den König direct anzugreifen und ihm persönlich das Unglück des Staates zuzuschreiben wagt — und das von Seiten einer Presse, die wenige Jahre zuvor (man vergleiche „das gepriesene Preußen" vom Jahre 1803) kein Bedenken getragen hatte, den jungen Monarchen mit den unwürdigsten Schmähungen zu überhäufen! und das zu einer Zeit und unter Umständen, wo Angriffe auf den König nicht allein keine Strafe, nein, wo sie, unter dem Schutz französischer Bayonnette, sogar Aufmunterung und Belohnung zu erwarten hatten! — Im Gegentheil, die mißgünstigsten und schadenfrohsten Beurtheiler selbst (und natürlich, bei den alten Eiterbeulen, die jetzt von allen Seiten auf einmal zu Tage brachen, konnten auch diese nicht ausbleiben) ließen doch dem redlichen Willen des Königs Gerechtigkeit widerfahren. Man empfand Mitleid mit einem Fürsten, dessen anspruchslose, ehrenhafte Persönlichkeit in gewöhnlichen Zeiten dem Thron zur Zierde gereicht haben würde — und der nun, in diesen Aufruhr des Jahrhunderts geschleudert, von denen gerade, die ihm am Nächsten gestanden, auf eine so schimpfliche, so unerhörte Weise war verlassen worden. Nein, wie wenig Friedrich Wilhelm der Dritte seiner großen Aufgabe gewachsen sein, wie viel er selbst durch Unentschlossenheit und Schwäche mochte verschuldet haben: diesen schmählichen Abfall, unter allen Umständen, hatte er nicht verdient! gegen diese unfähigen und verrätherischen Generale, diese ungeschickten und treulosen Minister, gegen diese ganze geschminkte Lüge, der jetzt auf einmal die Maske vom Antlitz gerissen war, stand er selbst, in seiner schlichten Wahrhaftigkeit, gereinigt, wie ein Heros da!

So, was der Mehrzahl der Regenten nur entweder in Folge besonders günstiger und augenfälliger Naturgaben oder aber durch die Gewöhnung einer langen und glücklichen Herrschaft zu Theil wird, das erblühte dem unscheinbaren, nüchternen, ja mürrischen

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm dem Dritten aus der Saat ſeines Unglücks: Popularität.

Und zwar war es nicht die gewöhnliche lärmende Popularität des Tages, die jeder nächſte Windhauch nach Gelegenheit auch wieder verwehen, wenn nicht gar in ihr Gegentheil verwandeln kann: die Zuneigung, welche die Nation für Friedrich Wilhelm den Dritten hegte, trug einen tiefern Charakter, einen Charakter, möchten wir ſagen, in welchem das eigene ernſte, zurückhaltende Weſen des Königs ſelbſt ſich abſpiegelte. Es war der Heiligenſchein des Unglücks, der den ſchmuckloſen Scheitel dieſes Königs verklärte; es war ein Gefühl tiefgehender und aufrichtiger Ehrerbietung, durch die man nicht nur die ſittliche Tüchtigkeit ſeines Weſens anerkennen, ſondern durch die man ihn auch gleichſam entſchädigen wollte für die Unbilden des Schickſals und jene ſchmerzlichen Enttäuſchungen, die ihm beſtimmt geweſen. — Auf die politiſche Wiedergeburt des Staates, von der ſogleich die Rede ſein wird, iſt dies Verhältniß von außerordentlichſtem Einfluß geweſen; ja ſie wäre, dürfen wir behaupten, ohne daſſelbe gar nicht möglich geweſen. Oder mitten in der allgemeinen Auflöſung und Verwirrung, was hätte den Staat noch zuſammenhalten ſollen, wenn es nicht dieſe Ehrfurcht war, die man vor der Perſon des Königs empfand? Gegenüber der ungewiſſen, der ſtürmiſchen Zukunft, der man entgegenging, bei den ungeheuren Opfern, welche von Allen gefordert wurden, und deren Zweck doch bei Weitem nicht von Allen begriffen ward, was hätte das Vertrauen der Nation aufrecht erhalten ſollen, wenn nicht die Ueberzeugung, daß, wie es nun auch komme, man an der Spitze des Staats doch wenigſtens einen ehrlichen Mann hatte?!

Zugleich aber folgt daraus auch, daß dies Verhältniß ein durchaus eigenthümliches, durchaus perſönliches war; es folgt daraus, daß es unmöglich hielt, daſſelbe zu vererben, ſei es auf ein neues Geſchlecht, ſei es auf einen neuen König: ein Umſtand, der bei Vergleichung der beiden Regierungsepochen, Friedrich Wilhelms des Dritten und ſeines Nachfolgers, aufs Aeußerſte ins Gewicht fällt, und der daher wohl im Auge behalten ſein will. — —

Das Zweite ſodann war die Bereitwilligkeit, mit welcher Friedrich Wilhelm der Dritte ſeine perſönlichen Neigungen unterordnete unter die Erforderniſſe der Zeit und die Bedürfniſſe ſeines

Digitized by Google

Volkes, soweit nämlich er beide im Stande war zu verstehen, oder soweit es seiner Umgebung gelang sie ihm verständlich zu machen. — Auch dieser Eigenschaft ist bereits im vorigen Kapitel gelegentliche Erwähnung geschehen: und schon da haben wir sie als eine wahrhaft königliche bezeichnet. — Die Reform, welcher Friedrich Wilhelm der Dritte nach der Katastrophe von Jena den Staat unterwarf — oder richtiger gesagt, unterwerfen ließ, ist eines der außerordentlichsten und glorreichsten Beispiele königlicher Selbstüberwindung, welche die Geschichte (die an Beispielen dieser Art überhaupt nicht eben reich ist) kennt. Glorreich würde diese Reform sein, selbst wenn an der Spitze des Staats ein König gestanden hätte, durchaus erfüllt vom Geiste der neuen Zeit, thatkräftig, schöpferisch, jener Gewaltigen Einer, die, ihres Gottes voll, ihre Bahn vollenden, und ob sie über die Trümmer eines Jahrhunderts ginge. Um wie viel größer noch muß unsere Bewunderung, um wie viel aufrichtiger unsere Ehrfurcht werden, wenn wir, Angesichts dieser völligen Umwälzung, dieser (sei das Wort nur ausgesprochen) Revolution, welche Preußen damals unter dem Vortritt und auf Veranlassung seiner Regierung selbst durchmachte, uns die Persönlichkeit des Königs vor die Seele rufen, wie wir dieselbe bisher kennen gelernt haben: schüchtern, unentschlossen, voll pedantischer Regelmäßigkeit, mißtrauisch gegen sich und Andere, allem Neuen und Außergewöhnlichen grundsätzlich abgeneigt — welch ein Kampf mußte das gewesen sein, wie mußte er gerungen haben mit sich selbst und den unmittelbarsten, den unbezwinglichsten Gewöhnungen seiner Natur, bevor er sich entschloß, seine Zustimmung zu geben zu einer Umwälzung, die das ganze Staatsgebäude erneuerte und, im eigentlichsten Sinne, nicht einen Stein auf dem andern ließ! Mann der Pietät und des Kamaschendienstes, was mußte er empfunden haben, als die ganze alte Ordnung aufgelöst ward mit wenig kecken Federstrichen, und all jene gefährliche Weisheit der Revolution, all jene bedenklichen Neuerungen moderner Staatskunst legalisirt wurden und unter königlichem Insiegel eingeführt in dem wiedergebornen Preußen! Gewöhnt an den behaglichen Umgang seines Köckeritz, abhold in innerster Seele Allem, was an Genialität nur anstreifte, wie unheimlich mußte er sich fühlen in der Umgebung so genialer, so außerordentlicher Naturen, wie Stein, Hardenberg, Scharnhorst, Humboldt! wie unbequem mußten sie ihm fallen mit

Digitized by Google

ihren ewigen Neuerungen und Verbesserungen und Vorschlägen, diese jungen Brauseköpfe, die jetzt, statt der ehrwürdigen Perücken von ehemals, in den Collegien saßen, und die alle den Staat nicht anders betrachteten, als ein Brachfeld, bestimmt, den Samen ihrer Ideen zur That zu reifen!

Aber dennoch fügte er sich — nicht gern vielleicht: denn es gehörte in der That nichts Geringeres dazu, als ein völliges Herausgehen aus sich selbst, ein völliges Auf den Kopf stellen seiner eigenen Natur — und auch nicht ganz leicht: bei manchen Halbheiten der damaligen Reformen, manchen Widersprüchen zwischen Anlage und Ausführung, Manchem, was wohl angekündigt und begonnen, aber niemals ins Werk gesetzt und vollendet ward, werden wir billiger Weise, mit Anderm, auch der Eigenthümlichkeit des Königs Rechnung zu tragen haben, der denn mitunter wohl ziemlich schwer zu überzeugen sein mochte. Dahingegen war er einmal überzeugt und hatte er einmal eingesehen, daß das Wohl des Staates diesen oder jenen gewagten Schritt, diese oder jene Neuerung erforderte: dann trat auch die Wahrhaftigkeit seiner Natur wiederum glänzend zu Tage, dann fügte er sich auch vollständig und ehrlich, ohne Rückhalt, ohne Winkelzug, und brachte der einmal erkannten Nothwendigkeit jede persönliche Neigung zum Opfer. —

Und das Opfer belohnte sich; die kühne Politik, welche Friedrich Wilhelm der Dritte mit Beiseitesetzung seiner persönlichen Neigungen zugelassen hatte, trug ihre herrliche Frucht. Aus dem allertiefsten Abgrund des Elends und der Zerrüttung, hart an der Schwelle des Unterganges, wo es den Rest seiner Existenz selbst nur noch der gnädigen Laune seines Eroberers, und auch diesen Rest nur auf so lange verdankte, als dem übermächtigen Gebieter nicht etwa das Gegentheil einfiel, erhob Preußen sich auf einen Gipfel der Wohlfahrt und der Macht, dergleichen es selbst unter dem großen Friedrich nicht eingenommen hatte; es erhob sich dahin nicht bloß durch jene Reihe großer und glänzender Waffenthaten, welche den Ruhm preußischer Tapferkeit für ewige Zeiten mit Sternenschrift an den Himmel der Geschichte geheftet haben und die in der That die Niederlage von Jena mehr als wett gemacht: diese Siege selbst wurden erst möglich durch jene Revolution, deren wir so eben

Digitized by Google

gedachten; ihre Hand erſt, die ſtarke, die allmächtige Hand der Freiheit war es geweſen, die Preußen auf dieſe Höhe hob — eine Höhe, ſetzen wir hinzu, von der es niemals würde herabgeſunken ſein, hätte es ſich nicht, in unſeliger Verblendung, losgemacht von dieſer ſeiner Führerin!

Doch dieſes ans Licht zu bringen, war erſt einer ſpäteren Epoche vorbehalten. Die Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten, ſo unheilvoll und ſtürmiſch in ihrer erſten Hälfte, ſo glücklich, dem äußeren Anſcheine nach, eine ununterbrochene Reihe von fünfundzwanzig Friedensjahren, war die zweite; ſelbſt die Julirevolution, die faſt alle übrigen Staaten Europas in Verwirrung ſetzte, ging an Preußen ohne merkliche Störung vorüber.

Dieſer Sonnenſchein des Glücks blieb nun aber auch auf die perſönliche Haltung des Königs nicht ohne Einfluß. Es iſt ein untrügliches Kennzeichen urſprünglich edler und wohlgearteter Naturen, daß Unglück ſie nicht zerknickt, Glück ſie nicht übermüthig macht. Friedrich Wilhelm dem Dritten wurden beide Proben auferlegt: und beide hat er auf eine Weiſe überſtanden, die ſeiner ſittlichen Tüchtigkeit zum Ruhme, ſeinem Lande aber zur Wohlfahrt gereichte. — Der König, ſeit dies gewaltige Wagſpiel des Glücks für ihn ſo günſtig eingeſchlagen war, gewann an Zutrauen zu ſich ſelbſt. Seine Herbigkeit verlor ſich; er glaubte nicht mehr, daß von allen Sterblichen gerade er auserſehen ſei, nur immer das Schlimmſte zu erfahren: — ein Glaube, der ſich in ſo erſchütternder Einfachheit in jenem Ausruf kund gab am Sterbebette der Königin: „Ja wenn es nicht meine Frau wäre“..! Er ſah jetzt und überzeugte ſich, daß ihm auch etwas glücken, auch etwas zum Guten ausſchlagen könne. Das gab ihm einen gewiſſen Humor, eine gewiſſe milde Freudigkeit, die nicht nur in vielen kleinen Zügen ſeines perſönlichen Verhaltens hervortrat und hier das Band zwiſchen ihm und ſeinem Volke immer enger knüpfte: ſondern dieſelbe wurde auch in ſeiner Politik ſichtbar, in der Duldſamkeit und Mäßigung, mit der er namentlich die auswärtigen Verhältniſſe behandelte. Sowohl im Jahre dreißig, als auch ſpäterhin, bei den vielen und faſt unausgeſetzten Conflicten, in denen die innere Verderbniß der damaligen europäiſchen Politik hervorbrach, iſt es, nach dem einſtim-

Digitized by Google

migen Zeugniß aller Parteien, hauptſächlich die Mäßigung und Weisheit des Königs von Preußen geweſen, was den Frieden Europa's aufrecht erhielt und die Welt vor einem Kriege bewahrte, deſſen Erfolg, unter den damaligen Umſtänden, nur allein der rohen Gewalt hätte zu Gute kommen können. — Es iſt richtig, daß dieſe Mäßigung ihren Grund zum großen Theil auch in der Abneigung des Königs hatte, das wunderſam wiederhergeſtellte Glück ſeiner Herrſchaft nicht neuerdings aufs Spiel zu ſetzen; an wem die Laune des Waffenglücks ſich zweimal in ſo ſchroffem Gegenſatz bethätigt hatte, dem war es weiter nicht zu verdenken, wenn er keine dritte Probe wünſchte. — Daß es dem König inzwiſchen auch in ſeinem Alter nicht an Entſchloſſenheit fehlte zu einzelnen neuen und großartigen Unternehmungen, vorausgeſetzt, daß dieſelben friedfertiger Natur und dem Wohl ſeines Volkes zuträglich waren, das beweiſt die Gründung des deutſchen Zollvereins, welche von Preußen ausging, und die zu ihrer Zeit und in ihrer Art kaum für ein geringeres Wageſtück anzuſehen war, als wie ein Feldzug.

Damit es indeſſen nicht ſcheine, als wollten wir das Bild des Monarchen, das wir hier wenigſtens in ſeinen Hauptzügen zu entwerfen bemüht ſind, nur in einſeitig günſtigem Lichte betrachten und gefliſſentlich verhehlen, was etwa einen Schatten darauf zu werfen geeignet wäre: ſo ſei es, zum Abſchluß unſeres Gemäldes, verſtattet, noch einen Augenblick bei einigen Vorwürfen zu verweilen, die gegen Friedrich Wilhelm den Dritten erhoben zu werden pflegen.

Der erſte iſt ziemlich untergeordneter Natur; er betrifft die Soldatenliebhaberei des Königs — eine Liebhaberei, behauptet man, welche nicht nur den größten Theil der Staatseinnahmen verſchlungen, ſondern die auch jene Ueberhebung des Soldatenſtandes und mit ihr jene Spaltung hervorgerufen hat zwiſchen Militair und Bürger, welche, oft geleugnet, oft verheimlicht, endlich in dieſen unſern jetzigen Tagen auf eine ſo fürchterliche Weiſe zum Ausbruch gekommen iſt.

Allein dieſer Vorwurf iſt nur zur kleinen Hälfte wahr, und auch dieſe Hälfte trifft nicht eigentlich den König. — Daß das preußiſche Heerweſen die Finanzkräfte des Landes auf eine ganz unverhältnißmäßige Weiſe belaſtet hat, daß Millionen dem Landbau, dem Handel, dem bürgerlichen Verkehr entzogen worden ſind, um die Hun-

Digitized by Google

derttauſende der preußiſchen Armee zu unterhalten, freilich das weiß jedes Kind und kann durch keine noch ſo künſtliche Beweisführung abgeleugnet werden.

Aber nur auf die perſönliche Liebhaberei des Königs kam es dabei gar nicht erſt an. Vielmehr dieſe unverhältnißmäßige Armee war für Preußen eine Nothwendigkeit, dieſe ungeheure Laſt des Militairetats hing zuſammen mit der ganzen unnatürlichen und ſchiefen Stellung Preußens — und nicht bloß Preußens, nicht bloß Deutſchlands, nein, der ganzen damaligen Welt überhaupt. Weil die natürliche und einzig mögliche Grundlage des Friedens, das gegenſeitige Wohlbefinden, das Glück und die Freiheit der Nationen, mangelte, weil Europa innerlich durch und durch krank, morſch, ausgehöhlt, weil das ganze Syſtem der damaligen Politik ein Syſtem der Unwahrheit und Lüge war, darum allerdings hatte man zu dieſem bewaffneten Frieden ſeine Zuflucht nehmen, darum der Schwerkraft der Bajonnette anvertrauen müſſen, was in ſich ſelbſt keinen Halt und keine Dauer hatte. Man kann dieſen Zuſtand bedauern, man kann ihn verabſcheuen, ganz gewiß: nur Friedrich Wilhelm der Dritte, deſſen Sache es niemals geweſen war, die Welt in andere, neue Bahnen zu reißen und dem Zeitalter einen neuen Stempel aufzuprägen, hatte ſehr geringen Antheil daran — und ſeine Soldatenliebhaberei gar keinen. —

Auch iſt das zwar richtig, daß der König an Allem, was das Militair betraf, ſeine ganz beſondere Freude hatte und ſich vorzugsweiſe damit beſchäftigte. Nur, um ganz ehrlich zu ſein, worin beſtand dieſe Freude eigentlich? Ach, in etwas ſehr Unſchuldigem: er verglich die Farben der Aufſchläge, er zählte die Knöpfe an den Uniformen; ſein pedantiſcher, ſtreng geſchulter Sinn ergötzte ſich an den Spielereien des kleinen Dienſtes; es war ſein Ideal von Schönheit, eine Compagnie Soldaten, gleichgewachſen, gleicher Haltung, in gleichem Schritt und Tritt, alle Augen links, jedes Fäſerchen am Rock, jedes Härchen im Bart genau beim Einen wie beim Andern — Reminiscenzen, mit Einem Worte, der Paradeplätze, auf denen er ſeine Jugend verlebt, Nachklänge aus jener Zeit der Zöpfe und der Korporalsſtöcke, in der er aufgewachſen, Spiegelbilder endlich ſeines eignen ſtrengen, militairiſch exacten, peinlich genauen Weſens, das nicht ſelten das Große klein, und ſehr regelmäßig das Kleine groß behandelte.

Digitized by Google

Die ganze Liebhaberei erstreckte sich somit ausschließlich auf das Aeußere, auf die bunte blanke Schale des Soldatenwesens. Vorliebe für einen specifisch militairischen Geist, Beförderung eines exclusiven Soldatenbewußtseins wird man Friedrich Wilhelm dem Dritten nirgend nachweisen können, dazu mangelte ihm schon der poetische Schwung, die idealisirend romantische Auffassung; wohl aber, von dem berühmten Rescript an den Feldmarschall von Möllendorf, aus den ersten Zeiten seiner Regierung an, eine Reihe von Zügen, welche das ausdrückliche Gegentheil beweisen. —

Daß freilich bei alledem diese königliche Aufmerksamkeit, welche das Heer einmal auf sich gerichtet wußte, nicht bei diesem selbst allmälig ein gewisses Gefühl von Superiorität, einen gewissen Anspruch hervorgerufen hätte, besser zu sein und also auch mehr zu gelten als die Uebrigen, und daß mithin diese Liebhaberei des Königs, wie unverfänglich, wie absichtslos an sich, in ihren Consequenzen dem Wohl des Vaterlandes nicht allerdings höchst gefährlich geworden wäre — dies freilich wagen wir nicht in Abrede zu stellen.

Allein auch hier ließ das Schicksal dem naiven Charakter des Monarchen Gerechtigkeit widerfahren. Es konnte die endlichen Folgen nicht abwehren, aber es hielt sie wenigstens zurück, so lange der König lebte; es ließ ihn dahingehen, froh und stolz über seine prächtige Armee und sein (wie er glaubte) einträchtiges, zufriedenes Volk, nicht ahnend, welchen Samen er zurückließ, und welche unheilvolle Frucht, mit entsetzlicher Schnelle, schon dem nächsten Geschlechte daraus erwachsen sollte. —

Bedenklicher, als der eben erörterte, hören sich die beiden andern Vorwürfe an; sie ziehen den sittlichen Kern seines Wesens selbst in Zweifel. — Friedrich Wilhelm der Dritte, sagt man, in der äußersten Bedrängniß, da der Rest seines Reiches, die Krone selbst auf dem Spiele stand, versprach dem Volke, indem er es aufrief zu einem letzten verzweiflungsvollen Kampfe, eine freie volksthümliche Verfassung. Das Volk folgte seinem Aufruf; es schlug sich mit einem Heldenmuthe, einer Begeisterung, dergleichen die Geschichte seit den erhabensten Zeiten des Alterthums nicht wieder gesehen hatte; es stützte mit seinen Leibern selbst den wankenden Thron und ließ, aus dem tiefsten Abgrund der Gefahr, den Staat in neuer, nie erreichter Herrlichkeit hervorgehen . . .

Digitized by Google

Aber nur das Verſprechen des Königs, fragt man, wo blieb es? aber nur der Preis, um den die Nation gekämpft, der Lohn, um deſſen willen dieſe Hunderttauſende ſich in den Tod geſtürzt, die köſtliche Verheißung der Freiheit, was wurde aus ihr?! Seht zu, fahren dieſe Ankläger fort, wie Ihr das auch in Einklang bringen wollt mit dieſer Wahrhaftigkeit, dieſer Gerechtigkeitsliebe des Königs, von der Ihr übrigens ſo viel Rühmens macht! ſeht zu, wie Ihr es rechtfertigen wollt, daß ein ſo unzweideutig, ſo wiederholt gegebenes Verſprechen hinterdrein ſo offenkundig umgangen und verläugnet ward — und das von einem Fürſten, für den Ihr ſelbſt, die Ihr ſeine Lobredner macht, ſtatt anderer glänzenderer Eigenſchaften, nur die eine Tugend in Anſpruch nehmt, ein ehrlicher Mann geweſen zu ſein!

Wir werden in einem der nächſten Abſchnitte, bei Erzählung jener Verfaſſungsconflicte, die ſofort mit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms des Vierten ſich entſpinnen, Veranlaſſung haben, dieſen Vorwurf des Genaueren und mit Berückſichtigung der geſchichtlichen Documente zu prüfen; es dürfte ſich alsdann ergeben, daß das Verhältniß keineswegs ſo einfach, und daß namentlich der Umſtand mit dem „verheißenen Kampfpreis“ durchaus nicht ſo außer Zweifel iſt, wie es gemeiniglich dargeſtellt zu werden pflegt. — Hier, wo es uns allein darauf ankommt, die Charakteriſtik des Königs zu vervollſtändigen, begnügen wir uns mit Folgendem.

Und zwar erinnern wir zunächſt daran, daß billiger Weiſe von Niemand mehr gefordert werden darf, als er, nach Maßgabe ſeiner Kräfte, zu leiſten im Stande iſt.

Auch von keinem Könige. — Friedrich Wilhelm der Dritte, hätte er eine Verfaſſung fertig überkommen, würde dieſelbe ohne Zweifel mit all der Gewiſſenhaftigkeit und all der ehrfurchtvollen Strenge befolgt und aufrecht erhalten haben, welche ihm übrigens eigenthümlich war. Ja wenn der geſchichtlichen Betrachtung dergleichen Paradoxen verſtattet wären, möchte man ſogar behaupten, daß der König ſeine Beſtimmung eigentlich verfehlt, indem ſeine perſönliche Anſpruchloſigkeit, ſein ſtiller, ſchüchterner Sinn, ſeine ruhige, ſelbſt zögernde Ueberlegſamkeit, ſeine Bereitwilligkeit, fremde Einſicht zu reſpectiren, ihn weit geeigneter machte zum conſtitutionellen Fürſten, als zum Selbſtherrſcher.

Digitized by Google

Nämlich wie geſagt: wenn der Thron, den er ererbte, bereits ein conſtitutioneller geweſen, wenn ſeine Aufgabe nur dahin gegangen wäre, einen überlieferten Verfaſſungszuſtand unverſehrt zu erhalten. Dagegen dieſen Uebergang ſelbſt ins Werk zu ſetzen, für den noch unklaren, noch mit ſich ſelbſt ringenden Inhalt der Zeit ſelbſt Form und Geſetz aufzufinden, die neue, große Zukunft Preußens nicht bloß dienſtbar vorzubereiten, ſondern, mit kühner Hand, vorgreifend dem Bedürfniß des Augenblicks, dieſe neue Epoche ſelbſt heraufzuführen: dazu war Friedrich Wilhelm der Dritte nicht der Mann, dazu — mit aller Ehrfurcht ſei es geſagt, die wir den übrigen Verdienſten dieſes Monarchen ſchuldig ſind, und die ja auch dieſe Schilderung gewiß nicht verläugnet — dazu fehlte ihm nicht weniger als Alles: es fehlte ihm dazu die Entſchloſſenheit des Charakters, es fehlte ihm die Ausdauer und der Muth des Handelns, es fehlte ihm vor Allem der Geiſt, die Bildung und die Einſicht. — Aufgewachſen unter den Ueberlieferungen der abſoluten Monarchie, feſt wurzelnd in dem alten ariſtokratiſchen Grundſatz der preußiſchen Könige, zwar Alles für, aber nichts durch das Volk zu thun, ein guter Mann, aber gewiß ein herzlich ſchlechter Philoſoph, von ausreichendem praktiſchem Verſtande, aber für die inneren Zuſammenhänge der Geſchichte, für die Nothwendigkeit geiſtiger Entwicklungen ohne Organ und ohne Sinn — was, ich frage, bei dem beſten Willen und der redlichſten Abſicht, konnte Friedrich Wilhelm in den Conſtitutionsgelüſten der modernen Völker anders erblicken, als eben nur ein Gelüſt, ein thöricht unverſtändiges Verlangen, eine Modekrankheit der Zeit, die unſchädlich vorüber ging, wenn man, als kluger Arzt, nur den erſten Anfall zu beſchwichtigen verſtand? Eine conſtitutionelle Regierung, mit ihren Miniſterkriſen und Kammerdebatten, ihren Wühlumtrieben und Volksbewerbungen — aber das war ja die reine Confuſion! das war ja das offenbare Gegenſtück jeder geordneten, vernünftigen Regierung! das hieß ja, im beſten Fall, eine Komödie aufführen, welche bei Weitem das Geld nicht werth war, das ſie koſtete, und gegen die überdies ſeine derbe Ehrlichkeit ſich ſträubte!

Denn wenn er nun, praktiſch wie er war, ſich umſah unter den ſogenannten conſtitutionellen Staaten ſeiner Zeit, was erblickte er? England — nun ja, das hatte ſeit Jahrhunderten das Vor-

Digitized by Google

recht, der freieste Staat der Welt zu sein, das war nun einmal eine Ausnahme in der Geschichte, da walteten so ganz absonderliche Bedingungen ob, das hat seine so ganz eigenthümlichen Entwicklungen durchgemacht, daß es keinem verständigen Menschen einfallen konnte, England als ein allgemein giltiges Muster aufzustellen. Aber selbst wenn es geschehen wäre — gab es denn in diesem Musterstaat England nicht auch Unzufriedenheit und Widerspruch? Gab es nicht auch Elend, Noth und Unterdrückung? Ja von diesem gepriesenen Eiland selbst, tönten nicht Stimmen herüber, welche im Gegentheil die Vorzüglichkeit der preußischen Institutionen rühmend hervorhoben? das stolze Parlament von Großbritannien, hatte es nicht mehr als einmal in seiner eignen Mitte das Lob Preußens vernehmen müssen? war es nicht ausgesprochen worden von englischen Staatsmännern selbst, daß England, trotz seiner freien Verfassung, dennoch in dieser und jener volksthümlichen Einrichtung von Preußen sogar noch übertroffen ward?! —

Und nun gar erst die andern Staaten, Frankreich, Spanien, Italien — was war ihnen erwachsen aus ihren constitutionellen Bestrebungen, als Haß, Zwietracht, Bürgerkrieg? waren die Constitutionen nicht überall bloß Vorläufer gewesen und Deckmäntel der Revolutionen? hatten nicht, trotz Thron- und Kammerreden, überall die Budgets sich vergrößert und die Schulden zugenommen? waren nicht, ehrlich gestanden, unter den sogenannten constitutionellen Staaten diejenigen noch die bestregierten und befanden sich noch am Leidlichsten, wo man es am Wenigsten ernst nahm mit der Verfassung, wo sie am Meisten zu einem bloßen „Stück Papier" herabgesunken war, hinter dem die Krone nach Belieben Versteckens spielte? —

Von den kleinen süd- und mitteldeutschen Staaten durfte natürlich gar keine Rede sein; es wäre schon eine Beleidigung gewesen, Preußen, die europäische Großmacht, mit diesen kleinen Anhängseln der Politik überhaupt nur in Vergleich zu bringen. Und überdies so viel Politiker war Friedrich Wilhelm der Dritte zur Noth auch noch, um zu merken, wie es mit der Verfassungsmäßigkeit dieser Regierungen stand; man konnte unmöglich, mit Oesterreich zusammen, das Präsidium führen im deutschen Bunde — und dabei noch viel

Digitized by Google

Reſpekt haben vor dem Conſtitutionalismus der kleinen deutſchen Staaten.

Und gegen das mehr als zweideutige Glück dieſes Conſtitutionalismus nun, gegen dieſes windige, nichtige Flitterwerk politiſcher Theorien ſollte er das ſolide Gebäude des preußiſchen Staates aufs Spiel ſetzen? des preußiſchen Staates, deſſen Wohlfahrt (die Steuerliſten ergaben es ja) täglich im Steigen war, deſſen glückliche Lage anerkannt ward von Freund und Feind, der ſchon nichts mehr erkennen ließ von jenen Wunden, an denen er noch vor Kurzem unrettbar, auf den Tod, darniederzuliegen ſchien? Störung bringen ſollte er um dieſer müſſigen Marionette willen in den erprobten Mechanismus der preußiſchen Verwaltung, der ſeine Räder ſo exact, ſo regelmäßig drehte? Hingeben für den Lärm und Qualm, die Verwirrung und Noth einer ſogenannten parlamentariſchen Regierung, hingeben für den Hader der Parteien, die Intriguen der Ehrgeizigen, die Aufregungen der Maſſen dieſen ſo einfachen, ſo ſichern, ſo zuverläſſigen Dienſt der preußiſchen Büreaukratie?!

Der Büreaukratie — das war es, da lag es! das war der eigentliche Grund- und Schlußſtein dieſer Gedankenreihe! So unverſtändlich und widerwärtig Friedrich Wilhelm dem Dritten jene unentbehrlichen Formen modernen Staatslebens waren und, nach ſeinem ganzen Weſen, nothwendig ſein mußten, ſo befriedigt hingegen fühlte er ſich von dem aufgeklärten Deſpotismus der preußiſchen Büreaukratie, dieſem Erbtheil des großen Friedrich, das ſelbſt durch die Reformen der Stein und Hardenberg nicht hatte beſeitigt werden können, im Gegentheil, es hatte aus ihnen ſelbſt wieder neues Leben geſogen. —

Friedrich Wilhelm der Dritte und die preußiſche Büreaukratie gehören aufs Genaueſte zuſammen, nicht bloß äußerlich, ſondern auch innerlich, durch eine wirkliche Wahlverwandtſchaft: beide gleich ehrlich, gleich beſchränkt, bei gleich guter Abſicht, gleich edlem Willen gleich bärbeißig und unzugänglich. Der König, ernſt, thätig, gewiſſenhaft, war das Ideal der Büreaukraten, die Büreaukratie ſein Ideal von Staatsform: die militairiſche Disciplin übertragen in die bürgerliche Verwaltung, der Staatsdienſt in Kamaſchen. Die Büreaukratie erſchüttern, das, in den Augen des Königs, hieß nichts

Digitized by Google

Geringeres als den Staat selbst erschüttern: und daß neben einer wahrhaften ständischen Verfassung für die Büreaukratie kein Raum mehr wäre, das lag denn doch so sehr auf der Hand, daß es selbst Friedrich Wilhelm dem Dritten nicht entgehen konnte.

Auch soll der Mensch nicht die Götter versuchen, am Wenigsten zum zweiten Male, wenn er aus gefährlichstem Wagstück schon einmal, wider eigenes Erwarten, glücklich hervorgegangen.

Dies war des Königs Fall. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, wie schwer es ihm werden mußte, und welch Opfer er nicht nur seiner eigenen Natur abrang, sondern welchen Zwang er auch seiner persönlichen Ueberzeugung anthat, indem er sich zu den großen Reformen der Jahre acht bis elf entschloß — Reformen, in deren Consequenz allerdings auch eine reichsständische Verfassung lag und die wir uns daher mit dem Versprechen vom Jahre funfzehn stets in engstem Zusammenhange denken müssen. Die erste Hälfte des Wagstück war gelungen, die Stein-Hardenberg'schen Reformen waren eingeschlagen, und zwar so glücklich, daß man sich bis auf Weiteres ganz wohl dabei beruhigen konnte und es erneuter Wagnisse fürs Erste garnicht mehr bedurfte.

Ja im Gegentheil, der Staat, auch ohne Reichsstände, gedieh und blühte — aber so wäre es doch ein reiner Uebermuth gewesen, so hätte es doch ein gewissenhafter Hausvater, als welchen Friedrich Wilhelm der Dritte sich bekanntlich auch dem Staate gegenüber betrachtete, nicht vor sich selbst verantworten können, hätte er wollen ohne Noth daran rütteln und hätte den sichern gegenwärtigen Bestand opfern wollen einer höchst unsicheren, höchst problematischen Verbesserung . . . .

Warum? wofür? Bloß einer politischen Theorie zu Liebe! einer Theorie, die sich anderwärts bereits so bedenklich, so gefahrbringend erwiesen hatte! das jenem Versprechen zu Ehren, das allerdings gegeben war, und das, weil es gegeben war, denn auch freilich nicht zurückgenommen werden sollte . . !

Aber es in der Schwebe lassen, aber einer aufgeklärtern, einer geschickteren Nachkommenschaft die Ausführung eines Dinges vererben, von dem der König selbst, nach seiner besten Einsicht, sich

Digitized by Google

gar eigentlich keine rechte Vorſtellung machen, von dem er keinen Nutzen abſehen, kein Heil ergründen konnte — das, nicht wahr? das durfte er doch?

Zumal da es im Augenblick gar Niemand mehr gab, der ſeine Erfüllung ernſtlich gefordert oder auch nur erwartet hätte. Niemand — oder doch ſo gut wie Niemand. Die Stimmen aus den Rheinlanden, die in den erſten Jahren der preußiſchen Herrſchaft ſo dringend, ſo reſpektwidrig an die königliche Zuſage erinnert hatten, waren längſt verhallt, hatten ſich auch zum Theil hinterdrein als Stimmen böswilliger Menſchen, abſichtlicher Ruheſtörer kundgegeben und hatten mithin die harte Abweiſung, welche ſie erfahren, vollſtändig verdient. Wo es aber ſpäter noch, ein oder zweimal, ein aufſäſſiger oder grillenfängeriſcher Provinziallandtag ſich hatte beikommen laſſen, an die Verheißungen vom Jahre funfzehn zu erinnern, da war eine kurze, barſche, wohl gar drohende Ablehnung genügend geweſen, die Sache ſofort wieder in Vergeſſenheit zu bringen.

Und das war denn die Hauptſache: das Verſprechen des Königs ſtand allerdings abſtracter Weiſe da, und der König ließ es ſo ſtehen, die Nation ſelbſt aber begnügte ſich auch mit dieſem abſtracten Verſprechen vollſtändig, und ohne daß es ihr in den Sinn kam, die Verwirklichung deſſelben in irgend nachdrücklicherer Art in Antrag zu bringen oder ſonſt eine großes und aufrichtiges Verlangen darnach zu erkennen zu geben. Sie ſah, mit einem Worte, ihrer ungeheuren Mehrzahl nach die Sache genau ebenſo an, wie der König ſelbſt — non liquet: und wenn das Bedürfniß nach einer Verfaſſung wirklich einmal kommt oder (denn möglicher Weiſe iſt die ganze Geſchichte nur eine Chimäre, eine Illuſion, eine Laune des Augenblicks) kommen ſollte, nun gut, dann wird auch ſchon Rath werden, und mögen die dafür ſorgen, deren Geſchäft es alsdann iſt.

Zwar was Friedrich Wilhelm den Dritten ſelbſt angeht, ſo war er, im Grunde ſeines Herzens, gewiß überzeugt, daß eine ſolche Zeit überhaupt nicht kommen würde; er war gewiß überzeugt, mit den Provinzialſtänden, die ſein Staatsrath ihm ausgeheckt hatte und die ſeiner geliebten Büreaukratie allerdings keine Gefahr drohten, darum nämlich, weil ſie ſelbſt durch und durch von büreaukratiſchen Elementen durchdrungen waren ....

Digitized by Google

Der König, sage ich, war gewiß überzeugt, mit diesen Provinzialständen das Richtige getroffen zu haben; er war gewiß überzeugt und that das Seine, diese Ueberzeugung zu vererben, daß jeder Schritt weiter den Staat selbst nur ins Verderben reißen, nur eine höchst gefährliche Concession sein würde an die augenblickliche Unvernunft der Zeit. Denn was bei ihm zu Grunde lag, war, wenn auch in milderer und gebildeterer Form, dennoch, genau genommen, nichts Anderes, als was sein hoher Bundsgenosse, Kaiser Franz, auf dem ungarischen Reichstage in jenem classischen Dictum zusammengefaßt hatte: „Die ganze Welt ist jetzt verrückt und will Constitutionen haben....“

Summa also: wenn Friedrich Wilhelm der Dritte jene Reform des Staates, in die er sich nach der Katastrophe von Jena mit so viel Resignation gefügt hatte, schließlich unvollendet ließ, wenn ihm der Muth fehlte, ein Gebäude zu vollenden, dessen Grund so vorsichtig, so wahrhaft weise gelegt war, und das doch eben nur durch diese Vollendung selbst gesichert werden konnte: so ist das, ohne Widerspruch, aufs Aeußerste zu beklagen und ist ein historisches Vergehen, das auf seinem Andenken lastet. Nur daß die Schuld keine sittliche ist; sondern wenn er irrte, so war es die Folge seiner mangelnden Einsicht, so war es Schuld seiner beschränkten Auffassung der Geschichte — Schuld einer Naturanlage, für die wir ihn selbst nicht weiter verantwortlich machen dürfen.

Damit ist denn auch der dritte Einwurf der Hauptsache nach erledigt: der dritte — und dieser in der That von allen derjenige, der den meisten Schein für sich hat und den es kaum möglich ist, ganz von ihm abzuwälzen. — Er betrifft das Verhalten des Königs gegen die sogenannten Demagogen. Wie war es möglich, sagt man, daß ein Monarch von übrigens so anerkannter Herzensgüte, von so mildem und würdigem Wesen, gegen diese unglücklichen Angeklagten eine so rachgierige Härte, eine so grausame Strenge zeigen konnte? Tapferkeit (es ist vorhin schon gesagt worden) ist ein Erbtheil der Hohenzollernschen Dynastie; so lange der Staat steht, hat kein Fürst auf dem Thron gesessen, ja hat es kaum einen Prinzen des Hauses gegeben, der nicht sein Leben auf dem Schlachtfeld preisgeboten — wie konnte es denn geschehen, woher kam es, daß Friedrich Wilhelm der Dritte in Beziehung auf die revolutionaire Jugend der zwanziger und

Digitized by Google

dreißiger Jahre ſich ſo zugänglich erwies für die Einflüſterungen der Furcht? daß ſein übrigens ſo planer, ſo nüchterner Geiſt ſich ſo leicht bewältigen und in Verwirrung ſetzen ließ von jenen Schreckbildern, welche Herr von Metternich und die ihm dienten, die Kamptz, die Tſchoppe, die Rochow, mit ſo gefliſſentlicher Kunſt aus den Unterſuchungsacten von Mainz und Köpenik heraufbeſchworen? Dieſer Monarch, ſonſt ſo gerecht, ſo billig, ſo verſöhnlich, warum nur hier ſo ungerecht, ſo unduldſam, ſo unverſöhnlich? — Es iſt eine bekannte Thatſache, daß die Demagogenunterſuchungen nirgend mit ſo viel gehäſſiger Strenge, ſo viel kleinlicher Conſequenz geführt worden ſind, daß nirgend der Moloch der Demagogenriecherei ſo viel Opfer verſchlungen hat, die Jugend nirgend durch ſo viele Verurtheilungen ſo decimirt worden, als es geſchehen iſt in Preußen unter dem väterlichen Regiment Friedrich Wilhelms des Dritten — wie iſt es zugegangen, wie erklärt es ſich, daß er, Vater des Landes, gerade gegen die Blüthe der Nation, gegen eine irrende, ſchwärmeriſche, aber edle, aber hochherzige Jugend ſo unväterlich gehandelt hat? Guter Haushalter ſonſt und aufmerkſam wachend, daß von den Kräften des Landes nichts ungenützt verloren gehe, wie konnte er es über das Herz bringen, die feurigſten Köpfe, die edelſten Gemüther, die beſten Talente ſo im Elend verkommen, im Gefängniß verdorren, in der Verbannung dahinſchmachten zu laſſen?

Wie geſagt, wir halten es kaum für möglich, dieſe Anklagen von Friedrich Wilhelm dem Dritten ganz abzulenken. Es geht durch den Hohenzollernſchen Stamm ein gewiſſer Zug der Härte, eine gewiſſe Ader von Gewaltſamkeit, um nicht zu ſagen Grauſamkeit, ein gewiſſer deſpotiſcher Grimm, der, vielfach zurückgehalten und überwunden, plötzlich einmal bei Gelegenheit zum Ausbruch kommt, gleich einer Lohe, die aus einem verborgenen Erdbrand, unverſehens, noch einmal in die Höhe ſchlägt. Unter den Vorgängern Friedrich Wilhelms des Dritten ſind ſeine beiden Namensvettern, der erſte und zweite Friedrich Wilhelm, von dieſer dämoniſchen Wildheit bekanntlich völlig beherrſcht worden. Auch durch die philoſophiſche Ruhe, die ironiſche Kälte Friedrichs des Großen bricht ſie zuweilen noch, in einzelnen Zuckungen, hervor. Am Seltenſten bei Friedrich Wilhelm dem Dritten; ſeine von Grund aus maßvolle Natur war dergleichen leidenſchaftlichen Erſchütterungen am Wenigſten ausgeſetzt.

Digitized by Google

Ganz indessen fehlen sie auch bei ihm nicht; wir erinnern, statt alles Weiteren, an sein Benehmen gegen Massenbach, das sich auf eine andere Art kaum möchte erklären, geschweige denn entschuldigen lassen. Auch in dem Verfahren gegen die Demagogen wird etwas von dieser Hohenzollernschen Gewaltthätigkeit sichtbar; es ist eine gewisse grausame Verachtung darin, die, sehr entfernt von der Großmuth des Löwen, vielmehr im Gegentheil ein Vergnügen daran findet, das ganze Uebergewicht ihrer Macht, die ganze Schwere ihres Grimms empfinden zu lassen.

Dies also geben wir zu: aber auch dies nur als etwas Nebensächliches, Untergeordnetes. Die Hauptsache vielmehr und der eigentliche Schlüssel zu dem Benehmen des Königs liegt auch hier darin, daß er die leidenschaftlichen, enthusiastischen Bestrebungen der Jugend überhaupt gar nicht verstand. So wenig er die Zeit und ihre ewigen Ideen überhaupt begriff, auch nicht einmal da, wo er selbst ihnen Platz machte, so wenig auch diese phantastischen Streiflichter begriff er, welche die Sonne der Zeit in die Herzen der Jugend warf; weder den Makrokosmus der Geschichte selbst verstand er, noch diesen Mikrokosmus der Jünglingsbrust, in welchem alle Sehnsucht des Jahrhunderts, aller Schmerz und alle Hoffnung der Zeit sich wiederholte. Für ihn war da nichts als ein Haufe aufsässiger junger Leute, angeführt und aufgestachelt von pflichtvergessenen Lehrern und Vorgesetzten — exaltirte Köpfe, Schwärmer und Phantasten: und die, von Allem in der Welt, waren ihm am Meisten zuwider.

Keine Frage, daß dem Vaterlande auf diese Weise unzählige der vorzüglichsten Talente entzogen und verdorben worden sind, ungerechnet die moralische Verderbniß, die dadurch über die ganze nächste Generation kam — eine Generation, die ordentlich grundsätzlich zu hausbackener Nüchternheit erzogen, der, so zu sagen, der Sitz der Begeisterung, die schöne jugendliche Gabe des Hoffens und des Schwärmens bei der Geburt gleich ausgeschnitten worden ist: weshalb sie denn nun auch da steht, mitten in der ungeheuersten Zeit, altklug, theilnahmlos, und kann sie es ja noch zu einigem Anflug von Leidenschaftlichkeit bringen, so ist es höchstens der Fanatismus der Abstraction....

Aber auch hier hat Friedrich Wilhelm der Dritte seine Regentenpflicht nach bester Einsicht gewissenhaft zu erfüllen gemeint; auch hier,

Digitized by Google

was auf ihn fällt, iſt weit weniger ein ſittliches Vergehen, als wiederum die natürliche Beſchränktheit ſeiner geiſtigen Anlage.

Der Inſtinkt des Volkes, der ihn bei ſeinem erſten Auftreten ſo richtig würdigte, hat das auch in der Folge ſtets aus einander zu halten gewußt. Weder das unerfüllte Verſprechen vom Jahre funfzehn, noch die Strenge, die er in Verfolgung der Demagogen allerdings bewieſen, haben die Achtung, welche die Nation ſeinen ſittlichen Eigenſchaften zollte, herabſetzen können; — für ſeine geiſtigen war er ja nicht verbindlich, ſie waren, wie von ihm ſelbſt, ſo auch von der Nation, als ein Schickſal, eine Fügung hinzunehmen. Weder die Eine noch das Andere daher haben auch die Achtung mindern können, die ſeinem Sarge folgte und die ihm ſelbſt von denen nicht vorenthalten ward, die unter ſeinen Einſeitigkeiten am Härteſten gelitten — der Kern, geſtanden auch ſie, war doch gut und ehrlich, treu und wahr geweſen — und das iſt denn am Ende ja doch immer, wenn nicht der glänzendſte, ſo wenigſtens der ſicherſte Ruhm, der dem Menſchen bleibt, auch wenn er Fürſt geweſen iſt.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Perſönlichkeit des neuen Königs; Erziehung, Vorgeſchichte. — Erwartungen des Publikums; nächſte Aufgaben. — Umgebungen des Königs: die Königin; die Prinzen. — Das Miniſterium im Augenblick des Thronwechſels; Herr von Rochow. — Herr von Humboldt; Herr Bunſen; Herr von Radowitz.

Dies alſo, in ſeinen vornehmſten Zügen, das Bild desjenigen, der zweiundvierzig Jahre hindurch, an der Spitze des preußiſchen Staates, des Tages Laſt und Hitze redlich getragen und der nun, gleich einem müden Arbeiter, ſich niedergelegt hatte zum letzten Schlaf; dies jene Bande wechſelſeitiger Gewöhnung, Achtung und Anhänglichkeit, welche, eine lange, ereignißreiche Epoche hindurch, Volk und König in aufrichtiger Treue verbunden hatten und die nun auf einmal, in der Nachmittagsſtunde des ſiebenten Juni, gelöſt waren und zerriſſen für immer — und wird es nunmehr an der Zeit ſein, die Frage zu wiederholen, die wir ſchon einmal, im vorletzten Abſchnitt, aufgeworfen und die in jenem Augenblick, laut und leiſe, in Hoffnung und Furcht, das Nachdenken von Millionen beſchäftigte: die Frage, was nun die Zukunft bringen würde?!

Zwar der Hauptſache nach iſt auch dieſe Frage bereits von uns beantwortet worden, nämlich ſo weit dieſelbe damals überhaupt beantwortet werden konnte: an jener Stelle, mein' ich, wo wir von den Gegenſätzen ſprachen, in denen, ſeit Jahrhunderten, die Geſchichte Preußens ſich bewegt. Aber der gewaltigſte dieſer Contraſte, ſetzten wir hinzu, vollzog ſich in dem Augenblicke, als Friedrich Wilhelm

Digitized by Google

der Vierte den Thron seines Vaters bestieg — seines Vaters, von dem er in Allem und Jedem, nach Anlage und Entwicklung, das vollständigste Gegenstück bildete!

Der Leser begreift jetzt, warum wir so lange und scheinbar mit so vieler Vorliebe bei dem Bildniß Friedrich Wilhelms des Dritten verweilt haben: es geschah vorzüglich deshalb, um uns die Schilderung seines Nachfolgers zu erleichtern. Kehrt die Zeichnung um! setzt einen glänzenden Geist statt eines beschränkten, statt einer prosaisch nüchternen Natur eine poetisch phantastische, statt mürrischer Verschlossenheit eine allseitige, fast weibliche Empfänglichkeit, statt eherner Beharrlichkeit die proteischen Wandlungen eines unaufhörlich ringenden, in sich unberechenbaren Charakters —; nehmt einen Künstler statt des Soldaten, einen Schöngeist statt des Pedanten, einen Mystiker statt des Rationalisten, für den kategorischen Imperativ der Kantischen Epoche die geniale Willkür der Romantik —; tauscht, ich wiederhole es! das Gemälde um, Farbe für Farbe und Zug für Zug, und nur einen einzigen laßt stehen, aber diesen auch in grellster Färbung: das Erbtheil des Hauses, den königlichen Eigenwillen des Hohenzollernschen Stammes .... und der Nachfolger Friedrich Wilhelm des Dritten steht vor Euch! —

Absolute Monarchien von der strengen und consequenten Durchführung, wie die Monarchie Friedrich Wilhelms des Dritten, bieten für persönliche Auszeichnung überhaupt nur wenig Raum, außerhalb der Bureaukratie aber gar keinen. — Selbst die Nachbarschaft des Thrones, und ob es die allernächste wäre, gestattet davon keine Ausnahme. Das Geheimniß ist das Wesen des Absolutismus, wie die Oeffentlichkeit der Freiheit. Der Purpur schmückt nicht bloß, er verhüllt zugleich; es giebt Einige im absoluten Staat, die so hoch gestellt sind über die Köpfe der Uebrigen, daß sie überhaupt nicht mehr gesehen werden.

Es darf uns daher auch nicht Wunder nehmen, im Gegentheil, es ist nur vollkommen in der Consequenz der absoluten Monarchie, daß selbst eine so geniale, so merkwürdige Persönlichkeit, wie diejenige des preußischen Thronerben dennoch, so lange der alte König lebte, der großen Masse des Volks in allen wesentlichen Beziehungen so gut wie unbekannt geblieben war. Anekdoten zwar und einzelne

Digitized by Google

charakteristische Aeußerungen cursirten in Menge und hatten dem Prinzen allerdings hie und da eine gewisse Popularität verschafft. Aber theils betrafen sie nur seine Privatansichten in Sachen der Literatur, der Kunst, der Geselligkeit; theils auch, wo sie einen größeren Anlauf nahmen und Gegenstände der Politik, Gegenstände seines künftigen Herrscherberufs berührten, waren sie, der größern Zahl nach, so mythischen Ursprungs und standen unter einander in so mannigfachem Widerspruch, daß es bedenklich, wenn nicht unmöglich war, praktische Folgerungen daran zu knüpfen und sich die Persönlichkeit des jungen Fürsten daraus zurecht zu stellen.

Aber wie wenig sonst, Eines wußte man im Publikum doch; wie gespalten im Uebrigen, in einem Punkte dennoch, instinktartig, trafen alle Meinungen zusammen: und das war eben dies, daß es selten oder niemals einen Sohn gegeben, der so ganz und völlig das Gegenstück seines Vaters. — In der That war diese Verschiedenheit so augenfällig, daß sie nicht wohl übersehen werden konnte. Schon in dem äußern Auftreten Beider, welch ein Gegensatz! Friedrich Wilhelm der Dritte, in seiner Jugend ein Musterbild ernster, männlicher Schönheit, noch im Alter hoch, schlank, soldatisch in Gang und Tracht; klaren, aber strengen Blicks; in Ausdruck und Bewegung knapp, langsam, abgemessen, von fürstlicher Haltung; karg an Worten; eine durchweg imponirende Erscheinung . . . .

Und dagegen der Sohn, im offnen, runden, fast mädchenhaften Antlitz die weichen Züge der Mutter tragend; von behaglicher Fülle, mehr Fleisch als Muskel; nachlässig, bequem in Gang und Haltung; das Auge freundlich, aber blöd; in seinen Bewegungen hastig, unstet; gesellig, mittheilsam, von unversiegbarem Reichthum des Wortes; eine durchweg interessante und anregende Erscheinung . . . .

Und nun gar erst die Verschiedenheit der geistigen Anlage! der Gegensatz in Erziehung und Entwicklung! — Wir haben oben der einsamen, freudlosen Jugend gedacht, welche, an dem üppigen Hofe seines Vaters, Friedrich Wilhelm der Dritte hatte verleben müssen. — Wie ganz anders die Jugend seines Erstgeborenen! Ein Familienleben von so idyllischer Färbung, so rein, so aufrichtig, so innig und durch dies Alles so glücklich, wie es überall selten und auf Thronen vermuthlich niemals wieder gefunden wird, hielt die

Digitized by Google

königlichen Kinder von früh auf in liebevoller Pflege und entwickelte zeitig, mit Vorliebe, in ihnen die Keime jeder zarteren Empfindung. — Es war damals überhaupt in Deutſchland, ganz beſonders in Norddeutſchland, eine gewiſſe (wie wir ſie im Gegenſatz zu der genialen Sentimentalität der ſiebziger Jahre bezeichnen möchten) bürgerliche Empfindſamkeit im Schwange; auch zum preußiſchen Königsthron, mit andern bürgerlichen Gewohnheiten und Tugenden, hatte ſie Zutritt gefunden. Lafontaine, der Verfaſſer jener rührenden Familiengemälde, die noch für unſere Zeit ſprichwörtlich geblieben ſind, war der erklärte Lieblingsſchriftſteller der Königin. — Auch der Mann, dem die Erziehung des jungen Kronprinzen zunächſt anvertraut war, Joh. Friedr. Gottlieb Delbrück (geſtorben 1830 als Geh. Regierungsrath und Superintendent in Zeitz, Erzieher des Kronprinzen in den Jahren 1800 bis 1809), wird als ein Mann geſchildert von außerordentlicher Milde, ja Weichheit des Charakters und großer Innigkeit der Empfindungen; dabei ein klarer Geiſt, von reinſten Sitten, ein trefflicher Schulmann, den aus einer unſcheinbaren Stellung zu dieſem wichtigen Amte berufen zu haben, ebenſo ſehr der hausväterlichen Sorgfalt, wie dem praktiſchen Blick des Königs zum Ruhm gereichte. —

Der vierzehnte October des verhängnißvollen Jahres achtzehnhundertundſechs warf ſeine finſtern Schatten denn freilich auch in dieſe glückliche Umfriedung. Aber für einen aufgeweckten, talentvollen Knaben von raſcher und lebhafter Empfindung, wie der Kronprinz damals bereits war, führte dieſe Kataſtrophe nothwendig auch wieder ſo viel Anregendes mit ſich, eröffnete ſo viel neue Anſchauungen, ſchlug ſo viel neue, weithallende Saiten des Herzens wie des Geiſtes an, daß ſie ihm durch nichts Anderes, und am Wenigſten durch die ungeſtörte Fortdauer jenes idylliſchen Glückes, hätte erſetzt werden können. — Der jähe Wechſel der gewohnten Umgebungen; die Flucht der königlichen Familie bei Nacht und Nebel, quer durchs Land, bis an die äußerſte Grenze dieſer Monarchie, die einſt ſein Erbtheil hatte ſein ſollen und deren letzter Scholle er vielleicht morgen ſchon den Rücken wandte; der beſchränkte, bürgerliche, ja kaum noch bürgerliche Haushalt in Memel und Königsberg mit ſeinen tauſend kleinen, unſcheinbaren und doch nicht unbemerkten Entbehrungen; dies allmälige, traumgleiche Heruntergleiten von der

Digitized by Google

glänzenden Höhe fürstlichen Daseins auf das Niveau allgemeiner menschlicher Existenz und gemeinsamer menschlicher Leiden . . . .

Und dann wieder diese Erzählungen und Gerüchte von verlornen Schlachten, überlieferten Festungen, verrätherischen Freunden, treulosen Dienern, dieser in sich gekehrte, lautlose Gram des Königs, seines Vaters, diese schmerzlich bittern Thränen und bald darauf dieser verklärende Tod seiner königlichen Mutter . . . .

Welche Schule der Erfahrungen für einen heranwachsenden Prinzen! welche Eindrücke in die weiche Seele eines Kindes! welche Bilder für seine Phantasie! welche Stoffe des Nachdenkens, welche Erinnerungen für seine einsamen Stunden! Und wie war es anders möglich, als daß unter dem Einfluß so widersprechender und ungemeiner Erfahrungen auch eine ungemeine und widerspruchsvolle Persönlichkeit sich bildete?!

Es existirt aus dieser Epoche ein höchst merkwürdiges Document: eine Selbstkritik des jungen Prinzen bei Antritt seines vierzehnten Lebensjahres (1808 October 17.) In den ersten Jahren nach der Thronbesteigung des regierenden Königs zuerst von der Schweiz aus veröffentlicht, dann auch in deutschen Zeitungen mehrfach wiederholt, ist seine Aechtheit, so viel wir wissen, niemals abgeleugnet oder auch nur in Zweifel gezogen worden; man wird es also wohl mit gutem Gewissen als geschichtliche Quelle benutzen dürfen. Wir bringen es im Anhang, unter den Actenstücken, die wir dieser Geschichte beifügen, seinem ganzen Inhalte nach zum Abdruck (s. Anhang zum ersten Bande Nr. I.), schon dadurch den Werth andeutend, den wir diesem Document in der That beilegen. Denn wenn es schon unter allen Umständen für den Psychologen von lebhaftem Interesse ist, einen Blick zu werfen in das unbewachte Innere eines heranwachsenden Menschengeistes und in der geheimen Werkstatt der Gedanken aus Jugendhoffnungen, Knabenthorheiten das künftige Wesen des Mannes gleichsam vorauszulesen — um wie viel mehr muß es der Fall sein, wenn dieser Geist ein so eigenthümlicher, diese Zukunft eine so großartige, weltgeschichtliche ist, wie hier! Wir verfolgen mit Aufmerksamkeit die Spuren organischer Entwicklungen, wie sie sich aufbewahrt finden in Thon und Schiefer — und sollten nicht dieselbe Aufmerksamkeit haben für die Spuren eines

Digitized by Google

Geiſtes, die Geneſis eines Charakters, von deſſen Entſchließungen dereinſt abhängen ſollte das Wohl und Wehe von Millionen?!

Und zwar das Erſte, was ſich dem Leſer dieſer Blätter entgegendrängt, iſt die Ueberzeugung, daß er es hier mit einem ungewöhnlich gezeitigten, frühreifen Geiſte zu thun hat: einem Geiſte, der, ſei es natürliche Anlage, ſei es Einfluß und vielleicht ſogar Anleitung ſeiner Umgebungen, ſich frühzeitig daran gewöhnt hat, über ſich ſelbſt nachzudenken und ſein eigenes Innere zur Selbſtbetrachtung, Selbſtbeſpiegelung zurechtzulegen. Es bedarf wohl nicht erſt der Hinweiſung, wie auch dieſer Trieb kein einzelner, bloß ſubjectiver, vielmehr ein allgemeiner und charakteriſtiſcher Zug des Jahrhunderts iſt — des Jahrhunderts der Romantik, die bekanntlich an Selbſtbeſchauungen, Selbſtprüfungen ſich recht eigentlich heranbildete.

Ferner aber erkennt man ſogleich, daß dieſer Geiſt, bei allem Reichthum und aller geſchmackvollen Bildung, doch ein ſich ſelbſt geſpaltener, uneiniger iſt. Wir wenigſtens meinen in dieſem Selbſtbekenntniß, ja wenn man es für weiter gar nichts gelten laſſen will: dieſer ſtyliſtiſchen Uebung des dreizehnjährigen Prinzen deutlich bereits jene beiden Elemente zu erkennen, die auch in der ganzen ſpäteren Entwicklung Friedrich Wilhelms des Vierten immer und immer wieder hervortreten und ſein wie ſeines Landes Schickſal ſo weſentlich beſtimmt haben: — nämlich neben dem eifrigen, faſt eigenſinnigen Beſtreben, die Dinge um ſich her ſyſtematiſch, verſtandesmäßig zu begreifen, eine unbezähmbare Lebhaftigkeit der unmittelbaren Empfindung, eine gewiſſe phantaſtiſch ſentimentale Ueberſchwänglichkeit, welche jene ſtrengen logiſchen Bemühungen fortwährend kreuzt und, mitten hinein in jene ſyſtematiſchen Schlüſſe und Folgerungen, unverſehens in einzelnen epigrammatiſchen oder ſententiöſen Wendungen explodirt — Wendungen, die zum Theil überaus prächtig ins Ohr fallen, im Munde eines dreizehnjährigen Kindes aber, wie gereift wir es uns denken mögen, immerhin etwas Fremdartiges haben.

Doch wie geſagt, dieſer Eindruck iſt möglicherweiſe nur ein perſönlicher und wird alsdann auf Andere anders ſein. Dagegen, was für Jedermann deutlich zu Tage liegt, ſo deutlich, daß eine Verſchiedenheit der Meinungen darüber gar nicht ſtatthaben kann,

Digitized by Google

das ist die vorwiegend aesthetische, die künstlerische Begabung des jungen Autors. — Es ist dies, wie der unverkennbarste, so auch der wichtigste Zug in diesem interessanten Charakterbilde: nämlich weil es der ursprünglichste, der (wenn wir so sagen dürfen) zuverlässigste, stichhaltigste ist. — Die Macht des Beispiels, der Einfluß der Erziehung ist zu allen Zeiten außerordentlich gewesen, in einem Zeitalter aber, wie das unsere, das fast nur noch ein Auszug der Vergangenheit ist, und in einer Sphäre der Gesellschaft, die überhaupt keine andere Grundlage hat als die Tradition, ist er geradezu unberechenbar. — Alles, in unsern Tagen, wird gelehrt und gelernt; nicht bloß einzelne Grundsätze und Ansichten, nein, auch ganze Denk-, ganze Empfindungsweisen werden überliefert und nachgeahmt; es ist unmöglich zu sagen, wo in einem modernen Charakter die Nachahmung aufhört und die Natur beginnt. — Auch jene prinzlichen Reflexionen und Sentenzen, die wir soeben beleuchtet — es kann sein, daß sie lange den psychologischen Werth nicht haben, den wir ihnen beigelegt; es kann sein, daß sie, statt charakteristische Kundgebungen einer eigenthümlichen geistigen Anlage, zum guten Theil nur nachgesprochene Worte, ja vielleicht nur Wiederholungen der Lehrstunde sind. — Aber wohlan: dieser poetische Hauch zum Wenigsten, der jene ganze Darstellung durchdringt, diese reiche und leichtbewegliche Phantasie, welche sie belebt, vor Allem diese Meisterschaft des Ausdrucks, diese so gewandte, reine, wohltönende und doch so eigenthümliche, so individuelle Sprache — dieses zum Wenigsten läßt sich nicht nachahmen und erlernen, auch durch keine fürstliche Erziehung! dieses zum Wenigsten ist unverfälschte Mitgift der Natur, ursprüngliches, angeborenes Eigenthum — das Eigenthum einer Künstlerseele!

Einer Künstlerseele . . .! Es ist etwas Köstliches, ohne Zweifel, um diese Lieblinge der Schöpfung, diese weichen, zartgebauten Seelen, in deren melodischen Saiten alle Lust und alles Leid des Lebens verdoppelt, dreifach wiedertönt! etwas Köstliches um diese leidenschaftlich ruhelosen Geister, die, mit ausgespannten Fittigen, schweben zwischen Erd' und Himmel, von keinem Maß gehalten, keinem Gesetz gehorsam, als allein ihrer eigenen dämonischen Natur! um diese Gemüther, so durchsichtig, so bildsam, so geschmeidig und doch wieder so unergründlich, so starr, so traumversunken! etwas

Digitized by Google

Köſtliches um dieſe Ueberfülle des Lebens, dieſe ganze Welt von Widerſprüchen und Räthſeln, die zuſammengehäuft liegt in einer Künſtlerſeele . . . !

Nur daß Lieblingskinder allemal auch etwas verzogen ſind. Wo viel Licht, iſt auch viel Schatten; Niemand darf ungeſtraft unter Palmen wandeln: und die Kunſt iſt eine ſolche Palme, die mit heißem, ſchwelgeriſchem Duft die klaren Sinne überwältigt. — Geht die Geſchichte aller Künſtler durch, ſo viel ihrer gelebt: das größte, weſentlichſte Kunſtwerk, zu dem Alle gleichmäßig berufen ſind, das Leben ſelbſt, iſt zu allen Zeiten Niemand weniger gelungen als ihnen; nirgend findet Ihr ſo viel verfehlte Exiſtenzen, ſo viel verkümmerte Hoffnungen, ſo viel gebrochene Herzen, als unter dieſem hochbegabten, dieſem bevorzugten Geſchlecht der Künſtler. Anwohner des Olymps, Gaſtfreunde der Götter, ſind ſie Fremdlinge auf Erden; gewöhnt, ſich behaglich zu ſchaukeln in dem leichten, widerſtandloſen Aether der Idee, ſind ſie der Wirklichkeit gegenüber unduldſam, launiſch, eigenſinnig, unſtet, ungeſchickt . . . .

Und nun über dieſes gährende Chaos einer Künſtlerſeele gar erſt den Purpur des Königthums gebreitet! an den unbändigen Flug dieſer Phantaſie gar erſt das Schickſal eines Reiches geknüpft! zum Künſtler nun gar erſt ein Prinz, geſtellt auf die höchſte Höhe der Wirklichkeit, ein Fürſt, berufen zu der äußerſten Bethätigung menſchlicher Praxis, zum Herrſchen . . .

O in der That, es wird uns bange um dieſen fürſtlichen Knaben mit der weichen, dichteriſchen Seele! dieſer Reichthum künſtleriſchen Talentes, mit dem die Natur ihn ausgeſtattet, wir fürchten ſehr, es iſt der hungernde Reichthum des Midas und wird verhängnißvoll für ihn und ſein Volk! Zwiſchen Künſtler und König, Dichter und Staatsmann liegt eine Kluft — eine Kluft der Talente, der Neigungen, der Bedürfniſſe — welche nicht ausgefüllt werden kann; der ernſte, praktiſche, aufopfernde Beruf eines Regenten, mit ſeiner ſtrengen Pflichterfüllung, ſeinen unausgeſetzten Sorgen, ſeiner raſtloſen Thätigkeit, iſt unvereinbar mit dem ſchönen Müßiggang, den lieblichen Täuſchungen, der reizenden Selbſtſucht eines Künſtlerlebens. Wer in dieſem Falle wird ſiegen? Und angenommen daß Reflexion, Erziehung, Einſicht in das Nothwendige die angeborene Natur endlich wirklich überwältigen und daß der Künſtler

Digitized by Google

geopfert wird für den König — wird dieſes Opfer nicht immer ein höchſt gewaltſames, höchſt ſchmerzliches ſein? wird nicht eine Narbe davon zurückbleiben in der Seele, die ſelbſt durch die Falten des Purpurs hindurchbrennen wird?! — Das höchſte Glück, das einem Sterblichen zu Theil werden kann, iſt dasjenige, was die Natur in ihn gelegt, wozu ſie ihn beſtimmt hat, rein und frei, in ungehinderter Entfaltung, aus ſich herauszuleben; während umgekehrt das traurigſte Loos von allen darin beſteht, dem Willen der Natur zuwider, ſtets ein Anderer ſein zu müſſen, als man eigentlich iſt.

Und wie denn nun hier? Ein erſticktes Talent, wird es darum weniger zu beklagen ſein, weil es erſtickt iſt unter der glänzenden Wucht einer Krone? Eine verkümmerte Exiſtenz, wird ſie darum weniger ſchmerzlich ſein, weil ſie verkümmert iſt unter der brennenden Sonne der Majeſtät?

Ja und wird die Natur ſich überhaupt ſo ganz bewältigen laſſen? Werden, o werden nicht Augenblicke kommen, wo ſie gewaltſam wieder in ihre Rechte tritt und der Künſtler, in verwegenen Sprüngen, die gemeſſenen Bahnen des Königs kreuzt? Dieſe lebhafte Phantaſie, entartet und verwildert in der Oede eines fremdartigen Lebens, wird ſie nicht auf Augenblicke die Majeſtät des Königs überraſchen und ſich, zu gefährlichem Spiel, eines Scepters bemächtigen, das nur von dem beſonnenen Ernſt, der gewiſſenhaften Einſicht des Königs geführt werden darf? Ermüdet von der Arbeit des Herrſchens, erſchöpft, verſtimmt, gelangweilt von der ſpröden Wirklichkeit, wird er ſie nicht wieder in ſich aufſteigen fühlen, werden ſie ſich nicht zu ihm ſetzen auf das Polſter ſeines Thrones, ihn begleiten in den Rath ſeiner Miniſter, ſein Ohr gefangen nehmen, ſeine Blicke trüben, jene phantaſtiſchen Träume, jene Täuſchungen und Irrthümer, jene Grillen und Launen des Künſtlerlebens? Dieſe Herrſchaft der Sprache ſelbſt, dieſe leichtſtrömende, glanzvolle Beredſamkeit, die den fürſtlichen Scholaren auszeichnet — wird ſie nicht gefährlich werden in einer Stellung, deren Erhabenheit nur eine einzige Sprache verträgt, die Sprache der That?

Und wird endlich, bei ſo vielen Widerſprüchen und innern Kämpfen, nicht der ganze Charakter Schwankungen und Kriſen unterworfen ſein, die zuletzt, in nothwendiger Steigerung, auch die Grundfeſten des Reiches ſelbſt erſchüttern müſſen?!

Digitized by Google

Darum noch einmal: es iſt uns bange um dieſen Prinzen, wir fühlen Mitleid mit dieſem Kinde, ſo ſtrahlend von Talenten, ſo überſchüttet mit Knospen des Genius. Der Neid der Götter iſt unverſöhnlich; etwas weniger in dieſem Falle wäre mehr —: Eiſen ſtatt Gold, Proſa für Poeſie — es wäre beſſer für ihn und ſein Volk, ſein zukünftiges! —

Einſtweilen jedoch war es gerade dieſes künſtleriſche Element, was in der ferneren Erziehung des Prinzen am Meiſten gepflegt und ausgebildet ward. Das Schickſal ſelbſt ſchien es ſo beſchloſſen zu haben. Die Ereigniſſe von dreizehn und vierzehn — Ereigniſſe, welche auf das Gemüth des jungen Fürſten ohnedies ſchon den ungeheuerſten Eindruck gemacht haben mußten — führten ihn nach Paris. Man erinnert ſich, welche unvergleichliche Schule der Kunſt damals in Paris eröffnet war. Noch niemals auf einem Fleck der Erde, ſelbſt Athen und Rom nicht ausgenommen, waren ſo viel Schätze der Kunſt bei einander geweſen; alle Muſeen Europa's hatten ihre Kleinodien hergeben müſſen, das eine Muſeum des Louvre auszuſtatten. — Der Kronprinz, mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit ſeiner Natur, ſchwelgte in dieſen Schätzen; zu jung, um Antheil zu nehmen an den wichtigen, den weltgeſchichtlichen Entſcheidungen, welche damals in Paris getroffen wurden, zu geiſtreich, zu edelgeartet, um mitzuſchwimmen in dem breiten Strom geſelliger Zerſtreuungen, widmete er ſeine ganze Zeit dieſen Kunſtwerken — Kunſtwerken, die es werth ſind, daß man ihnen ein ganzes Leben widme, vorausgeſetzt, daß man nicht Erbe eines Reiches iſt. —

Neben der Kunſt beſchäftigte den Prinzen, ſeinem hohen Berufe gemäß, vornämlich das Studium der Geſchichte und der Staatswiſſenſchaften. In der Geſchichte hatte er Niebuhr zum Lehrer; Politik und Jurisprudenz lehrten ihn Ancillon, derſelbe, der ſpäterhin, als Miniſter des Auswärtigen, in einer höchſt kritiſchen Epoche (1831—34) die Stellung Preußens entſcheiden half, und Herr von Savigny: drei Männer alſo, die unbeſtritten zu den Erſten ihrer Wiſſenſchaft gehörten, die aber ſeltſamer Weiſe, bei aller ſonſtigen Verſchiedenheit des Talentes ſowohl wie der Geſinnung, in Einem Punkte zuſammentrafen: darin nämlich, daß ſie alle drei doctrinaire Naturen waren und alle drei nur geringen Glauben hatten an das gegenwärtige Geſchlecht, ja vielleicht an die Menſchen

Digitized by Google

überhaupt. — Auch Philosophie wurde getrieben, ernsthafter, anhaltender als Prinzen sie zu treiben pflegen, ebenfalls unter Ancillon's Leitung. Ancillon war bekanntlich, wie in der Politik, so auch in der Philosophie, was man einen Eklektiker nennt: und so sollte durch eine verhängnißvolle Schicksalsfügung dem jungen strebsamen Fürsten gerade dasjenige versagt bleiben, was seiner reichen, überströmenden Natur doch eben am Nöthigsten gewesen wäre und was möglicher Weise dem ganzen Charakter eine andere Wendung gegeben hätte: die ernste Schule systematischen Denkens, die strenge Zucht eines abgeschlossenen philosophischen Systems. —

Unter dieser sorgsamen Pflege nun, bei so reicher und anregender Nahrung, entwickelten die vortrefflichen Anlagen des Prinzen sich in wahrhaft überraschender Fülle. Nie hatte es einen lernbegierigeren, nie einen unermüdlichern Schüler gegeben; der Lebhaftigkeit seiner Auffassung kam nur die Treue seines Gedächtnisses gleich, das ihm eine Masse der verschiedenartigsten Kenntnisse, Erinnerungen, Notizen zu augenblicklicher Anwendung bereit hielt. Man merkte wohl: hier handelte es sich um mehr, als nur um jenen Flitter der Bildung, mit dem große Herren sich sonst zu begnügen pflegen, dies war keine jener noblen Passionen, welche, in Ermangelung anderer Gegenstände, sich, pour rarité du fait, wohl auch einmal auf die Wissenschaften wirft: dies war der natürliche Drang eines in sich ringenden, ungestümen Geistes, der in edlem Heißhunger alle Früchte der Erkenntniß brechen, an allen Quellen der Bildung trinken will. — Man muß, um sich das Bild des Prinzen aus dieser Epoche zu vergegenwärtigen, einige Stellen in den nachgelassenen Briefen Niebuhrs zu Hilfe nehmen: eines Mannes also, der, was man sonst an ihm aussetzen möge, doch vor Einem wenigstens auf Millionen Meilen gesichert ist: vor dem Verdacht, ein Schmeichler gewesen zu sein — und der dennoch kaum Worte finden kann, die geistige Regsamkeit des damaligen Kronprinzen, die Gediegenheit und Fülle seiner Bildung, den edlen, reinen Schwung seines Herzens genügend auszudrücken. — Und Niebuhr stand mit diesem Urtheil nicht allein: kaum den Jünglingsjahren entwachsen, galt der Kronprinz allgemein schon als einer der interessantesten und geistreichsten Männer seiner Zeit; seine Unterhaltung war die glänzendste, sein Geschmack der feinste, seine Kenntniß die ausgebreitetste,

Digitized by Google

Nur eine Wiſſenſchaft gab es, welche der Eigenthümlichkeit des Prinzen niemals hatte beſonders zuſagen wollen — und das gerade die eigentliche Erb- und Familienwiſſenſchaft des preußiſchen Königsſtammes: die militairiſchen Wiſſenſchaften. Sprößling des kriegeriſcheſten Fürſtenhauſes in Europa, Mitglied eines Hofes, der ſeit Jahrhunderten keinen anderen Glanz kannte, als den Glanz der Waffen, fand der Kronprinz nur geringen Geſchmack an einer Beſchäftigung, die man gewohnt war, als den Lebensberuf preußiſcher Prinzen zu betrachten, und die in der That, ſeit Menſchenaltern, für die Mehrzahl von ihnen jede andere Bildung und jedes andere Studium erſetzt hatte. Selbſt ſo ausgezeichnete, ſo geiſtreiche Lehrer, wie Scharnhorſt und Kneſebeck, ſelbſt ſo gewaltige praktiſche Beiſpiele, wie die Feldzüge von dreizehn bis funfzehn, denen er perſönlich beigewohnt, hatten ihm kein beſonders lebhaftes Intereſſe dafür einflößen können.

Und was dieſen nicht gelungen, das natürlich vermochte der Paradeplatz zu Potsdam erſt recht nicht. Jene Freuden der Korporälſchaft, jene pedantiſchen Vergnügungen des kleinen Dienſtes, die nur dem Eingeweihten verſtändlich ſind und die in den Augen ſeines königlichen Vaters weit über jedem andern Vergnügen ſtanden . . . . dem Prinzen fehlte es nicht an Empfänglichkeit, gewiß nicht: aber für dieſe Genüſſe hatte er kein Organ; er entzog ſich ihnen, wo er konnte — und wo er es nicht konnte, nun gut, da an dem unwillkommenen Zwang rächte er ſich entweder durch gefliſſentliche Nachläſſigkeit oder durch ein raſches Witzwort, das die Lacher auf ſeine Seite brachte. —

Damit ſind wir bei einer Frage angelangt, welche gewiß die Mehrzahl unſerer Leſer ſchon bei ſich ſelber aufgeworfen, die Frage nämlich: wie ein junger Mann, ein Prinz, ſo geiſtreich, ſo phantaſtiſch, ſo ungewöhnlich in allen Dingen, ſich in Einklang ſetzen konnte mit einer Umgebung, ſo nüchtern, ſo gewöhnlich, ſo pedantiſch regelmäßig, wie der Hof Friedrich Wilhelms des Dritten? und wie Zerwürfniſſe und Mißverſtändniſſe der mannigfachſten Art ausbleiben konnten zwiſchen einem ſolchen Vater und einem ſolchen Sohne?

Nun allerdings, ſie blieben auch nicht aus. — — Daß ſie keine tiefere Wurzel faßten und niemals öffentlichen Anſtoß gaben,

Digitized by Google

dafür sorgte theils die angeborne Gutmüthigkeit Beider, theils und hauptsächlich der alte aufrichtige Familiensinn, in welchem Friedrich Wilhelm der Dritte seine Kinder erzogen hatte und kraft dessen sie, in allen entscheidenden Fällen, sich der Autorität des Vaters, als etwas schlechthin Heiligem, Verehrungswürdigem, unweigerlich unterwarfen.

Und wenn bei alledem ja noch ein Bruch übrig blieb, wenn die Langeweile dieses Hoflebens doch gar zu drückend, das ewige Einerlei dieser Paraden doch gar zu ermüdend wurde, wenn diese Höflinge doch gar zu nichtig, diese Diplomaten allzu beschränkt, diese alten Generale allzu ledern waren . . . aber wozu hatte die Natur ihm denn diesen scharfen Blick verliehen für die kleinen Abgeschmacktheiten des Lebens? wozu hatte sie ihm diese scharfe Schneide des Wortes, dieses glänzende Schwert des Witzes mitgegeben? — Der Witz ist die wahre Waffe des Rückzugs; es ist die Ueberlegenheit, die sich resignirt. — Nicht lange, und der Kronprinz von Preußen war der erklärte Witzbold des Hofes — ja, was sag' ich des Hofes? des ganzen preußischen Volkes, dem überhaupt, seinem größeren Theile nach, eine gewisse nationale Vorliebe für den Witz beiwohnt und in dessen patriotischen Traditionen daher auch die Anekdoten seiner Könige von jeher eine so bedeutende Rolle gespielt haben. Das Volk fühlte sich aufs Aeußerste befriedigt, bei seinem künftigen Herrscher einen so ächt nationalen Zug zu finden. Es vergrößerte ihn sogar noch geflissentlich; es häufte in einer wunderlichen Art von Devotion auf den Namen seines Kronprinzen alle witzigen Einfälle, alle lustigen Streiche, die irgend verlauteten, es machte ihn zum mystischen Träger aller Anekdoten auf zehn Meilen in der Runde. Es fiel ihm nicht ein, diesem so neugierigen, so leichtgläubigen, so eitlen Volke, daß, nach der Behauptung Einiger, Witz vielmehr ein Aussatz des Geistes ist; es kam ihm nicht in den Sinn, daß, wer viel Witze macht, nothwendig viel Zeit dazu haben muß, und daß ein Mensch, der sich gewöhnt, alle Empfindungen seines Herzens, Haß, Zorn, Groll, Liebe, in einem bloßen Witzwort zu ersticken, daß der auf dem besten Wege ist, die Wahrheit dieser Empfindungen selbst zu verlernen . . . .

Allein wenn auf diese Weise auch die äußern Conflikte theils abgeleitet, theils wenigstens gemildert wurden, so blieben dagegen

Digitized by Google

andere, gefährlichere, vor denen ihn weder die Pietät ſeiner Kindesliebe, noch auch die glänzende Schärfe ſeines Witzes zu ſichern vermochten: jene innern, meinen wir, jene Zerwürfniſſe mit ſich ſelbſt, jene Kämpfe und Kriſen, welche gleich Felsblöcken ausgeſtreut liegen auf dem Entwicklungsgange jeder höher gearteten Natur, um entweder ihre Kraft daran zu ſtärken oder ihre Schwäche zu enthüllen — In der Fülle jugendlicher Kraft, ausgezeichnet durch Talent und Kenntniſſe, mit einem gleich lebhaften Bewußtſein ſeiner hohen Stellung ſowohl, wie ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit, ſah der Prinz ſich bei alledem verurtheilt zu jenem prahleriſchem Müſſiggange, jener prunkvollen Machtloſigkeit, welche das Schickſal allen Thronerben in die Wiege legt, als Buße gleichſam für den Vorzug ihrer Geburt und den Glanz der Zukunft, welche ſie erwartet. —

Nicht zwar, als wäre der Kronprinz von Preußen von den öffentlichen Geſchäften gefliſſentlich ausgeſchloſſen geweſen: wir werden ſogleich noch davon ſprechen. Aber was wir ſchon oben andeuteten: die bureaukratiſche Ordnung dieſes Staates, wo in vorgeſchriebener Reihe Rad in Rad und Stift in Stift eingriff, hatte für eine ſo ſelbſtändige, ſo eigenthümliche Natur, wie ſie ſich hier zu entwickeln ſtrebte, keinen Raum; der untergeordnete mechaniſche Dienſt, zu dem er hier allein angewandt werden konnte und der gerade ſeine glänzendſten, ſeine edelſten Eigenſchaften unbenutzt ließ, konnte den Prinzen wohl äußerlich beſchäftigen, aber niemals innerlich befriedigen.

Die Folge war, die ſie ſein mußte. Reichthum, dem die richtige Anwendung fehlt, macht zum Verſchwender; ein Baum, dem es verwehrt iſt, ſich frei nach oben zu entfalten und die Frucht zu tragen, welche die Natur in ihn gelegt hat, artet aus. — Der Kronprinz fing an, Experimente anzuſtellen mit ſich ſelbſt; in ſeltſamen Problemen und Verſuchen, in Uebertreibungen, Launen und Wunderlichkeiten vergeudete er eine Kraft, der die Gelegenheit verſagt war, ſich auf würdigere Weiſe zu bethätigen.

Ein ſolches Experiment, ohne Zweifel, war es, wenn der Prinz zu Zeiten ſeine Gewohnheiten und Neigungen völlig auszutauſchen ſchien, wenn der Zögling der Muſen, der ſinnige, feingebildete Kunſtfreund ſich plötzlich den profanſten, den alltäglichſten Vergnügungen in die Arme ſtürzte, ſo auswahllos, ſo ohne Rückhalt,

Digitized by Google

als hätte er nie etwas Höheres gekannt und es gäbe nichts in ihm, das hinausreichte über dieſe ſchäumenden Becher, dieſe rollenden Würfel, dieſe wüſten Scherze der Zechgenoſſen . . . .

Zu andern Zeiten hätte es wieder ſchwer halten ſollen, einen fleißigern Arbeiter, einen regelmäßigern Geſchäftsmann zu finden als ihn. Mit pedantiſcher Genauigkeit unterzog er ſich den einförmigſten und trockenſten Unterſuchungen; ganze Tage konnte er über den Büchern ſitzen, Stunden lang ſich Bericht erſtatten laſſen über die minutiöſeſten Angelegenheiten der Verwaltung, mit einer Aufmerkſamkeit, ſo peinlich, ſo vorſichtig, ſo unermüdlich in Einwürfen, Fragen, Bedenklichkeiten, daß es dem beſtürzten Referenten nicht ſelten den Schweiß auf die Stirne trieb — wie? das ſoll ein Genie ſein, ein Lebemann? Ei ja doch: ein Pedant, ein Actenmenſch . . .

Mitunter auch, in völligem Widerſpruch mit ſeiner ſonſtigen Gewohnheit, ſchien er von einer plötzlichen militairiſchen Leidenſchaft erfaßt zu werden. Es gab Tage, wo er kaum vom Pferde kam; der Lärm des Revueplatzes, dieſes Schmettern der Feldmuſik, dieſes Klirren der Waffen, dieſer vielfache Hall der Commandorufe, dieſe ganze glänzende Nachbildung kriegeriſchen Lebens, ſchien ihn in eine Aufregung, eine Art Trunkenheit zu verſetzen, ähnlich derjenigen, die das Geräuſch der Jagd auf den Jäger zu üben pflegt; er commandirte, exercirte, manövrirte in ſolchen Stimmungen — ſein Vater ſelbſt hätte es ſich nicht beſſer wünſchen können! — Es war noch lange hinterdrein eine Hauptgeſchichte der Berliner, wie eines Tages, bei einem jener großen Manöver, die Friedrich Wilhelm der Dritte ſo ſehr liebte und bei denen er ſeine ſonſtige weiſe Sparſamkeit ſo gern vergaß, der Kronprinz, hingeriſſen von kriegeriſchem Enthuſiasmus, das Scheingefecht bis mitten in die Straßen der Hauptſtadt fortgeſetzt hatte, unbekümmert um die Verwirrung, die er dadurch hervorbrachte, und die Hunderte von Fenſterſcheiben, die von dieſen Kanonenſalven, in Mitte der Straßen, zerplatzten. . . . .

Und dann wieder traten Epochen dazwiſchen, lange, friedliche Epochen! wo er die Verhältniſſe ſeines äußern Lebens völlig vergeſſen zu haben ſchien; wo er im Umgang mit Bildhauern, Malern, Dichtern, allen Sorgen ſeines Standes den Rücken zugewendet hatte; wo er über den Entwurf einer Zeichnung, den Riß eines Gebäudes, die Schönheit eines Gedichtes verhandeln konnte mit einer

Digitized by Google

Behaglichkeit, einer Hingebung, einem Ernſt, als wäre dies, nur dies die Beſtimmung ſeines Lebens und es gäbe keine Krone, die ihm entgegenſchimmerte, verhängnißvoll, aus der Ferne . . .

Es unterlag keinem Zweifel: der Prinz wurde hin- und hergeworfen von etwas, er ſuchte ſich zu retten vor etwas — was war es?!

Und wenn nun ſeit einiger Zeit das Gerücht auftauchte, der Kronprinz ſei (wie die Leute es nannten) fromm geworden; wenn, wie verlautete, dieſes reiche Wiſſen, dieſer ſcharfe Verſtand, dieſer verwegene Witz ſeit einiger Zeit Miene machte, ſich in die Nebel der Myſtik zu verſenken: wenn dieſer geiſtreichſte aller Geſellſchafter, dieſer königliche Spötter, erlauchte Witzbold erblickt wurde ſeit einiger Zeit in der düſtern, herz- und geiſtbeklemmenden Umgebung chriſtlicher Kopfhänger und Frömmler — war auch das vielleicht nur ein Experiment?

Oder war es mehr?! war es ein letzter, inſtinktmäßiger Verſuch ſeiner Natur, den Schwerpunkt zu finden, der ihm fehlte? war es der Strohhalm, an den dieſe Seele, ſo unſtet, ſo hin- und hergeſchaukelt von ihrer eigenen Unruh, ſich klammerte als an ihren letzten Anker? — Solche Uebergänge ſind an ſich nichts Seltenes: am Wenigſten aber waren ſie es zu jener Zeit. War doch eben erſt ein ganzes Geſchlecht, eine ganze Generation vorzüglicher und ausgezeichneter Geiſter dieſen ſelben Weg gewandelt; hatte doch eben erſt eine ganze glänzende Epoche unſerer Bildung denſelben Schiffbruch gelitten; war doch in dieſem Augenblick erſt die Sonne der Romantik, ſo ſtrahlend, ſo glorreich in ihrem Aufgang, ſo leuchtend von edelſtem Feuer des Genius, untergegangen in denſelben trüben Dämmerungen. — War dieſe Epoche vielleicht noch nicht vorüber? ſollte ſie ſich, überlebt in Literatur und Kunſt, noch einmal wiederholen in einer andern, wichtigeren Sphäre, der Sphäre der Politik, des praktiſchen, des Völkerlebens? und nachdem ſie ſo viel literariſche Talente vernichtet, uns um ſo viel Hoffnungen der Wiſſenſchaft und Kunſt betrogen, ſollte ſie jetzt noch den Erben einer Krone, den geiſt-, den hoffnungsreichſten unter den Thronfolgern Europa's — und mit ihm die Zukunft eines großen, blühenden Reiches, eines edlen, großen Volkes zum Opfer haben?!

Digitized by Google

Sind wir recht unterrichtet, so war es um eben diese Zeit und in dieser kritischen Gemüthsverfassung, daß der Kronprinz die Schriften des Herrn von Haller in die Hand bekam: jene „Restauration der Staatswissenschaft" meinen wir, in der alle Mittel der Gelehrsamkeit und der Bildung aufgeboten werden, Unwissenheit und Bildungslosigkeit als die wahre Bestimmung des menschlichen Geschlechtes nachzuweisen, ja in der die Religion der Liebe und der Freiheit selbst gemißbraucht wird, eine Politik der Knechtschaft und des Hasses daraus herzuleiten. — Gleichwohl auf eine Persönlichkeit, wie die eben geschilderte, und in einer Stimmung des Gemüthes, wie diejenige, in welcher der Kronprinz von Preußen sich damals befand, konnte das Werk des Herrn von Haller eines mächtigen Eindrucks nicht verfehlen. Seine Gelehrsamkeit imponirte ihm, der unläugbare Scharfsinn, mit welchem hier die Schwächen der vulgären Systeme aufgedeckt wurden, ergötzte, seine Absonderlichkeiten und Ausschweifungen unterhielten ihn; hier war keine trockene Staatsweisheit, hier war zugleich Gemüth, Herz, Empfindung. Der Schein von Naturwüchsigkeit und ursprünglich organischer Entwickelung, mit welcher das Gebäude des Herrn von Haller sich umgiebt, — das abstrakteste und unwahrste in der That, welches ein menschlicher Verstand jemals erdacht: denn es abstrahirt von Allem, was in der menschlichen Natur gut, wahr, edel ist und setzt an die Stelle des freien, gebildeten Menschen ein armselig bewußtloses Geschöpf der Scholle —! täuschte den Prinzen: täuschte ihn um so leichter, je verhaßter ihm dieser bureaukratische Schematismus war, der ihn umgab, und je mehr seine Seele, in edlem Drang, sich heraus sehnte aus dem unerbittlich eintönigen Klappern dieser Staatsmaschine in die freie Luft, die grünen Wälder der Geschichte. — Auch den künstlerischen Neigungen des Prinzen schmeichelte die Hallersche Staatsweisheit. Dieselben waren, eine nothwendige und natürliche Consequenz seiner gesammten Richtung, hauptsächlich dem Mittelalter zugewandt. Schon im Jahre 1824 hatte der Kronprinz ein bedeutendes mittelalterliches Bauwerk, die Marienburg in Preußen, auf seine Kosten ausbauen und herstellen lassen; alle Künstler, die sich die Darstellung, alle Vereine, die sich die Sammlung und Erhaltung mittelalterlicher Kunstwerke zur Aufgabe gestellt hatten, fanden an dem Prinzen jederzeit einen theilnehmenden und freigebigen Be-

Digitized by Google

ſchützer. — Und dies geliebte Mittelalter nun, in ſeiner ehrwürdigen Pracht, ſeiner ahnungsreichen Erhabenheit, Herr von Haller zeigte den Weg, wie es auch politiſch wiederherzuſtellen war; nicht bloß der Schwärmerei des Poeten, des Künſtlers, nein, auch dem nüchternen Verſtande des Staatsmannes ſollte das Mittelalter ſich fortan als eine verſunkene Atlantis darſtellen, eine Zeit, nicht blos ſchöner, nicht blos poetiſcher, nein, auch gerechter, auch freier, als die armſelige, kleine Gegenwart! — Am Meiſten aber von Allem wirkte auf die erregte Seele des Prinzen jener theologiſch myſtiſche Nimbus, mit dem die Staatswiſſenſchaft des Herrn von Haller ſich umkleidete. Dies war nicht blos ein politiſches, es war zugleich ein religiöſes Syſtem. Dieſer Staat, gebaut nach dem Grundriß eines himmliſchen Jeruſalem, geſtützt — nicht auf die Tugenden des praktiſchen Lebens, Selbſtändigkeit, Thatkraft, Manneswürde, nein, auf jene ſanfteren, jene demüthigen Begleiter der Frömmigkeit, auf die Tugend des Gehorſams, der Hingebung, der Entſagung — dieſe Krone, die zugleich Prieſterbinde, dieſes Königthum, nicht auf Menſchenſatzungen begründet, nicht durch menſchliche Geſetze, um des menſchlichen Nutzens willen befeſtigt und eingerichtet, nein, ein Sacrament, ein Heiligthum, ein unmittelbarer Ausfluß des Göttlichen ſelbſt, hochragend in den Himmel, eine ewige, leibhaftige Statthalterſchaft Gottes — mit Einem Worte: die ganze Majeſtät und Pracht mittelalterlichen Papſtthums übertragen und ausgegoſſen über die Könige dieſer modernen, unruhigen, ungläubigen Welt — welche Stoffe für den grübelnden Verſtand, welche Bilder für die glühende Phantaſie dieſes Prinzen! — Kein Buch von den unzähligen, welche die Wißbegier des Prinzen zu verſchlingen pflegte und deren Inhalt aufgeſpeichert lag in ſeinem unerſchöpflichen Gedächtniß, beſchäftigte ihn ſo lange; zu keinem kehrte er ſo oft, ſo nachdenklich zurück. In der Fluth dieſes ruheloſen Herzens, Eines jetzt ſtand ſicher und feſt gleich einem Fels; Einen Mittelpunkt jetzt gab es, in dem die labyrinthiſchen Windungen dieſes unſteten Geiſtes zuſammenliefen; Eines, bei deſſen bloßem Klange ſchon alle Pulſe dieſes edlen und ſchwärmeriſchen Herzens höher, ſtolzer klopften; Eines, in dem Himmel und Erde, Dieſſeit und Jenſeit ſich verſöhnten und verwirklichten: das Königthum des Herrn von Haller, das geheimnißvolle, unausſprechliche, das Königthum von Gottes Gnaden! — —

Digitized by Google

Für das Verhältniß zur Nation inzwischen waren diese verschiedenen Experimente und Uebergänge nicht eben die ersprießlichsten gewesen. Das Bild hatte sich allzuhäufig verändert; wer vermochte diese ewig wechselnden Umrisse festzuhalten? — Das Publikum wußte nicht recht, woran es war; es befand sich über den Kronprinzen — nicht blos im Dunkeln: dies hätte sich noch am Ersten tragen lassen und wäre nur vollkommen in der Consequenz der absoluten Monarchie gewesen — aber nein, es befand sich in Betreff seiner in Widersprüchen, es liefen über ihn Gerüchte, es cursirten Aeußerungen von ihm, so abweichender, so entgegengesetzter Natur, daß es unmöglich war, sich darin zurecht zu finden und eine Anschauung von dem Charakter des Kronprinzen — oder was dasselbe war, von der möglichen, der wahrscheinlichen Zukunft des Landes zu gewinnen. — Der Kronprinz, behaupteten Einige, ist stolz, er bevorzugt den Edelmann auf Kosten des Bürgers . . . gebt Acht, wenn der zur Regierung kommt, da wird die Junkerwirthschaft erst recht angehn! — Gerade umgekehrt, riefen Andere, der Bürger hat keinen wärmeren Freund als den Kronprinzen, er haßt den Adel, wie er gehaßt wird von ihm, verspottet seine Thorheit, geißelt seine Anmaßungen . . . gebt Acht, wenn der zur Regierung kommt, da sollen die adligen Herren es empfinden! — Der Kronprinz ist heftig, jähzornig, tyrannisch, murmelten Einige — der Kronprinz? lachten Andere: aber so seht doch nur in dies heitere, freundliche Antlitz, so hört doch nur diese harmlosen, lustigen Gespräche: es ist ja im Gegentheil der mildeste, gütigste, sanftmüthigste Herr, den die Erde trägt! — Wieder Andere, die eine genaue Kenntniß des Hoflebens und seiner kleinen Geheimnisse erheuchelten, behaupteten, der Kronprinz sei eine unselbständige, abhängige Natur; er werde von Günstlingen beherrscht; der Staat gehe einer bedenklichen Zukunft entgegen, einer Wiederholung dessen, was er unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten erfahren. Aber diese Meinung zu widerlegen, schien Vielen nun gar erst überflüssig; sie war schon, meinten sie, widerlegt durch jene zahlreichen Anekdoten, jene geistreichen, witzigen, boshaften Pointen, die man dem Prinzen nacherzählte und die allerdings alle ein sehr selbständiges Urtheil verriethen und eine sehr geringe Neigung, sich von Anderen bestimmen zu lassen. — Selbst das allgemein verbreitete Gerücht von der pietistischen Richtung des

Digitized by Google

Prinzen — ein Gerücht, das sich zu einer gewissen Zeit sogar zu der Behauptung verstieg, der Kronprinz sei katholisch geworden — fand zum Mindesten ebensoviel Zweifler als Gläubige: Zweifler, die es nicht zusammenreimen konnten, wie ein so joviales, frisches, ja übermüthiges Weltkind sich in Kopfhängerei und Pietismus verlieren sollte. Und auch diesen fehlte es nicht an Anekdoten und Traditionen, ihre Meinung zu unterstützen. —

So, in unzähligen Widersprüchen, schwankte die öffentliche Stimmung hin und wieder und nur Eines, wie gesagt, blieb von allen Parteien unbestritten —: daß der Kronprinz ein Genie, ein außerordentliches, und in allen Stücken der offenkundige Gegensatz seines Vaters sei.

Es bleibt uns noch übrig, der öffentlichen, so zu sagen, amtlichen Thätigkeit des Kronprinzen zu gedenken: mit wenigen Worten natürlich, denn der Leser weiß bereits, daß sich nicht viel davon sagen läßt. Der Kronprinz war Chef eines Armeekorps und außerdem Statthalter von Pommern. In der letzteren Stellung hatte er sich die Anhänglichkeit der Provinz in außerordentlichem Grade erworben; die heitre, zwanglose, oft derbe Weise des Prinzen fand großen Beifall bei einer Bevölkerung, die sich selbst noch durch eine gewisse Ursprünglichkeit und Derbheit der Sitten auszeichnet: eine Ursprünglichkeit, die wiederum dem Prinzen ebenfalls zusagte, so daß also das Wohlgefallen ein doppeltes, die Anhänglichkeit eine gegenseitige war. — Er war ferner Mitglied des Staatsraths, und zwar, wie man versicherte, eines der thätigsten. Bei einzelnen Beschlüssen desselben hatte, wenn man der öffentlichen Meinung glauben durfte, die Stimme des Kronprinzen den Ausschlag gegeben; bei andern, minder populairen, liebte das Publikum sich den Kronprinzen in Opposition zu denken und wußte viel zu erzählen von der Heftigkeit, die er in den betreffenden Debatten sollte entwickelt haben. Auf die unmittelbaren Entschließungen des Königs dagegen, seines Vaters, schrieb ihm die öffentliche Meinung keine Art von Einfluß zu. — Auch in der auswärtigen Politik wurde der Prinz verwendet, wo es angemessen und schicklich schien, hauptsächlich also zu würdiger Repräsentation bei glänzenden und festlichen Gelegenheiten. Der Prinz liebte Glanz, Pracht, Aufwand; jene Gabe der Repräsentation, welche die Natur seinem Vater versagt hatte und die doch so wichtig

Digitized by Google

ist in dieser Welt des Scheines und der Eitelkeit, war ihm in ausgezeichnetem Grade zu Theil geworden. — Auch war es gewiß nur ein Zufall, nichts weiter, was den Namen des Prinzen dabei fast ausschließlich mit Ereignissen in Berührung brachte, die in der Erinnerung der Völker eben keine freundliche Rolle spielten: von jenem Congreß zu Troppau (1820), den der damals noch sehr jugendliche Kronprinz in Stellvertretung seines Vaters eröffnete, bis zu jener Rundreise von achtzehnhundert drei und dreißig, auf welcher er den Auftrag hatte, den kleineren deutschen Höfen die Resultate der Zusammenkunft von Münchengrätz zu eröffnen und sie auf die Beschlüsse der Wiener Conferenz, jene berüchtigten geheimen Beschlüsse, vom zwölften Juni vierunddreißig, vorzubereiten, und auch dieser Zufall wurde nur von den Wenigsten bemerkt. — Bei Weitem das bedeutendste Ereigniß in dem öffentlichen Leben des Kronprinzen war seine Reise in die Rheinprovinz im Herbst 1838. Dieselbe wurde ausdrücklich unternommen, um die Mißstimmung zu beseitigen, welche sich in Folge vielfacher drückender und verkehrter Maßregeln der Provinz bemächtigt hatte, und die endlich so groß geworden war, daß sie selbst am Hofe zu Berlin nicht länger unbemerkt bleiben konnte. Der König fühlte, daß es nöthig sei, die erregte Stimmung auf gütlichem Wege zu beschwichtigen und durch persönliche Sympathien der Krone eine Provinz anzunähern, die bisher nur in ziemlich lockerm Verbande, ja zum Theil in offenbarem Gegensatz mit der alten Monarchie gestanden. Zugleich aber auch fühlte er, daß er selbst, alt, schweigsam, mürrisch, nicht geeignet war, diese Sympathien zu erwecken, er schickte also seinen Sohn, den Erben seiner Krone.

Und der Erfolg bewies, wie weise diese Wahl gewesen. Der Kronprinz entledigte sich seines schwierigen Auftrags in wahrhaft bewundernswerther Weise. Die Munterkeit seines Wesens, seine Leutseligkeit, sein Witz entzückte die Rheinländer; zum ersten Mal hier im öffentlichen Kreise vernahm man jene Beredsamkeit, die so einschmeichelnd, so unwiderstehlich von diesen fürstlichen Lippen floß und ihm die Herzen aller Hörer im Fluge zuführte. — Und nicht bloß für die Rheinlande unmittelbar, auch für die alten Provinzen, welche dies Nachbarland Frankreichs stets mit einer Art argwöhnischer Besorgniß betrachtet hatten, war der Erfolg dieser Reise ein höchst bedeutender. Es war ein Eroberungszug gewesen, ein friedlicher, welchen der Kronprinz

Digitized by Google

vollbracht; man freute ſich des Beifalls, mit dem die ſonſt ſo ſpröden Rheinländer ihn überſchüttet; man gewann ihn ſelbſt lieber um der Liebe willen, die er bei jener ſo edlen und doch ſo eigenſinnigen Bevölkerung gefunden. — Und endlich auch den Kronprinzen mußte der Erfolg der Reiſe im höchſten Grade befriedigen und ihm Muth einflößen für die ſchwierige Zukunft, die ihn erwartete. Er hatte ſich überzeugen können auf dieſem Zuge, daß jene Macht über die Gemüther, die er bisher in kleineren Kreiſen auf ſo glänzende Weiſe geübt, ihm auch da nicht den Dienſt verweigerte, wo es ſich darum handelte, größere Maſſen zu gewinnen; er hatte ein Vorſpiel ſeiner Herrſchaft gehalten, ſo glücklich, mit ſo günſtigem Erfolge, wie er ſelbſt ſich nur wünſchen konnte.

So, von welcher Seite ſie betrachtet werden mochte, war dieſe Reiſe des Kronprinzen Epoche machend; die öffentliche Meinung entſchied ſich ſeitdem völlig zu ſeinem Gunſten, die Hoffnung, die Erwartung des Volkes nahm den kühnſten Flug. —

Und jetzt nun endlich mit dem zweiten Pfingſttage des Jahres vierzig war der Moment gekommen, dieſe Hoffnungen zu erfüllen, dieſe Erwartungen zu befriedigen. Des Jahres vierzig! dieſes geheimnißvollen, dieſes weltgeſchichtlichen Jahres, auf welches die Sehnſucht der Völker ſchon ſo lange gelauert, das die Stimme der Weiſſagung ſchon zum Voraus bezeichnet hatte! Bedurfte es für den jungen Regenten noch eines glänzendern Zeugniſſes, als dieſes räthſelhaften, dieſes überraſchenden Zuſammentreffens? Jetzt erſt war die Verheißung eingetroffen, jetzt erſt hatte die dämoniſche Macht des Jahres vierzig ſich bewährt. Mit ſtolzer Freude zählte man die Reihe der Jahrhunderte zurück und überzeugte ſich, daß jedesmal mit dem Jahre vierzig ein großer, glorwürdiger Name in die Reihe der preußiſchen Regenten eingetreten war; mit Entzücken erinnerte man ſich, wie gerade hundert Jahre zuvor, beinahe an demſelben Tage, Friedrich der Große den Thron ſeiner Väter beſtiegen hatte. Ja es war kein Zweifel mehr: das tauſendjährige Reich war gekommen, alle Hoffnungen, alle Träume ſollten Wahrheit werden, eine neue, glänzende Zeit begann und ihr Held hieß Friedrich Wilhelm der Vierte!

Aber auch wer dieſer phantaſtiſchen Anſchauungsweiſe minder zugänglich war, konnte ſich, ſelbſt bei der nüchternſten Betrachtung aller Verhältniſſe, nicht verbergen, daß dieſer Thronwechſel in der

Digitized by Google

That in einen höchst bedeutungsvollen Moment fiel und daß höchst wichtige, höchst interessante Aufgaben den jungen König erwarteten. Man erinnert sich aus der Einleitung, in welcher kritischen Lage sich damals die europäischen Verhältnisse überhaupt befanden, und mit welchen Erschütterungen die sogenannte orientalische Frage den Frieden der Welt bedrohte. Auch der eigenthümlichen Aufregung, welche zu derselben Zeit durch Deutschland ging, haben wir Erwähnung gethan. Und selbst um den Blick nicht über die Grenzen des eigenen Landes zu erheben, gab es nicht in Preußen selbst eine Menge bedeutender, zum Theil gefährlicher Fragen, welche von dem neuen Regenten ihre Lösung erwarteten? die endliche Beilegung dieser erzbischöflichen Fehde, die nun schon zwei volle Jahre die Hälfte des Reichs in Verwirrung setzte, war nicht schon sie allein Aufgabe genug, die Kraft, die Weisheit des jungen Königs zu erproben?

So vereinigte sich Alles, Dichtung und Wahrheit, Mythus und Geschichte, die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Vierten zu einem Ereigniß von entscheidender Wichtigkeit zu stempeln. Selten hatte ein Fürst von reichern Anlagen, mit edlern Vorsätzen die Schwelle des Throns betreten: aber gewiß niemals war er von kühnern Hoffnungen, glänzendern Erwartungen des Volkes darauf empfangen worden. —

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf die Umgebung des Königs, sehen wir namentlich, auf welche Unterstützung bei den großen Arbeiten, die ihm bevorstanden, er in seinem nächsten Kreise, bei den Räthen der Krone, den Ministern seines Vaters rechnen durfte.

Der erste Rang hier gebührt natürlich der Gemahlin des Königs selbst. Sie war eine bairische Prinzessin; die Verschiedenheit der Confessionen hatte zur Zeit der Vermählung (1823) bei dem protestantischen Theil der Bevölkerung lebhaften Anstoß erregt: und der Umstand, daß die Ehe kinderlos geblieben, hatte nicht eben dazu beigetragen, diese eingenommene Stimmung zu verringern. Doch hatte die Anmuth der hohen Frau und ihre echte, edle Weiblichkeit dieses Vorurtheil zum Mindesten bei Allen denen überwunden, mit denen sie in Berührung gekommen; auch war sie wenige Jahre nach der Verheirathung ganz in der Stille zum evangelischen Bekenntniß übergetreten. Ein eigentliches Verhältniß zum Volke hatte

Digitized by Google

ſie bei alledem nicht. Auch ſchien ſie es niemals geſucht zu haben. Es war eine ſchwierige Aufgabe, als Königin eines Volkes aufzutreten, in deſſen Gedächtniß der Name Louiſe noch mit Flammeninſchrift geſchrieben ſtand: und die Königin, ſchien es, fühlte dieſe Schwierigkeit. — Auf den König, ihren Gemahl, ſchrieb die öffentliche Meinung ihr einen überwiegenden Einfluß zu, nicht ſowohl auf einzelne Handlungen und Entſchlüſſe, als auf ſein ganzes Weſen; über die Art dieſes Einfluſſes waren die Anſichten getheilt.

Unter den Brüdern des Königs war keiner, der ihm an geiſtiger Bedeutendheit auch nur von fern hätte an die Seite geſetzt werden können. Der älteſte, Prinz Wilhelm, galt im Publikum als das getreue Ebenbild ſeines Vaters: mäßig, ehrlich, tapfer, ein leidenſchaftlicher Soldat. Als eine deſto ausgezeichnetere Erſcheinung wurde ſeine Gemahlin gerühmt, eine Weimarſche Prinzeſſin, ausgeſtattet mit all jenen Schätzen der Bildung und jenen edlen äſthetiſchen Neigungen, die man ſich ſo gern an dem Hofe zu Weimar, dieſem Ferrara Deutſchlands, erblich dachte. Doch ſprach das Gerücht auch von Stolz und Herrſchſucht, welche dieſe glänzenden Eigenſchaften zum Theil in Schatten ſtellen ſollten. — Der zweite Bruder, Prinz Karl, lebhaften Geiſtes, harmlos, übermüthig, eine kräftige, ſinnliche Natur; der jüngſte endlich, Albrecht, ein Lebemann, der nur der chronique scandaleuse piquante Anekdoten lieferte. — Das Verhältniß unter dieſen vier Brüdern galt allgemein als ein durchaus herzliches und ungetrübtes, politiſcher Einfluß jedoch wurde von ihm nicht erwartet.

Unter den übrigen Prinzen des Hauſes waren nur zwei, auf welche das Publikum aufmerkſame, theilnehmende Blicke richtete: Prinz Auguſt, Sohn des Prinzen Ferdinand, des jüngſten Bruders Friedrichs des Großen, berühmt durch ſeine Kriegsthaten, ſeinen Reichthum und den Cynismus ſeiner Liebſchaften; Prinz Wilhelm, des verſtorbenen Königs Bruder, gleich ſeiner Gemahlin Marianne hochgeachtet wegen ſeiner edlen Anſpruchsloſigkeit und der Reinheit ſeiner Sitten. An Einfluß auf die Regierung indeß war auch bei dieſen Beiden nicht zu denken. —

Von den Miniſtern, welche Friedrich Wilhelm der Dritte ſeinem Nachfolger hinterließ, war nur ein einziger, den die Meinung des

Digitized by Google

Volkes als einen solchen bezeichnete, den auch unter dem neuen König eine bedeutende Zukunft erwartete: Herr von Rochow, der frühere Polizeiminister, seit dem Jahre 1838 mit dem wichtigen Ministerium des Innern betraut. Nur wenige Jahre älter als der König, war Herr von Rochow (vorausgesetzt, daß dasjenige richtig war, was im Munde des Volkes darüber umging) der vorzüglichste Genosse und Theilnehmer jener Ausschweifungen gewesen, denen Friedrich Wilhelm der Vierte sich als Kronprinz auf Augenblicke hingegeben, und deren wir oben gedacht haben. Vielleicht rührte es daher, daß Herr von Rochow schon vor dem Thronwechsel als besonderer Freund und Günstling Friedrich Wilhelm des Vierten gelten durfte. Ein anderes inneres Band wenigstens, ein Zusammenhang gleichartiger Naturen war, soweit der Charakter des Herrn von Rochow uns bekannt geworden, nicht vorhanden; wir möchten im Gegentheil behaupten, daß niemals zwischen König und Günstling eine größere Verschiedenheit des Charakters stattgefunden. Friedrich Wilhelm der Vierte, wie wir ihn so eben geschildert haben, eine durch und durch excentrische, romantische Natur, die starren Formen der Bureaukratie nach allen Seiten hin umwerfend, zerbrechend —; Herr von Rochow dagegen vom Wirbel bis zur Zehe nichts mehr und nichts weniger als ein vollendeter, eingefleischter Bureaukrat, Mann der todten Formen, der blinden, maschinenmäßigen Unterwürfigkeit: Ein Mann, mit Einem Worte, der zu seiner erschöpfenden Charakteristik nichts weiter bedarf, als jenes berühmten Diktums an die Bürgerschaft von Elbing, dessen wir in der Einleitung gedachten. — Es ist wahr, dieser rohe, bureaukratische Kern wurde in Herrn von Rochow, nämlich wo er es für gut fand, von einem Anflug moderner Bildung, einem gewissen weltmännischen Firniß umgeben, durch den er, wie unerheblich an sich, doch den übrigen Ministern Friedrich Wilhelm des Dritten den Rang ablief. Er war der Einäugige unter den Blinden; die Uebrigen waren Bureaukraten schlechthin, Herr von Rochow war der Bureaukrat à quatre épingles. — Die Nation war darüber längst im Klaren: und die Mühe, welche einige bezahlte Schreiber sich gaben, sie darüber zu täuschen, (denn auch darin unterschied Herr von Rochow sich von seinen Collegen, daß er die Presse zwar verachtete, wie sie, aber dennoch brauchte, was Jene im Gefühl ministerieller Würde verschmähten) war eine sehr vergebliche. — Auch dem König

Digitized by Google

konnte diese eigentliche Beschaffenheit seines Günstlings auf die Dauer nicht verborgen bleiben: die Ereignisse mußten sie aufdecken, früher oder später, und so brauchte man eben kein Prophet zu sein, um voraus zu wissen, daß der unbedingte Einfluß, welchen das Publikum dem Herrn von Rochow zuschrieb, nicht von allzulanger Dauer sein würde.

Dies also der einzige Minister, der im Augenblick des Thronwechsels von Einfluß und Bedeutung schien. Die Uebrigen waren alt geworden mit dem alternden König: und der bedeutendste, der geliebteste von ihnen, Herr von Altenstein, hatte, wie wir wissen, so eben seinen sorgenvollen Platz mit der Ruhe des Grabes vertauscht. — Als Oberkammerherr und Minister des königlichen Hauses fungirte Fürst Wittgenstein. Seine ministerielle Thätigkeit war, so weit sie sichtbar wurde, unerheblich. Aber die Meinung des Publikums, diese vornehmste Quelle, zu der wir, in Ermangelung anderer, zuverlässigerer, immer und immer wieder unsere Zuflucht nehmen müssen, bezeichnete ihn als den intimen Freund des Herrn von Metternich und den geheimen, aber einflußreichen Vertreter seiner Politik am Hofe Friedrich Wilhelm des Dritten. — In das Ministerium der Justiz hatten sich Herr von Kamptz, berüchtigten Andenkens, und Herr Mühler, bekannt als tüchtiger Arbeiter, getheilt. Chef des Postwesens (denn auch diesem war unter Friedrich Wilhelm dem Dritten, der seine alten Diener gern auf jede Art auszeichnen mochte, die Ehre eines eigenen Ministeriums zu Theil geworden) war Herr von Nagler, der Domainen und Forsten Herr von Ladenberg, der Seehandlung und des Bankwesens Herr Rother: alle Drei in ihrem Fach erfahrene und bewährte Männer, wennschon an dem Namen des Erstern, des Herrn von Nagler, von seiner diplomatischen Thätigkeit her und namentlich aus der Zeit, da er als Bundestagsgesandter in Frankfurt fungirte, mancherlei Flecken hafteten. Zum Finanzminister hatte sich — man wollte wissen, mehr durch seinen alten Adel, seinen großen Reichthum und seine einflußreichen Verbindungen, als durch sein staatsmännisches Talent — Herr von Alvensleben emporgeschwungen, mit Herrn von Rochow der jüngste unter den Ministern des alten Königs. Herr von Werther präsidirte den auswärtigen Angelegenheiten, Herr von Rauch dem Krieg; das war Alles, was sich von Beiden sagen ließ.

Digitized by Google

General Lottum endlich wurde als Minister des Schatzes aufgeführt. — Man sieht, unter allen diesen Männern war kaum Einer von dem Stoff, aus dem die Minister eines neuen Königs, eines Königs wie Friedrich Wilhelm der Vierte, geschnitzt sein mußten: und war daher das Erste, dem man entgegensehn durfte, eine vollständige und weitgreifende Veränderung der Ministerien. —

Den nächsten Rang nach den Ministern nehmen in dem Schematismus des preußischen Staates die Oberpräsidenten der Provinzen ein. Wir würden ihrer an dieser Stelle nicht erwähnen, wären nicht unter ihnen damals zwei Männer gewesen, welche sowohl an staatsmännischem Talent wie an Popularität des Namens jene Minister um ein Unendliches hinter sich ließen: Herr von Vincke, Oberpräsident in Westphalen, und der Oberpräsident von Preußen, Herr von Schön. Beide genossen, weit über die Grenzen ihrer Provinz hinaus, einer so verdienten wie lebhaften Anerkennung; wo von der versunkenen Größe preußischer Staatskunst, der glorreichen Epoche der Stein und Hardenberg die Rede war, richtete sich jedes Aug' im Lande auf die Namen Vincke und Schön. Besonders in dem Letzteren, der als unmittelbarer Schüler des Herrn von Stein betrachtet ward, und sich dabei noch durch große körperliche und geistige Rührigkeit auszeichnete, glaubte man nicht bloß ein ehrwürdiges Erbe der Vergangenheit, sondern auch ein hoffnungsreiches Pfand der Zukunft zu besitzen. — An der Spitze Schlesiens stand Herr von Merkel, hoch bejahrt, fast stumpf vor Alter. Oberpräsident von Brandenburg war Herr von Bassewitz, von Posen Herr Flottwell, Beides echte Repräsentanten der preußischen Bureaukratie. Doch rühmte man Herrn Flottwell reiche Kenntnisse nach und eine größere Beweglichkeit des Geistes, als in dieser Sphäre meisthin zu finden war. In Sachsen präsidirte Graf Stollberg, in Pommern Herr von Bonin; jener berühmt durch seinen Reichthum und seine Frömmigkeit, dieser Eidam des Herrn von Kamptz. Die Rheinprovinz endlich hatte den jüngsten und, wenn man ihn mit den letztgenannten verglich, fähigsten Oberpräsidenten, den Herrn von Bodelschwingh; es gereichte ihm gewiß zu keiner geringen Empfehlung, daß er, trotz der mißlichen Stellung, in die gerade ihn die Kölner Zerwürfnisse notwendig hatten bringen müssen, sich dennoch nicht nur die allgemeine Achtung der Provinz erhalten,

Digitized by Google

sondern hie und da auch eine Art persönlicher Zuneigung sich erworben hatte.

Auch unter den Gesandten, welche Preußen im Auslande unterhielt und die nach Gelegenheit Ministercandidaten hergeben konnten, waren nur wenige ausgezeichnete und beliebte Namen, ja fast nur ein einziger: der Gesandte in London, Herr von Bülow, der Schwiegersohn Wilhelms von Humboldt — und man überredete sich gern, daß auch von dem Genie und der Geisteshoheit seines berühmten Schwiegervaters Einiges auf ihn übergegangen. — Von Herrn Bunsen, dessen diplomatische Talente in Rom in der Kölner Angelegenheit ein so verhängnißvolles Fiasco gemacht hatten und der jetzt dafür mit dem Gesandtschaftsposten in der Schweiz Buße that, wird sogleich noch die Rede sein; ebenso von dem Gesandten in Karlsruhe, dem Herrn von Radowitz. — Unter den jüngeren Diplomaten wurden der Gesandte in Brüssel, Baron von Arnim, und der Graf Dönhoff, Gesandter in München, als talentvolle und aufgeklärte Staatsmänner gerühmt; Eigenschaften bekanntlich, die sonst bei der Besetzung preußischer Gesandschaftsposten nicht eben in Anschlag zu kommen pflegten, wie der Gesandte in Wien, Graf Malzahn, der Gesandte in Petersburg, Herr von Liebermann und Andere hinlänglich bewiesen.

Außer diesen endlich ist hier noch dreier Männer zu erwähnen, welche, weniger durch die Wichtigkeit ihrer öffentlichen Stellung, als durch das persönliche Vertrauen, ja wir dürfen sagen die Zuneigung, die Friedrich Wilhelm der Vierte ihnen widmete, im Augenblick des Thronwechsels die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Der erste ein Mann, dessen Ruhm allein von seinem Verdienste übertroffen wird — und auf beiden Hemisphären unter allen Lebenden giebt es keinen berühmteren als ihn: Alexander von Humboldt. In der Nähe eines Mannes wie Humboldt, von so ausgezeichneter Größe des Geistes, so erhabener Reinheit der Sitten, kann nichts Kleines, nichts Unlauteres bestehen. Es war ein tröstender Gedanke für jedes preußische Herz, daß dieser Unvergleichliche, der Freund, ja der Vertraute des neuen Königs war; mit Stolz und freudiger Hoffnung blickte ganz Deutschland, ja Europa hin auf diese Freundschaft, die zwar dem Ruhme des Herrn von Humboldt

Digitized by Google

kein Blättchen zufügen konnte, wohl aber für den neuen Herrscher ein günstiges Vorurtheil erweckte.

Ganz entgegengesetzter Art waren die beiden Anderen: und nur einer so merkwürdigen Natur, wie Friedrich Wilhelm der Vierte, konnte es gelingen, die Freundschaft so entgegengesetzter Männer wie Alexander von Humboldt — und der Herren Bunsen und von Radowitz zu vereinen. — An Herrn Bunsen, bekanntermaßen einen gelehrten und geschmackvollen Archäologen, hatten den König zuerst ästhetische Interessen geknüpft. Aber die Kunst war bei Herrn Bunsen nur die Dienerin der Religion, der er durch einen veredelten und verschönerten Cultus neuen Zugang zu den verweltlichten Herzen zu eröffnen strebte. Der König hatte schon als Kronprinz mit Herrn Bunsen in einem überaus lebhaften Briefwechtel gestanden, nicht über ästhetische Gegenstände allein, auch nicht über diplomatische, sondern hauptsächlich, sagte man, über theologische. Auch versprach man Herrn Bunsen, trotz der diplomatischen Betisen, die er sich in Rom hatte zu Schulden kommen lassen, eine rasche Wiederherstellung und glänzende Beförderung.

Ein eigenthümlich geheimnißvoller Schleier lag über Herrn von Radowitz gebreitet, sowohl über seine persönlichen Schicksale, wie über den genauern Inhalt dieser Freundschaft, mit welcher der König ihn beehrte. Zwar an sich wäre wenig daran zu verwundern gewesen. Herr von Radowitz war anerkannt als einer der geist- und kenntnißreichsten Offiziere der preußischen Armee; auch hatte er am Hofe zu Kassel, welchem er bis zum Jahre 1823 angehört hatte, bei den Zerwürfnissen zwischen dem alten Kurfürsten und seiner Gemahlin, einer Schwester bekanntlich Friedrich Wilhelms des Dritten, Gelegenheit gefunden, sich die besondere Anerkennung der preußischen Königsfamilie zu erwerben. Aber Herr von Radowitz war Katholik, fanatischer Katholik, wie man behauptete — was hatte er zu thun an der Seite des preußischen Kronprinzen, des künftigen Schutzherrn der protestantischen Christenheit? diese stolze, eherne Gestalt, mit den starren Augen, den eingekniffenen Lippen, was wollte sie in der Nähe dieses Prinzen, der, in der raschen Wallung des Augenblicks, so ganz Hingebung, so ganz Vertrauen war? —

Digitized by Google

Werfen wir ſchließlich noch einen eiligen Blick auf die gekrönten Häupter, in deren Mitte Friedrich Wilhelm der Vierte in dieſem Augenblicke eintrat. — Von Louis Philippe iſt in der Einleitung die Rede geweſen. Dem neuen König von Preußen ſchrieb man nur geringe Sympathien für dieſen Großmeiſter der damaligen europäiſchen Staatsweisheit zu; man erinnerte ſich an das Bonmot, mit welchem der Kronprinz nach dem Jahre dreißig, als es ſich darum handelte die Julirevolution mit Waffengewalt zu unterdrücken, den Ausſchlag gegeben haben ſollte: „laſſen wir den Vulkan ſich ſelbſt verzehren.“ Auch wollte man im Jahre fünfunddreißig bei dem Beſuch, welchen die Söhne Louis Philippes am Hofe Friedrich Wilhelm des Dritten machten, und der ſpäterhin die Vermählung des Herzogs von Orleans mit der Prinzeſſin Helene von Mecklenburg, einer Nichte des Königs, zur Folge hatte, in dem Benehmen des Kronprinzen eine Zurückhaltung bemerkt haben, die mit ſeinen ſonſtigen jovialen Manieren nicht völlig übereinzuſtimmen ſchien.

Nächſt Louis Philippe war der bedeutendſte und einflußreichſte unter den damaligen Regenten ohne Frage der Kaiſer von Rußland. Ja man konnte in Zweifel ſein, ob die Miſchung von Brutalität und Geſchmeidigkeit, mit welcher der Kaiſer von Rußland auftrat, nicht noch größern Effekt machte, als die hausväterliche Behaglichkeit und jene bürgerliche Einfalt, welche Louis Philippe zu erheucheln pflegte. Kaiſer Nikolaus war der Schwager des Königs von Preußen, aber von beſonderer ſchwägerlicher Freundſchaft wollte man im Publikum nicht viel wiſſen: vielleicht nur, weil man ſie nicht wünſchte, und weil man von allen Schwächen des alten Königs keine härter empfunden, keine widerſtrebender ertragen hatte, als jene falſche Familienzärtlichkeit, welche den Gang der preußiſchen Politik an das Sporengeklirr des Kaiſers von Rußland knüpfte. —

Dagegen ſchrieb man dem König eine mehr als blos diplomatiſche, eine wahrhaft ritterliche Neigung für die junge Königin von England zu, die eben damals, im erſten Schimmer der Jugend und der Schönheit, an der Spitze des größten Reichs der Erde, als das Muſter einer weiſen und freiſinnigen Regentin geprieſen ward.

Digitized by Google

Unter den deutſchen Fürſten endlich war, mit Ausnahme etwa des Königs von Hannover, des alten Ernſt Auguſt, von dem man gern hörte, daß er in Denkungsart, Ausdruck und Sitte der leibhaftige Gegenfüßler des Königs von Preußen ſei, Niemand, der hier in Betracht hätte kommen können. — In dem erſten Auftreten Ludwigs von Baiern im Jahre 1825 lag allerdings etwas, das an den Jubel, mit welchem jetzt die Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms des Vierten empfangen ward, erinnern konnte. Aber dieſem erſten Auftreten war eine Entwicklung gefolgt, daß wohl Niemand in dieſem Augenblicke den Muth gehabt hätte, die Parallele fortzuſetzen.

Dies alſo die Bühne, dies die Acteurs: ſehen wir jetzt, wie das Drama ſich entfalten wird.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Erste Aeußerungen und Schritte des neuen Königs. Deputationen und Audienzen. Anekdoten und Gerüchte. Das Testament des Königs. — Feierliche Beisetzung der Leiche Friedrich Wilhelms III. — Seitenblick auf Frankreich: Herr Thiers; Beschluß der Kammern wegen Abholung der Leiche Napoleons. — Erste Ernennungen in Berlin. — Veröffentlichung des „letzten Willens". — Gerüchte von einer bevorstehenden Amnestie; von Boyen und Arndt wieder angestellt. Die Brüder Grimm und Ludwig Tieck. Confiscation eines Buches. — Stimmung im übrigen Deutschland. Guttenbergsfeier in Leipzig. — Verhalten der katholischen Geistlichkeit. Verhandlung mit den Erzbischöfen. Herr von Droste in Münster. Erlaß wegen Aussöhnung mit dem Herrn v. Dunin; Rückkehr desselben nach Posen. — Allgemeine Amnestie für alle politischen Vergehen. — Quadrupelallianz vom 15. Juli; Beitritt Preußens. — Stimmung in Frankreich; kriegerische Aussichten. — Reise des Königs von Preußen nach Dresden; nach Königsberg.

Die ersten Tage einer neuen Regierung sind allemal Festtage für die Neugier des Publikums; um wie viel mehr erst unter Umständen wie die eben geschilderten, und bei der fieberhaften Spannung, welche in diesem Augenblick ganz Preußen ergriffen hatte.

Auch war Alles, was über das Auftreten und die ersten Aeußerungen des neuen Regenten im Publikum verlautete, von der Art, daß es die Erwartungen nur noch immer höher steigern mußte — nämlich wenn sie noch gesteigert werden konnten. — Die Liebenswürdigkeit des persönlichen Benehmens und jene Schlagfertigkeit der Rede, welche den Kronprinzen ausgezeichnet, hatte auch den König,

Digitized by Google

mitten in der Aufregung des ersten heftigen Schmerzes und unter dem Zudrang so mannigfacher, zum Theil höchst peinlicher Geschäfte, nicht verlassen. Mit großem Behagen erzählte man sich von dem herzlichen Empfange, der den verschiedenen Deputationen und Körperschaften, welche, der Sitte gemäß, im Schloß erschienen waren, zu Theil geworden, sowie von den schicklichen und geistreichen Antworten, mit denen der König ihre Anreden erwidert hatte. Allen hatte er nicht nur etwas Verbindliches — sie sind ja so billig, so verbraucht, jene verbindlichen Gemeinplätze, in welchen Könige zu reden pflegen! nein, auch etwas zu sagen gewußt, was sich den jedesmaligen Verhältnissen ausdrücklich anpaßte, und durch die sinnreichen Beziehungen, welche der König hineinverflocht, auch eine ganz besondere persönliche Theilnahme bei ihm vorauszusetzen schien. — Der Deputation von Berlin, der ersten, welche er empfing, (Juni 9.), hatte er, von häufigen Thränen unterbrochen, seinen Dank gesagt für die allgemeine Theilnahme, welche die Hauptstadt in diesen Tagen zu erkennen gegeben. Er habe Berlin lieb, nicht blos als seine Vaterstadt, sondern auch, weil es immer dem ganzen Lande mit den besten Gesinnungen und in allem Guten vorangegangen. Nie werde er das Jahr achtzehnhundertzehn vergessen, nie das Jahr achtzehnhundertdreizehn. Besonders aber hätten die letzten Tage ihn tief ergriffen; sie hätten gezeigt, daß nur Ein Herz dem Könige geschlagen. Er hoffe, daß auch sie mit einander zufrieden sein würden. Er habe sie unvorbereitet empfangen: „möge es unter uns immer so sein!" — Den Abgeordneten von Charlottenburg erwiderte er: wie er jemals den Ort vergessen könne, wo „seine zärtlich geliebte Mutter" und „sein unvergeßlicher Vater" ruhten, und ging hierauf mit überraschender Sachkenntniß in alle Details der dortigen städtischen Verwaltung ein. — Auch der Deputation von Breslau, welche, in Folge eines zufälligen Mißverständnisses, erst ziemlich spät zur Audienz gelangte, antwortete der König mit einer Erinnerung an das Jahr dreizehn: Erinnerung, deren Zauber kein preußisches Herz sich jemals entziehen konnte. Der Stadt Breslau gebühre der Ruhm, daß die Pläne seines Vaters in ihr zur Reife gelangt. Breslau sei daher, wenn auch dem Range nach die dritte, doch seiner Wichtigkeit nach die zweite Stadt der Monarchie; sie werde seinem Herzen immer theuer sein. Zum Schluß versprach er, bald selbst

Digitized by Google

nach Schlesien zu kommen und sich von dem Zustande der Provinz mit eigner, landesväterlicher Sorglichkeit zu unterrichten. —

Noch größere Theilnahme erregten einige andere Aeußerungen, in denen man, mit wie viel Grund, bleibe dahin gestellt, ein Programm der Zukunft zu erblicken meinte. Bei der feierlichen Eidesleistung der Minister, welche am 12. Juni zu Charlottenburg stattfand, dankte der König ihnen zuerst, daß sie auch ihm ihren Eifer, ihre Dienste zuwenden wollten. Er kenne und schätze sie längst, schätze sie schon deshalb, weil sie nie der aufgehenden Sonne gehuldigt hätten. Vielleicht seien sie, der König und die Minister, bisher nicht immer Einer Ansicht gewesen: doch habe er nie gezweifelt, daß sie ihre Meinungen nur im Interesse der Sachen, nicht der Personen ausgesprochen. Und dabei möchten sie auch für die Zukunft bleiben; es werde ihm lieb sein, überall die Wahrheit zu hören, auch da, wo sie Unangenehmes für ihn enthalten sollte. —

Auch gegen die Repräsentanten der Justiz hatte er ähnliche Andeutungen fallen lassen. Er hatte die hohe Integrität, die lobenswerthe Treue und den musterhaften Fleiß der preußischen Justizbehörden anerkannt; aber er hatte auch hinzugesetzt, wie man sich nicht verhehlen dürfe, daß, wie in allen menschlichen Dingen, so auch bei der preußischen Justiz noch viele Mängel zu beseitigen seien. Die Zeiten würden immer ernster und schwieriger, die Anforderungen an jeden Einzelnen immer größer, und darum dürfe man auch niemals aufhören, nach Fortschritt und Verbesserung zu streben. Er hoffe viel von der angeordneten Revision der Gesetze, die in nicht allzulanger, aber auch nicht allzukurzer Zeit vollendet sein werde: „denn alles Gute fordert seine Zeit.“ — Auch von einem Bonmot des Königs gegen Herrn von Humboldt wollte man wissen. Der König sollte ihn nämlich gefragt haben, was sein Volk wohl so eigentlich von ihm denke und erwarte. Das Volk, habe Herr von Humboldt geantwortet, liebe den König aufrichtig und erwarte von ihm das Ausgezeichnetste; nur das Eine fürchte man, daß er den Adel zu sehr bevorzugen würde. „Man irrt,“ habe der König gerufen, „als Kronprinz war ich der erste Adlige meines Landes und mußte es sein: jetzt aber, als König, bin ich nur noch der erste Bürger.“ —

Andere Gerüchte beschäftigten sich mit bevorstehenden Ernennungen und Amtsveränderungen. — Die Fürstin von Liegnitz, hieß

Digitized by Google

es, werde zum Rang einer königlichen Prinzessin, der älteste Bruder des Königs, Prinz Wilhelm, zum Generalissimus der Armee ernannt werden, eine Charge, welche bis dahin in Preußen, wo der König allemal auch geborener Feldherr ist, nicht bestanden hatte. — Auch von großen Veränderungen in den Ministerien wollte man wissen. Der geheime Cabinetsvortrag, wie er unter dem verstorbenen König stattgefunden, solle aufhören, jeder Minister insküntige werde unmittelbar zum Vortrag zugelassen werden. Der Austritt des Fürsten Wittgenstein, so wie der Herren Rother und Nagler sollte beschlossen, ja bereits geschehen sein, für Herrn von Rochow die Stellung als Staatskanzler, wie sie ehemals Herr von Hardenberg eingenommen hatte, wiederhergestellt werden. — Auch die Einrichtung öffentlicher Audienzen, behauptete man, werde vom König beabsichtigt.

Vor Allem aber war es ein Gerücht, welches die Aufmerksamkeit des Publikums beschäftigte: das Gerücht von einem Testament des verstorbenen Königs, welches am Tage nach seinem Hinscheiden eröffnet worden und dessen Inhalt von der Art sei, daß der König seine Veröffentlichung befohlen habe. Was man sich unter diesem Testament eigentlich dachte? Es wäre schwer zu sagen gewesen. Daß es sich darin um mehr als blos finanzielle Bestimmungen handle, darüber waren Alle einig. Aber wenn es nun darauf ankam, den Inhalt genauer zu bestimmen, so verliefen die Gerüchte sich ins Abenteuerliche. Einige meinten, es werde wohl die Verfassung sein, welche Friedrich Wilhelm der Dritte vor Zeiten einmal versprochen, und die späterhin wieder in Vergessenheit gerathen! Gleichviel indeß: je unbestimmter die Gerüchte von diesem Testament, je größer wurde der Werth, den man darauf legte, je größer die Ungeduld, mit der man es erwartete. — Und das nicht in der Hauptstadt allein, sondern auch in den Provinzen. —

Für den Augenblick indeß, und bevor dies und Aehnliches zur Entscheidung kommen konnte, nahm noch etwas Anderes die Thätigkeit des Königs, die Schaulust, das Mitgefühl des Publikums in Anspruch. Noch stand die ehrwürdige Leiche seines Vorgängers über der Erde und verlangte die letzte Huldigung. Wen in der Mitternachtstunde vom achten auf den neunten Juni sein Weg zufällig über die Schloßbrücke führte, der konnte Zeuge sein eines merkwürdigen und erschütternden Schauspiels: in der Stille der

Digitized by Google

Nacht, ohne Aufsehen und Gepränge, war die Leiche aus dem königlichen Palais ins Schloß hinübergeführt worden. Voran der greise Fürst Wittgenstein, hinter dem Sarge, im Soldatenmantel, der König mit dem Prinzen Wilhelm; nur wenige Diener schlossen den lautlosen Zug. — Der Sarg wurde im Thronzimmer niedergesetzt; er war noch ungeschlossen, und Unzählige drängten im Lauf des Tages sich herbei, die königliche Leiche, im einfachen grauen Mantel, das Haupt bedeckt mit der bekannten schlichten Feldmütze, noch Einmal, zum letzten Mal zu sehn.

Aber der Verstorbene hatte eine eigentliche Ausstellung der Leiche verboten: und so wurde dies Glück nur Wenigen zu Theil.

Desto prächtiger am folgenden Tage (Juni 10.) war die Ausstellung des Paradesarges. Die Fenster des Thronsaals waren verhängt, acht große silberne Candelaber mit vielen Kerzen und zahlreiche Arm- und Kronleuchter strahlten feierlich durch die künstliche Nacht. Unter dem Thronhimmel auf einer doppelten Estrade, auf einer Decke von violettem Sammet, mit Hermelin und goldenen Tressen prächtig besetzt, stand der Sarg. Um ihn acht Sessel, vier zu jeder Seite: darauf nach einander, rechts die königliche Krone, der Reichsapfel, das Reichssiegel, der Kurhut, links das Reichsscepter, das Reichsschwert, die Kette des schwarzen Adlerordens und das Kurschwert. Ueber dem Haupte des Sarges selbst erhob sich der Reichshelm; auch die Schärpe des Königs, das Band des schwarzen Adlerordens, der entblößte Degen kreuzweis mit der Scheide, der Commandostab und die goldenen Sporen waren daran befestigt. — Die Wache hielt am oberen Ende des Sarges rechts ein Generaladjutant, welcher das Reichspanier hielt, links ein Flügeladjutant. Neben den acht Sesseln standen acht Stabsoffiziere; zu Füßen des Sarges der königliche Hofmarschall von Massow, abwechselnd mit den königlichen Hofchargen: sie Alle bedeckten Hauptes, die Hüte mit wehenden Flören geschmückt. — Zu den Seiten abwärts standen zwei königliche Pagen, den Hut in Händen haltend; an den Stufen der Estrade, in der Linie des Sarges, zwei königliche Kammerdiener in Staatskleidern, an den Stufen rechts und links ein Leibjäger und ein Leiblakei, ebenfalls in Staatskleidern, die Hüte in den Händen haltend. An den beiden Thüren des Trauerzimmers stand eine Ehrenwache von Gardeunteroffizieren und Garde

Digitized by Google

du Corps. Durch die Thüren ſelbſt drängte ſich von früh bis ſpät ein endloſer, unabſehbarer Zug, Alle in Trauerkleidern: und der Mehrzahl von ihnen merkte man es an, daß dieſe Trauer nicht blos äußerlich war, und daß noch etwas mehr als bloße Neugier ſie an dieſe Stätte geführt hatte. —

Die Beſtattung ſelbſt fand am Morgen des Elften ſtatt. — Der Verſtorbene hatte in einem eigenhändigen Aufſatze alle Einzelnheiten des Trauerzuges aufs Genaueſte angegeben; jede Compagnie Soldaten, von welchem Regiment, in welcher Reihenfolge, war vorausbeſtimmt. Das Gefolge war glänzend und prächtig, die Zuſchauerſchaft unermeßlich. — Vom frühen Morgen an hielten ernſte, dunkle Volksmaſſen, die Mehrzahl in Trauerkleidern, die Umgebung des Schloſſes beſetzt; das Zeughaus, der Luſtgarten und jene prächtige Säulenhalle des Muſeums, redendes Zeugniß von der weiſen Freigebigkeit des Verſtorbenen, wo es galt, etwas Großes und Dauerndes zu gründen! — waren dicht gedrängt von Köpfen. — Gegen zehn Uhr ſtellten ſich im Luſtgarten die Truppen auf; das Funkeln der Bayonette, der Glanz der Uniformen, eingefaßt von den ſchwarzen Volksmaſſen, dazwiſchen die grünen Bäume des Luſtgartens, hoch darüber der wolkenbedeckte Himmel, und zu dem Allen das andachtvolle Geläut der Glocken — in der That, eine denkwürdige, feierliche Scene! —

Eine Stunde ſpäter ſetzte ſich der Zug vom Schloß aus in Bewegung. Voraus die Geiſtlichkeit von Berlin, Potsdam, Charlottenburg und der Umgegend; dann das Militair, die Dienerſchaft, die Aerzte; dann die Miniſter mit den Reichsinſignien; dann, unter einem prachtvollen ſchwarzen Baldachin, der Leichenwagen. In dem Augenblick, als der Leichenwagen aus dem Portal hervorkam, präſentirten die Truppen und gedämpfte Trommeln wirbelten, die Muſik blies den Choral: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan.“ — Unmittelbar hinter dem Sarge ſchritt der König mit der Königin, der Kaiſer von Rußland, der König von Hannover, der in der Nacht noch eingetroffen war; ſämmtliche Prinzen und Prinzeſſinnen; endlich eine lange Reihe von Beamten und Deputationen.

Die Domkirche war ſchwarz ausgeſchlagen; vor dem Altar, zwiſchen acht rieſigen Candelabern, war ein Eſtrade erhöht. Der Sarg ward herauf gehoben; ihm gegenüber ſtellte ſich der König mit

Digitized by Google

seiner fürstlichen Begleitung. Ein Sängerchor stimmte das Lied an, welches der verstorbene König selbst zu diesem Zwecke ausgesucht hatte: „Jesus meine Zuversicht". Eine kurze Rede, ein Gebet — und der Segen über den Sarg ward gesprochen. Von außen, in demselben Augenblick, zu dem Geläut der Glocken, ertönte der Donner der Kanonen, das Knattern der Gewehre. Innen aber ereignete sich eine Scene, so ungewöhnlich, so über alles Ceremoniel hinaus, und doch so menschlich wahr, so tief erschütternd, daß sie gewiß allen Anwesenden unvergeßlich geblieben ist. Der König, von Schmerz überwältigt, sank lautweinend an den Stufen nieder, den Sammet des Sarges mit Küssen bedeckend, alle Mitglieder der Familie folgten seinem Beispiel . . . .

Wer, in diesem feierlichen Augenblick, im Angesicht dieser finstern Pracht, unter den Ausbrüchen dieses Schmerzes, der auf so furchtbare und doch so schöne Weise die Gleichheit aller Menschen bezeugte, hätte nicht jener Feierlichkeit gedacht, welche kaum zwei Wochen zuvor ebenfalls Tausende von Zeugen versammelt hatte? jener Grundsteinlegung zum Denkmal Friedrichs des Großen, wo eine ähnliche, und dennoch ach! so verschiedene Pracht sich entfaltet, wo dieses Auge, das sich nun auf ewig geschlossen, zum letzten Mal mit Wohlgefallen auf dem Glanz seiner Hauptstadt, der stattlichen Haltung seiner Truppen geruht, zum letzten Mal das Auge des Volks die verehrten, ach, schon so entstellten Züge des königlichen Antlitzes erhascht hatte?!

Und in einigen Gemüthern stieg wohl auch noch ein anderes Schauspiel auf, noch ein anderer Trauerzug entfaltete sich vor den Blicken Einiger: jener Trauerzug, welcher so eben, eine Herausforderung für alle Völker, ganz besonders aber für Deutschland, in Frankreich war beschlossen worden! — Unsere Leser entsinnen sich der kriegerischen Aussichten, mit welchen die orientalische Frage drohte, und der leidenschaftlichen Haltung, welche namentlich Frankreich darin angenommen hatte. Herr Thiers, um nichts zu verabsäumen, was den kriegerischen Sinn der Nation erwecken, und ihr sowohl wie dem Auslande die Lorbeern des Kaiserreiches in Erinnerung bringen konnte, hatte bei der englischen Regierung die Erlaubniß nachgesucht, die Leiche Napoleons nach Frankreich zurückzuführen. England, nur allzugrausam gegen den Lebenden, wollte es wenigstens gegen den Todten nicht mehr sein; es bewilligte das

Digitized by Google

Geſuch des Herrn Thiers. Nachdem ſchon früher die Deputirtenkammer unter enthuſiaſtiſchem Zuruf ihre Beiſtimmung ertheilt, war der Geſetzentwurf über die Beiſetzung Napoleons am ſechſten Juni auch von der Pairskammer genehmigt worden. Schon wurde das Schiff gerüſtet, welches, unter dem Befehl des Prinzen von Joinville, die edlen Reſte über den Ocean holen ſollte; wenige Monate noch — und durch Frankreich wälzte ſich ein Leichenzug, der, die Wahrheit zu ſagen, wenig anders war als ein maskirter Kriegszug ... wie lange wird es noch dauern bis zum wirklichen? und dieſe Kanonen, die jetzt über der Gruft deſſelben Königs donnern, deſſen Weisheit vornämlich man dieſen langen Frieden verdankt, werden ſie nicht bald ihr Echo finden in dem Donner der Feldſchlacht? —

In der folgenden Nacht, in der zwölften Stunde, wurde die Leiche nach Charlottenburg abgeführt, wo ſie, der Beſtimmung des Verewigten gemäß, im Mauſoleum neben der Königin Louiſe ihre Stätte finden ſollte. Auch zu dieſem Akt, dem letzten in dieſem ernſten Schauſpiel, hatte, der ſpäten Stunde unerachtet, eine zahlloſe Menſchenmenge ſich verſammelt. Bediente zu Pferde mit wehenden Fackeln eröffneten den Zug; dann im vierſpännigen Trauerwagen Fürſt Wittgenſtein, als Oberkammerherr, und der Hofmarſchall; dann der achtſpännige königliche Leichenwagen ſelbſt, von einfachem Schwarz umhüllt; dann wieder Reiter mit Fackeln, und wenige Hofequipagen. Die Luft war völlig windſtill, kein Gas erleuchtete die Straßen, ein leichtbewölkter Mond verbreitete ein elegiſches Dämmerlicht; die zahlloſen Volksmaſſen bewahrten eine rührende Stille ...

Der Zug ging durch die mittlere Promenade der Linden, die ſonſt jedem Wagen verſchloſſen iſt; Pferde und Wagen bewegten ſich auf dieſer ungepflaſterten Straße völlig lautlos und die wenigen Fackeln erhellten um ſo magiſcher die eng zuſammengeneigten Wipfel der Bäume. So durchſchritt das Trauergefolge die Mitte des Brandenburger Thores, um langſam und gemeſſen den dunkelbeſchatteten Weg nach Charlottenburg, der in ſeiner ganzen Ausdehnung von ruhigen Volksmaſſen erfüllt war, zurückzulegen ....

Damit endete die Feier; ſie war würdig und prachtvoll zugleich geweſen, und hatte überall im Volk die aufrichtigſte Theilnahme gefunden. — Nur die Anweſenheit des Königs von Hannover erregte bei Einigen eine leichte Unzufriedenheit. Auch die Art,

Digitized by Google

wie der Kaiſer von Rußland ſich benommen, wollte nicht allgemein gefallen. Unmittelbar nach dem Tode des Königs, am Abend des Sterbetages, war er, ſeinen Sohn, den Thronfolger, zur Seite, im offnen Wagen, unter den dichten, gedrängten Maſſen umhergefahren. Am Sarge des Königs, unter der Ehrenwache, welche ihn umgab, wollte man auch zwei Generaladjutanten des Kaiſers geſehen haben. Dies fand man die Anhänglichkeit des Schwiegerſohns etwas zu weit getrieben; die Eiferſucht, die Ehrliebe des Volkes ſah ungern ruſſiſche Offiziere am Sarge eines preußiſchen Königs.

Und ſo kehrte das Publikum aus der Sammlung dieſer feierlichen Momente bald zu ſeiner alten Beſchäftigung, zu Anekdoten, Gerüchten, Vermuthungen zurück. — Doch ſollte ſeiner Neugier jetzt auch durch einige öffentliche Schritte Genüge geſchehen. Schon unterm Zehnten war dem Bruder des Königs, dem Prinzen Wilhelm, der Titel eines Prinzen von Preußen beigelegt worden: der hergebrachte Titel bekanntlich, mit welchem in Preußen, bei Ermangelung direkter Nachfolge, der vermuthliche Thronerbe bezeichnet wird. Einige Tage ſpäter wurde ihm auch der Vorſitz im Staatsminiſterium übertragen. — Einige andere Ernennungen, theils den Hofſtaat, theils die unmittelbare Umgebung des Königs betreffend, folgten nach. Dem Oberhofmeiſter von Schilden war ſogleich nach dem Tode des Königs der ſchwarze Adlerorden verliehen worden: gerechte Auszeichnung eines Mannes, der zu der vertrauteſten Umgebung des verewigten Monarchen gehört, und ihm lange Jahre die treuſten Dienſte gewidmet hatte. Oberſt von Lindheim, Generallieutenant von Luck, der frühere Gouverneur des Königs, und General v. Neumann wurden zu Generaladjutanten ernannt: alle drei Ernennungen, welche den Beifall aller Sachverſtändigen fanden. Namentlich Herr v. Neumann ward als ein Muſterbild militairiſcher Offenheit und Einfachheit gerühmt. Held auf dem Schlachtfelde, ſei er niemals Held im Vorzimmer geweſen: jede Intrigue, jede Parteilichkeit liege ihm fern; es ſei ein bedeutungsvoller Umſtand und berechtige zu frohen Hoffnungen, daß ein ſolcher Mann in die nächſte Nähe des Königs berufen werde. Einzelne Stimmen zwar behaupteten, Herr von Neumann gehöre zu jener Gattung von Offizieren, welche, unbeſchadet ihrer Tapferkeit, doch im Grunde beſſer thäten, das Kreuz zu führen, ſtatt des Schwertes: eine Gattung, die in der letzten Zeit

Digitized by Google

in der preußischen Armee sehr häufig geworden sein sollte, und als deren Haupt und Musterbild der General von Thile in Coblenz bezeichnet wurde. Doch um auf dergleichen Stimmen zu hören, war die Zeit noch nicht gekommen. — Im Uebrigen hatten all diese Ernennungen noch einen eignen Reiz: sie waren sämmtlich von Sanssouci datirt, wo der König sogleich nach der Leichenfeierlichkeit seinen Wohnsitz genommen hatte — jenem Sanssouci, das man nicht nennen konnte, ohne seines königlichen Erbauers zu gedenken, in dessen Gemächern noch der Schatten Friedrichs des Großen zu schweben schien, und das bis dahin keiner seiner Nachfolger zu seinem dauernden Aufenthalt zu machen gewagt hatte!

Aber Friedrich Wilhelm der Vierte wagte es — bedurfte es mehr, um die Parallele mit Friedrich dem Großen vollkommen zu machen?! — —

Und endlich sollte sich denn auch die geheimnißvolle Geschichte mit dem Testament aufklären. Es war etwas Wahres an der Erzählung des Volks gewesen; der letzte Wille des verstorbenen Königs war wirklich den Tag nach seinem Tode vor der versammelten königlichen Familie eröffnet worden; es war wirklich ein Schriftstück dabei gefunden worden, dessen Inhalt den König so lebhaft ergriffen, daß er schon am Zwölften, unmittelbar nach dem Leichenbegängniß, dem Staatsministerium die Veröffentlichung desselben aufgetragen.

Nur freilich, das eigentliche Testament, jene letztwilligen Verfügungen über Vermögen, Erbtheilung und dergleichen, worauf die Neugier des Publikums sich gefreut hatte, war es nicht; noch weniger jene Verfassungsurkunde, von der einige übersichtige Politiker geträumt hatten. Es waren zwei eigenhändige Schreiben des verstorbenen Königs, vom Jahre achtzehnhundertsiebenundzwanzig; beide zunächst nur für seine Familie, ganz besonders für seinen Nachfolger bestimmt. Der König sprach sich darin aus, wie es einem Hausvater im Angesicht des Todes wohl ansteht: gottergeben, fromm, liebevoll, die Erfahrungen eines vielbewegten Lebens in wenig herzliche Worte zusammenfassend und seinen Kindern zu Lehre und Warnung noch einmal ans Herz legend. „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott" — dieser Wahlspruch des frommen Königs eröffnete das erste der beiden Dokumente, welches er als seinen letzten Willen bezeichnet hatte. Er empfahl darin seine

Digitized by Google

Seele der Barmherzigkeit Gottes, und sein Gedächtniß der Liebe der Ueberlebenden. Schwere und harte Prüfungen habe er nach Gottes weisem Rathschlusse zu bestehen gehabt, sowohl in seinen persönlichen Verhältnissen, durch den Tod der Königin Louise, als durch die Ereignisse, welche das Vaterland in der ersten Hälfte seiner Regierung betroffen. Aber auch Herrliches und Großes habe Gott ihm zu Theil werden lassen: die Siege der Jahre dreizehn bis funfzehn, die Wiederherstellung des Staates und die Liebe und das Gedeihen seiner Kinder. Mit zärtlichen Worten wurde dabei seiner zweiten Gemahlin, der Fürstin von Liegnitz, gedacht, und ihre Anhänglichkeit und Treue gerühmt. Zum Schluß sprach er seinen Dank aus gegen Alle, die dem Staat und ihm mit Einsicht und Treue gedient, sowie Vergebung allen seinen Feinden: „auch denen, die durch hämische Reden, Schriften, oder durch absichtlich verunstaltete Darstellungen das Vertrauen meines Volks, meines größten Schatzes (doch Gottlob, nur selten mit Erfolg), mir zu entziehen bestrebt gewesen sind." —

Das Zweite richtete sich an „meinen lieben Fritz". Es enthielt Warnungen und Rathschläge für die künftige Herrschaft seines Nachfolgers. Es warnte ihn namentlich, „vor der so allgemein um sich greifenden Neuerungssucht, vor den unpraktischen Theorien, deren so unzählige jetzt im Umschwung sind." Aber auch von der zu weit getriebenen Vorliebe für das Alte, die fast eben so schädlich, wurde abgerathen. Als Hauptgrundlage des politischen Systems wurde die Aufrechterhaltung des Friedens empfohlen. Vor Allem aber möge Preußen, Rußland und Oesterreich sich nie von einander trennen; ihr Zusammenhalten sei als der Schlußstein der großen europäischen Allianz zu betrachten.

Wie gesagt, von dem Standpunkte des Hausvaters, der Familie aus betrachtet, waren diese Aktenstücke höchst bedeutungsvoll und wichtig; der brave, schlichte Sinn des verstorbenen Königs hatte sich darin aufs Neue ein ehrendes Denkmal gesetzt, und konnte sie in dieser Beziehung gewiß Niemand ohne Rührung lesen. Auch das begriff sich, daß sie auf das Herz des Sohnes und Erben einen hinreißenden Eindruck gemacht hatten, einen Eindruck, welcher sich aufs Unverkennbarste aussprach in den begeisterten Worten der Cabinetsordre, durch welche die Veröffentlichung der beiden Dokumente verfügt ward,

Digitized by Google

und in Betreff deren kein Menſch in Zweifel ſein konnte, daß ſie unmittelbar aus der Feder des Königs gefloſſen.

Denn ſo ſchrieb kein Sekretair, dieſen Stil wagte kein Miniſter, in dieſen gewaltigen, ſchwungvollen Worten konnte nur der Schmerz eines Sohnes und das Bewußtſein eines Königs ſich ergießen. Der Heldenkönig aus unſrer großen Zeit ſei dahingeſchieden; er, ſein Sohn und Nachfolger, bitte Gott, den Lenker der Herzen, daß er die Liebe des Volks, die Friedrich Wilhelm der Dritte in den Tagen der Gefahr getragen, ihm ſein Alter erheitert und die Bitterkeit des Todes verſüßt habe, auf ihn übergehen laſſe, der mit Gott entſchloſſen ſei, in den Wegen des Vaters zu wandeln. Sein Volk ſolle mit ihm beten um Erhaltung des ſegenreichen Friedens; ſollte derſelbe jedoch, was Gott verhüte, gefährdet werden, ſo werde, das wiſſe er, ſich ſein Volk erheben, wie Ein Mann, auf ſeinen Ruf, wie es ſich auf den Ruf ſeines Vaters erhoben. Solch ein Volk ſei es werth und fähig, königliche Worte, wie die hier folgenden, zu vernehmen, und werde einſehen, daß er ſeine Regierung nicht beſſer eröffnen könne, als durch Veröffentlichung dieſer Dokumente.

In der That war der Jubel, welcher darauf erfolgte, außerordentlich. Vor Allem waren es die einleitenden Worte des Königs, welche die allgemeinſte Bewunderung erregten. Dieſen Stil war man nicht gewohnt; mit ſolchen Cabinetsordres hatte noch nie ein König ſeine Regierung eröffnet; auf eine ſo edle, eine ſo großherzige Weiſe war die ererbte Schranke der Heimlichkeit noch nie durchbrochen, ein erſter Schritt in die Oeffentlichkeit noch niemals würdiger gethan worden. Die preußiſchen Herzen ſchlugen ſtolzer; wo auf den Thronen des Auslandes ein König ſäße, hoffnungsreich gleich dieſem? und welche Nation einer größern Zukunft ſicherer entgegenginge? — Die Behörden der Hauptſtadt ließen den „letzten Willen“ nebſt den begleitenden Worten des Königs auf ſtädtiſche Koſten drucken und in allen Häuſern, an alle Familien vertheilen. Andere Städte folgten dem Beiſpiel. Schönſchreiber, Zeichner, Kupferſtecher bemächtigten ſich des Aktenſtücks; in allen Formaten wurde es gedruckt, in allen Geſtalten als Zimmerſchmuck verwendet.

Wiewohl, die Wahrheit zu ſagen, ſo gab es auch in dieſem Fall einige ketzeriſche Geiſter, welche den allgemeinen Jubel nicht

Digitized by Google

theilen konnten, wenigſtens nicht in demſelben Grade und nicht aus denſelben Motiven. War es, daß ſie, verführt von dem allgemeinen Gerücht, ihre Erwartungen zu hoch geſpannt hatten, oder was ſonſt, genug, ſie fanden den „letzten Willen" zwar ſehr charakteriſtiſch und ſehr erbaulich, ſie ehrten auch die Pietät des jungen Königs, bewunderten die Kraft ſeines Ausdruckes, lobten ſeine gute Abſicht: aber einiges Kopfſchütteln konnten ſie bei alledem nicht unterdrücken. Was das heiße, eine Nation, wie die preußiſche, ſei werth und fähig, derartige Dokumente zu vernehmen? Das Volk ſei ſogar noch viel mehr werth, zu noch viel Größerem habe es nicht nur die Fähigkeit, ſondern ſogar auch das Recht. Ueberhaupt ſei es ein mißlicher Standpunkt für einen König, über ſein Volk gleichſam zu Gericht zu ſitzen und ihm ſeine Fähigkeit und Würde zu atteſtiren.

Und dann und vor Allem dieſe Allianz mit Oeſterreich und Rußland! Ob ſie nicht Schmach genug gehäuft habe auf Preußen? und ob es im Gegentheil ein größeres Unglück für das Land gegeben habe, als dieſe Allianz? Daß Friedrich Wilhelm der Dritte in ihr das Fundament ſeiner Politik, die Gewährleiſtung der preußiſchen Wohlfahrt erblickt habe, das ſei aus den Geſchicken, die er erlebt, und ſeinen perſönlichen Beziehungen hinlänglich erklärt. Ob aber der Sohn auch dieſes Erbtheil antreten ſolle? antreten dürfe, zum Heil ſeines Volkes und im Intereſſe ſeines eignen Ruhmes?

Und überhaupt, was im Jahre vierzig ein politiſcher Rathſchlag zu bedeuten habe, der im Jahre ſiebenundzwanzig gegeben? Schon die eine Julirevolution habe eine ſo ungeheure und allgemeine Veränderung aller politiſchen Beziehungen hervorgebracht, (oder wo ſie dieſelbe nicht hervorgebracht, da ſei es eben ſchlimm genug) daß dergleichen Rathſchläge alle reelle Bedeutung verloren hätten. — Wenigſtens, ſagten ſie, wollten ſie das wünſchen.

Allein auch dieſe kritiſchen Geiſter ſollten bald mit dem König ausgeſöhnt werden: ein neues Gerücht tauchte auf, von dem, wenn es ſich beſtätigte, auch ſie ſich befriedigt erklären mußten: das Gerücht von einer allgemeinen Amneſtie für alle politiſchen Vergehen. Gleich in den allererſten Tagen, verſicherte man, habe der König, und zwar der König ſelbſt, ſie in Anregung gebracht. Daß ſie nicht ſchon zur Ausführung gelangt, das liege hauptſächlich

Digitized by Google

daran, daß von den Vorſchlägen, die man ihm eingereicht, der König bisher keinen umfaſſend genug gefunden; er habe ausdrücklich alle Kategorien abgelehnt und verlange eine allgemeine und vollſtändige Amneſtie. —

Einſtweilen, gleichſam als Unterpfand und Vorbote deſſen, was man zu erwarten hatte, wurde die Wiederanſtellung des General von Boyen, ſowie die Reactivirung des Profeſſor Arndt in Bonn bekannt. —

Herr von Boyen war nach dem Pariſer Frieden Chef des Kriegsminiſteriums geweſen. Nach der großen Wendung jedoch, welche die preußiſche Politik im Jahre achtzehn genommen, war er in Widerſpruch — die Angaben ſchwankten, ob nur mit dem Fürſten Hardenberg, oder mit dem König ſelbſt, gerathen: in Folge deſſen er gleichzeitig mit dem Miniſter Beyme und Wilhelm von Humboldt aus dem Staatsdienſt ausgeſchieden war (Decbr. 1819). Beyme und Humboldt hatten ſich der Regierung im Verlauf der Jahre wieder angenähert, und namentlich als Mitglieder des Staatsraths bis zu ihrem Tode in Thätigkeit geſtanden. Herr von Boyen dagegen war unverändert in ſeiner ländlichen Zurückgezogenheit geblieben, einer Zurückgezogenheit, welche doppelt ins Gewicht fiel, wenn man ſich der ausgezeichneten Dienſte erinnerte, welche der General, der Mitbegründer der Landwehr, der Geiſtesverwandte der Scharnhorſt und Gneiſenau, dem Staate im Cabinette ſowohl, wie im Felde geleiſtet, und je unerſetzlicher daher die Lücke, die ſein Austritt veranlaßt hatte. Herr von Boyen, ohne Amt, ohne Einfluß, war nichts deſtoweniger einer der geachtetſten Männer im preußiſchen Staat; wo er erſchien (und nur höchſt ſelten verließ er ſeine Einſamkeit) wurde er mit den aufrichtigſten Zeichen der Ehrerbietung empfangen. —

Ermeſſe man hienach die Freude, welche die Cabinetsordre des Königs vom ſechſten Juli hervorbrachte, durch die Herr von Boyen, unter ausdrücklicher Beziehung auf ſeine früheren ausgezeichneten Dienſte, in den Staatsdienſt, zunächſt als Mitglied des Staatsrathes, zurückberufen ward. Man ſah, dieſer König war wirklich bemüht, das Andenken ſeines Vaters und Vorgängers in Ehren zu halten. Denn welchen beſſeren Weg gab es dazu, und auf welche würdigere Weiſe konnte der Sohn ſeine Pietät zeigen, als wenn er die Ungerechtigkeiten des Vaters ausglich und ſeine Irrthümer

Digitized by Google

verbeſſerte?! — Auch war dies nur der Anfang in einer Reihe von Gunſtbezeigungen, welche Herrn von Boyen ſeitdem zu Theil wurden; ſchon im Oktober deſſelben Jahres, wurde er als General der Infanterie in den aktiven Dienſt wieder aufgenommen. Reiche Dotationen folgten: und nicht lange, ſo werden wir ihn in ſeiner alten Stelle als Chef des preußiſchen Kriegsminiſteriums erblicken.

Noch allgemeiner und größer war der Jubel, welchen die Wiedereinſetzung des Profeſſor Arndt erregte: um ſo viel größer, als bei uns in Deutſchland die Männer des Wortes, die Gelehrten, die Dichter populärer zu ſein pflegen, als die Männer des Schwertes und der That.

— Wiewohl Ernſt Moritz Arndt auch wohl ein Mann der That genannt werden durfte; es wird nicht möglich ſein, eine Geſchichte unſerer Befreiungskriege zu ſchreiben, ohne dabei, zu unvergänglichem Ruhme auch des Mannes zu gedenken, der durch ſeine Schriften, ſeine Lieder, ſeine Reden ſo Außerordentliches, ſo Unberechenbares zu dem patriotiſchen Aufſchwung jener Epoche beigetragen. — Aber alle dieſe Verdienſte hatten ihn nicht ſicherſtellen können gegen die Anfeindungen jenes Syſtems, das ſeit dem Jahre achtzehn die Oberhand in Preußen gewonnen. Auch Arndt, damals Profeſſor in Bonn, war dem Verfolgungsgeiſt der Metternich und Kamptz zum Opfer gefallen, und ſeine erwieſene Unſchuld ſelbſt konnte ihm nicht mehr, als nur eine Freiſprechung von der Inſtanz verſchaffen: man ließ ihm ſeinen Gehalt und ſeinen Titel, aber ſeine Thätigkeit als akademiſcher Lehrer gab man ihm nicht zurück. — Auch dieſes Unrecht jetzt, nach zwanzigjähriger Dauer, wurde von Friedrich Wilhelm dem Vierten vergütet: an demſelben Tage, der Herrn v. Boyen dem Staatsdienſt wiedergab, wurde Arndt in ſeine Profeſſur wiedereingeſetzt, und zwar (wie es in der Cabinetsordre hieß) „weil der König ihn kenne, ihm vertraue". —

Dieſer Schritt des Königs erregte, wie geſagt, überall den außerordentlichſten Jubel, nirgend jedoch mehr als in der Rheinprovinz, welche Arndt durch langjährigen Aufenthalt zur zweiten Heimath geworden war, und die ihn mit Stolz ihren Bürger nannte. Ein glänzendes Feſtmahl, welches die Univerſität Bonn ihrem berühmten und ſo lange von ihr ausgeſchloſſenen Collegen veranſtaltete (Juli 21.), ließ dieſen allgemeinen Enthuſiasmus zu vollem

Digitized by Google

Ausbruch kommen, ebenso ein späteres Seitens der Bürgerschaft von Bonn (August 17.) Allein wie hoch man Arndt dabei ehrte, und mit wie viel frischen Kränzen man sein gealtertes Haupt umwand: der wahre Festkönig war doch nicht Er, der wahre Festkönig war ein Anderer, dessen Name laut über diese klirrenden Becher, diese wehenden Fackeln hinaus ertönte, und den besonders die akademische Jugend mit einer wahrhaft schwärmerischen Verehrung in die Lüfte rief — Friedrich Wilhelm der Vierte.

Andere ähnliche Nachrichten, wenn auch von minderer Wichtigkeit, erhielten diese günstige Stimmung. Schon unterm sechsundzwanzigsten Juni, wenige Tage also nach der Thronbesteigung des Königs, war dem Pariser Oppositionsjournal, le Temps, welches bis dahin in Preußen verboten gewesen, der Zutritt wieder frei gegeben worden. Einer Deputation der Berliner Judenschaft, die ihm noch am 17. Juli eine Condolenz- und Gratulationsadresse überreicht, hatte der König in freisinnigstem Geiste geantwortet: er sei kein Anhänger veralteter Vorurtheile, „und es soll, verlassen Sie sich darauf, weitergebaut werden.“ — Endlich wollten die Zeitungen auch von einer Einladung wissen, welche Alexander von Humboldt im Auftrag des Königs an die Gebrüder Grimm gerichtet habe, die seit der Göttinger Katastrophe, amt- und mittellos, in Kassel lebten: sie möchten ihren Aufenthalt in Berlin nehmen, um hier theils ihre Studien fortzusetzen, theils besondere wissenschaftliche Aufträge des Königs zur Ausführung zu bringen, wogegen ihnen ein namhafter Gehalt zugesichert sein sollte. — Aehnliche Anerbietungen sollten an Tieck ergangen sein: und wennschon die politischen Sympathien des Publikums dabei weniger in Betracht kamen, so freute man sich doch, einen König auf dem Throne zu sehn, entschlossen, wie es schien, seine Krone nicht bloß mit soldatischer Pracht, nein, auch mit dem Ruhm der Wissenschaft und dem milderen Glanz der Künste zu umgeben.

Daß zu derselben Zeit in Berlin ein Buch confiscirt ward, und zwar um seines politischen Inhaltes willen — wer unter diesem allgemeinen Jubel merkte darauf? Das Buch war unerheblich, der Verfasser unbekannt — immerhin, es ist noch eine Reminiscenz der alten Zeit, der König hat nichts davon erfahren . . . wie könnte ein König, der das Verbot französischer Zeitungen aufhebt, das Buch eines deutschen Autors confisciren lassen?! —

Digitized by Google

Auch die Aufmerksamkeit des übrigen Deutschlands wurde durch die oben erzählten Vorgänge in hohem Grade erregt. Wir haben im ersten Kapitel von der Guttenbergsfeier und den außerordentlichen Zurüstungen gesprochen, welche für dieses Fest getroffen wurden; auch des politischen Geistes, der sich hie und da in diese Zurüstungen mischte, ist gedacht worden. Dieses Fest nun fiel gerade in diese Tage (Ende Juni). In Preußen hatte es, schon der Landestrauer wegen, verschoben werden müssen; das heißt, so weit es hier überhaupt gestattet war, worüber oben das Nähere erzählt ist. Desto mehr preußische Gäste fanden sich bei den auswärtigen Feierlichkeiten ein, vorzüglich in Leipzig, wo das Fest mit besonderer Pracht und Theilnahme, ein wahres Volksfest, gefeiert ward: und überall hin brachten sie ihren Enthusiasmus für ihren neuen König, ihren Jubel, ihre Hoffnungen mit. Theilnehmend horchte man ihren Erzählungen; ein Gefühl, eine Ahnung überkam die Herzen, als sei hier nicht bloß ein Stern für Preußen, nein, für ganz Deutschland aufgegangen. Ueberall, zwischen allen Toasten, von Leuten, die sich sonst kaum um Preußen gekümmert, hörte man die Gesundheit des neuen Königs von Preußen ausbringen; die preußische Hoffnung wurde als Hoffnung Deutschlands, die Zukunft Preußens als deutsche Zukunft mitempfunden. — Die vorzüglichste Rolle spielte auch hierbei die Wiederanstellung Arndts. Selbst aus Baiern, wo man sonst bekanntlich von Alters her für Preußen wenig oder gar keine Sympathien gehabt hatte, konnte man nicht lebhaft genug den Eindruck beschreiben, welchen dieser Act königlicher Gerechtigkeit erregt, und mit welchem Interesse auch hier, in den gebildeten Kreisen wenigstens, jede Mittheilung über den neuen Beherrscher Preußens aufgenommen ward.

Aber während der König von Preußen sich diesergestalt besorgt zeigte, alte, fast vergessene Wunden zu heilen, war doch seine Hauptaufmerksamkeit auf jene jüngste, frischblutende gerichtet, die Wunde der kirchlichen Parteiung. — Schon als Kronprinz sollte er mit den gewaltsamen Maßregeln, welche gegen die beiden Erzbischöfe ergriffen worden, nicht überall einverstanden gewesen sein; jetzt als König beschloß er, so weit irgend möglich, den Weg der Milde und der gütlichen Verständigung zu gehen. In eigenhändigen Schreiben hatte er sämmtlichen Bischöfen des Landes den Antritt seiner Regierung angezeigt; Alle, welche von diesen Briefen entweder wirklich

Digitized by Google

Kenntniß hatten, oder (und auch der Letzteren war eine große Menge) sie zu kennen vorgaben, waren entzückt über die geistreiche Fassung und den edlen versöhnenden Ton dieser königlichen Schreiben.

Selbst einzelne Brutalitäten, zu denen die katholische Geistlichkeit sich auch jetzt noch in ihrem Fanatismus verleiten ließ, konnten den König in diesen Bemühungen nicht irre machen. Einige Geistliche im Großherzogthum Posen waren unverschämt genug, selbst das Trauergeläut für den verewigten König zu verweigern, zum Theil unter Vorwänden, welche noch beleidigender waren, als die Weigerung selbst. Allein auch dies übersah der König in fürstlicher Milde. Den Vorstehern der katholischen Kirche und den Repräsentanten der katholischen Gemeinde zu Inowraclaw, welche bei dem König über ihren eigenen Probst Beschwerde geführt, weil er, gegen den Willen der Gemeinde, das Trauergeläut verweigert, antwortete der König: die aus dieser Veranlassung ihm geäußerten Gesinnungen treuer Anhänglichkeit und Liebe hätten einen lauteren Klang in seinem Herzen ertönen lassen, als wie das, nur durch die Pflichtvergessenheit eines fanatischen Geistlichen unterlassene Trauergeläut hätte hervorbringen können. — Auch dieser Brief ward bekannt; über seine Wirkung bei beiden, Katholiken wie Protestanten, Laien und Geistlichen, brauchen wir nichts hinzuzusetzen. —

Inzwischen wurden die Verhandlungen mit den Erzbischöfen selbst eifrig fortgesetzt. Der Fürst-Bischof von Breslau, Herr von Sedlnitzky, der schon unter Friedrich Wilhelm dem Dritten sich viel Mühe um die endliche Aussöhnung gegeben hatte, war sofort wieder an das Hoflager zu Sanssouci berufen worden. Auch wurde es um so nöthiger, diese Angelegenheit auf die eine oder die andre Art zu Ende zu bringen, als neuerdings auch die Geistlichkeit Schlesiens immer schwieriger zu werden anfing und der begütigende Einfluß des Herrn von Sedlnitzky in seinem eigenen Bisthum immer weniger verfangen wollte.

Und wirklich schien man zum Abschluß zu gelangen, rascher als es irgend Jemand erwartet hatte. Der westphälische Merkur vom vierzehnten Juli brachte die offizielle Anzeige, daß der König dem Gesuch des Erzbischofs von Cöln, in Berücksichtigung seiner Gesundheitsumstände gewillfahrt, und ihm die beliebige Wahl jedes Aufenthaltsortes gestattet habe, mit alleiniger Ausnahme der Diöcese Cöln. Damit war denn die bisherige Gefangenschaft des Prälaten faktisch

Digitized by Google

aufgehoben und ein erster versöhnender Schritt gelungen; Niemand zweifelte, daß die vollständige Aussöhnung in Kürze nachfolgen werde, und selbst die offizielle Erklärung der preußischen Staatszeitung in ihrer Nummer vom 25. desselben Monats, „daß zu einer Aenderung in den von dem hochseligen König über die Person des Prälaten gefaßten Entschlüssen keine Aussicht vorhanden sei", vermochte diese Hoffnung zwar hinzuhalten, aber nicht zu vernichten.

Und in der That, daß es nicht am Willen des Königs gelegen, wenn die Aussöhnung mit Herrn von Droste nicht vollständiger gewesen, das bewies der überraschend glückliche Erfolg, welchen die Verhandlungen mit dem Erzbischof von Posen, Herrn von Dunin, erhielten. Die preußische Staatszeitung vom 29. Juli brachte ein ausführliches Publikandum, welches die gänzliche Beilegung dieser Angelegenheit verkündigte. Schon bei dem Antritt seiner Regierung, erklärte der König, habe er durch die landesväterliche Fürsorge des hochseligen Königs Majestät die Angelegenheiten, welche den kirchlichen Frieden im Großherzogthum Posen getrübt und die katholischen Unterthanen dieser Provinz von ihrem kirchlichen Oberhirten getrennt hätten, in einem Zustande gefunden, welcher eine baldige günstige Wendung derselben habe ahnen lassen. Es sei ihm höchst erwünscht gewesen, ohne von den bisherigen Maßregeln abweichen zu dürfen, welche sein Vorgänger unter den obwaltenden Umständen für unerläßlich anerkannt, und mit denen auch er sich durchaus einverstanden hätte erklären müssen, nur den Weg der näheren Verständigung zu verfolgen, welcher jetzt zu einem erfreulichen Resultate geführt habe. Die Erklärungen nämlich, welche der Erzbischof von Dunin jetzt am Fuße des Thrones niedergelegt, gewährten dem Könige die Hoffnung, es werde das schöne Ziel einer Verständigung, durch welche die Rechte der Krone gewahrt, und das Ansehn der Landesgesetze, wie nicht minder auch die Wiederkehr der kirchlichen Ordnung gesichert werden, glücklich erreicht sein. Durch diese Entfernung der bisher obwaltenden Mißverständnisse werde ihm die traurige Pflicht erspart, das von dem Landesgericht gefällte Urtheil gegen den Prälaten (Herr von Dunin war bekanntlich unterm 25. April 1839 „wegen Ueberschreitung seiner Amtsgewalt" zu sechsmonatlicher Festungsstrafe und Unfähigkeit zu irgend einem Amt im preußischen Staate verurtheilt worden, und, nach der eigenmächtigen Rückkehr nach Posen,

Digitized by Google

im October desselben Jahres nach Kolberg abgeführt worden) vollstrecken und die Maßregeln der Strenge fortdauern zu lassen, welche das Verfahren desselben nothwendig hervorgerufen. Der König sei daher gern geneigt gewesen, den an ihn gelangten Bitten in Gnaden willfahrend, in der von dem Bischofe von Dunin bisher erlittenen Suspension von seinen kirchlichen Verrichtungen und in der durch seine eigenmächtige Entfernung aus Berlin herbeigeführten Haft diejenige Genugthuung anzuerkennen, welche der verletzten Autorität der Gesetze nothwendig habe verschafft werden müssen: und wolle er nunmehr die Rückkehr des kirchlichen Oberhirten auf seinen Bischofssitz in landesväterlicher Huld verstatten. Nicht vergessen wurde dabei anzuführen, welchen Einfluß auf diese königliche Entschließung die Treue und Anhänglichkeit gehabt, mit der die Einwohner des Großherzogthums allen böslichen Aufreizungen gegen die Regierung widerstanden. Der König sprach sein Vertrauen aus, daß die Katholiken des Großherzogthums in dieser huldvollst gewährten Rückkehr ihres Oberhirten mit Dankbarkeit eine Bürgschaft jenes Schutzes und jener Fürsorge erkennen würden, welche der König entschlossen sei, der katholischen Kirche und deren Cultus in dem Großherzogthum Posen zuzuwenden. Aber es ward auch hinzugesetzt, daß mit derselben Strenge und Gewissenhaftigkeit, mit welcher der König diesen seinen bestimmten und unabänderlichen Willen in Ansehung der Freiheit und vollkommenen Gleichheit der christlichen Bekenntnisse aufrecht erhalten würde, ebenso auch ohne Nachsicht und Schonung gegen Jeden solle verfahren werden, der sich unterfangen möchte, den Gesetzen und dem ausdrücklich erklärten königlichen Willen zuwider, die glückliche Eintracht unter den Confessionen zu untergraben und den Frieden der Kirche in Gefahr zu bringen.

Außer dieser offiziellen Erklärung hatte der König dem Vernehmen nach unter demselben Datum noch ein Privatschreiben an Herrn von Dunin erlassen. Er sprach darin seine Freude darüber aus, daß der Prälat den Eid der Unterthänigkeit, der Treue und des Gehorsams, den er dem Vorgänger des Königs abgelegt, nunmehr auch ihm geleistet habe. Mit Freude habe der König die Versicherungen entgegengenommen, welche er für den Fall seiner Rückkehr zur bischöflichen Verwaltung in Betreff der friedfertigen und versöhnenden Führung seines Amtes gegeben habe. Die desfalls gemachten

Digitized by Google

Vorschläge entsprächen den Absichten des Königs. Daher, und in festem Vertrauen in die pflichttreue und gewissenhafte Gesinnung des Kirchenfürsten, habe er keinen Anstand genommen, ihm die Rückkehr in sein Amt nunmehr zu gestatten. Es werde ihn freuen, ihn, sobald die Handlungen des Erzbischofs seine Versprechungen bestätigt hätten, am königlichen Hoflager zu empfangen.

Man sieht, die eigentliche Frage, auf die es ankam, die Frage nämlich, wie es künftig mit den gemischten Ehen solle gehalten werden, war in der Cabinetsordre so wenig wie in dem Privatschreiben (das übrigens erst später bekannt ward) zur Erledigung gekommen; nur im Allgemeinen wurde von Verheißungen gesprochen, welche abgelegt, Zusicherungen, welche ertheilt worden. Aber ob königliche Cabinetsordres und Handschreiben denn überhaupt der Ort seien, derartige Dinge zu verhandeln? ja ob es dem päpstlichen Stuhle gegenüber, nur in der Macht, sei es der Regierung, sei es des Erzbischofs, liege, diese Dinge definitiv zu reguliren, und ob, nachdem der König dem Herrn von Dunin die Rückkehr in die alten Verhältnisse gestattet, es sich nicht von selbst verstehe, daß auch der Prälat zu der früheren milden Praxis zurückkehren werde?

So die öffentliche Meinung, so ohne Zweifel auch die Erwartung der Regierung. Wie sehr Beide im Irrthum waren, sollten schon die nächsten Wochen lehren.

Im Großherzogthum inzwischen erregte die Nachricht von der Freilassung des Prälaten eine wahrhaft fanatische Freude; religiöse und nationale Sympathien fühlten sich gleich sehr davon befriedigt und erhoben. Am 5. August traf der Erzbischof von Kolberg aus in seinem Palais in Posen ein. Sogleich am folgenden Morgen wurde in der katholischen Kirche mit allen Glocken geläutet. Der Zufall wollte, daß es gerade ein katholischer Festtag war, Christi Verklärung, weshalb ein besonders feierlicher Gottesdienst im Dome stattfand. Herr von Dunin selbst erschien dabei und celebrirte zum ersten Mal wieder in erzbischöflichem Ornat vor den versammelten Tausenden. Abends war die Stadt erleuchtet; ein großes Festmahl wurde von der Bürgerschaft vorbereitet. Bei seinem Besuch in Gnesen am 13. wurde der Erzbischof vom Landvolk in die Stadt hineingezogen. Einige Tage später sah man einen feierlichen Zug durch die Straßen Posens wallen; es waren Pilger, im Begriff eine Wall-

Digitized by Google

fahrt zu der gnadenreichen Maria von Czenstochau in Polen anzutreten, wo großer Ablaß ertheilt wurde, und der Erzbischof segnete sie in der Martinskirche feierlich dazu ein — Schauspiele, die man in Posen lange nicht gesehen, und die selbst die zu überraschen schienen, welche sich daran betheiligten. —

Doch war diese Amnestie des Herrn von Dunin nur der Vorläufer jener größeren gewesen, die das Gerücht seit Längerem angekündigt hatte, und die nun endlich unterm 10. August öffentlich verkündigt ward. Eingedenk (hieß es im Eingang) des königlichen Wortes der Verzeihung, welches sein Vater in dem „letzten Willen" ausgesprochen, wolle der König hiemit allen denen, welche durch Hochverrath, Landesverrath, Majestätsbeleidigung oder irgend andere politische Verbrechen sich gegen die Regierung seines Vorfahrs vergangen, die zuerkannten Strafen ganz und völlig erlassen, obschwebende Untersuchungen sollten niedergeschlagen, und die Anstellungsfähigkeit Allen, denen sie abgesprochen gewesen, zurückgegeben werden. Der König rechne dabei auf keinen persönlichen Dank; er sei hinlänglich beglückt in dem Gefühl, ein heiliges Vermächtniß seines Vaters erfüllt, und neuen Segen an das Andenken desselben geknüpft zu haben.

Da war sie denn also, die vielbesprochne Amnestie, in einem Umfang, welcher der Weisheit, einer Fassung, welche dem Herzen des Königs gleich viel Ehre machte. Man muß, um den vollen Werth der Maßregel zu empfinden, sich an die Härte erinnern und jene wahrhaft entsetzliche Großartigkeit, mit welcher unter Friedrich Wilhelm dem Dritten die sogenannten Demagogenverfolgungen waren betrieben worden, und deren auch wir an einer frühern Stelle bereits ausführlicher gedacht haben. Hunderte von Jünglingen schmachteten hinter Kerkergittern — warum? Ach, es war beschämend zu sagen: um eines gestreiften Bandes, einer bunten Mütze, eines verbotenen Liedes willen, und oft um noch Kleineres! — Noch weit größer war die Zahl derer, die zwar das Gefängniß schon hinter sich hatten, denen aber, in der über sie ausgesprochenen Unfähigkeit zu öffentlichen Aemtern, eine Kette nachklirrte, die sie auf ewig an Armuth, Müßiggang und Elend zu fesseln drohte. Ein unberechenbares Kapital von Talent, Kraft, Fleiß war auf die unverantwortlichste Weise vergeudet, eine gefährliche Saat von Mißvergnügen, ja Verzweiflung mit frevelhafter Leichtfertigkeit ausgestreut worden. —

Digitized by Google

Diesen unseligen Zuständen war nun mit Einem Schlage ein Ende gemacht; die Gefängnißthore öffneten sich, und eine ganze hochherzige Generation, hochherzig und achtungswerth sogar in ihren Irrthümern, war dem Vaterlande zurückgegeben.

Wiewohl ganz so vollständig, wie man die Amnestie erwartet hatte, war sie in Wahrheit nicht. Es sollten nämlich, der königlichen Bestimmung gemäß, alle diejenigen davon ausgeschlossen sein, welche sich der Untersuchung oder Strafvollstreckung durch die Flucht ins Ausland entzogen hätten. Ein gewisser Hoffnungsschimmer zwar blieb auch diesen: insofern über alle diejenigen, welche innerhalb der nächsten sechs Monate in die Heimath zurückkehren und von dort aus die Gnade des Königs anrufen würden, die schließliche Bestimmung vorbehalten blieb. Daß auch diese zuletzt eine versöhnende sein werde, wer zweifelte daran? Immerhin jedoch war es eine eigenthümliche Sache, ein sicheres Exil zu vertauschen gegen das langwierige Uebel einer erneuten gerichtlichen Untersuchung; auch ist es nicht Jedem gegeben, die Gnade eines Königs nachzusuchen.

Doch dergleichen einzelne Bedenken verhallten in dem allgemeinen jauchzenden Zuruf, mit welchem das Amnestiegesetz aufgenommen ward. Auch war der Erlaß desselben von einer Menge kleiner Züge begleitet, welche die edle und großsinnige Absicht des Königs so deutlich charakterisirten, daß einzelne Mängel der Ausführung, wo dergleichen vorhanden waren, dagegen völlig verschwanden. Daß der Gedanke der Amnestie allgemein dem König selbst zugeschrieben ward, haben wir bereits erwähnt. Auch die Beschleunigung derselben (denn allgemein hatte man sie erst bei Gelegenheit der feierlichen Huldigung erwartet) wurde seinem ausdrücklichen Entschluß zugeschrieben. Aber auch hiemit ließ das Gerücht den König noch nicht zufriedengestellt sein; man erzählte sich außerdem noch von einem eigenhändigen Befehl desselben, durch welchen alle Festungskommandanten angewiesen wurden, ihre Gefangenen sofort, und noch vor offizieller Bekanntmachung der Amnestie, auf freien Fuß zu setzen: denn es sei dem Herzen des Königs unerträglich, das Elend dieser Gefangenen auch nur noch um Tage zu verlängern. — Thatsache war, daß schon in den ersten Tagen des August die Thore der Gefängnisse sich öffneten; alle Straßen wimmelten, alle Postkutschen drängten sich von Freigelassenen, welche ihrer Heimath

Digitized by Google

zueilten: bleiche, gramgefurchte Gesichter, aber jetzt das Roth der Freude auf den Wangen, das Auge verklärt von der Hoffnung besserer Tage, die so lang verstummte Lippe überfließend von begeistertem Lob des neuen Herrschers! Hier war mehr noch als das Frohlocken der Rheinländer bei der Wiedereinsetzung Arndts, oder jene Demonstrationen, halb der Freude, halb des Trotzes, mit denen die Polen die Wiederkehr ihres Erzbischofs feierten: es war die Freude eines ganzen Volkes, das in jedem dieser Zurückgekehrten ein wandelndes Zeugniß erblickte von der wahrhaft königlichen Gesinnung seines jungen Regenten, und der glorreichen Folge, die es sich von solchem Anfange versprechen durfte.

Gleichzeitig mit Gewährung der Amnestie war auch die Ministerialcommission aufgelöst worden, welche bis dahin gleichsam Buch zu führen gehabt hatte über die politische Gesinnung jedes Einzelnen. Alle Anstellungsgesuche bisher wurden zunächst an diese Commission überwiesen und wehe dem Armen, der in ihren Registern schwarz angemerkt stand — ein modernes Vehmgericht also, dessen geheimnißvolles Walten viele hoffnungsreiche Existenzen mitleidlos vernichtet hatte und dessen Name allein hinlänglich war, die Phantasie mit dunkeln Vorstellungen von Untersuchung, Absetzung, Gefangenschaft zu ängstigen.

Die sofortige und rückhaltlose Auflösung desselben lieferte den Beweis, daß man den bisherigen Weg nicht blos verlassen, sondern auch niemals wieder betreten wollte, und daß niemals wieder das Schicksal Preußens in die Hände der Kamptz und Dambach, hoher und niederer Schergen, gelangen sollte. — Es war diese Auflösung, so zu sagen, das Siegel unter dem Amnestiedecret; jetzt erst athmete man frei auf in ungestörter Sicherheit.

Und wirklich, hatte es jemals Momente gegeben, wo die äußere Lage des Staates ein solches erhöhtes Bewußtsein des Volkes und diese innige Uebereinstimmung zwischen Thron und Volk wünschenswerth, ja nothwendig machte, so war es der gegenwärtige. — Die Verwicklung des Orients, die lange drohende, schien endlich zum Ausbruch zu kommen. Der Leser weiß, wie es sich damit verhielt; er erinnert sich, wie Mehemed Ali nach der Schlacht von Nisib, der Vernichtung der türkischen Flotte und dem Tode Sultan Mahmuds den Arm zu nichts Geringerem erhoben

Digitized by Google

hatte, als zum Umsturz des gesammten osmanischen Reiches; wie aber die Politik der Großmächte aus Eigennutz und Eifersucht diesen Umsturz um jeden Preis zu verhindern und den siegsberauschten Pascha in seine Schranken zurückzuführen strebte; und wie die Politik Frankreichs allein eine Ausnahme davon machte, indem sie umgekehrt die Ansprüche Aegyptens unterstützte.

Ein volles Jahr hindurch hatten die diplomatischen Verhandlungen gedauert, ohne Frucht; Herrn Thiers, kriegslüstern wie er war, schien viel weniger daran zu liegen, sie zu friedlichem Abschluß, als auf einen Punkt zu führen, wo er mit Anstand zum Schwerte greifen konnte. Die Abneigung des Lord Palmerston gegen Frankreich, die Intriguen Rußlands, und die bekannte Kurzsichtigkeit der österreichischen und preußischen Politik kamen ihm darin entgegen. Mit Umgehung Frankreichs schlossen die genannten Mächte am 15. Juli eine Allianz, als deren Zweck die dauerhafte Pacificirung des Orients und die Aufrechterhaltung der Integrität und Unabhängigkeit des osmanischen Reiches bezeichnet ward. Nur Aegypten und ein Theil des ehemaligen Palästina sollte dem Pascha verbleiben; den ganzen Rest seiner Eroberungen, ganz Syrien nebst der türkischen Flotte sollte er dem Sultan zurückliefern; auch das Oberhoheitsverhältniß der Türkei zu Aegypten sollte unverändert bleiben — gerade also das Gegentheil von Allem, was der Pascha verlangt und Frankreich für ihn beantragt hatte. Und damit die Ausführung dem Beschluß sogleich auf dem Fuße folge, wurde Admiral Stopford, der mit einem englischen Geschwader auf der Rhede von Neapel lag, befehligt, die aegyptische Flotte anzugreifen, wo er sie fände.

Das hieß denn nun freilich nicht nur die Quadrupelallianz vom Jahre sechsunddreißig zerreißen, und die berühmte entente cordiale zwischen England und Frankreich vernichten: das hieß auch Frankreich ausschließen aus dem Rath der großen Mächte, das hieß seine Politik zum Gespötte machen von ganz Europa, das hieß seine Freundschaft für gefährlicher erklären als seine Feindschaft, das hieß, mit Einem Worte, ihm keine andere Wahl lassen, als zwischen Krieg oder Selbstvernichtung.

Dem französischen Gesandten in London selbst hatte man (am 17.) zwar den Abschluß des Traktates, aber nicht seinen Inhalt

Digitized by Google

eröffnet. Doch war das Gerücht davon ſchon am 20. in Paris bekannt.

Und das Gerücht ſchon war genügend, in Paris und weiterhin durch ganz Frankreich die ungeheuerſte Aufregung zu verbreiten. Was war ihm Hekuba? was der Paſcha von Aegypten? was der ganze Orient? Aber die beleidigte Nationalehre war ihm Alles! —

Eine kriegeriſche Empörung bemächtigte ſich aller Geiſter; die Nationalgarde von Paris erſchien bei den Julifeierlichkeiten unaufgefordert in Maſſen, unter Ausrufungen, welche nach Rache und Krieg verlangten. Mit welcher Stirn man das Andenken der Julirevolution noch feiern könne, in einem Moment, da die Ehre Frankreichs mit Füßen getreten ſei, ſchlimmer als die Reſtauration es jemals zugelaſſen?!

Die Journale goſſen Oel ins Feuer; kein Ausdruck war ihnen ſtark genug, die Schmach zu bezeichnen, welche Frankreich widerfahren; nichts als ein Krieg ſei im Stande ſie abzuwaſchen. Die Börſe zitterte wie Espenlaub unter dieſem Sturm der öffentlichen Meinung; ſeit den Julitagen war ein ſolches Sinken der Fonds nicht erhört geweſen. Auch die Regierung (ſo ſchien es wenigſtens), traf ihre Maßregeln. Der Moniteur vom 1. Auguſt brachte zwei königl. Ordonnanzen, durch welche der Reſt der disponiblen Mannſchaften aus den Jahren ſechs- und neununddreißig zu den Fahnen einberufen ward; auch 10,000 Matroſen ſollten ausgehoben, 5 Linienſchiffe, 13 Fregatten und 9 Dampfboote ausgerüſtet werden.

Ein Ereigniß ſehr verſchiedenen Charakters, das zufällig in dieſe Tage fiel, trug noch dazu bei, die gereizte Stimmung gegen England zu ſteigern, und dem ererbten Haß der Franzoſen neue Nahrung zu geben. Louis Napoleon, der dritte Sohn des ehemaligen Königs von Holland, bekannt durch das — man wußte nicht, ob mehr tollkühne, ob mehr lächerliche Attentat von Straßburg, (1836, Oktober 30) und ſeit etwa Jahresfriſt in England anſäſſig, war plötzlich in der Morgendämmerung des ſechſten Auguſt am Strande von Boulogne erſchienen: in dem grauen Capot ſeines Oheims, den dreieckigen Hut auf dem Haupte, einen lebendigen Adler auf der Schulter, mit beiden Händen Proklamationen ausſtreuend. — Aber die Komödie, die in Straßburg wenigſtens einige Minuten das Publikum in Spannung erhalten, fiel bei der Wieder-

Digitized by Google

holung in Boulogne ohne Weiteres durch; der Held derselben ward ergriffen und ins Gefängniß abgeführt, ohne daß eine Hand sich für ihn erhoben. — Wennschon also die Ruhe Frankreichs durch dies wahnsinnige Unternehmen völlig ungefährdet geblieben, und so außer allem Zweifel es war, daß der Gedanke dazu nur allein in dem verbrannten Gehirn des Prätendenten selbst, dieses traurigsten von Allen, die jemals aufgetreten, seinen Ursprung genommen hatte: so verfehlte der Nationalhaß der Franzosen, gesteigert durch die Leidenschaft des Augenblicks, dennoch nicht, die englische Regierung einer strafbaren Achtlosigkeit, wenn nicht gar einer verbrecherischen Mitwissenschaft anzuklagen. Man besprach den Aufenthalt des Prinzen in London, man durchforschte seine geselligen Verbindungen, man fragte, ob es nicht England gewesen, das nach der ersten Revolution zwanzig Jahre lang den Zunder des Bürgerkriegs genährt — wahnwitzige Beschuldigungen, ohne Zweifel: aber wo gäbe es einen Wahnwitz, zu dem der Haß der Nationen sich nicht verstiege?!

Auch auf Deutschland war der Rückschlag dieser Stimmung höchst erheblich; am Erheblichsten auf Preußen, welches den Julivertrag am 1. August ratificirt hatte und dessen Rheingrenze, das wußte man zum Voraus, im Fall eines Krieges den ersten Anlauf würde auszuhalten haben. — Die Berliner Börse bot ein Bild der Pariser im Kleinen; schon sprach man von Truppenrüstungen; Jedermann machte sich auf den Krieg gefaßt. Hatte das Jahr Vierzig doch schon so viele Prophezeiungen wahr gemacht; es schien nur ganz in der Ordnung, daß auch diejenigen Weissagungen, welche für dieses Jahr den Ausbruch eines Krieges verkündet hatten, sich ebenfalls bestätigten.

Inmitten dieser Aufregung reiste der König nach Dresden. (Aug. 12.) Es war die erste Reise, welche er nach seiner Thronbesteigung unternahm, und die nahen verwandtschaftlichen Beziehungen, in denen die beiden Höfe standen, schienen sie genügend zu erklären.

Doch war es keineswegs die einzige Veranlassung; die scheinbare Lustreise verdeckte einen ernsten politischen Zweck: die erste Zusammenkunft des neuen Königs, des Vertreters, so hoffte man, einer neuen glücklichern Epoche, mit dem Repräsentanten des alten, unheilvollen Systems, dem Fürsten Metternich. Doch blieben Zweck

Digitized by Google

und Resultat der Unterredung im tiefsten Dunkel. Nur ganz im Allgemeinen hörte man, daß sie die Rüstungen Deutschlands gegen Frankreich betroffen; in einzelnen, besonders gut unterrichteten Kreisen setzte man hinzu, daß zugleich von einer Neugestaltung der deutschen Verhältnisse überhaupt und namentlich des deutschen Bundes die Rede gewesen.

Nur wenige Tage verweilte der König in Dresden; dann, nach einem längeren Aufenthalt im schlesischen Gebirge, trat er die Reise zur Huldigung nach Königsberg an.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Der Huldigungslandtag in Königsberg; seine Entstehung und Bedeutung. — Einzug des Königs; Festlichkeiten. — Zusammentritt des Huldigungslandtages: September 5. Rede des Kaufmann Heinrich; Antrag auf reichsständische Verfassung. — Beschwerden der Polen. Hirtenbrief des Erzbischof von Dunin vom 31. August. Rede des Grafen Raczynsky. — Veröffentlichung des Landtagsabschiedes. — Feierliche Erbhuldigung der Stände des Königreichs Preußen und des Großherzogthums Posen in Königsberg. — Thronrede des Königs. — Adelsverleihungen; Ernennungen. — Rückkehr des Königs nach Berlin. Feierlicher Einzug daselbst. — Berliner Buchdruckerfest: Sept. 25.

Unter den mancherlei Erwerbungen, aus denen im Lauf der Jahrhunderte der preußische Staat sich allmälig auferbaut, war keine entscheidender gewesen und von wichtigeren Folgen, als die Erwerbung des Herzogthums Preußen; in dem Frieden von Oliva, (1660) der die Kurfürsten von Brandenburg zu souverainen Herzögen von Preußen erhob, wurde der eigentliche Grundstein gelegt zu der weltgeschichtlichen Größe der preußischen Monarchie.

Dieser politischen Wichtigkeit entsprachen denn auch die Privilegien und Vorrechte, deren die Provinz sich von Alters her vor andern zu erfreuen hatte. Namentlich der große Kurfürst hatte in der Assecuration vom 12. März 1663 eine Reihe der wichtigsten Zugeständnisse gemacht; sie beweisen, welchen hohen Werth er selbst auf die Erwerbung der preußischen Souverainetät legte, und wie sehr es ihm darum zu thun war, die Stände des Landes, die nur mit Eifer-

Digitized by Google

ſucht und Widerwillen dieſe Befeſtigung der oberherrlichen Macht betrachteten, mit ſich auszuſöhnen. — Alle älteren Privilegien wurden darin beſtätigt, die Augsburgiſche Confeſſion gegen die Uebergriffe, die man von einem reformirten Herrſcherhauſe befürchten mochte, ausdrücklich geſichert. Kein Krieg in Betreff Preußens ſollte geführt werden, ohne Einwilligung der Stände, es ſei denn im größten Nothfalle; keine Abgabe ohne ihre Zuſtimmung erhoben werden. Regelmäßig alle ſechs Jahre ſollte der Kurfürſt den Landtag zuſammenrufen; außerdem ſollte jeder ſeiner Nachfolger beim Regierungsantritt zur Haltung eines Landtages und erneuerter Anerkennung der ſtändiſchen Rechte und Privilegien verbunden ſein.

Natürlich hatte nur geringe Zeit dazu gehört — und von allen dieſen Privilegien und Vorrechten war nichts mehr übrig, als nur einige Stücke Pergament. Die Conſequenz und Energie, mit welcher gerade in Preußen die Idee der königlichen Souverainetät ſich entwickelte, hatte das ſtändiſche Leben nothwendig überall über den Haufen ſtürzen müſſen; ſchon der zweite Nachfolger des großen Kurfürſten, Friedrich Wilhelm der Erſte, hatte den preußiſchen Ständen in einem berühmten Dictum zu erkennen gegeben, was es mit der vermeintlichen Aufrechterhaltung ihrer Privilegien auf ſich habe, und daß es in Preußen fortan nur noch Einen Mittelpunkt und Eine Macht geben ſollte: die Souverainetät des Königs. — Der Landtag war zwar bei jedem Regierungsantritt regelmäßig gehalten, auch die „Aſſecurationsurkunde" der „wohlhergebrachten Privilegien, Freiheiten und Gerechtigkeiten" jedesmal herkömmlich erneuert worden. Aber einen Sinn hatte dieſe Feierlichkeit ſchon längſt nicht mehr gehabt; man verſprach etwas, was nicht mehr exiſtirte, man ließ ſich etwas aſſecuriren, was längſt nicht mehr beſtand.

So noch zuletzt im Jahre 1798 bei der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms III. — Seitdem jedoch hatten die Verhältniſſe ſich völlig geändert. Durch die großen Reformen der Jahre acht bis zehn waren die Ueberreſte jener älteren Zeit bis auf den Namen vernichtet worden. Selbſt jene Stände, von denen die Aſſecurationsurkunde des großen Kurfürſten ſpricht, hatten ſeit Einführung der neuen provinziallandſtändiſchen Verfaſſung zu exiſtiren aufgehört; ſeit Langem factiſch vernichtet, waren ſie ſeitdem auch rechtlich aufgehoben. — Mit Einem Worte, der Huldigungslandtag, der bis

Digitized by Google

dahin eine leere Förmlichkeit gewesen, war seit dem Jahre dreiund-zwanzig eine Unmöglichkeit geworden.

Es erregte daher bei denjenigen, welche mit dem Sachverhältniß bekannt waren, (wiewohl, die Wahrheit zu sagen, die Zahl dieser außerordentlich klein war) einige Verwunderung, als eine Cabinetsordre Friedrich Wilhelms des Vierten vom 21. Juli den Zusammentritt des preußischen Huldigungslandtages zu Königsberg befahl. Der König berief sich darin auf das Beispiel der früheren Huldigungen; wie ehemals die Stände des Königreichs Preußen sich bei dieser Veranlassung zu einem außerordentlichen Landtag versammelt hätten, so habe er beschlossen, daß auch bei Gelegenheit der jetzt bevorstehenden Huldigung der preußische Provinziallandtag zusammentrete; derselbe werde, dem Herkommen gemäß, spätestens am Tage vor der Huldigung sich wieder auflösen.

Die Zweckmäßigkeit dieses königlichen Beschlusses wollte nicht Allen vollkommen einleuchten. Es gab unzählige Gebräuche ehemals, welche die neue Zeit vernichtet hatte; warum einen erneuen, der aller tieferen Bedeutung so ganz entbehrt? an den nicht einmal große und glänzende geschichtliche Erinnerungen sich knüpfen? der einen Rangunterschied zwischen den Provinzen aufstellt, der in Wahrheit schon längst nicht mehr existirt, noch existiren darf? ja, aus dem für die Provinz selbst, die ohnedies die reichste nicht ist, nichts Anderes erwächst als Aufwand und Kosten? — Man fragte ferner, mit welchem Recht und in welchem Zusammenhange die jetzigen Provinzialstände an die Stelle jener aufgehobenen, mittelalterlichen gesetzt würden; man fand es nicht ganz vereinbar mit der Würde des Provinziallandtages selbst, daß er, der ausdrücklich bestimmt sei, das Wohl des Landes und die Interessen der Provinz zu berathen, zusammenkommen müßte zu keinem größeren Zweck und in keiner wichtigern Veranlassung, als zur Erfüllung einer leeren, längst veralteten Förmlichkeit.

Andere sahen gerade umgekehrt in der Cabinetsordre vom 21. Juli ein neues Merkmal jener Weisheit und Liebenswürdigkeit, von welcher der König in den wenigen Wochen seiner Regierung bereits so viele Proben gegeben. Man pries die Pietät des jungen Königs, der sich in nichts von dem Beispiel seiner Vorfahren entfernen wolle; man erfreute sich der Anhänglichkeit, mit der er

Digitized by Google

alte Gebräuche zu erhalten und wieder einzuführen suchte, auch wo sie nichts anders wären, als nur vom Alter geheiligt; man bewunderte die Großherzigkeit, man lobte die Klugheit, mit welcher er unaufgefordert der Provinz Preußen eine Auszeichnung zugestand, auf welche sie allerdings vielleicht keinen ganz giltigen Anspruch mehr hatte, und deren Verweigerung doch so leicht böses Blut erzeugen konnte. —

Doch hielt sich diese ganze Discussion, wie gesagt, in außerordentlich engen Kreisen; kaum daß die Nächstbetroffenen daran Antheil nahmen. Das große Publikum hatte vom ostpreußischen Huldigungslandtag, seiner Bedeutung und geschichtlichen Herkunft überhaupt keinen Begriff; es ergötzte sich hinlänglich an den großartigen Zurüstungen, welche zur Feier der Huldigung in Königsberg getroffen wurden, und freute sich jeder Maßregel, welche den Glanz derselben noch zu erhöhen versprach.

Auch sah man diesen Festlichkeiten mit um so größerer Begier entgegen, als der König sie anfangs aus Rücksicht auf die noch nicht abgelaufene Trauerzeit, welche keine öffentliche Freudenbezeigung gestatte, verbeten hatte. Auf das dringende Ansuchen der Königsberger Bürgerschaft indessen hatte er sich geneigt erklärt, den beabsichtigten feierlichen Empfang anzunehmen, vorausgesetzt, daß dergleichen schon bei einer der früheren Huldigungen, welche ebenfalls in die Trauerzeit gefallen, stattgefunden. Nun hatte sich aus den Akten des geheimen Archivs ergeben, daß die Huldigung seines Großvaters, Friedrich Wilhelms des Zweiten, ebenfalls noch in die Trauerzeit gefallen, und daß derselbe nichtsdestoweniger mit großen Feierlichkeiten in Königsberg empfangen worden. Hiedurch hatte sich der König denn endlich veranlaßt gefunden, den zugedachten Empfang anzunehmen. . . . .

Gutmüthiger Kindersinn eines Volkes, aus dessen Herzen keine Noth und keine Zurücksetzung die angestammte Anhänglichkeit hatte verdrängen können! Weder die Provinz Preußen im Allgemeinen, noch die Stadt Königsberg im Besonderen, wenn sie nur an sich selbst denken wollten, hatten Grund, so dringend auf diesen Festlichkeiten zu bestehen. Im Gegentheil, beide waren seit Längerem der Gegenstand einer besonderen Vernachlässigung Seitens der Regierung; die Erinnerung, behauptete man, an die peinlichen Jahre,

Digitized by Google

welche Friedrich Wilhelm der Dritte in Königsberg verlebt, hätten ihm dieselbe verleidet; über den reichen Zuwachs, den die Monarchie im Westen erhalten, sei ihm das entlegene, unfruchtbare Stammland in Vergessenheit gerathen.

Gewiß ein sehr unbegründeter Vorwurf, in so weit er die Person Friedrich Wilhelms des Dritten betraf: aber nicht ganz abzuweisen in Betreff seines politischen Systems. Nicht den neuen Erwerbungen im Westen, der alten Freundschaft im Osten war das Wohl der Provinz Preußen nachgesetzt worden; der König war ein zu guter Schwiegervater des Kaisers von Rußland gewesen, um ein vollkommen gerechter, vollkommen vorsorglicher Landesvater der Provinz Preußen zu sein.

Nichtsdestoweniger, war es Pietät, welche dem Auge des Sohnes den Anblick einer Wunde ersparen wollte, an welcher der Vater nicht völlig schuldlos gewesen; war es, um das Herz des neuen Herrschers desto sicherer zu rühren, wie ja auch Bittende sich in ihre Festkleider zu werfen pflegen; war es, um auf wenige Stunden, den König täuschend, sich selbst zu täuschen; oder endlich war es, weil sie stolz darauf war, gleichsam die Honneurs des Landes zu machen und die Erste zu sein, die den neuen Herrscher, den Spender der Amnestie, an dessen Auftreten so viel theure Hoffnungen sich knüpften, in öffentlicher Huldigung feierlich willkommen heißen durfte: — genug, die Stadt traf die außerordentlichsten und für ihre Verhältnisse verschwenderischesten Vorbereitungen. In diesen Tagen wenigstens sollte nichts zu sehen sein von der Noth und Armuth, welche die Straßen Königsbergs von Jahr zu Jahr entwölkert hatte; nicht was sie war, die herabgekommene Hauptstadt einer verarmten Provinz, nein, in ihrem alten Glanze, die ehrwürdige Wiege des preußischen Königthums, sollte der junge König sie erblicken. — Ein großer Festsaal wurde eigens hergerichtet; in allen Straßen erhoben sich mächtige Triumphpforten; Mahlzeiten, Ausfahrten, Feuerwerke wurden zubereitet, und überhaupt nichts verabsäumt, was Gewohnheit und Luxus bei derlei Festlichkeiten eingeführt haben, mit dem charakteristischen Zusatze noch, daß auch den Armen der Stadt Königsberg der Zutritt zu all diesen Herrlichkeiten offen sein sollte.

Digitized by Google

Mitten unter diesen Zurüstungen, am Nachmittag des 29. August, erfolgte der Einzug des Königs und der Königin; Herr von Rochow (und zwar von sämmtlichen Ministern nur Herr von Rochow) war in der Begleitung des königlichen Paares. Der Prinz von Preußen und eine Menge Generale und Würdenträger, sowie ein glänzender Hofstaat waren schon einige Tage früher eingetroffen. Alle Straßen, durch welche der Weg zum Schlosse führte, waren festlich geschmückt, die Häuser bekränzt, große Flaggen flatterten von den Giebeln. Die Brücken, welche die verschiedenen Stadttheile verbinden, waren mit Fahnen und Wimpeln überdeckt; die Schiffe lagen reihenweis daneben, mit Flaggen geschmückt, bis zur höchsten Mastspitze standen in Festkleidern die Matrosen in den Raaen. Schon eine halbe Stunde vor der Stadt hatte eine Deputation der Bürgerschaft, den Oberbürgermeister von Auerswald an der Spitze, das königliche Paar begrüßt. Der König hatte sie aufs Huldvollste empfangen. Er habe in den Jahren des Unglücks den patriotischen Sinn der Stadt Königsberg kennen gelernt. Auch sein königlicher Vater, setzte er hinzu, gleichsam um das Andenken desselben zu rechtfertigen und jeden Mißklang aus dieser Stunde zu entfernen, sei ihr jederzeit mit besonderer Liebe zugethan gewesen. — Beim Einzuge selbst ritt der König vor dem offenen sechsspännigen Wagen der Königin. Sobald der königliche Zug sich in Bewegung setzte, donnerten die Kanonen der Festung; alle Glocken läuteten; von allen Seiten Musik und Hurrahrufen . . .

Wahrlich, wer den Glanz dieses Einzugs sah, wer hätte es für möglich gehalten, daß nur wenige Jahre vergehen sollten, und diese Freude verwandelte sich in Unwillen, und dieser Jubel in stillen Groll? wenige Jahre, und dieser König und diese Bürgerschaft, die sich hier so herzlich willkommen heißen, stehen einander gegenüber in erklärtem Widerspruch? und in der alten Krönungsstadt, die sich zu diesem Empfange so festlich herausgeputzt hat, brechen noch schlimmere Wunden auf, als Elend und Verarmung? und derselbe Königsmund, der jetzt überfließt von so viel gnädigen Versicherungen, ergießt sich in Anklagen und Vorwürfen gegen dieselbe Stadt?!

Und doch zu diesem verhängnißvollen Ausgang wurden schon in eben diesem Augenblick die Loose gemischt. Niemand hatte von

Digitized by Google

dieser Königsberger Huldigung, sich etwas Anderes versprochen, als Lustbarkeit und Jubel, Niemand in diesem Huldigungslandtag etwas Anderes erblickt, als eine nichtige Förmlichkeit. Aber schon hinter diesen Fahnen und Kränzen lauerte der ernste Anblick der Sorge: und durch eine seltsame Verknüpfung der Umstände sollte es gerade dieser unbedeutende, dieser überflüssige Landtag sein, der ihr den Schleier vom Antlitz riß. Der Geschichtschreiber hat wohl Grund, einige Augenblicke bei den Feierlichkeiten dieses Einzugs zu verweilen: es war das erste, aber auch das letzte Mal, daß das Volk dem König so ohne allen Nebengedanken, ohne alle Einschränkung, aus völlig ungetheilter Seele, entgegen jauchzte. Es sind viel frohe, glänzende, erhabene Momente seitdem wiedergekommen, aber ein Moment so reiner, so naiver Freude nicht. Die Knospen der Zukunft hielten diese Stunde noch wie mit einem Blüthenkranz umschlossen: und erst die Folge lehrte, daß an einigen dieser Knospen Dornen gewesen.

Außer den preußischen Ständen waren auch die Stände des Großherzogthums Posen zur Huldigung nach Königsberg entboten. Dieselbe sollte am 10. September stattfinden. Am 5. wurde der Huldigungslandtag eröffnet. Er bestand gesetzlichermaßen aus 95 Mitgliedern, von denen 45 den Stand der Ritterschaft, 28 den Stand der Städte, und 22 den Stand der Landgemeinden vertraten. Zum Landtagsmarschall hatte der König den General-Lieutenant a. D. Grafen Lehndorff auf Steinort, zum Stellvertreter desselben den Herrn von Saucken auf Tarputschen ernannt. Der Oberpräsident von Schön verlas das Eröffnungsdekret. In demselben wurden die Stände aufgefordert darüber zu berathen, erstlich, ob und welche Bestätigung etwa noch bestehender Privilegien in Antrag zu bringen, und zweitens, ob sie gesonnen seien, ihrem alten Rechte gemäß, zwölf Mitglieder der ostpreußischen Ritterschaft zur Vertretung eines Herrenstandes bei der Huldigung zu erwählen. Dies war Alles, was man im Publikum von dem Landtag erfuhr: aber auch dies Wenige war den Meisten schon zu viel. Der Aufenthalt des königlichen Paares wurde durch eine Reihe so glänzender Festlichkeiten bezeichnet, eine solche Menge bedeutender und merkwürdiger Persönlichkeiten drängte sich durch einander, die Manöver waren so großartig, die Paraden so glänzend, die Straßen wogten von so viel brillanten

Digitized by Google

Toiletten, so viel prächtigen Equipagen, aller Orten war so viel zu sehen und zu hören, zu bewundern und anzustaunen ... aber das hätte ja müssen ein ganz wunderlicher Mensch sein, der in Mitten dieser Pracht und dieses Jubels Zeit oder Lust gehabt hätte, sich um den einsam tagenden Landtag zu bekümmern!

Auch die Polen fanden sich jetzt von Tag zu Tag zahlreicher ein. Die ritterliche Gestalt der Männer, die Schönheit der Frauen, die Pracht ihres Aufzugs erregte die Aufmerksamkeit des Publikums in besonderm Grade. Doch wurden sie öffentlich weniger gesehen, als Andere; man flüsterte im Publikum von geheimen Besprechungen, die sie untereinander und mit der Umgebung des Königs hielten.

Aber mitten hinein in diese festliche Aufregung verlautete plötzlich ein unerwartetes und seltsames Gerücht; im Schooße jenes unbeachteten Landtages sollten Ereignisse stattgefunden haben, von so außerordentlicher, so folgereicher Beschaffenheit, daß sie die öffentliche Aufmerksamkeit unwiderstehlich gefangen nahmen. Der Umschlag war vollständig. Vor zwei Tagen noch, wer hätte von dem Landtag gesprochen? Niemand: und jetzt sprach man von nichts, als nur von ihm.

Wir werden zu Anfang des nächsten Kapitels, in dem wir über den Eindruck berichten, welchen dies Ereigniß auf die Stimmung der Nation überhaupt ausübte, Veranlassung haben, auch seine inneren Motive aufzudecken und wie es kam, daß ein so außerordentlicher, den Meisten so unerwarteter Schritt, gerade in dieser Stadt von diesen Männern, bei dieser Gelegenheit geschah. Hier genüge es, nur den äußeren Verlauf zu erzählen, wie derselbe zuerst gerüchtweise in Königsberg bekannt ward, und wie ihn gleich darauf der Landtagsabschied bestätigte. —

Nachdem der Landtag am 5., wie oben erzählt, die königlichen Propositionen entgegengenommen, hatte er sich bis zum folgenden Morgen vertagt. In der Sitzung vom 6. hatte zunächst der Deputirte der Stadt Königsberg, Kaufmann Heinrich, einen Antrag eingereicht. In einem ausführlichen, dem Publikum erst späterhin vollständig bekannt gewordenen Vortrage, hatte er zuvörderst, mit feinem Seitenblick, darauf aufmerksam gemacht, wie die Zusammenberufung der Stände

Digitized by Google

zum Huldigungslandtag bisher regelmäßig nur auf den vorausgegangenen eigenen Antrag der Stände geſchehen ſei. Des jetzt regierenden Königs Majeſtät dagegen habe dieſen Antrag gar nicht erſt abgewartet. — Sodann zu den königlichen Propoſitionen übergehend, wies er mit leiſem Spott die angetragene Wahl von zwölf Mitgliedern der oſtpreußiſchen Ritterſchaft zur Vertretung eines beſondern Herrenſtandes zurück; man erſehe aus dieſem Antrag, daß auch alte Gebräuche, wenn ſie wider Erwarten noch beliebt würden, nicht abgeſchafft werden ſollten. Ausführlicher, und mit jenem Aufwand von hiſtoriſcher Gelehrſamkeit, der gerade denjenigen am Meiſten zu imponiren pflegt, die ihn am Wenigſten zu beurtheilen vermögen, ging er auf die königliche Anfrage in Betreff etwa zu beſtätigender Privilegien ein. Von Privilegien, die ein perſönliches Recht enthielten, könne dabei nicht die Rede ſein; für deren Aufrechterhaltung ſei ſchon durch das Landrecht geſorgt und bedürften ſie einer Beſtätigung durch den jedesmaligen Landesherren nicht. Vielmehr könnten hier nur diejenigen Rechte und Privilegien in Betracht kommen, welche ſich auf das Allgemeine, auf die Verfaſſung des Landes ſelbſt beziehen. Auch dieſe hätten im Laufe der Zeit mancherlei Veränderung erlitten, man kenne ſie kaum noch dem Namen nach. Aber dennoch, wenn auch in veränderter Form, beſtänden ſie fort. — Indem der Redner darauf eine geſchichtliche Entwicklung der ſtändiſchen Verfaſſung in Preußen folgen ließ, gelangte er zu jenen berühmten Verordnungen, durch welche Friedrich Wilhelm der Dritte eine vollſtändige Repräſentation des Volkes theils in Ausſicht geſtellt, theils ausdrücklich verſprochen hatte. Herr Heinrich verlas den Wortlaut der königlichen Verordnung vom 22. Mai 1815; er bezeichnete dieſelbe als eine „Anerkennung unſerer ſtändiſchen Rechte,“ durch welche der König im Allgemeinen alles dasjenige beſtätigt habe, was ſein hoher Vorfahr, der große Kurfürſt, in ſeiner Aſſecurationsacte vom 12. März 1663 den Ständen bereits früher zugeſagt — und was alſo (dieſe Ergänzung lag den Hörern nahe) bereits ſeit Jahrhunderten das Recht der Stände bildete. — Leider ſei es dem verſtorbenen König nicht vorbehalten geweſen, das Werk zu vollenden; nur die erſte Grundlage ſei von ihm gelegt worden, jene Provinzialſtände, aus denen, nach dem unzweideutigen Wortlaut der Verordnung vom 22. Mai 1815, die Vertretung des

Digitized by Google

Landes ſich bilden ſollte. — Wenn die Stände nun, ſchloß der Redner, gefragt würden nach ihren Rechten und Privilegien, ſo möchten ſie nicht an die Einſchränkung der Geſammtheit zum Beſten Einzelner denken. Die Zeiten ſolcher engherziger Beſchränkungen ſeien vorüber. Ihre allgemeinen, ihre ſtändiſchen Rechte habe der verſtorbene König erhalten; er habe ihnen die Repräſentation des Volkes in einer ſchriftlichen Urkunde als Verfaſſung des preußiſchen Reiches, und dieſer Landesrepräſentation die Berathung zugeſichert über alle Gegenſtände der Geſetzgebung, die das perſönliche und Eigenthumsrecht und die Beſteuerung betreffen. Dieſes ſeien ihre Rechte, dieſes ihre Privilegien; nur um die Beſtätigung dieſer hätten ſie zu bitten. Die Bitte werde keine vergebliche ſein. Der Redner erinnerte an das glänzende Auftreten des neuen Königs. Sein ausgezeichneter Geiſt, ſeine Vorliebe für Alterthümer und althergebrachte Gewohnheiten, ſeine genaue Kenntniß der Verfaſſung, ließen keinen Zweifel, daß ein mit ſo bevorzugten Gaben ausgerüſteter Regent die einmal betretene Bahn rüſtig verfolgen werde. — Er forderte ſeine Collegen daher auf, den König zu erſuchen, erſtlich, um Anerkennung und Beſtätigung der ſtändiſchen Verfaſſung, wie dieſelbe in der Verordnung über die zu bildende Repräſentation des Volkes vom 22. Mai 1815, und demnächſt insbeſondere für das Königreich Preußen in dem Geſetz wegen Anordnung der Provinzialſtände für gedachte Provinz vom 1. Juli 1823 zugeſagt ſei; zweitens aber der Verordnung vom 22. Mai gemäß, der zu Berlin zu ernennenden Commiſſion, mit Zuziehung der Provinzialſtände, die Ausarbeitung einer ſchriftlichen Urkunde, als Verfaſſung des preußiſchen Reiches, nach den daſelbſt aufgeſtellten Grundſätzen, aufzutragen, und der preußiſchen Nation dieſe Verfaſſung zu verleihen.

Dieſem ſo gründlich motivirten Antrage war im Schooße des Landtags eine lebhafte, aber durchaus würdevolle Debatte gefolgt. Der Oberpräſident von Schön, der Oberſtburggraf von Brünneck, der Oberbürgermeiſter von Königsberg, Rudolf von Auerswald, ſein Bruder Alfred, Landſchaftsrath auf Plauthen, ferner der Landrath von Bardeleben, der Vicemarſchall des Landtags, Herr von Saucken-Tarputſchen und Andere wurden im Publikum als diejenigen genannt, welche den Heinrich'ſchen Antrag am Lebhafteſten unterſtützt und vertheidigt hatten. —

Digitized by Google

Das Resultat war, daß der Landtag mit einer außerordentlichen Majorität (90 von 95 Stimmen) den Antrag des Herrn Heinrich zu dem seinen machte.

In Folge dessen wurden dem König am folgenden Tage (Septbr. 7.) drei Denkschriften überreicht. Wir lassen dieselben, mit Ausnahme der ersten, die sich nur auf das übliche Huldigungsgeschenk bezieht, nebst den übrigen, den Königsberger Huldigungslandtag betreffenden Aktenstücken im Anhang vollständig abdrucken (siehe Nr. III) und deuten hier nur den Gang an, welchen die Darstellung der Stände nahm. —

Zuerst beantworteten sie die Anfrage des Eröffnungsdekretes, ob und welche Bestätigung etwa noch bestehender Privilegien sie in Antrag bringen zu können glaubten. Die Stände meinten, dieser Anfrage nicht würdiger entsprechen zu können, als wenn sie heut nur derjenigen Privilegien und Rechte gedächten, welche, dem ganzen Lande angehörig, einen wesentlichen und lebendigen Bestandtheil der Gegenwart und Zukunft des ganzen preußischen Volkes bildeten. Um die Bestätigung des alten Rechtes, vor jeder neueintretenden Erbhuldigung in einem Landtage verfassungsmäßig zusammentreten und dem Thron mit den Bitten und Wünschen des Landes nahen zu dürfen, brauchten sie nicht erst nachzusuchen, da des Königs Majestät schon gegenwärtig den diesfallsigen Wünschen des Landes so gnädig entgegengekommen sei; sie setzten also ohne Weiteres voraus, daß dieselbe auch in die neu zu vollziehende Versicherungsurkunde werde aufgenommen werden. —

Zweitens aber wünschten die Stände darin aufgenommen die Aufrechterhaltung und Vollendung der von seinem Vorgänger neugegründeten, verfassungsmäßigen Vertretung des Landes. In ihrer Mitte sei es gewesen, wo Friedrich Wilhelm der Dritte, unvergänglichen Andenkens, jene erleuchtete und gesegnete Gesetzgebung erwogen, welche, weder das Alte mißachtend noch das Neue mißkennend, wahrem, menschlichem, geistigem Fortschritt huldige. Von dieser Gesetzgebung hätten sie, die Stände, selbst gelernt, ausschließlichen Vorrechten zum Wohle gemeinsamen Rechtes entsagen; aufgeklärt durch sie, hätten sie bereitwilligen Verzicht geleistet auf die, in hemmenden Schranken veralteter Formen sich schwer bewegende Vertretung einzelner und bevorrechteter Stände, und mit Dank und

Digitized by Google

Freude dafür eine Vertretung des gesammten Landes und Volkes empfangen. Dem Geist eben dieser Gesetzgebung gehörten auch die wahrhaft königlichen Worte an, mit denen Friedrich Wilhelm der Dritte durch die Verordnung vom 22. Mai 1815 dem preußischen Volke eine gemeinsame Vertretung des Landes nach Provinzialständen und Landesrepräsentanten zugesichert. Getreu, wie immer, seiner fürstlichen Verheißung, habe er das Werk durch Bildung der Provinzialstände begonnen, die Vollendung seinem königlichen Nachfolger, „in welchem die treuste Liebe und die innigsten Wünsche des Landes sich begegnen", überlassend. Von dem neuen Beherrscher seien die Stände überzeugt, daß derselbe nicht anstehen werde, das fortdauernde Bestehen der Provinzialstände, zugleich aber auch „in den Wegen des Vaters wandelnd", die verheißene Bildung einer allgemeinen Landesvertretung zuzusichern. Hiemit hätten sie „einfach und wahr, getreuen Herzens und fern von jeder Selbstsucht, wie es dem Preußen wohl ansteht und geziemt," dem Könige die Wünsche des Landes „dem allerhöchsten Befehle gemäß", vorgetragen; zu Gott, „der die Herzen der Könige lenke", richteten sie die einmüthige Bitte, daß der König ihr Gesuch gewähren und den allgemeinen Jubelruf des Landes mit dem schönsten Gruße königlicher Gnade und königlichen Vertrauens huldreich erwiedern wolle.

Die dritte Denkschrift endlich bezog sich auf die vorgeschlagene Wahl von zwölf Mitgliedern der ostpreußischen Ritterschaft zur Vertretung eines Herrenstandes bei der Huldigung. Die Stände wiesen darin den zweideutigen Ursprung und die noch zweideutigere Wirksamkeit des gedachten Herrenstandes nach; er sei nur eine Quelle gewesen von Zwiespalt und Streitigkeiten für die Regierung wie für die Stände selbst. Mit der Zeit habe er überhaupt jede Bedeutung verloren und meistens nur als ein althergebrachtes Attribut der Erbhuldigungen fungirt. Die Stände könnten zwar die huldreiche Absicht der betreffenden königlichen Proposition nicht anders als dankbar anerkennen; aber sie seien auch der Meinung, daß nach der zeitgemäßen Umgestaltung, welche die ständischen Verhältnisse unter Friedrich Wilhelm dem Dritten erfahren, die Beibehaltung „einer ihrem Wesen nach dahingeschwundenen Institution", der Bedeutung und sogar den Rechten der gegenwärtigen Landesvertretung nur Eintrag thun könne. Die Elemente, welche durch eine Herrenstube repräsentirt

Digitized by Google

werden ſollten, hätten ſchon lange gefehlt; jetzt aber, nach den Reformen der Jahre 1810—23, ermangele dieſelbe auch jeder ſtaatsrechtlichen Grundlage. Auch könne Oſtpreußen nicht die Aufrechterhaltung eines Vorrechtes wollen, wie alt und wie ſcheinbar es auch ſein möge, durch das die ſpäter hinzugetretenen Landestheile ſich benachtheiligt halten könnten. — Da nun dieſem Bedenken keinerlei weſentliche Vortheile oder Rückſichten der Gerechtigkeit gegenüber ſtünden, und da überdies eine weitere Entwicklung der ſtändiſchen Vertretung durch ausdrückliche geſetzliche Beſtimmung vorgeſehen ſei, ſo bäten die Stände, ihnen die hergebrachte Wahl von Repräſentanten eines Herrenſtandes für den Erbhuldigungsakt überhaupt zu erlaſſen. —

Wir haben bereits bemerkt, daß wir uns hier zunächſt nur auf die Erzählung der unmittelbaren Thatſachen und das kleine Terrain von Königsberg beſchränken wollen, die Schilderung des weiteren Eindrucks dem nächſten Abſchnitt vorbehaltend. Aber auch dieſe nächſte und unmittelbarſte Wirkung war ſehr gemiſchter Natur. Bei der Mehrzahl des Publikums, das ſich ſo eben in Königsberg feſtlich durcheinander drängte, hielt ein dumpfes Erſtaunen jede andere Empfindung nieder. Vielen war es ſogar unbequem, zu einer ſolchen Zeit, in einem ſolchen Augenblick, der allein der Freude beſtimmt ſein ſollte, einen ſo bedenklichen, ſo dornigten Gegenſtand berührt zu ſehen. Was die Stände angewandelt hätte, ihre Zuſammenkunft in dieſem Sinne zu benutzen? ob ſie denn nicht wüßten, daß ſie bloß Figuranten wären in dem großen Feſtaufzug dieſer Krönung, und wenn ſie dem Publikum ſich durchaus hätten bemerkbar machen wollen, ob es kein ſchicklicheres Mittel dazu gegeben, als dieſes? — So verlautbarten ſich vornämlich diejenigen, die von den bevorſtehenden Feſtlichkeiten ihren gewerblichen Vortheil, oder, wo dies nicht der Fall war, zum Wenigſten eine außergewöhnliche Unterhaltung erwarteten, und die nun ſchon, in vorzeitiger Angſt, ſich um das Eine und das Andere gebracht ſahen. Ob der König ſich ein derartiges Auftreten der Stände werde gefallen laſſen? ja, ob er es ſich gefallen laſſen könne? Die üble Lage der Provinz ſei weltbekannt, die Stadt ſelbſt verarme von Jahr zu Jahr: ob dies der Weg ſei, ſie der königlichen Gnade und Unterſtützung zu empfehlen? Unverhältmißmäßige Summen habe die Stadt bewilligt

Digitized by Google

zur Verherrlichung dieſer Tage; ſie habe ſie bewilligen können als ein wohlangelegtes Capital, von dem die Huld des neuen Herrſchers ihr reichliche Zinſen gewähren werde. Aber was dieſe Anſtrengungen ihr nach dieſem Vorfall noch nützen würden? und was anders die Folge dieſes Antrags ſein könne, als die Ungnade des Königs und mit ihr ein Abgrund von Elend für beide, die Provinz und ihre Hauptſtadt? —

Ganz andere Stimmen wurden in andern Kreiſen laut, hauptſächlich unter dem vornehmeren Bürgerſtande und in den zahlreich verſammelten Adelsfamilien des Landes. Hier fand der kühne Schritt der Stände die lauteſte Zuſtimmung; mit ſtolzer Freude nannte man die Namen der Landtagsredner, erinnerte an ihre ſonſtigen Verdienſte um das Land, an den Glanz ihrer Familien, an die vertrauten Beziehungen, in denen einige von ihnen zu der Perſon des Königs ſelber ſtanden. Ob es denkbar ſei, daß Männer, wie die Auerswald, die Schön, die Brünneck, dieſe langjährigen perſönlichen Freunde des Königs, Anträge unterſtützen würden, von denen ſie nicht zum Voraus wüßten, daß der König damit im Stillen einverſtanden? Einem ſo geiſtreichen, ſo großherzigen Monarchen, wie Friedrich Wilhelm der Vierte in dieſen wenigen Wochen ſich bereits gezeigt, habe die Unvollkommenheit unſrer dermaligen ſtändiſchen Verhältniſſe unmöglich entgehen können; er ſelbſt wünſche ihre Fortentwicklung: und der Antrag der Stände ſei nichts, als die erwünſchte, ja vielleicht insgeheim von ihm ſelbſt in Anregung gebrachte Veranlaſſung dazu. Statt alſo Verſtimmung und Zwietracht, werde umgekehrt nur Heil und Segen aus dieſem Ereigniß erwachſen: und das eben ſo ſehr für das Land im Ganzen, wie für die Provinz im Einzelnen.

Nur Eins war ſo entgegenſtehenden Anſichten gemeinſam: die Erwartung, mit welcher man der königlichen Antwort entgegen ſah. Da die Auflöſung des Huldigungslandtages und mit ihr auch der Landtagsabſchied noch vor dem Krönungstage erfolgen mußte, ſo ſtand dieſelbe jeden Augenblick zu erwarten.

Aber wenn ſonſt die Nähe der Entſcheidung die Ungeduld zu mindern pflegt, ſo war es hier gerade umgekehrt der Fall. Die Neugier wußte, daß ſie in wenig Stunden befriedigt ſein mußte: aber auch dieſe wenigen Stunden ſuchte ſie ſich durch die abenteuer-

Digitized by Google

lichſten und widerſprechendſten Gerüchte abzukürzen. — Man erzählte von heftigen Auftritten, welche ſich bei Ueberreichung der Denkſchriften im Innern des Schloſſes, in den königlichen Vorzimmern zugetragen; man wollte die Stimme des Königs gehört haben, heftig, von Leidenſchaft erhoben; man trug ſich mit Aeußerungen, welche Herr von Rochow gethan haben ſollte, und die, wenn ſie begründet waren, über die ungnädige Ablehnung des ſtändiſchen Antrags allerdings keinen Zweifel ließen.

In Wahrheit jedoch ſollten weder die Einen, die Alles gefürchtet, noch die Andern, die Alles gehofft hatten, Recht behalten. Der königliche Landtagsabſchied, welcher am 9. Sept. veröffentlicht ward, ſprach den Ständen zuerſt den Dank des Königs aus für das dargebotene Donativ von 100,000 Gulden. Die Stände hätten den Antrag deſſelben als ein Ehrenrecht bezeichnet; der König nehme das Geſchenk in dieſem Sinne gerne an und wolle, daß es zum Beſten der Provinz, und zwar zur Begründung einer milden Stiftung verwendet werde, über welche er ſich die nähere Beſtimmung vorbehalte.

Was die Wahl von Mitgliedern der Ritterſchaft zur Vertretung eines Herrenſtandes bei der Huldigung betreffe, ſo habe der König bei dieſer Propoſition keine andere Abſicht gehabt, als der oſtpreußiſchen Ritterſchaft ein alterthümliches Recht unverſchränkt zu laſſen, den Ständen anheimgebend, ob ſie Gebrauch davon machen wollten oder nicht. Die Stände hätten das Letztere beſchloſſen: und der König ſtimme ihren Gründen bei.

Sodann der dritte und wichtigſte Punkt. Die feſte und unverbrüchliche Aufrechterhaltung der beſtehenden ſtändiſchen Verfaſſung der Provinz, wie ſie durch die erlaſſenen Geſetze begründet ſei, ſolle den Ständen erbetenermaßen in einer, in hergebrachter Form auszufertigenden Aſſecurationsurkunde zugeſichert werden. Was dagegen die Bitte um künftige Erweiterung der ſtändiſchen Verfaſſung, und namentlich die Bezugnahme auf die Verordnung vom 22. Mai 1815 betreffe, ſo wolle der König, zur Hebung jedes künftigen Zweifels und Mißverſtändniſſes, ſich über dieſen Gegenſtand mit dem ganzen offenen Vertrauen ausſprechen, welches von Alters her zwiſchen deutſchen Fürſten und deutſchen Ständen üblich geweſen ſei. Die Ereigniſſe, welche bald nach Erlaß der angeführten Verordnung in andern Ländern eingetreten, hätten, wie er auf das Unzweifelhafteſte

Digitized by Google

wisse, seinen königlichen Vorfahr bewogen, die Deutung, welche die Worte jener Verordnung gefunden, in reifliche Ueberlegung zu ziehen. Die heiligen Pflichten seines von Gott ihm verliehenen königlichen Berufes erwägend, habe derselbe beschlossen, sein Werk zu erfüllen, und zwar in der Art, daß er, um des Volkes selbst willen absehend von den herrschenden Begriffen sogenannter allgemeiner Volksvertretung, mit ganzem Ernst und mit innerster Ueberzeugung denjenigen Weg eingeschlagen habe, welcher der Natur gemäß sei, auf geschichtlicher Entwicklung beruhe und der deutschen Volksthümlichkeit entspreche. Das Ergebniß dieser weisen Fürsorge sei die allen Theilen der Monarchie verliehene Provinzial- und kreisständische Verfassung. Dieselbe habe eine, auf deutschem Boden wurzelnde, geschichtliche Grundlage, die Grundlage nämlich ständischer Gliederung, innerhalb deren die freie organische Entwicklung des Volkes sich ungehindert entfalten könne. — Dem jetzt regierenden Könige sei die Ehre zu Theil geworden, an diesem Werke mitzuhelfen; von seiner Entstehung an bis auf diesen Augenblick habe es seinen lebendigsten Antheil in Anspruch genommen. Entschlossen, auch in dieser großen Angelegenheit den von seinem Vorgänger betretenen Weg zu verfolgen, betrachte er die treue Pflege und die immer ersprießlichere Entwicklung dieses Werkes als eine der wichtigsten und theuersten Pflichten des königlichen Berufes, den Gottes Fügung ihm aufgetragen habe; die getreuen Stände könnten „seinen Absichten" über die Institution der Landtage „im vollsten Maße vertrauen".

Der Landtagsabschied schloß mit einer lebhaften und herzlichen Anerkennung der loyalen und patriotischen Haltung, welche die Stände bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt. Mit warmem Herzen (hieß es) und freudigem Stolze habe der König in den Denkschriften der Stände von Neuem jene edle und reinste Gesinnung und jene angestammte Treue erkannt, welche die Stände des Königreichs durch gute und schwere Zeit stets mit der That bewährt hätten. Solche Gesinnungen seien es und solche Erfahrungen, was ihm den Muth gäbe, die oft rauhe Bahn, welche Könige zu wandeln hätten, mit Freudigkeit zu beschreiten: „denn sie sind ein Pfand des göttlichen Segens." (Vgl. die Dokumente im Anhang Nr. III).

Als diese königliche Botschaft am Mittag des Neunten, durch den Landtagskommissar, den Oberpräsidenten von Schön, vor den

Digitized by Google

Ständen verlesen ward, erfüllte unbeschreiblicher Jubel den Saal. So außerordentlich war die Spannung, so groß bei einem Theile der Versammlung selbst die Furcht vor einem ungnädigen Abschied gewesen, daß die milden, ja anerkennenden Worte, welche sie jetzt hier vernahmen, die Meisten in einen wahren Rausch der Begeisterung versetzten. Selbst jene besonnenen und nüchternen Männer, welche den Antrag unterstützt und vertheidigt hatten, konnten sich einer freudigen Rührung nicht erwehren. Sie wußten, welchen Anstoß ihr Unternehmen in gewissen Regionen der königlichen Umgebung, und noch dazu den einflußreichsten, gegeben hatte; sie waren darauf gerüstet, daß ein Unwetter königlichen Zornes — und mit ihm, nach der gewöhnlichen Art der Menschen, eine Fluth gemeinster Schmähungen und Verdächtigungen sich über sie ergießen würde. — Aber die edlere Natur des Königs, jene hochherzige Begeisterung, jene Empfänglichkeit für alles Edle und Würdige, die sie in gemeinsam verlebten Jugendtagen an dem königlichen Gespielen kennen gelernt und auf die sie gerechnet hatten bei ihrem Unternehmen, hatte den Sieg davon getragen. Allgemein erzählte man sich, die betreffende Stelle des Landtagsabschiedes sei, nach wiederholten heftigen Auftritten zwischen Herrn von Rochow auf der einen und dem König und Herrn von Schön auf der andern Seite, erst am Morgen des Neunten vom König selbst eigenhändig niedergeschrieben worden.

Und allerdings war der Stil des Königs auch in diesem Documente unverkennbar; nur ihm war dieser Glanz der Sprache, nur ihm diese Erhabenheit der Sentenzen eigenthümlich, die überdies keinem Andern verstattet gewesen wäre.

Sei es nun diese edle und geistreiche Form, sei es die Ueberraschung, eine so gnädige Antwort zu erhalten, wo eine ungnädige mit so viel Bestimmtheit geweissagt worden war, sei es auch der Einfluß von Aeußerungen, von denen zwar in dem Landtagsabschiede selber nichts zu lesen stand, die der König jedoch mündlich zu Herrn von Schön und anderen angesehenen und talentvollen Mitgliedern des Landtags gethan haben sollte und die allerdings geeignet waren, die erfreulichsten Hoffnungen für die allmälige Ausbildung des ständischen Lebens zu erwecken, oder endlich sei es die Aufregung des Augenblicks im Allgemeinen: genug, die Stände nahmen die königliche Antwort mit einer Freude und einer Genugthuung auf, als ob

Digitized by Google

Alles, was sie erbeten, schon vollständig gewährt sei. — Heutzutage freilich, indem wir mit nüchterner Ueberlegung den Wortlaut des königlichen Schreibens prüfen, und uns dabei unwillkürlich an alles dasjenige erinnert fühlen, was demselben gefolgt ist, hält es schwer, zu begreifen, wie besonnene Männer, und von politischer Bildung, politischen Ansichten, in diesen Irrthum gerathen konnten. Aber die gleichzeitige Erinnerung an die unbeschreibliche Naivetät unsrer damaligen politischen Zustände, sowie an diesen Glanz von Hoffnung und Erwartung, welcher die Gestalt Friedrich Wilhelms des Vierten damals noch umgab, wird sie genügend entschuldigen.

Wie nun gar erst mußte die Wirkung auf die große Menge sein, die von dem ganzen Vorgang nichts begriffen und nichts verstanden hatte! die schon in Sorge gewesen war, der vorwitzige Antrag des Landtags möchte, wie das unzeitig gesprochene Wort im Märchen, die ganze Pracht und Herrlichkeit dieser Festtage in Rauch aufgehen lassen! — Daß unter diesen Umständen das Lob des Königs in Jedermanns Munde war, und daß die Bewunderung seiner ausgezeichneten Eigenschaften immer allgemeiner ward, begreift sich. Aber der Kenner der menschlichen Natur begreift auch eine anderweitige Entwicklung der öffentlichen Meinung, die in demselben Augenblicke vor sich ging, und die für die fernere Gestaltung dieser ganzen Frage nicht ohne wesentlichen Einfluß geblieben ist. Dieselben Stimmen nämlich, die noch so eben nicht Worte genug hatten finden können, die Verwegenheit des Landtags zu schelten und die schrecklichsten Folgen für Stadt und Land zu prophezeien, flossen jetzt auf einmal über von Anerkennung des Muthes und des Patriotismus, den die Stände durch ihren Antrag an den Tag gelegt hätten; dieselben Schichten der Gesellschaft, in denen das Verfahren der Stände so eben noch der gehässigsten Kritik unterlegen hatte, lieferten auf einmal die eifrigsten Bewunderer constitutioneller Freiheit. — Und das Alles, wohlgemerkt, weil der König selbst sich für die Stände erklärt zu haben schien, oder weil ihrem Antrag zum Wenigsten nicht die schroffe Abweisung, die harte Züchtigung zu Theil geworden war, welche die Mehrzahl erwartet hatte. So groß war damals noch die Autorität des königlichen Namens, so bereitwillig folgte diese Bevölkerung noch seinen leisesten Winken, oder dem, was sie dafür hielt; selbst zu Fortschritt und Freiheit entschlossen diese Men-

Digitized by Google

schen sich, nicht um des Fortschritts und der Freiheit willen, nein, nur weil sie glaubten, daß der König Fortschritt und Freiheit wolle, und weil sie sich dadurch als loyale Unterthanen zu erweisen meinten. —

Nach so aufregenden Momenten dämmerte endlich der Morgen des Huldigungstages selbst (September 10.) Schon von früh an drängte eine zahllose Menschenmenge sich in den innern Schloßhof, dessen geräumiges Viereck, zum Theil von alterthümlichen Giebeln eingefaßt, zu diesem feierlichen Akt mit wahrhaft königlicher Pracht eingerichtet war. Der auf der Ostseite befindliche Huldigungsbalkon, auf welchen unmittelbar aus dem königlichen Zimmer eine breite Treppe herabführte, war zweckmäßig erweitert und von geräumigen Tribünen eingefaßt. Ueber denselben erhob sich auf hohen goldenen Säulen ein Baldachin von rothem Tuche, mit goldenen Borten und Franzen reich verziert. Auf der Mitte des Baldachins prangte, gleichfalls in Gold gestickt, das große preußische Wappen; auf den beiden vorderen Säulen breiteten gekrönte schwarze Adler ihre Flügel. Unter diesem Baldachin war der königliche Thron errichtet; der prachtvolle Thronsessel mit der Königskrone stand auf einer Erhöhung, zu welcher drei Stufen führten. Die ganze Wand des Schlosses, so weit der Balkon und die beiden Seitentribünen reichten, war mit rothem Tuch bedeckt. Auch über diesen letzteren erhoben sich Baldachine von demselben Stoff, ebenfalls von vergoldeten Säulen getragen. Eine breite, mit Tuch beschlagene Freitreppe führte von dem Balkon auf den Schloßhof herab, wo durch Schranken die Plätze bezeichnet waren, welche die Deputirten einnehmen sollten. Vier hohe Mastbäume mit dem preußischen Adler waren vor der königlichen Tribüne aufgerichtet; sechs kleinere mit den Panieren der betreffenden Provinzen schmückten die Schranken der Abgeordneten. Der übrige Raum war zu Tribünen für das Publikum verwendet. — Bald wogte Kopf an Kopf; man rechnete die Zahl der Anwesenden auf funfzehntausend. Alle Fenster waren dicht besetzt; sogar auf den Thurm der Schloßkirche, der ebenfalls mit Fahnen geschmückt war, hatten sich verwegene Kletterer hinaufgewagt. —

In der neunten Stunde gab das Geläut aller Glocken das Zeichen zum Beginn der Festlichkeit. Sofort begaben sich sämmtliche zur Huldigung versammelte Stände und Abgeordnete, nebst den

Digitized by Google

eingeladenen Gästen, zum Gottesdienst, je nach den Confessionen in die Schloßkirche und in die katholische. — Zur selben Zeit nahm das Offiziercorps, eine glänzende, kaum übersehbare Schaar, in dem Schloßhofe Platz; die Regimentsfahnen und Standarten wurden am Fuß der großen Treppe aufgestellt. — Gleich darauf erschien der königliche Zug. Vorauf Ceremonienmeister und Kammerherren, dann die vier großen Hofämter; dann der König in Generalsuniform, mit den Prinzen; dann die Adjutanten und Cabinetsräthe; dann der Staatsminister von Rochow; dann die Oberpräsidenten von Preußen und von Posen; endlich eine glänzende Suite von Generalen, Präsidenten und andern hohen Angestellten, Alle in ihren Gallauniformen. — Die Königin hatte sich gleichzeitig, ebenfalls von einem zahlreichen und prächtigen Gefolge begleitet, durch die Zimmer des Schlosses in die Kirche begeben.

Nach dem Gottesdienst, zu dessen Beendigung die evangelische Geistlichkeit von Preußen und Posen dem Könige durch ihren Generalsuperintendenten gehuldigt hatte, begaben die katholischen Bischöfe, so wie die Standesherren, die Vertreter der Universität, nebst anderen ausgezeichneten Personen, sich in das Thronzimmer, wo der König sie empfing. Zuerst huldigte der Bischof von Ermeland im Namen der katholischen Geistlichkeit; dann die Standesherren von Preußen und Posen, die Universität und die höchsten Collegien.

Während sich dies im Innern des Schlosses begab, war die Gesammtheit der Stände, nach Provinzen abgetheilt, in die offenen Schranken auf dem Schloßhof eingezogen. Die ostpreußischen Deputirten, denen auch der Magistrat und die Stadtverordneten von Königsberg sich angeschlossen, nahmen die Mitte ein, rechts die Westpreußen, links die Posenschen Stände. Die Geistlichkeit, die evangelische sowohl wie die katholische, unter welcher letzteren namentlich der Erzbischof von Dunin die Aufmerksamkeit des Publikums beschäftigte, ingleichen die Generale, die Stabsoffiziere, die hohen Civilbeamten nahmen auf den Tribünen zu beiden Seiten des Thrones Platz.

Nachdem auf solche Weise Alles geordnet war, erschien der König, von dem schon früher aufgezählten, glänzenden Gefolge umgeben, auf dem Balcon. Wie er heraustrat, scholl tausendstimmiger Jubelruf ihm entgegen. Der König verneigte sich und ließ sich auf

Digitized by Google

dem Throne nieder. Unter lautloſer Stille der ungeheuren Verſammlung betrat der Kanzler von Wegnern die unterſte Stufe des Thrones, und hielt die Anrede an die verſammelten Stände. Er ſprach von der Treue, welche der angeſtammte Ruhm des preußiſchen Volkes ſei, und die es jetzt auch ſeinem neuen Beherrſcher entgegen bringe. Wiewohl derſelben verſichert, habe der König, aus beſonderer Huld und Gnade, den Ausdruck dieſer Treue dennoch perſönlich entgegennehmen wollen. Ein jeder der hier Verſammelten fühle tief und ganz das große Gewicht dieſer Stunde, in der ſie mit heiligem Eidſchwur am Fuße des Thrones Alles gelobten, was die Pflicht des treuen Unterthans gebiete, bei Gott und bei der eignen Seele. — Die Rede war unerheblich, in hergebrachtem Stil; auch verhallte die Stimme des Redenden in dem weiten Raum. Beſſeren Eindruck machte der Redner, der im Namen der preußiſchen Stände antwortete, Herr von Brandt; ſeine Rede war kurz, kräftig und verſtändlich.

Noch größere Aufmerkſamkeit erregte der Redner für die Stände des Großherzogthums, Herr von Poninski. Auch die Unterthanen im Großherzogthum Poſen hätten die Weisheit und Gnade ihrer Könige erkannt; auch ihr Gelöbniß komme aus reinem und getreuem Herzen. Sie ſprächen keine Bitten an dieſer Stelle aus: nicht, weil ſie nichts zu wünſchen hätten, ſondern weil ſie wüßten, daß die Weisheit des Königs die eigenthümlichen Verhältniſſe ihrer Provinz erkannt habe, und weil die Hochherzigkeit ſeiner bisherigen Thaten ihnen Gewähr leiſte auch für ihre Hoffnungen. Des Königs polniſche Unterthanen zumal blickten vertrauensvoll zu ſeinem Throne. Auch für ſie bewahre die Geſchichte erhabene, väterliche, königliche Worte. Volksthümlichkeit und Sprache habe ſein Vorfahr ihnen in dem Patent vom 15. Mai 1815 zu wahren verſprochen. Von des Königs Gnade erbäten, von ſeiner Gerechtigkeit erwarteten ſie die Aufrechthaltung dieſer heiligen Verheißung. Der lauteſte, herzlichſte Jubel werde das Echo der königlichen Gewährung ſein, und Kinder und Kindeskinder bis in die ſpäteſte Zeit den König ſegnen für die Erhaltung eines Kleinodes, das jedem Volke gleich theuer ſei, zu jeder Zeit und unter jeder Zone.

Nach dieſen Beantwortungen wurde vom Huldigungsbalcon herab die Vorhaltung der Unterthänigkeitspflicht vorgelegt: worauf

Digitized by Google

die Huldigungsdeputirten, mit zum Schwur erhobenen Fingern, den vorgesprochenen Eid wörtlich wiederholten.

Kaum war das vielhundertstimmige Amen dieses Eidschwurs verhallt, als eine Allen unerwartete, ungeahnte Scene den Gang der Feierlichkeit, die sich bis dahin genau in dem vom Programm vorgeschriebenen Gleise bewegt hatte, auf so wunderbare wie erschütternde Weise unterbrach. Man sah plötzlich den König sich vom Thron erheben; sein Auge leuchtete, seine ganze Gestalt war sichtbar von einer großen und edlen Leidenschaft ergriffen. Er trat bis dicht an den Rand der Tribüne, und den rechten Arm wie zum Schwur erhebend, sprach er zu den Versammelten. Seine Stimme klang hell und deutlich über den weiten Raum; bei der Todtenstille, der athemlosen Versteinerung, welche urplötzlich diese Tausende ergriffen hatte, war jedes Wort im ganzen Umkreis des Platzes vernehmbar. Es war ein vollständiger und feierlicher Eidschwur, mit dem der König das Gelöbniß der Stände erwiederte. Er gelobe hier, sagte er, vor Gottes Angesicht und vor diesen lieben Zeugen allen, daß er ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König sein wolle, wie sein unvergeßlicher Vater es gewesen. „Gesegnet, rief er, sei sein Andenken! Ich will Recht und Gerechtigkeit mit Nachdruck üben, ohne Ansehn der Person, ich will das Beste, das Gedeihen, die Ehre aller Stände mit gleicher Liebe umfassen, pflegen und fördern. Alle Confessionen meiner Unterthanen sind mir gleich heilig, ich werde Allen ihre Rechte zu schützen wissen. Ich bitte Gott um den Fürstensegen, der dem Gesegneten die Herzen der Menschheit zueignet, und aus ihm einen Mann nach dem göttlichen Willen macht — ein Wohlgefallen der Guten, ein Schrecken der Frevler! Gott segne unser theures Vaterland! Sein Zustand ist von Alters her oft beneidet, oft vergebens erstrebt. Bei uns ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, im Großen und Ganzen herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach einem schönen Ziel: nach dem allgemeinen Wohl in heiliger Treue und wahrer Ehre. Aus diesem Geist entspringt unsere Wehrhaftigkeit, die ohne Gleichen ist. So wolle Gott unser preußisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten, mannichfach und doch Eins! wie das edle Erz, das aus vielen Metallen zusammen-

Digitized by Google

geſchmolzen, nur ein einziges, edles iſt — keinem andern Roſte unterworfen, als allein dem verſchönernden der Jahrhunderte!“

Schon hatte der König geendet, und noch dauerte die athemloſe Stille fort; ſo gewaltig war die Spannung der Gemüther, daß ſie Zeit bedurften, ſich davon zu erholen. Deſto gewaltiger aber, im nächſten Augenblick, einſtimmig, nicht endend, brach donnernder Jubelruf in die Lüfte. Niemand hatte von dem Vorhaben des Königs gewußt, ſelbſt nicht aus ſeiner vertrauteſten Umgebung; auch glaubte man allgemein, daß der Gedanke dazu im König ſelbſt erſt im Augenblick der Ausführung entſtanden. Deſto unbeſchreiblicher war der Eindruck. Die Königin, die der Feierlichkeit vom offenen Fenſter herab zuſchaute, war, überwältigt von der Erhabenheit des Momentes, in lautes Weinen ausgebrochen.

Auch waren ihre Thränen bei weitem nicht die einzigen, welche floſſen: wie die Rede des Königs ſelbſt über das Herkömmliche hinausgegangen, ſo auch unter den Zuhörern hatte ſie die ſtrengen Bande der Etikette für einige Augenblicke gelöſt. Alle Stände wogten durcheinander, Bekannte und Fremde lagen einander in den Armen, in Aller Augen perlten Thränen, überall Händedruck, Zunicken, Jubelruf....

Was war es denn, was die Menge in dieſe Trunkenheit verſetzte? Es war weniger der Inhalt der königlichen Worte ſelbſt; ihn deutlich aufzufaſſen fehlte den Meiſten die Beſonnenheit. Es war vielmehr das Ungemeine, das Außerordentliche des ganzen Auftritts; es war der unerhörte Anblick eines Königs, der in Perſon vor ſein Volk trat, und, unaufgefordert, unverpflichtet, den Eid der Treue, den er empfangen, mit einem gleichen Eide erwiederte; es war der eigenthümliche Zauber einer geiſtreichen und außerordentlichen Perſönlichkeit, was mit dämoniſcher Gewalt die Herzen der Verſammelten ergriff, und ſie mit ſich fortriß in phantaſtiſchen Schwingungen!

Dazu kam die Erinnerung an die Worte des Landtagsabſchieds. Nicht wenige von den Zuhörern geſtanden hinterdrein, ſie hätten, als der König zu reden anhub, nichts Geringeres erwartet, als es werde nun ſofort die Verfaſſung verkündigt werden. Und daß in dieſer Rede vom Thron, in dieſem öffentlichen und feierlichen Gelöbniß des Königs in der That eine gewiſſe Annäherung an conſtitutionelle Formen lag, oder, wenn man lieber will, an jene mittelalterlichen

Digitized by Google

Zeiten, wo der König nicht früher König war, als bis er die ständischen Urkunden beschworen, dies freilich konnten auch minder naive und minder leichtgläubige Zuhörer nicht in Abrede stellen.

Jedenfalls war die königliche Rede das Ereigniß des Tages; Alles, was jetzt noch folgte, war in Schatten gestellt durch sie. Nur die persönlichen Auszeichnungen und Gnadenbezeigungen, welche, der Sitte gemäß, sofort verlesen wurden, erregten noch einige Aufmerksamkeit, sowohl der Personen wegen, denen sie verliehen wurden, als um der Neuerung willen, die mit einem Theil derselben verbunden war. Der Oberpräsident von Schön war, unter Beibehaltung seines bisherigen Amtes, zum Staatsminister, ingleichen zum Ritter des schwarzen Adlerordens ernannt worden: Auszeichnungen, die um so bedeutungsvoller schienen und mit um so größerer Freude vernommen wurden, nicht nur, weil sie einen so durchaus Würdigen betrafen, sondern hauptsächlich auch deshalb, weil die öffentliche Stimme den Herrn von Schön ziemlich unverholen als den geistigen Vater und eigentlichen Urheber des ständischen Antrags bezeichnete. Auch wurde diese Auszeichnung noch durch die Umstände erhöht, welche sie begleitet haben sollten. Der König selbst, erzählte man, habe Herrn von Schön, als er am Morgen des Huldigungstages in dem königlichen Vorzimmer erschienen, heraustretend, das Band des schwarzen Adlerordens um die Brust geknüpft, und ihn mit zärtlicher Umarmung seiner innigsten Anhänglichkeit versichert.

Außerdem erhielten der Oberpräsident von Posen, Herr Flottwell, sowie der Präsident des Oberappellationsgerichts zu Posen, Herr von Frankenberg, den Charakter als wirkliche geheime Räthe. Der Prinz von Preußen wurde zum General der Infanterie, der Prinz Friedrich der Niederlande und Prinz Friedrich von Preußen zu Generalen der Cavalerie, der kommandirende General in Preußen, Generallieutenant von Natzmer, ebenfalls zum General der Infanterie ernannt; alle Obersten, welche eine Brigade kommandirten, sechzehn an der Zahl, wurden zu Generalmajors, und fast alle Oberstlieutenants im Heere zu Obersten ernannt. Ordensverleihungen fanden über funfzig statt.

Es wurden ferner sechs Grafen-, ein Freiherrn-, zehn Adelstitel verliehen. Sämmtliche Erhöhungen trafen ausschließlich Grund-

Digitized by Google

besitzer: und zwar mit einer Bedingung, von welcher man in Preußen bisher noch kein Beispiel gehabt, und die daher, je bekannter sie allmälig wurde, um so allgemeineres Aufsehn erregte.

Dieselben sollten nämlich nur auf denjenigen unter den Descendenten übergehen, welcher in den alleinigen Besitz des väterlichen Grundeigenthums gelangen würde; ferner nur alsdann, wenn dieses ererbte Grundeigenthum entweder dasselbe sein würde, wie im Augenblick der Erhebung, oder demselben an Umfang und Rechten mindestens gleich, und überdies in der Monarchie belegen; endlich sollten sie nur für die Dauer solches Grundbesitzes gelten, und mit dem Verlust desselben in der Person des letzten Besitzers erlöschen. — Es war also, wie man sieht, eine Annäherung an das Prinzip der englischen Aristokratie: ein Adel, nicht der Person, sondern des Grundbesitzes; nicht der Mann eigentlich war der Graf, der Graf waren die Güter, die er besaß. Auch setzte die Einrichtung, wenn sie nicht für die nachgeborenen Kinder in offenbare Ungerechtigkeit ausarten und zur entsetzlichsten Zerrüttung im Innern der Familien Veranlassung geben sollte, außer dem Grundbesitz noch ein ansehnliches baares Vermögen voraus: eine Annahme, die nur bei einem sehr kleinen Theil der Beförderten zutraf. —

Allein zu dergleichen Erwägungen ließ der Rausch der Freude die Leute damals nicht gelangen; man wußte nur, daß auch diese Einrichtung eine persönliche Schöpfung des Königs sei und hieß sie als solche ohne Weiteres willkommen.

Endlich wurde jetzt auch das Amnestiedekret vom 10. August, dessen bereits früher ausführlich gedacht worden ist, feierlich publicirt. Eine weitere Cabinetsordre dehnte die Amnestie auch auf eine Menge kleinerer Vergehen, Uebertretungen der Forst-, Jagd-, Post-, Stempel-, Steuer-, Zollgesetze, auf Duelle, kleinere Diebstähle, Desertionen ꝛc. aus; für schwere Verbrechen wurde Milderung zugesagt, im Fall dieselbe von den betreffenden Ministerien beantragt würde.

Der Rest des Tages, so wie der folgende, verlief unter rauschenden Festlichkeiten. Der König gab den Huldigungsdeputirten in dem alterthümlichen, prachtvoll geschmückten Moskowitersaal ein glänzendes Mahl. Abends war die Stadt erleuchtet; die Studirenden brachten dem König als ihrem Magnificus einen feierlichen

Digitized by Google

Fackelzug. Am 14. bewirthete die Stadt die königlichen Gäste; dann Ausfahrt, dann Ball auf dem Moskowitersaal.

Und doch hatten diese lärmenden Tage, diese Tage des Glanzes und der Zerstreuung auch ihre sehr ernste Stunde gehabt. Wir haben bereits früher der Besprechungen und Zusammenkünfte gedacht, welche unter den versammelten Polen stattfanden; auch aus der Huldigungsrede des Herrn von Poninski haben wir ein Bruchstück mitgetheilt. Der Leser weiß also bereits, was in den Herzen der Polen gährte. Dieser König, so wohlwollenden Herzens, so schöpferischen Geistes, so geneigt zu Fortschritt und Verbesserung, sollte auch ihnen ein Messias werden; auch für ihr unglückliches Vaterland sollte die Sonne, die jetzt über Preußen aufgegangen, einen neuen Frühling heraufführen.

Der König hatte überdies (so wenigstens schmeichelten sich die Polen) bereits als Kronprinz die lebhaftesten Sympathien für ihre Nation und deren tragisches Schicksal an den Tag gelegt. Als im Jahre einunddreißig, während des russisch-polnischen Krieges, die angebliche Neutralität des preußischen Cabinets, zum Verderben der Polen täglich und stündlich verletzt worden war, als preußische Magazine die russischen Truppen verpflegt, preußische Ingenieure ihnen die Brücken über die Weichsel geschlagen hatten, sollte der Kronprinz in energischer Weise protestirt haben gegen dieses so unpolitische wie unrechtliche Verfahren.

Mit um so größerem Grund glaubten sie von ihm Abhilfe ihrer Beschwerden erwarten zu dürfen. Dieselben betrafen vornämlich die Beeinträchtigungen ihrer Nationalität, denen sie besonders in den letzten Jahren seit der Verwaltung des Herrn Flottwell ausgesetzt zu sein behaupteten: eines Mannes von ausgezeichneten Kenntnissen und unbezweifelter Rechtlichkeit, aber, wie seine polnischen Ankläger hinzusetzten, eines eingefleischten Bureaukraten, der für die eigenthümlichen Verhältnisse der ihm anvertrauten Provinz weder Sinn noch Verständniß hätte, und überdies den Polen persönlich abgeneigt wäre.

Die Polen, da sie nicht, wie die preußischen Stände, das Recht eines Landtags hatten, sondern nur zu Ableistung der Huldigung entboten waren, entbehrten der Möglichkeit, ihre Beschwerden und Wünsche in offizieller Weise vor den König zu bringen. Graf

Digitized by Google

Eduard Raczynski, berühmt bei Polen und Deutschen durch seinen Reichthum, seine Bildung und seinen Patriotismus, übernahm es, den König mit der Stimmung seiner Landsleute bekannt zu machen. Er suchte eine Audienz nach, die ihm am Morgen des 11. bewilligt ward.

Der König empfing ihn in Gegenwart des Ministers von Rochow und desjenigen, gegen den die Beschwerde hauptsächlich gerichtet war, des Oberpräsidenten Flottwell.

Graf Raczynski hielt eine Anrede, deren Fassung er vorher mit seinen Landsleuten berathen hatte und die eine vollständige und gründliche Ausführung desjenigen enthielt, was Herr von Poninski am Tage zuvor im feierlichen Moment der Huldigung nur hatte andeuten können. (Vergl. die Aktenstücke im Anhang Nr. IV.) Er sprach dem Könige zuerst den Dank der Provinz aus für die Freilassung des Erzbischofs von Posen, wie auch für die Amnestirung der politischen Vergehen; auch des landwirthschaftlichen Creditsystems, welches der Provinz vor Kurzem bewilligt worden war, gedachte er dankend. So viel Wohlthaten in so kurzer Zeit ermuthigten ihn, dem Könige ein kleines Bild der Uebel zu entwerfen, über welche seine Landsleute sich zu beklagen hätten. Der Redner erinnerte an die geschichtliche Stellung der polnischen Nation. Sie gehörten, sagte er, einem Volke an, das weder das Gedächtniß, noch das Gefühl seiner alten Würde verloren habe. Was es also Schmerzlicheres für sie geben könne, als den Gedanken, daß die mächtigsten Regierungen Europas, denen die Vorsehung ihr Schicksal überantwortet habe, sie der Vernichtung geweiht zu haben schienen? In des Königs Seele wohne die Liebe zu Allem, was edel und gut; auch in den ihm anvertrauten Völkern erkenne er den Beruf geistiger und sittlicher Veredelung; er würde kaum herrschen mögen über ein unwürdiges Geschlecht. Darum wendeten sie sich an ihn um Abhilfe der Uebel, von denen sie bisher gekränkt worden. Sein königlicher Vorfahr habe ihnen bei der Besitzergreifung im Jahre funfzehn Vaterland, Nationalität, Religion und Sprache feierlich und wiederholentlich verbürgt. Diese Bürgschaft sei die Basis gewesen ihrer Eide; sie hätten sie geschworen in dem vollen Glauben, daß eines Königs Wort, an dem das Glück von Millionen hänge, klar sei, wie das Licht der Sonne, und keiner Deutung unterliege. Dennoch sei Alles anders gekommen.

Digitized by Google

Nicht das Gesetz, wohl aber die mißbrauchte Deutung desselben, habe sie all jener Vorrechte beraubt, die ihnen bei der Besitznahme zugesichert worden; die erste königliche Verheißung sei aufgehoben worden durch eine Menge späterer Erlasse, Verordnungen und Einrichtungen, die ihnen Schritt vor Schritt gerade dasjenige verkümmert, was ihnen die kostbarsten Güter und Rechte seien, die einzigen, die sie aus dem allgemeinen Schiffbruch gerettet hätten: Nationalität und Sprache. Es sei ihnen unmöglich, in der gegenwärtigen Verfassung ihres Heimathlandes ein Vaterland anzuerkennen, das ihre höheren Bedürfnisse befriedige und ihren besseren Wünschen ein würdiges Ziel edler Thatkraft setze. Die polnische Sprache sei durch ein Regulativ vom Jahre zweiunddreißig aus allen öffentlichen gerichtlichen und außergerichtlichen Verhandlungen vollständig verdrängt. Die Behörden seien fast ohne Ausnahme von Deutschen besetzt; kaum Einen oder Zwei in großen Collegien gäbe es, welche nothdürftig Polnisch verständen. Der gefeierte deutsche Fleiß weihe stolz der Vernichtung die Sprache eines dem Untergange geweihten Volks: und damit dieses über das ihm zugedachte Schicksal aufhöre in Zweifel zu sein, damit es sich desto mehr gewöhne an den Gedanken des Untergangs und die Erinnerung verliere an sich selbst, sei aus den Schulen die Geschichte des polnischen Vaterlandes verbannt. Der Titel eines Großherzogthums, den Friedrich Wilhelm der Dritte selbst verliehen, sei in allen öffentlichen Erlassen in Vergessenheit gerathen, nur noch von einer Provinz Posen würde gesprochen; der weiße Adler auf der Brust des schwarzen sei überall verschwunden; schon würden die Polen nur noch Einwohner polnischer Abkunft genannt. Selbst die Geistlichen erhielten ihre theologische wie überhaupt wissenschaftliche Bildung ausschließlich in deutscher Sprache. Die Landräthe würden nur aus den deutschen Gutsbesitzern der Provinz genommen; die bei der Occupation vorgefundenen, welche sämmtlich Eingeborene gewesen, seien sammt und sonders abgesetzt worden. Diese Vernichtung der polnischen Nationalität sei eine Demüthigung, ja eine Schmach, für welche keine materiellen Vortheile sie entschädigen könnten. Noch, Gottlob, seien des Königs polnische Unterthanen nicht in dem Grade in gemeinen Eigennutz versunken, noch durch ihr politisches Unglück nicht dergestalt demoralisirt, daß materielle Entschädigung ihre bessern Gefühle zum Schweigen brächte. Auch sei nicht einmal der materielle

Digitized by Google

Wohlſtand vor jedem Uebergriff geſichert; die Art, die an ihre Volksthümlichkeit und Sprache gelegt ſei, drohe auch ihrem Grundbeſitz, damit ihr Stamm deſto ſchneller von dem Boden ihrer Väter verſchwinde. Bei Parcellirung der Domainen und anderer dem Staate zugehöriger Güter, würden, in Folge einer beſondern Miniſterialinſtruction, lediglich fremde Leute berückſichtigt, die eingeborenen Polen ſeien von dieſen Erwerbungen ausdrücklich ausgeſchloſſen. Aber das ſei die Frucht des ſyſtematiſchen Verfahrens jener Männer, welche, in Verkennung ihres beſſeren Berufes, ſich zwiſchen den König und ſeine Unterthanen geſtellt hätten; dieſe ſuchten die Eingeborenen des Großherzogthums Poſen durch feindliche Berichte zu verdächtigen, aus keinem andern Grunde, als um ſich ſelbſt unentbehrlich zu machen. Sie wüßten wohl, aus welchen Federn die Aufſätze gegen ihre Provinz kämen, von denen die öffentlichen Blätter Deutſchlands wimmelten. Sogar die Staatszeitung, noch in ihren neuſten Nummern, enthalte Dinge, die nur aus der Feder eines Beamten gefloſſen ſein könnten, der ſelbſt zur Provinzialbehörde gehöre, und deſſen verkehrter Wille die Befriedigung einer blinden Leidenſchaft in der Verläumdung einer Nation gefunden. Der König, über derlei Umtriebe erhaben, werde die verdunkelte Wahrheit zu erkennen wiſſen und den Wahlſpruch ſeines königlichen Hauſes: suum cuique, auch an den Polen in Erfüllung gehen laſſen, indem er ihnen gewähre, was ihnen gebühre nach göttlichen und menſchlichen Rechten. —

Das war denn freilich ein greller Mißton in dem Freudenhymnus dieſer Tage. Doch nahm der König den Vortrag (von dem übrigens ſofort Graf Raczynski ſelbſt Abſchriften an die Herren von Rochow und Flottwell ſandte) mit Gelaſſenheit und Würde auf. Er ſei augenblicklich nicht im Stande, den Grund oder Ungrund dieſer Beſchwerden vollſtändig zu beurtheilen. Sein Wille ſei es allerdings, jeder Provinz ihre Eigenthümlichkeit zu laſſen: alſo auch den Polen die ihrige. Fürs Erſte möge der Graf für ſeine Behauptungen Beweiſe ſammeln; erſt wenn dieſe erfolgt, könne der König eine Entſcheidung treffen. — In den Zirkeln der Polen wollte man noch andere vertrauliche Aeußerungen des Königs kennen. Er habe der Freimüthigkeit des Grafen Raczynski ſeine lebhafteſte Anerkennung ausgeſprochen. Er kenne ſelbſt (habe er geſagt) die Bureaukratie und begreife vollkommen, was gerade die polniſche Bevölkerung unter ihr habe

Digitized by Google

leiden müſſen. Die Polen könnten ſeines kräftigſten Beiſtandes gewiß ſein; er liebe ſie und werde ihnen ſeine Liebe zu beweiſen wiſſen. Nur müßten ſie ihm ein wenig Zeit laſſen; es widerſtrebe ſeinem Herzen, ſo kurze Zeit nach dem Hingange ſeines Vaters Irrthümer aufzudecken, welche ſich bei deſſen Lebzeiten allerdings hie und da wohl eingeſchlichen, und Beamte zu entfernen, die unleugbar zu den treuſten Dienern ſeines Vaters gehört hätten, ja deren Mißgriffe ſelbſt nur aus verkehrtem Dienſteifer hervorgegangen wären. —

Dieſe polniſchen Kreiſe alſo waren von dem Vorgefallenen durchaus befriedigt. Nicht ganz daſſelbe war mit dem Publikum im Allgemeinen der Fall. Die Stimmung war den Polen ohnedies in dieſem Augenblick nicht eben günſtig. Herr von Dunin, der von ſeinen Landsleuten ſo ſichtlich auf den Schild gehoben ward, hatte die Großmuth, mit welcher der König ihn behandelt, ſchlecht belohnt. Kaum nach Poſen zurückgekehrt, hatte er unterm 27. Auguſt ein Umlaufſchreiben an die Geiſtlichkeit ſeines Erzbisthums in Betreff der gemiſchten Ehen erlaſſen, das den Erwartungen, die man gehegt, ſowie den verſöhnlichen Geſinnungen, welche der Prälat ſelbſt bei ſeiner Freilaſſung kundgegeben, nur in ſehr geringem Grade entſprach. Er empfahl den Geiſtlichen darin, zur Vermeidung aller Conflicte, ſich zur Einſegnung einer gemiſchten Ehe überhaupt gar nicht mehr herbeizulaſſen. Die Forderung der bisher üblichen Reverſe ſei allerdings durch die Landesgeſetze verboten; ſie möchten alſo auch ſolche Ehen, wo die bisher üblichen Reverſe ausgeſtellt würden, nicht mehr einſegnen. Im Uebrigen werde er an den Papſt wegen weiterer Verhaltungsmaßregeln berichten.

Damit war der Knoten denn allerdings nicht gelöſt, ſondern zerhauen. Die Einſegnung gemiſchter Ehen, die bisher noch unter gewiſſen Bedingungen ſtattgefunden, war den Geiſtlichen damit überhaupt unterſagt; hatten bisher nur diejenigen Brautpaare, die ſich den Forderungen des Geiſtlichen nicht fügen wollten, unter dem Kirchenſtreit zu leiden gehabt, ſo mußten jetzt auch diejenigen, die gern jede Bedingung erfüllen wollten, der Einſegnung durch den katholiſchen Geiſtlichen entbehren, das heißt, ſie mußten entweder in einer Ehe leben, welche in den Augen der katholiſchen Kirche keine Ehe war, oder ſie mußten auf ihre Ehe überhaupt verzichten.

Die Entrüſtung, mit welcher das Publikum dieſen Schritt des

Digitized by Google

Herrn von Dunin aufnahm, war alſo in der That gerecht: und ſelbſt das Beiſpiel des Königs, der den Prälaten bei ſeiner Anweſenheit in Königsberg mit unerwarteter Zuvorkommenheit behandelte, vermochte keine Aenderung darin hervorzubringen. Ungerecht aber war es, daß man ſich dadurch ſtellenweiſe zu einer Verdächtigung der Polen überhaupt hinreißen ließ. Der Vorfall vom 11., der namentlich unter den höheren Beamten eine wahrhaft fanatiſche Indignation hervorbrachte, trug nur dazu bei, dieſe Stimmung zu vermehren. Ob die Polen nicht wüßten, daß ſie doch immer nur Fremdlinge im Hauſe wären? ob ſie etwa leugnen wollten, daß der Wohlſtand des Großherzogthums, Handel, Gewerbe, Ackerbau, ſich ſeit der preußiſchen Beſitzergreifung verdreifacht habe? und wie alſo gerade ſie dazu kämen, den Einklang dieſer feſtlichen Stunden durch Anklagen und Beſchwerden zu ſtören? —

Am nächſten Morgen trat der König ſeine Rückreiſe an. Eine Cabinetsordre an den Oberpräſidenten von Schön beauftragte denſelben, der Provinz den Dank des Monarchen auszuſprechen für die vielen Beweiſe treuer Anhänglichkeit, durch welche ſie ſeinen Aufenthalt verſchönert. Das Wohl der Provinz Preußen liege ihm ganz beſonders am Herzen; er werde, ſo viel die Kräfte des Staates es verſtatten würden, darauf bedacht ſein, das Wohl der Stadt Königsberg ſowie der Provinzen, deren Huldigung er ſo eben empfangen, zu befördern.

Die Reiſe des Königs ging über Danzig und Stettin. Ueberall wurde er mit den Zeichen aufrichtigſter Freude empfangen; überall, durch die Liebenswürdigkeit ſeines Benehmens, den Schwung ſeiner Reden, den Witz ſeiner Antworten, wußte er die Herzen an ſich zu feſſeln.

Zum 21. wurde ſeine Rückkehr nach Berlin erwartet. Die Bewohner der Hauptſtadt, die hinter der armen Provinz Preußen nicht zurückbleiben wollten, hatten zu dieſem Tage die großartigſten Zurüſtungen gemacht. Ein feierlicher Einzug war vorbereitet; der König, nach einigen Weigerungen, hatte denſelben angenommen.

Das Feſt trug einen eigenthümlichen Charakter; man hatte es demjenigen anzunähern geſucht, was man, mit oder ohne Grund, für den Geſchmack und die Neigung des Monarchen hielt. Es war alſo, ſtatt jenes militairiſchen Pompes, welcher ſonſt bei derartigen

Digitized by Google

Gelegenheiten die Bewohner der Reſidenz geblendet hatte, vielmehr ein bürgerlich mittelalterliches Feſt, womit die Hauptſtadt den heimkehrenden König empfing. Namentlich die Gewerke und Innungen (ſo weit es deren noch gab) prangten in feierlichem Aufzug. Es waren ihrer zweiundfunfzig, alle mit prachtvollen Fahnen, getragen von reichgekleideten Fahnenſchwenkern; im Ganzen ein Corps von mehr als zehntauſend Mann, mit tauſend Muſikern. Alle führten auf ihren Marſchallsſtäben Embleme ihrer Beſchäftigung; darunter viel Sinnreiches und Hübſches. — Die Stadt als ſolche gab ihre Freude durch eine Ueberraſchung zu erkennen, die ſie dem König bereitete, und die beſſer als Alles den naiven Standpunkt jener Zeit charakteriſirt. An dem Berliner Rathhaus nämlich, einem alten, unſchönen Gebäude, befand ſich ein Vorſprung, der eben auch nicht zu ſeiner Verſchönerung beitrug, wohl aber die ohnedies ſchon enge Straße noch mehr beſchränkte, und dadurch bei der lebhaften Paſſage mancherlei kleine Unfälle veranlaßte. Noch vor Kurzem war der Wagen des damaligen Kronprinzen, an dieſen Vorbau anprallend, einer gefährlichen Beſchädigung nur mit Noth entgangen. Dieſen Vorbau alſo, deſſen Abbruch ſchon ſeit Jahren, aber immer vergeblich, beantragt worden war, ließ der Magiſtrat zur Feier des königlichen Einzugs wegräumen, und zwar ganz im Stillen; ſogar die Zeitungen waren erſucht worden, nichts davon zu erwähnen, damit die Ueberraſchung ja vollſtändig ſei. — Glückliche Zeit, wo Volk und König noch ſo eifrig waren, einander die Steine des Anſtoßes aus dem Wege zu räumen! Nicht lange, und man begriff nicht, daß jemals eine ſolche Zeit geweſen. . . .

Dennoch, bei allem äußern Glanz, ſtand dieſe Berliner Feſtlichkeit der Königsberger um Vieles nach. Es fehlte ihr der tiefere Sinn, der dieſe geadelt hatte; wo jemand beim Anblick dieſer Triumphbogen gefragt hätte, welcher Sieg denn errungen ſei, und von welchem großen und glorreichen Unternehmen der König heimkehre — man hätte ihm müſſen die Antwort ſchuldig bleiben.

Dem König ſelbſt entging das Unverhältnißmäßige dieſes Empfanges nicht: und geiſtreich, wie er war, wußte er es durch eine geſchickte Wendung, die ſeiner Beſcheidenheit Ehre machte und gewiſſermaßen ein Gelübde für die Zukunft enthielt, auszugleichen. Es ſei ihm ſchwer, antwortete er den Deputirten der Stadt, die ihn beim Einzug begrüßten, die Gefühle in Worte zu bringen, welche

Digitized by Google

dieser Empfang in ihm errege. Sie wüßten, wie abhold der hochselige König allem lauten und äußern Gepränge gewesen, und wie geflissentlich er jede Veranlassung dazu abgelehnt. Auch er sei kein Freund davon; er sei lange Zeit mit sich selber zu Rathe gegangen, wie er sich in diesem Falle zu verhalten hätte. Endlich sei er zu der Ueberzeugung gekommen, daß er sich der Stadt und Bürgerschaft nicht entziehen dürfe. Sein Vater, der viel, sehr viel für die Stadt und das Land gethan, hätte das Recht gehabt, bescheiden zu sein; er habe es sich errungen, ja erobert gehabt durch die Fülle seiner Thaten. Ihm, dem regierenden König, stehe ein solches Recht noch nicht zu: und darum habe er der Stadt einen Festtag nicht versagen mögen, den sie sich bereitet habe. Er habe noch nichts für sie gethan. So wollten sie denn ein Abkommen mit einander treffen; dieses nämlich: „daß, wenn es mir einst unter Gottes Beistand gelingen wird, recht viel für das Land gethan zu haben, und ich kehre dann wieder einmal zu Ihnen zurück, Sie mich alsdann ganz still in diese Mauern einziehen lassen." —

Was der Festlichkeit aber außerdem noch Schaden that, war der Hinblick auf die noch größere, die schon für die nächste Zeit in Aussicht stand. Zum 15. Oktober nämlich, dem Geburtstage des Königs, war die Huldigung der übrigen Provinzen angesetzt; der Empfang des Königs, wie glänzend an sich, durfte doch für nichts weiter gelten, als nur einen Vorläufer der Pracht, die alsdann sich in Berlin entwickeln sollte.

Von zwei so außerordentlichen Festlichkeiten gleichsam in die Mitte genommen, blieb das Berliner Guttenbergsfest, das in eben diesen Tagen (September 25.) begangen ward, beinahe völlig unbeachtet. Das Merkwürdigste daran war ohnedies, daß es überhaupt gefeiert ward. Die Leser erinnern sich aus dem ersten Abschnitt dieses Buches, daß es noch bei Lebzeiten Friedrich Wilhelm III. anfänglich überhaupt verboten, dann nur unter Beschränkungen gestattet worden war, die es den Betheiligten selbst wünschenswerth erschienen lassen, lieber völlig davon abzustehen. Späterhin hatte der Tod des alten Königs eine Verlegung des Festes nothwendig gemacht. Jetzt freilich waren alle Beschränkungen aufgehoben worden. Doch war die Zeit für das Fest überhaupt vorüber, die Gedanken hatten andere Richtungen genommen, man fing bereits an sich für Größeres zu interessiren.

Digitized by Google

Die Feier war äußerlich armſelig, innerlich lau und kühl. Ein Fackelzug, der am Vorabend derſelben dem Herrn von Rochow gebracht wurde, erregte nach den bekannten Antecendentien dieſes Mannes im Publikum einiges Kopfſchütteln. — Die Leute bedachten nicht, daß ein Miniſter, der allgemein für den Günſtling des Königs gilt, allemal der Mann iſt, welchem ein Fackelzug gebührt. — — —

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Rückblick auf die preußische Verfassungsfrage; ihr Ursprung und ihre geschichtliche Entwicklung. — Die Reformen von 1808; das Stein'sche Testament. — Der Staatskanzler von Hardenberg. Gesetzliche Verordnungen und Erlasse. Verordnung vom 22. Mai 1815; Staatsschuldengesetz. — Die Coblenzer Adresse; Cabinetsschreiben vom 21. März 1818. — Die Provinziallandtage. — Die Streckfuß'sche Schrift über die Garantien der preußischen Zustände. Literarische Polemik dagegen; die Hallischen Jahrbücher und die Hegelsche Philosophie. — Aufnahme der Königsberger Ereignisse im Publikum. Adressen in Königsberg und Cöln. — Cabinetsordre vom 4. Oktober 1840; ihre Wirkung. —

Während auf diese Weise die Hauptstadt von Fest zu Festen eilte, hatte die Kunde der Königsberger Ereignisse die gesammte Monarchie durchflogen, und überall die lebhafteste Aufregung hervorgebracht. Um dieselbe in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zu begreifen, ist es nöthig, einen Blick rückwärts zu werfen auf den Ursprung und die geschichtliche Entwicklung dieser (wie man sie jetzt nannte) preußischen Verfassungsfrage: einer Frage, welche seitdem, eine Reihe verhängnißvoller Jahre hindurch, auf dem Lande lasten sollte, gleich der Räthselfrage der Sphinx. Und noch in diesem Augenblick warten wir vergebens auf den Oedipus, der sie völlig in den Abgrund stürzen und dem Lande seinen Frieden zurückgeben wird.

Wir haben bereits früher jener merkwürdigen Epoche der preußischen Geschichte gedacht, in welcher der ganze Staat einem unvermeidlichen Untergange geweiht schien, und die nichtsdestoweniger

Digitized by Google

gerade der Frühling seiner erneuten Größe ward: jener merkwürdigen Jahre nach dem Tilsiter Frieden, wo die Hand der Freiheit das preußische Staatsschiff lenkte, und es glücklich durch alle Stürme leitete.

Daß schon damals den Staatsmännern jener Epoche als Ziel und Abschluß der damaligen Reformen nichts Geringeres vorschwebte, als eine reichsständische Verfassung, und daß all jene vorzüglichen Einrichtungen, durch welche Preußen der Welt damals ein Muster gab, wie man einen Staat wiederherstellen müsse, gleichsam nur der Unterbau, nur die Vorbereitung sein sollten für die künftige Verfassung, darüber zum Wenigsten kann kein Zweifel erhoben werden. Man kennt das Rundschreiben des Staatsministers von Stein vom 24. November 1808, mit welchem derselbe bei seinem erzwungenen Austritt aus dem preußischen Staatsdienst von den Behörden Abschied nahm, das sogenannte Stein'sche Testament. Schon in diesem Schreiben wird „eine allgemeine Nationalrepräsentation" als das nächste und wichtigste Beförderungsmittel der öffentlichen Wohlfahrt angeführt. Von der Verwirklichung oder Beseitigung dieses Planes hänge das ganze Wohl und Wehe des Staates ab; auf diesem Wege allein könne der Nationalgeist wahrhaft erweckt und belebt werden.

Auch Steins Nachfolger, der Staatskanzler von Hardenberg, hielt an diesem Gedanken fest, so fest, daß er ihn selbst schon in die öffentliche Gesetzgebung einführte. Das Edict über die Finanzen des Staats und die neuen Einrichtungen wegen der Abgaben und Steuern, vom 27. Oktober 1810, nimmt schon ausdrückliche Beziehung auf die „zweckmäßig eingerichtete Repräsentation", welche der König „sowohl in den Provinzen, als für das Ganze" zu geben sich vorbehalte. Auch fand wirklich schon im Februar 1811 eine „interimistische Repräsentativversammlung" in Berlin statt. Daß es ernst damit gemeint war, das beweist besser als Alles der Nothschrei, welchen schon damals ein Theil des Adels gegen die beabsichtigte „moderne Verfassung" erhob; in einer leidenschaftlichen Eingabe vom 11. Februar 1811 verwahrten sie sich bereits aufs Nachdrücklichste gegen die Beeinträchtigung ihrer Rechte, welche sie von der neuen Verfassung befürchteten, und gegen diese „Capitulation",

welche der Staatskanzler im Begriffe ſei, mit den „Grundſätzen der Revolution" einzugehen.

Doch kam dieſe Furcht fürs Erſte noch zu früh. Der gewaltige Zudrang der Ereigniſſe von außen ließ keinen Raum zu dieſem wichtigen, dieſem letzten Abſchluß der inneren Entwicklung. — Aufgegeben indeß war der Gedanke keinen Augenblick; der Lärm des Krieges konnte ihn einige Zeit zurückdrängen, aber nicht erſticken. Im Gegentheil, er ſelbſt führte die preußiſchen Banner in die Schlacht. In der Verordnung wegen Bildung der Landwehr, vom 17. März 1813, fand der König für nöthig, ſich ausdrücklich deshalb zu entſchuldigen, daß er nicht „mit ſeinen getreuen Ständen darüber in Berathung getreten"; aber die Zeit erlaube es nicht. Daß bei dieſem Ausdruck nur an die beabſichtigten allgemeinen, nicht an die Provinzialſtände gedacht war, die hie und da als eine verſchollene Rarität noch exiſtirten, darüber kann, nach dem Zuſammenhang alles Bisherigen, kaum mehr gezweifelt werden; wer es doch noch thun möchte, der überzeuge ſich aus der ſogenannten Denkſchrift des Staatskanzlers von Hardenberg über den Sieg der Conſtitution in Preußen, welche zuerſt von Benjamin Conſtant herausgegeben ward, wie das preußiſche Miniſterium zu jener Zeit über dieſe alten Landſtände dachte, und daß es die Wiederherſtellung derſelben dazumal als eine „offenbare Unmöglichkeit" betrachtete.

Noch unzweideutiger (um von dem bekannten Artikel 13. der Bundesakte, durch welchen jedem der Bundesſtaaten eine „landesſtändiſche Verfaſſung" garantirt wurde, hier völlig abzuſehen) ſprach der König ſich in den Proclamationen aus, mit denen er im Frühjahr 1815 von den neuerworbenen Provinzen Beſitz ergriff. Die Reichsvertretung wurde darin ausdrücklich unter den Vortheilen angeführt, welche die neuerworbenen Provinzen in Zukunft mitgenießen ſollten. In dem Patent wegen Beſitzergreifung der Rheinlande (vom 5. April 1815) wurde ſogar das wichtigſte aller ſtändiſchen Rechte, die Feſtſtellung der Steuern, namentlich zugeſichert. Von beſonderem Intereſſe waren auch die Beſitzergreifungspatente an die Einwohner des Großherzogthums Poſen und die Bewohner der Stadt und des Gebietes von Danzig und Thorn, vom 15. Mai 1815, ſowie die ſpäteren Patente wegen Sachſen, Weſtphalen, Pommern ꝛc., vom Juni bis September deſſelben Jahres. In ihnen wird die „Conſti-

Digitized by Google

tution", die der König „allen seinen getreuen Unterthanen zu gewähren beabsichtige", von der „ständischen Verfassung", welche den einzelnen Provinzen je nach ihren Bedürfnissen ertheilt werden sollte, ausdrücklich unterschieden, und eine wie die andere zugesichert: ein wichtiger Umstand, welchen diejenigen, die in der Folge behaupteten, die königliche Zusicherung sei durch die provinzialständische Verfassung vom Jahre dreiundzwanzig erfüllt und das Land habe auf nichts Weiteres mehr Anspruch, nicht hätten übersehen sollen.

Das entscheidendste und vollständigste Aktenstück in dieser Hinsicht ist die bekannte „Verordnung über die zu bildende Repräsentation des Volkes", vom 22. Mai 1815, diese eigentliche magna charta wenn auch nicht der Rechte, so doch wenigstens der Wünsche und Hoffnungen der preußischen Nation. Die Geschichte des preußischen Staates (hieß es im Eingang dieses denkwürdigen Aktenstückes) zeige zwar, daß der wohlthätige Zustand bürgerlicher Freiheit und die Dauer einer gerechten, auf Ordnung gegründeten Verwaltung, in den Eigenschaften der Regenten und in ihrer Eintracht mit dem Volke bisher diejenige Sicherheit gefunden hätten, die sich bei der Unvollkommenheit und dem Unbestande menschlicher Einrichtungen erreichen lasse. Um dieselbe jedoch noch fester zu begründen und der preußischen Nation ein Pfand seines Vertrauens zu geben, sollten die Grundsätze, durch deren Befolgung der preußische Staat bisher so glücklich gewesen sei, vermittelst einer schriftlichen Urkunde, als Verfassung des preußischen Reichs, auf die Nachkommen überliefert werden. Der König habe zu diesem Ende die Bildung einer Repräsentation des Volkes beschlossen. Dieselbe solle aus den Provinzialständen, wie sie theils noch beständen, theils neu eingerichtet werden sollten, gewählt werden und in Berlin ihren Sitz haben. Auch die Wirksamkeit dieser künftigen Landesrepräsentanten wurde sofort in Kürze angedeutet. Es sei ohne Zeitverlust eine Commission in Berlin niederzusetzen, die aus einsichtsvollen Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen bestehen, und sich mit Organisation der Provinzialstände wie der Landesrepräsentanten, ingleichen mit Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde nach den aufgestellten Grundsätzen, beschäftigen solle; schon am nächsten 1. September solle dieselbe unter Vorsitz des Staatskanzlers, der auch die Mitglieder zu ernennen habe, zusammentreten.

Digitized by Google

Mit dieser königlichen Verordnung waren in der That alle noch möglichen Zweifel beseitigt: und die Gesetzgebung selbst nahm von da ab auf die künftige Verfassung wie auf etwas bereits zu Recht Bestehendes Bezug. In der „Verordnung wegen der angeblichen geheimen Gesellschaften" vom 6. Juni 1816, durch welche der berühmten Fehde über den Tugendbund ein Ende gemacht werden sollte, berief der König sich wegen Aufhebung des gedachten Bundes unter Anderm auf „die ihm zur Bestätigung vorgelegten Entwürfe einer Verfassungsurkunde". Allbekannt ist auch die „Verordnung wegen der künftigen Behandlung des Staatsschuldenwesens" vom 17. Januar 1820, in welcher der „Reichsstände" nicht nur mehrfach Erwähnung geschah, sondern auch die Aufnahme jedes etwa erforderlichen neuen Darlehens an die Zuziehung und Garantie der „künftigen reichsständischen Verfassung" geknüpft ward. Auch sollte die Verwaltung der Staatsschulden verpflichtet sein, „der künftigen reichsständischen Versammlung alljährlich Rechenschaft zu legen."

Diese letztere Verordnung ist um so wichtiger, als sie in eine Zeit fällt, wo der Umschwung der preußischen Politik bereits vollendet und der Sieg des Metternich'schen Systems auch in Preußen bereits gesichert war. Gewissermaßen als Grenzmark dafür kann das Cabinetschreiben gelten, mit welchem der König unterm 21. März 1818 die berühmte Coblenzer Adresse erwiederte. Alle bisherigen Erlasse, wie wir gesehen haben, hatten die Verfassung in allernächste Aussicht gestellt, ja zum Theil sie als schon bestehend betrachtet. In diesem Cabinetschreiben zuerst wurde sich darauf berufen, daß eine Zeit, wann die landständische Verfassung eintreten solle, nirgend angegeben sei. Nicht jede Zeit sei die rechte, Veränderungen in der Staatsverfassung vorzunehmen. Der König habe seine Zusicherungen aus ganz freier Entschließung gegeben; wer ihn daran erinnere, gebe dadurch einen freventlichen Zweifel zu erkennen an der Unverbrüchlichkeit seiner Zusage und greife seinem Urtheil über die rechte Zeit der Einführung dieser Verfassung vor, einem Urtheil, das eben so frei sein müsse, als der erste königliche Entschluß es gewesen. Der König allein werde bestimmen, wann die Zusage einer landständischen Verfassung in Erfüllung gehen solle; durch keine unzeitigen Vorstellungen werde er sich im richtigen Fortschreiten zu diesem Ziele übereilen lassen. Der Unterthanen Pflicht sei es, im Vertrauen auf

Digitized by Google

die freie Entschließung des Königs, welche jene Zusicherung gegeben und auch den entsprechenden Artikel der Bundesakte veranlaßt habe, den Zeitpunkt abzuwarten, den er, von der Uebersicht des Ganzen geleitet, zu ihrer Erfüllung würde geeignet finden.

Ein sehr veränderter Standpunkt das, ohne Zweifel: der Standpunkt des beschränkten Unterthanenverstandes, der in der Folge so glorreich ausgebildet ward. — Aber die Zusicherungen selbst, wie man sieht, wurden dadurch nicht alterirt. Im Gegentheil: ihre Verbindlichkeit wurde ausdrücklich anerkannt, in dem Grade sogar, daß schon der bloße Zweifel daran als eine offene Majestätsbeleidigung betrachtet ward. Nur die Zeit der Ausführung behielt der König sich vor; in allem Uebrigen erklärte er selbst sich gebunden.

Dasselbe wiederholte sich in dem Gesetz vom 5. Juni 1823, wegen Anordnung der Provinzialstände. Auch hier wurden neben den Provinzialständen „allgemeine ständische Versammlungen" ausdrücklich vorbehalten; der Zeitpunkt, wann die „Zusammenberufung der allgemeinen Landstände" erforderlich sein würde, und alsdann die Art ihrer Bildung sollte auch hienach den „weiteren Bestimmungen der landesväterlichen Fürsorge" überlassen bleiben.

Seitdem waren siebzehn Jahre vergangen: aber der richtige Zeitpunkt hatte sich noch immer nicht finden wollen. Daß er in der That, so lange Friedrich Wilhelm der Dritte lebte, sich nicht wohl finden konnte, haben wir bei der Charakteristik dieses Fürsten ausführlicher nachgewiesen. — Nur zweimal während dieses ganzen Zeitraumes war der König an die Erfüllung seiner Zusage erinnert worden, zuerst von dem westphälischen Landtag, das andere mal von den Vertretern der Stadt Elbing; beide Male waren die Antragsteller durch eine Antwort im Stil des königlichen Schreibens vom 21. März 1818 ab und zur Ruhe verwiesen worden.

Aber wenn der Stil dieser Antwort noch im Jahre achtzehn bei der politischen Erregtheit, welche damals noch in Deutschland herrschte, eine ziemlich allgemeine Entrüstung hervorgerufen, ja wenn derselbe namentlich in der Rheinprovinz eine Mißstimmung gegen den König erzeugt hatte, die im Grunde niemals wieder ganz ausgeglichen ward: so ging im Gegentheil diese Erneuerung desselben an der Nation fast spurlos vorüber. Das Volk selbst hatte das

Digitized by Google

Intereſſe für dieſe Angelegenheit verloren: vorausgeſetzt, daß die Theilnahme dafür überhaupt jemals im Volke, nicht blos in einigen excluſiven Kreiſen deſſelben exiſtirt hatte, oder höchſtens in einzelnen Gegenden der Monarchie. Gewöhnt, jeden Fortſchritt und jede Entwicklung des Staatslebens von oben herab zu empfangen, hatte die Maſſe des Volkes ſich bei der wiederholten Zuſage des Königs vollkommen beruhigt. Den Meiſten war die verſprochene Reichsvertretung ein ſo fremdes, ſo abenteuerliches, Vielen ſogar ein ſo zweideutiges Ding, daß ſie vollſtändig zufrieden waren, die Zuſicherung auf dem Papiere zu haben, und die Ausführung gern dem Gutdünken des Königs überließen.

Auch hatte die Nation in der That genug zu thun, ſich in jene neuen und wahrhaft freiſinnigen Inſtitutionen, jene Gewerbfreiheit, jene Landwehr, jene Städteordnung ꝛc. einzuleben, durch welche die Staatsmänner der Jahre acht und zehn die künftige Verfaſſung hatten vorbereiten wollen. Beſchränkt, ja freiheitfeindlich in ihren oberſten Prinzipien, athmete die Verfaſſung des Landes nichtsdeſtoweniger in einzelnen Einrichtungen eine Freimüthigkeit und eine demokratiſche Geſinnung, welche die Maſſe des Volks ſich erſt ſehr allmälig aneignen konnte. So hoch hatten jene reformatoriſchen Geiſter über dem Durchſchnittsniveau ihrer Zeit geſtanden, ſo reich war die Ausſaat geweſen, welche ſie geſtreut, daß Jahrzehente vergehen mußten, bevor dieſelbe völlig reifen und das Volk im Großen ſeinen Führern nachkommen konnte.

Dazu die materielle Noth, welche alle Kräfte in Anſpruch nahm; der induſtrielle Eifer lähmte den politiſchen. Dazu ferner der ſchlechte Erfolg, welchen die conſtitutionellen Anſtrengungen in andern deutſchen und außerdeutſchen Staaten hatten; dazu der bekannte preußiſche Hochmuth und die Eitelkeit, die keiner Verbeſſerungen bedürftig zu ſein glaubte, am Wenigſten ſolcher, mit denen Andere ihr vorangegangen.

Doch auch über dieſe Phaſe der öffentlichen Meinung in Preußen haben wir bereits des Näheren geſprochen, ſowohl in der Einleitung wie auch in dem Gemälde, das wir von der Perſönlichkeit Friedrich Wilhelms des Dritten zu geben verſuchten: und genügt es daher, auf das dort Geäußerte zu verweiſen. —

Erſt ganz gegen das Ende der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten tauchte die preußiſche Verfaſſungsfrage (nämlich wenn

Digitized by Google

man sie damals schon so nennen durfte) wieder auf: wiewohl auf einem ganz anderen Gebiete. Es ist ein altes Sprichwort, daß gewisse Freunde gefährlicher sind, als gewisse Feinde. Aus der preußischen Büreaukratie selbst, aus der Reihe der unbedingtesten und eifrigsten königlichen Diener, sollte die Anregung hervorgehen zur Wiederaufnahme einer Frage, welche bereits fast vergessen war und die nun gerade von denen wieder ins Leben gerufen ward, die so eben noch den Beweis hatten liefern wollen, daß sie überall nicht mehr existire. Der Geheimerath Streckfuß, ein wohlwollender und gebildeter Mann, auch als Dichter nicht unbekannt, ließ zu Ende des Jahres achtunddreißig in der Augsburger Allgemeinen Zeitung einen Aufsatz drucken über die „Garantien der preußischen Zustände". Er bewies darin, oder suchte doch zu beweisen, daß in Preußen Alles so vollkommen sei, daß es einer sogenannte Verfassung gar nicht erst bedürfe. Jene Garantien der Freiheit und des öffentlichen Rechtes, welche andere Staaten sich durch geschriebene Verfassungen, durch Parlamente und Volksvertreter zu verschaffen suchten, besitze Preußen seit Langem in seiner Verwaltung, seiner Gesetzgebung, seiner ganzen Einrichtung; schon der Volksgeist an sich, erzogen und gepflegt von der Weisheit der Regierung, sei von der Art, daß er alle sonstigen Sicherheiten entbehrlich mache. Der Verfasser ging zu dem Ende die Einrichtungen des preußischen Staates durch. Er lobte die Unabhängigkeit der Verwaltung. Von Adelsvorrechten wisse man in Preußen längst nichts mehr; die Selbständigkeit der Städte sei ohne Beispiel; auch die ländliche Bevölkerung stände fast überall unter selbstgewählten Behörden. Kein anderer Beamtenstand könne sich an Bildung mit dem preußischen vergleichen; seine Unbestechlichkeit sei sprichwörtlich. Das ständische Leben in Kreis- und Provinzialständen sei thätig und wohlgeordnet. Die Einrichtung des Heeres werde seit Langem auch vom Auslande bewundert. Was also einem solchen Staate noch zu wünschen übrig bleibe? und was eine Constitution ihm noch geben könnte? Damit, setzte der Verfasser begütigend hinzu, solle der Stab nicht über die Constitutionen überhaupt gebrochen sein: gewiß möge es Staaten geben, für die sie recht vortheilhaft, recht nöthig wären; nur Preußen wäre ein solcher Staat nicht.

Der Aufsatz erregte, theils durch seinen Inhalt, theils auch

Digitized by Google

durch die amtliche Stellung des Verfassers, nicht geringes Aufsehn. Bei den Büreaukraten und den preußischen Patrioten, denen nämlich, die sich selbst dafür ausgaben, machte er großes Glück. Desto ungünstiger war die Aufnahme auswärts, besonders in den constitutionellen Staaten Süddeutschlands, wo die Schrift als ein Fehdehandschuh betrachtet ward, der ganz ausdrücklich ihnen hingeworfen sei. Man zuckte die Achseln über die unselige Selbstzufriedenheit und die geflissentliche Beschränktheit, die gegenwärtig in Preußen das große Wort allein zu haben scheine, und die sich in der Schrift des Herrn Streckfuß so widerlich offenbare. Man geißelte die Trivialität seiner Ansichten, sowie die Seichtigkeit seiner Gründe. Herr Streckfuß rühme den Wohlstand Preußens, und wie sicher, wie angenehm es sich unter dem Schutz des preußischen Adlers lebe. Aber ob dieser Wohlstand, diese Sicherheit wirklich die letzte Aufgabe eines Staates sei? und ob es nicht namentlich für Preußen noch eine unendlich viel höhere Bestimmung gebe, diese nämlich, der Bannerträger Deutschlands, der Schutz und Hort seiner Freiheit zu sein? — Der preußische Staat, wie er jetzt bestehe, sei eine Hierarchie, die Beamten seien Priester; der Laie, das Volk, sei vom Heiligthum ausgeschlossen, und erhalte und erfahre nur, was die politischen Pfaffen für gut befänden.

Mit einem Worte: Preußen als Staat sei noch katholisch: derselbe Staat, welchen die Weltgeschichte selbst zum Schutzherrn des Protestantismus bestellt, sei als Staat von dem protestantischen Prinzip, dem Prinzip der Freiheit und der Selbstbestimmung kaum noch berührt. Erst wenn dieses bei ihm durchgedrungen, erst nach einer Wiedergeburt freier und wahrhaft reformatorischer Entwicklung, werde Preußen zu seiner eigenen Wahrheit, und damit zugleich zu derjenigen Stelle an der Spitze Deutschlands gelangen, die ihm alsdann ohne Widerspruch gebühre. Diese Entwicklung selbst jedoch sei nur möglich, indem es den constitutionellen Weg betrete; die preußische Constitution sei nicht blos eine preußische, sie sei auch eine deutsche Angelegenheit, sie sei eine Nothwendigkeit der deutschen Geschichte überhaupt, und werde als solche eintreten, wie entbehrlich Herr Streckfuß und seine Freunde sie auch halten möchten. —

Es waren besonders die Hallischen Jahrbücher, welche die Schrift des Herrn Streckfuß in diesem Sinne besprachen: ein Journal,

Digitized by Google

das vor Kurzem von einigen höchst talentvollen Anhängern der Hegelschen Philosophie gegründet worden war, und sich die Aufrechterhaltung und consequente Durchführung dieses Systems zur besonderen Aufgabe gestellt hatte. Fast noch niemals in Deutschland hatte ein Journal so viel frische und glänzende Kräfte vereint; trotz seiner kurzen Dauer war es schon eine Autorität beim Publikum, wenigstens beim wissenschaftlichen, geworden. In dem erzbischöflichen Streit hatte es sehr lebhaft für die preußische Regierung Partei genommen und ihre Sache, als die Sache der Freiheit und der Aufklärung, mit Geist und Glück vertheidigt. Es war in Folge dessen dahin gekommen, überhaupt den Bewunderer Preußens zu machen; es hatte Preußen philosophisch construirt als den protestantischen Staat, den Staat der Intelligenz schlechthin, und die Consequenzen davon mit einer Beharrlichkeit gezogen, welche sich selbst durch den Vorwurf der Borussomanie, der dagegen erhoben ward, nicht erschüttern ließ.

Mit der Kritik des Streckfuß'schen Buches nahmen die Jahrbücher, oder, was schon dasselbe war, nahm die gesammte jüngere philosophische Generation, die sich unter dem Banner dieses Journals vereinigt hatte, eine völlig veränderte Stellung ein; der Staat des Protestantismus und der Intelligenz wurde allmälig einer Kritik unterworfen, die, täglich gründlicher, täglich herber werdend, in ihrem weiteren Verlauf zu Conflicten führte, die sogar geschichtliche Bedeutung in Anspruch nahmen, und von denen daher in diesem Buche noch öfters die Rede sein wird.

Als Verfasser der erwähnten Kritik wurde der Doctor Strauß bezeichnet, der Verfasser des „Lebens Jesu", damals eben auf dem Höhenpunkte seiner Berühmtheit und seines wissenschaftlichen Glanzes. Der Aufsatz war mit der ganzen Ueberlegenheit philosophischer Bildung geschrieben, und mit jener Schärfe der Dialektik, die dem berühmten Verfasser eigenthümlich; er fand besonders unter dem jüngern Geschlecht zahlreiche Bewunderer und fast eben so viele Nachahmer. Die Kritik der preußischen Zustände wurde von da ab ein Lieblingsgegenstand dieser halb philosophischen, halb publicistischen Journalistik; unzählige Kärrner verhandelten den Gedanken, den hier ein König des Geistes unter sie geworfen. —

Schon in dem letzten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm des Dritten war diese Bewegung in vollem Gange. Zweierlei jedoch war

Digitized by Google

charakteriſtiſch an ihr. Erſtlich, daß ſie rein literariſcher Natur verblieb und nirgends Miene machte, aus der Theorie in die Praxis überzugehen: und zweitens, daß ſie von den Zuſicherungen früherer Jahre, jenen Verordnungen und Geſetzesſtellen, durch welche Preußen eine reichsſtändiſche Verfaſſung zugeſagt worden und die wir ſo eben einer genaueren Durchſicht unterworfen haben, nicht die geringſte Notiz nahm. — Der Standpunkt des Philoſophen, welchen dieſe Schriftſteller einnahmen, war ſtark genug, um der Beihilfe des Juriſten zu entbehren. Nicht weil ſie ihnen verſprochen und zugeſagt war, nein, weil die Idee des Staates ſelber ſie verlangte, ſollte Preußen eine Verfaſſung haben; gegen dieſen ewigen Freibrief der Idee und ihre abſolute Nothwendigkeit, was wollte die armſelige Garantie eines juriſtiſchen Contractes ſagen?! — Wir werden ſpäterhin ſehen, wie dieſe beiden Auffaſſungen, die philoſophiſche und die juriſtiſche, ſich in immer ſchrofferem Gegenſatz entwickelten, und in kurzer Zeit ſogar eine Spaltung im eigenen Lager hervorbrachten: bis endlich, nach völliger Verdrehung, Durchlöcherung, Zertrümmerung des ſogenannten Rechtsbodens, der Sieg dennoch der Idee verblieb, der ewig rettenden, und auch hier wieder die wahre Theorie ſich zugleich als die wahre Praxis erwies. —

Ganz das Entgegengeſetzte nun hatte der Königsberger Huldigungslandtag gethan. Sein Antrag war durchaus praktiſch, und die Gründe, auf welche er ſich ſtützte, waren lediglich juriſtiſcher Natur; man hatte ein Verſprechen in Händen, deſſen Rechtsgiltigkeit man bewies, und deſſen Erfüllung man forderte.

Für den augenblicklichen Effect, und namentlich für die Populariſirung der ganzen Angelegenheit war dieſer Standpunkt, trotz ſeiner handgreiflichen Beſchränktheit und trotz der inneren Widerſprüche, die er in ſich ſchloß, dennoch bei Weitem der glücklichſte. Schon dies war für die Aufnahme des ganzen Ereigniſſes von nicht geringer Bedeutung, daß der Antrag gerade von den Ständen der Provinz Preußen geſtellt worden war. — Die Provinz Preußen genoß in der ganzen Monarchie einer ungemeinen Achtung. Man hatte ihr nicht vergeſſen, welchen Antheil gerade ſie an der Wiederherſtellung des Staates hatte; man kannte auch die Opfer, zu welchen gerade dieſe Provinz durch das herrſchende Syſtem verurtheilt war, und daß ſie gewiſſermaßen den Märtyrer abgab für die Uebrigen.

Digitized by Google

Und auch Alles dieſes bei Seite geſetzt, ſo hätte ſchon der eine Umſtand, daß ſie die Nachbarn der Ruſſen waren, hingereicht, den Oſtpreußen die ganz beſondere Theilnahme der übrigen Nation, ja des übrigen Deutſchlands zu ſichern. —

Dazu kam der Glanz der Erinnerungen, wiſſenſchaftlicher wie politiſcher, welcher gerade den Namen Königsberg umgab. War es nicht hier geweſen, wo Kant, der Vater der modernen Philoſophie, gelebt hatte und gelehrt? nicht hier, wo die Stein, die Scharnhorſt, die Gneiſenau zu Rathe geſeſſen und das Vaterland errettet hatten? Noch, wußte man, lebte der Geiſt der kantiſchen Schule in Königsberg und überhaupt in der ganzen Provinz Preußen in zahlreichen Schülern fort; noch in den erſten Familien des Landes waren die Prinzipien der Jahre acht und zehn fortgeerbt; noch an der Spitze der Provinz ſtand in Jugendfriſche der alte Schön, der Genoſſe Steins. Die allgemeine Fäulniß, welche bald nach den Befreiungskriegen von Wien her auch das preußiſche Cabinet ergriffen, war nicht bis in die entlegene Provinz gedrungen. Die Nation wußte das; ſie hatte Reſpekt vor der Bildung, Reſpekt vor der ſittlichen Tüchtigkeit der Oſtpreußen, und war daher von vorn herein geneigt, jedem Schritt für das Allgemeine, der von hier ausging, ihre Beiſtimmung zu geben.

Am Sicherſten jedoch, wie geſagt, wirkte immer die rechtliche, die juriſtiſche Begründung, welche die oſtpreußiſchen Stände ihrem Antrag gegeben hatten. Es war ein Fall, wie mit dem hannöverſchen Verfaſſungsſtreit: mehr Moral als Politik, mehr geſunder Menſchenverſtand als ſtaatsmänniſche Weisheit. Die Gründe der Philoſophen würde der große Haufe mit Achſelzucken erwiedert, die Gründe des Patrioten ein anderer, bornirter und darum eben um ſo anſpruchsvollerer Patriotismus für Hochverrath erklärt haben: dieſes Rechenexempel dagegen ſtimmte. Ein Verſprechen lag vor, das konnte Niemand in Abrede ſtellen; zehn und zwanzig Geſetzesſtellen bewieſen es. Und obenein hatte der König es freiwillig, aus eigenem Entſchluß gegeben; es mußte alſo gewiß ein recht vortheilhaftes und wohlthätiges Verſprechen ſein. Ein ſolches Verſprechen aber in Erinnerung bringen, was konnte es Unverfänglicheres geben? Zumal wenn es in der ehrerbietigen und beſcheidenen Weiſe geſchah, wie von den oſtpreußiſchen Ständen.

Digitized by Google

Rechnen wir dazu die Spannung, in welcher die Gemüther in dem verhängnißvollen Jahre vierzig sich ohnedies schon befanden; rechnen wir dazu ferner den Enthusiasmus, welchen die ersten Schritte des neuen Regenten im Volke selbst erzeugt hatten, sowie die patriotische Aufregung, welche durch die Möglichkeit eines nahen Krieges und die drohende Sprache des französischen Ministeriums hervorgebracht worden: so ist es hinlänglich erklärt, wie es kommen konnte, daß ein Ereigniß, auf welches Niemand vorbereitet gewesen, das Niemand erwartet hatte, ja dessen Bedeutung nur die Allerwenigsten begriffen, nichts destoweniger fast im ganzen Lande die allgemeinste Begeisterung erregte.

Am Lebhaftesten äußerte dieselbe sich an den beiden Endpunkten der Monarchie, in der Rheinprovinz und in Preußen selbst. — Die Minorität des Königsberger Landtages, die schon erwähnten fünf Stimmen gegen neunzig, hatte dem König eine Protestation gegen den von dem Landtag beschlossenen Antrag übergeben lassen. Kaum daß dies in der Provinz bekannt ward, als eine Anzahl ständischer Wähler in Königsberg zusammentrat, und in einer Addresse an den König ihrerseits gegen diesen Protest protestirte. Der Schritt jener Minorität habe sie mit Betrübniß erfüllt; der Landtag, als das gesetzmäßige Organ für die Bitten und Wünsche des Landes, habe dieselben in gesetzmäßiger, und also für die Gesammtheit schlechthin verbindlicher Weise ausgesprochen. Es sei nicht zu dulden, daß eine, der Zahl nach bedeutungslose und geringe Minorität darum, weil sie ihre politische Ansicht in einem Landtagsbeschlusse nicht direkt ausgesprochen sähe, sich sofort berechtigt glaube, mit einer eiligen Protestation vor den Stufen des Thrones zu erscheinen. Es läge darin ein Bild von Zersplitterung und Uneinigkeit der Gesinnungen, ja selbst vielleicht ein Mangel an Gesetzlichkeit und Ordnungssinn, der dem wahren Zustand auf keine Weise entspreche. Die Unterzeichner wollten sich kein Urtheil erlauben über den nicht einmal zur völligen Oeffentlichkeit gekommenen Beschluß des Landtags. Aber davon seien sie überzeugt, daß der versammelt gewesene Landtag seine Pflicht nach bestem Gewissen erfüllt habe. Der königlichen Machtvollkommenheit und Weisheit bleibe es anheim gestellt, wie viel und in welcher Art von den Bitten des Landtags in Erfüllung gehen solle; mit unbedingtem Vertrauen lege Jeder die Geschicke des Landes in die Hände

Digitized by Google

seines Königs. Aber nur von des Königs eigener Liebe und Weisheit wollten sie die Entscheidung empfangen: und es sei ihnen ein schmerzlicher Gedanke, wenn sie sich vorstellten, daß der vorhandene reine Einklang wahrhaft treuer Gesinnungen und Gefühle durch vordringliche und anscheinend unberufene Manifestationen Einzelner getrübt und gestört werden könnte. — Auch in Cöln wurde eine Addresse vorbereitet, und zwar hier an die preußischen Stände selbst, um ihnen die Sympathie und Anerkennung der Rheinprovinz auszusprechen. Dieselbe ging von jungen Leuten der gebildeten Stände aus, und fand, namentlich unter dem Kaufmanns- und höheren Bürgerstande, lebhaften Anklang.

In den mittleren Provinzen war die Stimmung minder einträchtig. Besonders in der Hauptstadt selbst machte der Beamtenstand, der hier natürlich am Zahlreichsten vertreten war, sowie ein großer Theil der Gewerbtreibenden, heftige Opposition gegen die Stände. Die erstere, die Büreaukratie, konnte in dem Antrag nichts als Hochverrath und Majestätsbeleidigung erblicken: denn sie fühlte wohl, daß die eigentliche Spitze desselben gegen sie selbst, diese wahrhaften Grundherren des bisherigen preußischen Staates, gerichtet war. Ihr Unwille war um so größer, je größer ihre Furcht. Denn auch dies war den Büreaukraten nicht unbekannt, daß sie selbst sich keiner besonderen Sympathie bei dem neuen Beherrscher erfreuten. Schon als Kronprinz, wußten sie, hatte der König seine Abneigung gegen die preußische Beamtenherrschaft vielfach zu erkennen gegeben, in Ernst und Scherz; welchen Beistand durften sie jetzt von ihm erwarten, wenn gar das Land selbst, mit Anträgen wie dieser Königsberger, sich in die Reihe ihrer Gegner stellte?

Aber auch das Publikum der Hauptstadt, dem der ganze Vorfall eigentlich nur eine Zeitungsneuigkeit war, hatte Manches daran auszusetzen. Vor Allem dies, daß er sich nicht bei ihnen, den Hauptstädtern, zugetragen; was den Provinzbewohnern einfalle, eine derartige Unruhe ins Land zu bringen und eine Aenderung von Zuständen zu fordern, mit denen sie, die Bewohner der Residenz, der Kern der Monarchie, doch ganz zufrieden wären?!

Auch der preußische Patriotismus warf sich in die Brust. Was der französische Firlefanz in Preußen solle? Ein solcher König, wie Friedrich Wilhelm der Vierte, so wohlwollend, so einsichtig, so beredt,

Digitized by Google

sei mehr als alle Verfassungen der Welt; die einzige Constitution, die dem Lande noth thue, sei die dauerhafte Constitution der königlichen Gesundheit. Kammern seien käuflich, selbstsüchtig, unzufrieden; wie man einem König, der in sich selbst so viel Schätze des Geistes trage, der aus eigenem Entschluß so viel Gutes und Großes wolle, zumuthen könne, sich die Hände binden zu lassen von dem Eigensinn der Kammern? Einen Tyrannen überdies würden sie nicht dulden, da seien sie selbst schon gut dafür — wozu also Constitution?!

Ohne Zweifel würden diese Stimmen sich noch lauter geäußert haben, hätte nicht die königliche Antwort selbst ihnen einigen Zwang auferlegt. Denn wie im ersten Augenblick in Königsberg selbst, so auch jetzt im übrigen Lande wurde der Landtagsabschied als eine Zustimmung gedeutet, wenn auch nur eine vorsichtige, beschränkte.

Namentlich deren wir vorhin gedacht haben, die philosophische Richtung, die den Königsberger Antrag überhaupt mit großem Jubel aufgenommen hatte, war unermüdlich zu beweisen, daß der Landtagsabschied nur in diesem und keinem anderen Sinne gemeint sein könne. Es war das bei ihr vielleicht weniger Selbsttäuschung, als Täuschung: man überredete sich selbst, um desto sicherer die Anderen zu überreden, man behauptete gehört zu haben, was man zu hören wünschte. Ob der König über seine Absicht, den Bitten der Stände zu willfahren, sich deutlicher habe erklären können, und wie es möglich sei, dies mißzuverstehen? Der Ausdruck: „die Stände können im vollsten Maß unseren Absichten vertrauen," sei doch wohl im Munde eines Königs nichts, als eine einfache Umschreibung des die Bitte gewährenden Ja? Auch sei es in Königsberg selbst Niemandem eingefallen, den Worten des Landtagsabschiedes einen anderen Sinn unterzulegen. Ueberdies möchten die mündlichen Aeußerungen des Königs wohl noch bestimmter gewesen sein. Charakteristisch sei es ferner, daß die ungünstigen Auslegungen, welche seitdem in einigen öffentlichen Blättern erschienen, sämmtlich von Berlin, dem vornehmsten Sitz der gefährdeten Büreaukratie, ausgegangen. Und endlich, was denn die dermalige Anwesenheit des Herrn von Schön in Berlin anders zu bedeuten habe? Es heiße freilich, derselbe solle nur einer Conferenz über gewisse Handelsverträge präsidiren. Aber seit wann so große politische Unternehmungen an die große Glocke gehängt würden? und ob wirklich irgend wer naiv genug sei, diesen Vorwand zu glauben?

Digitized by Google

Nein, schon in diesem Augenblick werde die Verfassung in Berlin ausgearbeitet; Herr von Schön sei bestimmt, ein anderer Hardenberg, an die Spitze des erneuten Staates zu treten. — —

Aber schon in wenigen Tagen sollten diese und ähnliche Hoffnungen eine schmerzliche Enttäuschung erfahren. Die preußische Staatszeitung vom 6. Oktober brachte an ihrer Spitze eine königliche Cabinetsordre vom 4., welche Herrn von Rochow die vollständige Veröffentlichung der Königsberger Aktenstücke anbefahl. Und zwar sollte diese Veröffentlichung erfolgen, „um jeder irrigen Ansicht entgegenzutreten, als ob der König durch den Landtagsabschied, oder durch die Anerkennung, welche er in demselben und mündlich den treuen Gesinnungen der Stände habe widerfahren lassen, seine Zustimmung zu dem in der Denkschrift enthaltenen Antrage auf Entwicklung der Landesverfassung, im Sinne der Verordnung vom 22. Mai 1815, ausgesprochen hätte."

Die Sensation, welche diese Cabinetsordre hervorbrachte, war ungeheuer; sie übertraf noch die Aufregung, welche die Königsberger Vorgänge selbst erzeugt hatten. Die Büreaukratie triumphirte: noch also war ihr Polen nicht verloren! noch war es Herrn von Schön nicht gelungen, Herrn von Rochow zu verdrängen! — Die Philosophen, welche so eben noch so herrliche Dinge prophezeit hatten, waren auf den Mund geschlagen; es bedurfte einiger Zeit, bevor sie sich von ihrem Schreck erholten, und dann machten sie dem gepreßten Herzen durch eine Bitterkeit der Angriffe Luft, von der bisher kaum noch eine Spur gewesen. — Auch unter der Rechtspartei, namentlich in Ostpreußen selbst, herrschte große Niedergeschlagenheit. So großes Gewicht man scheinbar auf die juristischen Deductionen gelegt hatte, so war der sicherste Anker der Hoffnung doch immer das Zutrauen gewesen, das man in die Person des Königs selber und in seine eigenen Absichten setzte. Auch jetzt noch zweifelte Niemand, daß der König die Antwort in dem Augenblick, da er sie gegeben, wirklich so gemeint habe, wie die Mehrzahl sie verstanden; nur daß seitdem und speciell seit der Rückkehr nach Berlin andere Einflüsse sich seiner bemächtigt hätten. Zwei Parteien, dies wurde schon jetzt sichtbar, buhlten um den königlichen Willen: welche wird die Oberhand behalten? und welche Schicksale stehen dem Lande überhaupt unter einem

Digitized by Google

Könige bevor, der in dem kurzen Zeitraum weniger Wochen zwei so entgegengesetzte Entschließungen fassen kann?

Am Allerempfindlichsten aber berührte die königliche Cabinetsordre vom 4. Oktober gerade diejenigen, die dem ganzen Vorgang am Fernsten standen: die große Masse der Halben und Neutralen, das eigentliche spießbürgerliche Publikum. Mit großer Anstrengung und Mühe und nicht ohne einiges innere Widerstreben, hatten diese sich zu einer Art politischer Begeisterung emporgerafft; Freiheit, Fortschritt, Verfassung, lauter Dinge, die ihnen eigentlich unsäglich gleichgiltig waren — aber gut, sie hatten sie sich gefallen lassen, sie hatten, so zu sagen, ihr Gemüth darauf eingerichtet, ihren Frieden damit geschlossen, aus keinem andern Grunde, als weil sie glaubten, das sei nun einmal so an der Zeit, und der König selbst wolle es so haben.

Und nun sollte das Ganze wieder nicht wahr gewesen sein! und nun aus dem Rausch, den sie sich nicht einmal ganz gutwillig angetrunken, sollten sie auf einmal wieder erwachen! und nun für die Loyalität und den Eifer, mit dem sie sich auf die neuen Ideen eingelassen, sollten sie gar noch in die Opposition gerathen, sie, ruhige Bürger, die ja von eigenen Stücken nie darauf gekommen wären! —

Dies war auch dem Philister zu viel: aufregen hatte ihn der König können; aber ihn nun auch ohne Weiteres wieder in Ruhe bringen, das ging nicht an. —

So folgte dem Rausche denn ein Katzenjammer: und es ist eine bekannte Thatsache, daß die Leute im Katzenjammer allemal höchst reizbar und verdrießlich sind. — Reizbar und verdrießlich wurde von jetzt ab auch die öffentliche Stimmung in Preußen.

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Die Huldigung in Berlin am 15. Oktober 1840; Zurüſtungen und Erwartungen. — Vorverſammlungen der Stände; Zwiſtigkeiten. Herr von Rochow als Vermittler. — Ernennung Eichhorns zum Cultusminiſter: Oktober 10. — Der Huldigungstag. Huldigung der Biſchöfe; der Standesherren. Erwiederungen des Königs. — Huldigung der Ritterſchaft. Anſprache des Herrn von Rochow. Der König an die Ritter. — Verſammlung im Luſtgarten. Rede des Königs an die Stände und das verſammelte Volk. — Standeserhöhungen und Gnadenbezeigungen. Feſtlichkeiten. — Kritiſche Stimmung des Publikums; Nachwehen.

Mittlerweile waren die Vorbereitungen zur Berliner Huldigung beinahe vollendet. — Von allen Seiten bereits trafen die Deputirten der ſechs Provinzen, welche hier die feierliche Huldigung leiſten ſollten, in der Hauptſtadt ein. Es waren ihrer im Ganzen an funfzehnhundert; darunter ſieben Fürſten, eine Reihe von Biſchöfen, unter ihnen der Biſchof von Münſter, ein Bruder des Erzbiſchofs von Cöln, ſowie eine Menge anderer angeſehener und namhafter Männer.

Mit großem Eifer wurde im Publikum die Frage discutirt, ob von dieſen Ständen eine Erneuerung des Königsberger Antrags zu gewärtigen ſei. Den Einwand, daß für ſie gar keine Möglichkeit dazu vorhanden, indem ſie einfach zur Huldigung berufen wären, nicht zur Berathung, und mithin Anträge von ihnen gar nicht geſtellt werden könnten, erklärte man für unzulänglich. Die Gelegenheit zu einem patriotiſchen und entſcheidenden Schritte ſei überall leicht gefunden, wenn man ſie nur ſuche: und nach der Verwirrung, welche durch die

Digitized by Google

Cabinetsordre vom 4. Oktober in die Angelegenheit gekommen, sei es sogar Pflicht der Stände, einen solchen Schritt zu thun. Es würde sich zeigen, daß auch die Vertreter der übrigen Provinzen den preußischen Deputirten an Muth und Einsicht nicht nachständen; auch unter ihnen gebe es patriotische und kühne Männer, welche den geeigneten Augenblick wohl würden zu finden wissen — und wenn er sich nicht wolle finden lassen, nun gut, so müßten sie selbst ihn schaffen!

Auch wurde wirklich bald allerhand von vorläufigen Berathungen der Stände gehört: nur allerdings nicht das Erwartete; heftige Debatten waren in der That geführt worden: aber nur freilich über ganz andere Gegenstände.

Nämlich über das Recht des Vortritts, über ritterschaftliche und städtische Feste, wer dabei als Gast, wer als Gastgeber auftreten sollte, und ähnliche wichtige Angelegenheiten.

Namentlich die Bestimmung des Programms, wonach nur die Huldigung der Ritterschaft in den Sälen des Schlosses, die der Städte dagegen und des Bauernstandes vor dem Schlosse, im Lustgarten, vor sich gehen solle, hatte unter den städtischen Deputirten einen wahren Sturm der Empörung hervorgebracht. Besonders von den Bürgermeistern einiger thüringischen und märkischen Städte sollten bei dieser Gelegenheit harte Worte gefallen sein. Sie, die Bürgermeister größerer Städte, repräsentirten oft so viel tausend Seelen, wie die Herren von der Ritterschaft hunderte; sie hätten nicht den Muth, nach Hause zurückzukommen, ohne gegen die Zurücksetzung, welche damit beabsichtigt scheine, feierliche Verwahrung eingelegt zu haben.

Vergebens hatte der Minister von Rochow, der den Versammlungen der städtischen Deputirten als Commissar beiwohnte, und gegen den dieser Sturm sich daher am Ersten richtete, denselben durch die Versicherung beizulegen gesucht, daß der König, sein Herr, in der That alle Stände mit gleicher Liebe umfasse, und daß nur die räumlichen Verhältnisse, sowie gewisse uralte Privilegien der brandenburger Ritterschaft die in Rede stehende Verordnung veranlaßt hätten; vergebens hatte er auf die Stelle des Programms hingewiesen, in welcher das Fest ausdrücklich als ein bürgerliches bezeichnet ward. — Die Gesinnungen des Königs, war ihm darauf erwiedert worden, kenne man allerdings, und vertraue ihnen; die Gesinnungen Andrer aber kenne man weniger. Wenn jedoch Plan und Bestimmung dieser

Digitized by Google

getrennten Huldigung wirklich vom König ausgehe, so wolle man sich allerdings dabei beruhigen, versehe sich jedoch zu der Ritterschaft, daß sie selbst eine gemeinschaftliche Huldigung unter Gottes freiem Himmel für schöner und erhebender halten werde, als das Festhalten an veralteten, nichtssagenden Privilegien. Wo die Tausende des zweiten und dritten Standes ständen, würden die Hunderte des ersten Standes auch noch Platz finden. —

Auch ein Gerücht hatte sich verbreitet, als wolle der König nur die Ritterschaft zur Cour im Schlosse empfangen: und es mußte in aller Schleunigkeit ein eigener Ministerialerlaß herumgeschickt werden, dasselbe zu widerlegen, und alle Deputirte aller Stände zur Cour im Schlosse einzuladen. —

Noch scandalösere Auftritte sollten zwischen dem Oberbürgermeister und den Stadtverordneten von Berlin stattgefunden haben; auch sie waren nur mit Mühe, und nicht ohne wiederholtes Dazwischentreten des Ministers, beigelegt worden.

Wie verschieden dies Alles von der Feierlichkeit in Königsberg! Dieses Vorspiel von Förmlichkeiten, Zänkereien und Debatten, wie unerquicklich, wie unwürdig des feierlichen Momentes, zu dem man sich versammelt hatte! —

Doch sollte die öffentliche Aufmerksamkeit noch einmal von den Huldigungsfeierlichkeiten abgeleitet werden. Man erinnert sich, daß wenige Tage vor dem Hintritt des Königs der Minister von Altenstein gestorben war. Noch immer war seine Stelle, eine der wichtigsten Stellen im preußischen Staate, ja damals vielleicht schlechthin die wichtigste, unbesetzt. Wir haben bereits der unzähligen Gerüchte, Combinationen und Vermuthungen gedacht, welche, kaum daß Herr von Altenstein die Augen geschlossen, sich mit Wiederbesetzung dieser Stelle beschäftigt hatten.

Seit dem Thronwechsel hatten sich dieselben noch vermehrt; die Wahl des Cultusministers wurde als das eigentliche Programm der neuen Regierung betrachtet, und die Verzögerung derselben hatte die Spannung nur noch vergrößert. Man fing an sich der Gerüchte zu erinnern, welche, besonders in den letzten Jahren, über die religiöse Richtung des Kronprinzen in Umlauf gewesen, sowie über die persönliche Abneigung gegen die Hegel'sche Philosophie, die ihm zugeschrieben ward. Jetzt mußte sich entscheiden, was an diesen Gerüchten war.

Digitized by Google

In unzähligen Vermuthungen hatte die Ungeduld des Publikums sich erschöpft; keinen einzigen Namen, der irgend mit dem Cultusministerium in Verbindung gesetzt werden konnte, war sie vorbeigegangen. — In den ersten Tagen nach der Thronbesteigung des Königs hatte es für eine ausgemachte Sache gegolten, daß niemand Geringeres für dieses Ministerium bestimmt sei, als der Stolz der europäischen Wissenschaft, Alexander von Humboldt. Gleich darauf wurde der Oberpräsident der Provinz Sachsen, Graf Stolberg, als sicherer Candidat bezeichnet: ein Mann, von dessen Bildung und Gelehrsamkeit man wenig, desto mehr von seinem fanatischen Pietismus wußte. — Auch von dem Justizminister Mühler, von Bunsen, Savigny, selbst von dem Minister von Rochow war die Rede. — Ebenso, und nicht ohne einige Wahrscheinlichkeit, von dem derzeitigen Verweser des Ministeriums, Herrn von Ladenberg, den bekanntlich Altensteins persönlicher Wunsch in dies Ministerium berufen hatte. Auch der Oberpräsident der Rheinprovinz, Herr von Bodelschwingh, sowie der Präsident der Merseburger Regierung, Graf Arnim-Boitzenburg, figurirten unter den Candidaten. — Andere Gerüchte setzten dieser Aristokratie der Geburt und des Reichthums die Aristokratie des Talentes und der Wissenschaft entgegen, indem sie den Professor Böckh als künftigen Cultusminister proclamirten.

All diesen Vermuthungen wurde endlich wenige Tage vor der Berliner Huldigung, am 10. Oktober, durch die definitive Ernennung ein Ende gemacht: und siehe da, keiner der bisher Genannten, sondern der bisherige Direktor im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Eichhorn, war der Glückliche. — Herr Eichhorn genoß den Ruf eines redlichen Mannes, sowie eines geschickten und tüchtigen Arbeiters; Freund von Arndt, Reimer, Perthes ꝛc. hatte er an der Erhebung der Befreiungskriege lebhaften Antheil genommen, und namentlich unter dem Freiherrn von Stein in der provisorischen Centralregierung der von den Verbündeten eroberten Länder eine wichtige und einflußreiche Stelle mit Geschick und gutem Erfolg bekleidet. In neuerer Zeit war sein Name besonders in der Cölner Streitigkeit genannt worden; einige der bedeutendsten Staatsschriften, welche die preußische Regierung in dieser Angelegenheit veröffentlicht hatte, sollten, wie man im Publikum behauptete, aus seiner Feder stammen. — Seine Ernennung zum Cultusminister wurde im Ganzen mit Beifall

Digitized by Google

aufgenommen. Ja indem man sich erinnerte, welche Candidaten ihm gegenüber gestanden, und daß er Männern den Rang abgelaufen, wie Stolberg und Arnim, so wurde seine Ernennung von Vielen sogar als ein Sieg der liberalen Partei betrachtet. Herr Eichhorn, wie immer es mit seinen wissenschaftlichen Qualificationen bestellt sein mochte, war doch zum Wenigsten kein Adliger und (so glaubte man wenigstens) kein Pietist: — und dies Beides war der öffentlichen Meinung fürs Erste genug. —

Endlich war denn nun auch der funfzehnte Oktober da. Das Wetter war unfreundlich, der Regen goß in Strömen. Demnoch waren vom frühsten Morgen an alle Umgebungen des Schlosses von zahllosen Menschenmassen dicht gedrängt, besonders die Seite nach dem Lustgarten. Die Einrichtungen waren ganz ähnlich, wie in Königsberg. Die Throntribüne war an der Außenseite des Schlosses, dicht unter dem Balcon des ersten Stockwerkes, errichtet, also in bedeutender Höhe, Allen sichtbar; eine prächtige Freitreppe führte auf den Platz herab. Die Polizei wurde hauptsächlich von den Innungen geübt, die sich mit Fahnen und Abzeichen außerordentlich zahlreich versammelt hatten.

Auch hier wurden die Feierlichkeiten durch einen Gottesdienst im Dome eröffnet, dem das königliche Paar in glänzendem Festzug beiwohnte.

Nach dem Gottesdienst begab der König sich zunächst in den Rittersaal, wo er zuerst die Abgeordneten der katholischen Geistlichkeit vor sich ließ. Der Bischof von Paderborn, Freiherr von Ledebur, hielt die Anrede; sie athmete Ergebenheit und Treue und enthielt sich jeder Anspielung auf die obschwebenden kirchlichen Zerwürfnisse.

Anders die Antwort des Königs. Den edlen Ausdruck der Gesinnungen, der ihm so eben im Namen der katholischen Geistlichkeit dargebracht worden, nehme er mit Freude und Anerkennung an. Die katholische Geistlichkeit möge Vertrauen zu ihm haben; er würde ihrer Kirche die aufmerksamste Fürsorge widmen. Falls, was er nicht fürchte, Unbilden gegen sie geschehen würden, so erkläre er es hiemit für seine heiligste Pflicht, dieselben augenblicklich abzustellen. Sollten, (setzte der König hinzu) in der Kirche vielleicht Wunden vorhanden sein, die sie sich selbst geschlagen habe, so werde er mit Entzücken dem schönen Schauspiele zusehen, wie sie dieselben ausheile durch ihre

Digitized by Google

Bischöfe und Hirten. Er schloß mit einer persönlichen Artigkeit gegen den Bischof von Paderborn.

Nach den Bischöfen war die Reihe der Huldigung an den Standesherren, den ehemals reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen. Es war für diese Herren, deren Vorfahren ehmals auf derselben Bank mit den Grafen von Hohenzollern gesessen hatten, und die noch immer den Verlust ihrer ehemaligen Souverainetät nicht verschmerzen konnten, ein peinlicher Moment, als sie hier einem Nachkommen eben dieser Hohenzollern den Eid der Treue ableisten und sich als seine Unterthanen bekennen sollten. Der Sprecher der Standesherren suchte diese Klippe durch die Versicherung zu umgehen, daß ihnen wohlbewußt sei, wie sie nunmehr in dasselbe Verhältniß zum preußischen Throne getreten, in dem sie früher zu Kaiser und Reich gestanden, daß sie daher auch dieselben Pflichten überkommen, und deren unverbrüchliche Erfüllung eidlich zu geloben bereit seien — eine Definition des standesherrlichen Verhältnisses, die hinter der Wahrheit ziemlich weit zurückblieb und die, bei Lichte betrachtet, mehr einer Rechtsverwahrung, als einer Huldigung ähnelte. Von jedem andern Könige würde diese Anmaßung, zumal in einem solchen Augenblicke, vermuthlich ziemlich ungnädig vermerkt worden sein. Friedrich Wilhelm der Vierte dagegen hatte zu viel ritterliche, zu viel mittelalterliche Sympathieen, um sich dadurch verletzt zu fühlen. Vielmehr mit geistreicher Wendung erklärte er in seiner Antwortrede, daß es unter Gleichgeborenen überhaupt keines Schwurs bedürfe; von ihren Gesinnungen sei er überzeugt, und ein einfacher Handschlag genüge ihm daher zur Bekräftigung treulicher Erfüllung der ihnen obliegenden Verbindlichkeiten. — So unterblieb der Eid diesmal und ein bloßer Handschlag trat an seine Stelle. —

Als dieser Vorfall außerhalb des Rittersaales bekannt ward, erregte er manches Kopfschütteln. In der That, wenn der König in diesem Augenblick keine andere Aufgabe gehabt hatte, als seine persönliche Liebenswürdigkeit zu entfalten, und die widerspänstige Anmaßung der Standesherren durch einen geistreichen Einfall in dankbare Ergebenheit zu verkehren, so war sein Benehmen ohne Zweifel das richtige gewesen. Lag es aber in seinen königlichen Pflichten, die Souverainetät der Krone nach allen Seiten hin aufrecht zu erhalten,

Digitized by Google

und die Eitelkeit der Standesherren zu brechen, statt sie zu ermuthigen, so durfte sein Verfahren minder glücklich scheinen.

Nachdem sodann noch die schlesischen Fürsten und Standesherren, sowie die Standesherren der Niederlausitz und alle diejenigen, welche, ohne zu den Standesherren zu gehören, eine Virilstimme auf dem Landtage besaßen, die Huldigung abgeleistet, begab sich der König, unter Vortrag der Reichsinsignien, in den weißen Saal, wo sich inzwischen die Vertreter der Ritterschaft versammelt und, nach einer sehr künstlichen Abschätzung der verschiedenen Rechte und Privilegien, verschiedene Plätze eingenommen hatten. Der König ließ sich auf dem Throne nieder, umgeben von den Prinzen, den Erbämtern, den sämmtlichen königlichen Hofstaaten, den sämmtlichen Staatsministern, den Oberpräsidenten, den Generalen der Infanterie und Cavalerie, den commandirenden Generalen, den General- und Flügeladjutanten und den Cabinetsräthen. Die Königin mit ihrem Gefolge hatte auf der Gallerie des weißen Saales Platz genommen. Der Staatsminister von Rochow hielt die Anrede an die Stände; sie enthielt manches Eigenthümliche, in dieser Art in Preußen früher nicht Vernommene. Eingewachsen mit den festen Wurzeln des Besitzes in den Boden des Vaterlandes, dessen Geschicke zu theilen sie sich nicht entziehen könnten, seien die Mitglieder der Ritterschaft vorzugsweise und gleichsam von der Natur selbst angewiesen auf festen Sinn und beharrlichen Muth, auf Bewahrung von gutem, altem Recht, auf Sitte und Ehre, auf den Schutz und die Vertheidigung des Bestehenden, auf anhängliche Liebe und Hingebung an das Vaterland und an den Landesherrn. Die Treue sei ihr Beruf, die Freiwilligkeit eines edlen Gehorsams ihr Amt: und das Gelübde jener Treue und dieses Gehorsams, das sie in diesem Augenblick ablegen wollten, bilde ihre Ehre und ihr Recht. —

Der Domdechant des alten Hochstiftes Brandenburg, Herr von Errleben, in geistlichem Ornat, antwortete im Namen der Ritterschaft.

Darauf wurde zur Eidesleistung aufgefordert. Kaum aber, daß die übliche Vorhaltung verlesen war, so erhob sich der König und richtete vom Throne herab eine Anrede an die Ritterschaft.

Es sei, sagte er, früher Herkommen gewesen, daß die Stände der deutschen Lande ihre Erbhuldigung nicht eher geleistet hätten, als bis die Huldigungsassecuranzen eingegangen wären. Er, der König,

Digitized by Google

wolle ſich gleichſam dieſer Sitte anſchließen. Er wiſſe zwar, und bekenne es, daß er ſeine Krone von Gott allein habe, und daß es ihm wohl anſtehe zu ſprechen: wehe dem, der ſie anrührt! „Aber ich weiß auch (fuhr der König fort) und bekenne es vor Ihnen Allen, daß ich meine Krone zu Lehen trage von dem allerhöchſten Herrn, und daß ich ihm Rechenſchaft ſchuldig bin von jedem Tage und von jeder Stunde meiner Regierung. Wer Gewährleiſtung für die Zukunft verlangt, dem gebe ich dieſe Worte. Eine beſſere Gewährleiſtung kann weder ich, noch ſonſt ein Menſch auf Erden geben. Sie wiegt ſchwerer und bindet feſter als alle Krönungseide, als alle Verſicherungen, auf Erz und Pergament verzeichnet: denn ſie ſtrömt aus dem Leben und wurzelt im Glauben. Wem von Ihnen der Sinn nun nicht nach einer ſogenannten glorreichen Regierung ſteht, die mit Geſchützesdonner und Poſaunenton die Nachwelt ruhmvoll erfüllt, ſondern wer ſich begnügen laſſen will mit einer einfachen, väterlichen, ächtdeutſchen und chriſtlichen Regierung, der faſſe Vertrauen zu mir und vertraue Gott mit mir, daß er die Gelübde, die ich täglich vor ihm ablege, ſegnen und für unſer theures Vaterland erſprießlich und ſegensreich machen möge.“ —

Auch dieſe Rede mit ihren mannichfachen und nahe liegenden Beziehungen machte auf das Gefühl der Hörer einen tiefen Eindruck. Zum Nachdenken darüber kam es in dieſem Augenblick bei den Wenigſten: ſonſt möchte der Eindruck vielleicht nicht ganz ſo glücklich geweſen ſein. Jubelnde Lebehochs erfüllten den Saal, und vermiſchten ſich mit dem Kanonendonner, der das Nachſprechen des Eides begleitete. —

Während dieſer Reden und Gegenreden, zwei volle Stunden hindurch, ſtanden die Deputirten der Städte und der Bauern, mit den übrigen Tauſenden, im Luſtgarten, unter freiem Himmel. Das Wetter war noch immer nicht beſſer geworden; der Wind brauſte, der Regen ſtrömte und die Ungeduld des verſammelten Volkes, das die unerwartete Zögerung nicht begreifen konnte und mit neidiſchen Augen die hohen Fenſter des Schloſſes anſtarrte, war kaum mehr zu beſchwichtigen. Der Anblick der Deputirten in ihrer Feſtkleidung, vom Wind zerzauſt, vom Regen durchwaſchen, erregte allgemeines Mißbehagen. Die Standesherren freilich und die Herren der Ritterſchaft ſäßen behaglich im Trocknen; nur Bürger und Bauer, wie es

Digitized by Google

ſcheine, ſeien gut genug, ſich allen Unbilden des Wetters preiszugeben. Was man doch drinnen ſo lange zu verhandeln habe? Hier ſtänden dreißigtauſend Menſchen, hier ſtänden die Berliner Bürger in Reihe und Glied, und erwarteten den Beginn einer Feſtlichkeit, auf welche ſie Alle gleiches Anrecht hätten, und die daher auch Allen gemeinſam ſein müſſe. — Von Zeit zu Zeit wurden königliche Kammerherren auf dem Balcon und in den Portalen ſichtbar, ſie ſuchten die Ungeduldigen zu beruhigen und verſprachen die baldige Ankunft des Königs. Jedesmal, wo ſolch eine Kammerherrnuniform geſehen ward, jauchzte die Menge außerhalb der Schranken (und ſie natürlich war bei Weitem die zahlreichſte) laut auf. Man klatſchte Bravo wie im Theater; die Knaben, die in den Bäumen ſaßen, ſchrieen; die Regenſchirme, die wie ein Zelt über den ganzen Platz ausgeſpannt waren, geriethen an einander; Tumult, Lärm, Widerſpruch auf allen Seiten. . . . . .

In der That, es ſchien ein eigener Unſtern über dieſer Berliner Huldigung zu walten!

Endlich mit dem Erſcheinen des Königs änderte ſich die Scene. Derſelbe hatte inzwiſchen noch im Ritterſaal die Huldigung der Abgeordneten der Univerſitäten ꝛc. angenommen. Zur ſelben Zeit waren die Stände der Ritterſchaft aus dem Schloß in die Schranken gezogen, die für ſie gleichfalls im Luſtgarten errichtet waren; auch die Standesherren, die Geiſtlichkeit ꝛc. hatten ihre Plätze in der Umgebung der königlichen Tribüne eingenommen. — Wiederum war es Herr von Rochow, der die Anrede an die Stände der Städte und Landgemeinden und die Berliner Bürgerſchaft hielt. Sie war blumenreich, oder, offner zu ſagen, ſchwülſtig; der Miniſter ſchien darin den Stil des Königs haben nachahmen zu wollen, ohne ihn doch erreichen zu können. — Der Oberbürgermeiſter von Berlin, Herr Krausnick, hielt die Erwiederungsrede; ſie lehnte ſich an die eigne Rede des Königs, welche er in Königsberg gehalten, und war zum Theil aus wörtlichen Wiederholungen derſelben zuſammengeſetzt.

Darnach ſollte die der Eidesleiſtung vorangehende Vorhaltung geleſen werden: da erhob ſich der König auch hier und ſprach, unerachtet des heftigen Regens, der auch den Raum unter dem Thronhimmel durchnäßte, entblößten Hauptes, zu dem Volke. Wind und Regen, ſowie die unmäßige Größe des Platzes und das eigenthümliche

Digitized by Google

Geschwirr, das von einer so ungeheuern Menschenmenge allemal untrennbar ist, machten das Verständniß unmöglich, selbst den Nahestehenden; man sah nur die ausdrucksvolle Geberde und die heftige Bewegung, mit der der König sprach. Die Rede war lang, länger als das Publikum wahrscheinlich fand; viermal unterbrach es den König mit Jubelgeschrei, in der Meinung, er sei bereits zu Ende, viermal winkte der König mit der Hand, und fing von Neuem zu sprechen an. . .

Wie gesagt, es wollte hier nichts glücken, wie in Königsberg, auch nicht das Bestgemeinte.

Die Rede wurde in ihrem Zusammenhange erst einige Tage später durch die Staatszeitung bekannt. In dem feierlichsten Augenblick (hatte der König gesagt) der Erbhuldigung seiner deutschen Lande, der edelsten Stämme des edelsten Volks, und eingedenk der unaussprechlichen Stunde zu Königsberg, die sich jetzt wiederhole, rufe er zu Gott dem Herrn, daß derselbe mit seinem allmächtigen Amen die Gelübde bekräftigen wolle, die eben erschollen seien, die jetzt erschallen würden, die Gelübde, die er zu Königsberg gesprochen und die er hier bestätige. Er gelobe, sein Regiment in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menschen zu führen, mit offnen Augen, wenn es die Bedürfnisse seiner Völker und seiner Zeit, mit geschlossenen, wenn es Gerechtigkeit gelte. „Ich will (sprach er weiter) so weit meine Macht und mein Wille reicht, Frieden halten zu meiner Zeit — wahrhaftig und mit allen Kräften die hohen Mächte unterstützen, die seit einem Vierteljahrhundert die treuen Wächter über den Frieden Europas sind. Ich will vor Allem dahin trachten, dem Vaterland die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Vorsehung durch eine Geschichte ohne Beispiel erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden ist für die Sicherheit und die Rechte Deutschlands. In allen Stücken will ich so regieren, daß man in mir den ächten Sohn des unvergeßlichen Vaters, der unvergeßlichen Mutter erkennen soll, deren Andenken von Geschlecht zu Geschlecht in Segen bleiben wird. Aber die Wege der Könige sind thränenreich und thränenwerth, wenn Herz und Geist ihrer Völker ihnen nicht hilfreich zur Hand gehen. Darum in der Begeisterung meiner Liebe zu meinem herrlichen Vaterlande, zu meinem in Waffen, in Freiheit und in Gehorsam geborenen Volke, richte ich an Sie, meine Herren,

Digitized by Google

in dieſer ernſten Stunde die ernſte Frage: können Sie, wie ich hoffe, ſo antworten Sie mir, im eigenen Namen, im Namen derer, die Sie entſendet haben! Ritter! Bürger! Landleute! und von den hier unzählig Geſchaarten Alle! die meine Stimme vernehmen können — ich frage Sie: wollen Sie mit Herz und Geiſt, mit Wort und That und ganzem Streben, in der heiligen Treue der Deutſchen, in der heiligeren Liebe der Chriſten mir helfen und beiſtehn, Preußen zu erhalten, wie es iſt, wie ich es ſo eben der Wahrheit entſprechend bezeichnete, wie es bleiben muß, wenn es nicht untergehen ſoll? Wollen Sie mir helfen und beiſtehen, die Eigenſchaften immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen mit ſeinen nur vierzehn Millionen den Großmächten der Erde beigeſellt iſt? — nämlich Ehre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vorwärtsſchreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmüthiger Jugendkraft? Wollen Sie in dieſem Streben mich nicht laſſen und verſäumen, ſondern treu mit mir ausharren durch gute wie durch böſe Tage? — O dann antworten Sie mir mit dem ſchönſten, klarſten Laute der Mutterſprache, antworten Sie mir ein ehrenhaftes Ja!“

Der König machte hier eine Pauſe; wer die Aufforderung verſtanden hatte, erfüllte ſie. Doch waren es ihrer begreiflich nur Wenige; die Uebrigen, die wieder das Ende der Rede gekommen glaubten, ſchrien Vivat und Bravo. Der König winkte noch einmal Ruhe und fuhr fort: „Die Feier dieſes Tages iſt wichtig für den Staat und für die Welt. Ihr Ja aber war für mich — das iſt mein eigen — das laß ich nicht — das verbindet uns unaufhörlich in gegenſeitiger Liebe und Treue — das giebt Muth, Kraft, Troſt, das werde ich in meiner Sterbeſtunde nicht vergeſſen! — Ich will meine Gelübde, wie ich ſie hier und zu Königsberg ausgeſprochen habe, halten, ſo Gott mir hilft. Zum Zeugniß heb' ich meine Rechte zum Himmel empor! — — Vollenden Sie nun die hohe Feier! und der befruchtende Regen Gottes ruhe auf dieſer Stunde!“

Nach dieſer Rede war der Eid geleiſtet worden, im Ganzen in wenig feierlicher Haltung; die Meiſten, des böſen Wetters wegen, hatten die Hüte auf dem Kopf behalten.

Demnächſt hatten eigentlich die Standeserhöhungen und Gnadenbezeigungen verleſen werden ſollen. Aber das Wetter war gar zu arg, und ſomit wurde von dieſem Theile der Feierlichkeit Abſtand

Digitized by Google

genommen. Auch würde die Verleſung ein wenig lange gedauert haben. Ein Herzogs- (Herzogthum Ratibor, an den Prinzen Victor zu Hohenlohe-Schillingsfürſt-Waldenburg), ein Prinzen- (von Ratibor-Corvey, dem Prinzen Chlodwig aus dem ſchon genannten Hauſe), ein Fürſtentitel (Rheina-Wolbeck, dem Grafen Launoy de Clerwaux) waren verliehen, verſchiedene Standesherrſchaften und Grafſchaften mit Viril- und Collectivſtimmen geſtiftet worden; ingleichen zwölf Erbämter vertheilt. Zweiundzwanzig Rittergutsbeſitzer wurden in den Grafen-, acht in den Freiherrn-, ſechsundzwanzig, theils Rittergutsbeſitzer, theils Beamte, in den Adelsſtand erhoben. Doch waren die Bedingungen, unter denen dieſe Standeserhöhungen vererbt werden ſollten, in Vergleich mit den zu Königsberg verliehenen, erleichtert: und auch auf dieſe letzteren wurde die Erleichterung ausgedehnt. Die damals beliebten Einrichtungen mußten ſich doch alſo ſchon in dieſen wenigen Wochen als unangemeſſen, wenn nicht gar als unausführbar erwieſen haben. Doch wurde das Prinzip des Grundbeſitzes auch jetzt noch als weſentlich feſtgehalten.

Es wurden ferner ſechzehn Kammerherren ernannt, ſo wie vier wirkliche Geheimeräthe, darunter der Oberpräſident der Rheinprovinz, Herr von Bodelſchwingh. Drei hohen Beamten wurde der Titel Excellenz verliehen; acht andere wurden zu höheren Stellen befördert, unter ihnen der hochverdiente und allgemein verehrte Kammergerichtspräſident von Grolmann, zum Oberpräſidenten deſſelben Gerichtshofs. Dreißig Titel wurden ausgetheilt: und hier war die Reihe auch an die Wiſſenſchaft gekommen; der berühmte Theologe Neander, der Philoſoph Steffens und einige andere Gelehrte wurden zu Titular-Geheimräthen ernannt. Schwarze Adlerorden wurden vier vertheilt; im Ganzen faſt dritthalbhundert Orden. —

Nachdem ſo die eigentliche Huldigung vollendet, drängte ſich einige Tage hindurch Feſt auf Feſt; der König bewirthete die Stände, die Stände den König, die Stadt den König und die Stände. Bei all dieſen Gelegenheiten wurde ein außerordentlicher und bis dahin in Berlin noch nie geſehener Luxus entfaltet; die Einfachheit und Sparſamkeit Friedrich Wilhelm des Dritten ſchien, für dieſe Tage wenigſtens, beiſeit geſetzt.

Doch war auch hier wieder ein weſentlicher Unterſchied von dem Königsberger Feſt. Dort hatte faſt die ganze Bevölkerung an

Digitized by Google

der Festlichkeit Antheil genommen; es war weniger ein Hof- als ein Volksfest gewesen. Hier natürlich, bei der fünfmal größeren Bevölkerung Berlins, konnte davon keine Rede sein. Ueber viertausend Gäste hatte die Stadt geladen; eine schöne Zahl, ohne Zweifel. Aber auf jeden Gast, der in den prächtigen Festsaal Eintritt fand, standen doch Neunundneunzig draußen, die ihren Verdruß, ausgeschlossen zu sein, durch boshafte Bemerkungen erleichterten. Bei der Königsberger Huldigungsfeier hatte die Freude vorgewaltet, bei der Berliner die Kritik.

Ja diese Kritik blieb nicht blos vor der Thür des Festsaals stehen: sie trat in den Saal selbst, sie bespöttelte das Gepränge, sie geißelte die Eifersucht, den Hochmuth, die Verschwendung, die sie dabei zum Theil bemerken wollte.

Selbst die königlichen Reden und was von den Huldigungsscenen im Innern des Schlosses allmälig im Publikum bekannt ward, entging dieser Kritik nicht ganz. Des üblen Eindrucks, welchen der Vorgang mit den Standesherren erregte, haben wir bereits gedacht. Auch in der Anrede des Königs an die katholischen Bischöfe wollte man mehr Zuvorkommenheit und größeren Eifer finden, als für einen protestantischen König gerade nöthig gewesen wäre, besonders unter den bekannten Umständen. Die Ansprache, welche Herr von Rochow an die Vertreter der Ritterschaft gehalten, wurde nun gar ungünstig beurtheilt. Die öffentliche Meinung war diesem Staatsmann überhaupt seit Kurzem außerordentlich entgegen; wäre das Buchdruckerfest nach dem 4. Oktober gewesen, er hätte schwerlich mehr einen Fackelzug bekommen. Was damit gemeint sei, fragte man, daß die Treue der besondere Beruf der Ritterschaft genannt würde? Daß die Adeligen das Bestehende schützten, das sei, leider Gottes, ohnedies schon wahr genug; ihr conservativer Eifer brauche nicht im Augenblick der Huldigung, in Gegenwart des Königs, durch einen Minister der Krone, noch erst angefeuert zu werden.

Auch an den Worten, welche der König zu den Rittern gesprochen, fand man Verschiedenes auszusetzen. Die Beziehung auf den Antrag der Königsberger Stände war unverkennbar; aber man hätte gewünscht, daß sie etwas freundlicher ausgefallen. Wozu die Erinnerung, daß der König seine Krone von Gott habe? wozu die Drohung, wer sie anzutasten wage? Niemand bezweifle Jenes,

Digitized by Google

Niemand beabſichtige Dieſes. Die Gewährleiſtung, welche die ausgezeichnete Perſönlichkeit und der edle Wille des Monarchen böte, erkannte man an. Aber man wünſchte doch über die etwa noch möglichen anderweitigen Gewährleiſtungen den Stab nicht ganz und gar und nicht bei dieſer Gelegenheit, ſo kurz nach den Königsberger Vorgängen, gebrochen; es gab doch noch Einige, welche dieſe Gewährleiſtung ſehr heilſam, ſehr wünſchenswerth fanden, und die in der königlichen Behauptung keine Widerlegung ihrer Anſicht erblicken konnten.

Bei dieſer kritiſchen Stimmung des Publikums war es denn kein Wunder, daß ſogar auch die große Rede des Königs, die er vom Schloßbalcon gehalten, nicht ganz den Enthuſiasmus erregte, den man ſich verſprochen und den, in ſo außerordentlichem Grade, die Königsberger Rede hervorgebracht hatte. Zweierlei beſonders verringerte die Wirkung. Erſtlich, daß ſie eigentlich nicht gehört worden war, ſondern überall nur geleſen wurde; Leſer aber ſind allemal anſpruchsvoller als Hörer.

Und dann zweitens, daß man ſie zum Voraus erwartet hatte. Die Rede in Königsberg war, oder jedenfalls ſchien, ein Werk des Momentes, eine Schöpfung augenblicklicher, unwillkürlicher Begeiſterung: und darum war Begeiſterung das Echo geweſen, das ihr aus allen Herzen wiederhallte. Daß der König in Berlin ebenfalls ſprechen würde, hatte man gar nicht anders erwartet; wie hätte die Eitelkeit der Berliner auch den Gedanken ertragen können, daß der König vor ihnen ſchweigen würde, während er vor den Königsbergern geſprochen!? Nun war ſie da, die vielerwartete Rede: und der kritiſche Geſchmack der Berliner, mit Kennermienen, knaupelte wähleriſch daran herum. Daß ſie eine Fülle geiſtreicher und großartiger Gedanken enthielt, daß eine hochherzige, edle Empfindung ſie belebte, ſowie die Pracht der Wendungen, den Glanz des Ausdrucks, dies Alles vermochten auch die Berliner nicht in Abrede zu ſtellen. Aber es war doch nicht ganz ſo, wie ſie erwartet hatten; ſie hatten doch noch auf etwas Anderes, Neues, Größeres gerechnet — was es war, wußten ſie ſelbſt nicht, aber nur etwas ganz Unerhörtes, ganz Unglaubliches hätte es müſſen ſein. — Das Publikum hat überall einen guten Magen und in Hauptſtädten ganz beſonders; es iſt gefräßig wie ein Wolf, und undankbar wie eine Katze. Auch dem königlichen Redner, ſchon bei

Digitized by Google

seinem zweiten öffentlichen Auftreten, sollte diese Erfahrung nicht erspart bleiben.

Und so ging diese so sehnlich erwartete, so großartig vorbereitete Festlichkeit zu Ende, wie sie begonnen hatte: mit Streit, Zank und kleinlichen Neckereien. . . . .

Ja wohl noch einmal: es war Alles anders in Berlin am funfzehnten Oktober, als es am zehnten September in Königsberg gewesen. . . . . .

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Weitere Entwicklung der orientaliſchen Frage: Abſetzung Mehemed Ali's, Eröffnung des Krieges in Syrien. — Eroberung von Beirut und Saida. Uebertritt des Emir Beſchir; Aufſtand der Druſen im Libanon. — Schlacht bei Beirut: Oktober 12. Niederlage Ibrahim Paſcha's; Eroberung von St. Jean d'Acre. — Memorandum des Herrn Thiers vom 5. Oktbr.; ſein Ultimatum vom 8. — Stimmung in Frankreich; Gelüſte nach dem Rheinufer. — Rüſtungen in Preußen. Verbot der Pferdeausfuhr. General von Grolmann in Berlin; Conferenzen mit Herrn von Boyen. — Rundreiſe der Herren von Grolmann und von Radowitz nach Wien und an die größern deutſchen Höfe. — Vertraute Miſſion des Herrn von Radowitz: Pläne Friedrich Wilhelms IV. zur Reorganiſation des deutſchen Bundes. Antwort des Herrn von Metternich. — Die Kriegsverfaſſung des Bundes wird reformirt. — Reiſe des Königs von Preußen nach dem Rhein verſchoben. — Abneigung des Publikums gegen den Krieg mit Frankreich; angebliche Reiſe des Herrn von Humboldt nach Paris. — Das Becker'ſche Rheinlied. Enthuſiasmus des Publikums; Gnadenbezeigungen der Fürſten. Der Königsſtuhl zu Renſe; der Dombauverein zu Köln. — Widerſpruch: der Rhein von Prutz. — Louis Philippe und Herr Thiers. Darmes' Attentat auf den König: Oktober 15. — Rücktritt des Herrn Thiers: Oktober 21; Miniſterium Soult-Guizot. — Beiſetzung der Aſche Napoleons: December 15. — Der Vicekönig von Aegypten unterhandelt: Novbr. 24.; ſeine Unterwerfung. Schluß der orientaliſchen Wirren: Juni 1841.

Schon aber iſt es Zeit, den Blick wiederum nach außen zu wenden, auf jene Kriegsungewitter, welche den Horizont der europäiſchen Politik umwölkten und die ſich von Tage zu Tage drohender zuſammenzogen.

Im Orient war der Zuſammenſtoß ſogar bereits erfolgt. Wir haben zuletzt von dem Befehl erzählt, welchen das engliſche Ge-

Digitized by Google

schwader vor Neapel zum Auslaufen bekam. Zur selben Zeit waren Mehemed Ali die Londoner Beschlüsse zur definitiven Annahme vorgelegt worden. Aber wie es nicht anders zu erwarten stand, hatte er, gestützt auf die Zusicherungen Frankreichs und vielleicht noch mehr auf die Erinnerung seiner eignen Siege, dieselben schlechthin verworfen. Auf Betrieb des englischen Gesandten, Lord Ponsonby, war darauf sofort in Constantinopel in einer außerordentlichen Versammlung des Divan (Septbr. 14.) die Absetzung und Aechtung Mehemed Ali's ausgesprochen worden; Izzet Muhamed, vor wenigen Tagen erst zum Pascha von St. Jean d'Acre ernannt, wurde zu seinem Nachfolger erklärt.

In demselben Augenblick begannen auch die Feindseligkeiten. Die englische Flotte, die sich mittlerweile mit einem österreichischen und einem türkischen Geschwader vereinigt hatte, legte sich vor die Stadt Beirut, einen der wichtigsten und wohlbefestigtsten Punkte der syrischen Küste. Allein vor der Ueberlegenheit europäischer Kriegskunst vermochten diese Befestigungen nicht Stand zu halten. Schon am 20. September war Beirut in den Händen der Verbündeten. Zehntausend Türken, verstärkt durch funfzehnhundert Mann englischer und östreichischer Truppen, wurden gelandet; acht Tage nach der Eroberung Beiruts mußte auch Saida, das alte Sidon, sich ergeben.

Während so die Verbündeten mit offnen Waffen unwiderstehlich vorwärts drangen, waren auch die gefährlichern, die Waffen der Diplomatie, nicht unthätig geblieben. Emir Beschir, der Häuptling der Druſen, war als Freund und Bundesgenosse Mehemed Ali's in den Bannspruch, welcher jenen getroffen, mit eingeschlossen worden; auch ihn hatte der Divan seiner sämmtlichen Würden entsetzt, und ihm einen Nachfolger in der Person des Emir Beschir El Kassim ernannt. Englischen Unterhändlern gelang es nun, den alten, fast achtzigjährigen Emir Beschir zu überreden, daß die Sache des Aegypters verloren sei, und daß er selbst nur durch schleunige Unterwerfung unter den Willen der Pforte sich erretten könne: wogegen man ihm die Zurücknahme des Absetzungsfermans zu erwirken versprach. Am 5. Oktober schloß Emir Beschir eine Uebereinkunft mit den Verbündeten, in Folge deren er, hauptsächlich wohl, um sich vor der möglichen Rache seines ehemaligen Bundesgenossen zu schützen, sich selbst

Digitized by Google

den Engländern überlieferte, von denen er sodann nach Malta gebracht ward.

Die Drusen selbst waren inzwischen durch englisches Geld und englische Agenten bearbeitet worden; man stellte ihnen die Härte des ägyptischen Joches vor, man versprach ihnen die Wiederherstellung ihrer alten Freiheiten und Rechte, man versprach ihnen tausend Dinge, von denen man im Voraus fest entschlossen war, nicht Eines zu halten, und die doch alle nur allzugeeignet waren, den kriegerischen Sinn dieses tapfern und unabhängigen Stammes zu entzünden.

Bald stand der Aufruhr in hellen Flammen; der ganze Libanon griff zu den Waffen; überall wohin der Aegypter blickte, vor sich, im Rücken, zu beiden Seiten, wuchsen die Feinde gleichsam aus der Erde. —

Ibrahim Pascha, der noch immer, statt seines Vaters, den Oberbefehl in Syrien führte, sah ein, daß unter diesen Umständen nur ein Hauptschlag retten konnte. Am 12. Oktober nahm er die Schlacht gegen achttausend Türken an, welche, unter dem Oberbefehl des Commodore Napier, bei Beirut standen. Allein das Glück, welches ihm bei Nisib so freundlich zugelächelt und das er seitdem schon für immer an seine Fahnen gefesselt glaubte, wandte ihm den Rücken. Die Schlacht von Beirut endete mit der gänzlichen Auflösung des ägyptischen Heeres. Fünf Tage darauf wurde Tripolis erobert: und am 4. November fiel auch St. Jean d'Acre, dieses Bollwerk Syriens, vor dem einst Bonaparte zwei Monate hindurch vergeblich gelegen, nach nur zweitägigem Bombardement in die Hände der Verbündeten.

Damit war die Eroberung Syriens so gut wie vollendet, und der Krieg, soweit er im Orient geführt werden konnte, zu Ende. Nur daß Jedermann wußte, daß dieser Krieg im Orient nur das Vorspiel zu dem allgemeinen europäischen Kriege, der sich an diesem ersten Funken entzünden mußte. An den Küsten Syriens war er entstanden: an den Ufern des Rheines, daran zweifelte Niemand, wurde er fortgesetzt.

Und dahin wollte ihn namentlich auch Herr Thiers verlegt wissen. Wir haben in einem frühern Kapitel die gewaltige Aufregung geschildert, welche das Bekanntwerden der Londoner Beschlüsse überall in Frankreich hervorbrachte. Herr Thiers machte dieser nationalen Empörung Luft in zwei diplomatischen Noten, welche auch dem Friedfertigsten keinen Zweifel mehr an dem nahen Ausbruch des

Digitized by Google

Krieges ließen. Unterm 5. Oktober übersandte er dem französischen Gesandten in London, Herrn Guizot, ein ausführliches Memorandum, in welchem er den Ursprung der orientalischen Wirren beleuchtete, die Schmach, welche Frankreich widerfahren, energisch hervorhob und zugleich mit unerbittlicher Consequenz die Beschränktheit derjenigen Politik aufdeckte, welcher England, Oestreich und Preußen in dieser Angelegenheit gefolgt waren, und durch die sie sich selbst zu blinden Werkzeugen des russischen Cabinets erniedrigt hatten. Das Memorandum wurde bald durch die Zeitungen bekannt, und erregte, wie begreiflich, überall die größte Sensation. —

Herr Thiers bezog sich darin zunächst auf die Depesche, welche Lord Palmerston an Herrn Bulwer geschrieben, um dadurch das Verfahren der britischen Regierung in Betreff des Vertrags vom 15. Juli zu erklären. Der Ton dieser Depesche wurde als vollkommen angemessen und gemäßigt anerkannt; im Uebrigen jedoch enthalte sie Behauptungen und Raisonnements, welche das französische Ministerium unmöglich könne gelten lassen. Mit jener Mischung von Geringschätzung und Höflichkeit, zu welcher die französische Sprache vor allen so wohl geeignet ist, und die Niemand besser zu Gebote stand, als Herrn Thiers, dem gefürchteten Journalisten von ehemals, fuhr derselbe darauf fort, daß es zwar, um eine bereits so drohende Lage nicht noch mehr zu verschlimmern, ohne Zweifel besser wäre, die Vergangenheit zu vergessen, und nicht wieder zurückzukommen auf Streitigkeiten, welche so oft schon, und stets vergeblich, erneuert worden. Allein ungerechnet, daß Lord Palmerston das Recht haben würde, es übel zu vermerken, wenn seine Mittheilung unbeantwortet bliebe, so sei es auch von Wichtigkeit, das respective Verfahren eines jeden Hofes während dieser wichtigen Verhandlung in seiner Wahrheit darzustellen.

Diese Darstellung „in der Wahrheit" (ein Ausdruck, nebenher bemerkt, bei dem man sich des Gedankens nicht erwehren konnte, daß also die Erklärungen der verbündeten Mächte nicht die Wahrheit, oder nicht vollständig enthalten) suchte nun Herr Thiers zu geben. Die Palmerston'sche Depesche wurde Punkt für Punkt durchgegangen, und die darin ausgesprochene Behauptung, als ob Frankreich es gewesen, welches „alle Opfer nutzlos gemacht" und sich geflissentlich von den Grundsätzen der übrigen Mächte entfernt habe, nachdrücklich

Digitized by Google

zurückgewiesen. Als die „übelberathene" Pforte im Jahre achtunddreißig den Krieg mit Aegypten erneuert habe, als sie zu gleicher Zeit ihr Landheer und ihre Flotte verloren, und als zu all diesen Verlusten noch der Tod des Sultans Mahmud hinzugekommen, was es damals gewesen, was England und Frankreich, einig wie sie damals waren, gemeinschaftlich besorgt? Daß Ibrahim den Taurus überschreiten, Constantinopel bedrohen, und dadurch die Russen in die Hauptstadt des osmanischen Reiches rufen würde: und „alle hellsehende Geister in Europa hätten damals diese Sorge getheilt". Nicht um Türken oder Aegypter hätte es sich eigentlich gehandelt, sondern darum, die Krisis im Orient nicht zu einem Aeußersten kommen zu lassen, welches die unmittelbare Einmischung Rußlands gerechtfertigt haben würde. Rußland also, und wie man verhindern könne, daß die russischen Waffen an den Bosporus getragen würden, sei der eigentliche Kern der Frage gewesen. In dieser Ansicht seien England und Frankreich, wie gesagt, damals einig gewesen: und auch Oestreich und Preußen hätten sich ihr angeschlossen. Nur der russische Hof sei, wie natürlich, mit den deshalb gemachten Vorschlägen nicht einverstanden gewesen; an seinem Widerspruch wäre die augenblickliche Pacificirung des Orients gescheitert. Man könne daraus sehen, setzte Herr Thiers mit bitterm Spott hinzu, daß die Einigkeit der vier Mächte, welche seitdem den Vertrag vom 15. Juli unterzeichnet, keineswegs von so altem Datum sei, wie man jetzt glauben machen möchte, noch sei es Frankreich gewesen, „das jede Vereinigung durch seine ewigen Widersprüche verhindert hätte".

Im Gegentheil, durch Frankreichs Bemühen sei damals die drohende Gefahr entfernt worden; seinem Einfluß bei Mehemed Ali und dessen Sohn sei es gelungen, den Siegeszug der ägyptischen Armee nach Constantinopel aufzuhalten. — Wie aber die vier andern Mächte diese Anstrengungen erwiedert? wie sie die Zeit der friedlichen Unterhandlung benutzt hätten, welche Frankreich ihnen verschafft? — Mit großer Klarheit wies Herr Thiers die diplomatischen Intriguen, die absichtlichen Verzögerungen und Weitläufigkeiten nach, durch welche Rußland die Unterhandlungen hingehalten. England habe zu wählen gehabt zwischen Rußland und Frankreich: und, Dank den Bemühungen des Herrn von Brunnow, es habe sich für das erstere entschieden; sein Beispiel habe auch Oestreich und Preußen bestimmt. — So sei man zu den Beschlüssen vom 15. Juli gekommen: Beschlüssen,

Digitized by Google

welche nicht nur die billigsten, die bescheidensten Ansprüche Aegyptens unberücksichtigt ließen, sondern auch ohne Wissen und Zuthun Frankreichs gefaßt worden; nicht ausgeschlossen habe Frankreich, wie man behaupte, sich von den Verhandlungen, es sei ausgeschlossen worden. — Ueber diesen Punkt namentlich sprach Herr Thiers sich mit großem und würdigem Nachdruck aus. Frankreich habe einiges Recht gehabt zu glauben, daß eine so lange Verhandlung nicht ohne eine letzte Erklärung endigen, daß das „große und nützliche Bündniß", welches seit zehn Jahren England und Frankreich verbunden, nicht ohne einen letzten Versuch der Wiederannäherung gelöst, daß die französische Freundschaft nicht so schnell geopfert werden dürfte. — Herr Thiers gab darauf den vier verbündeten Mächten die Vorwürfe, welche sie gegen Frankreich erhoben, der Reihe nach zurück; sie, nicht Frankreich, seien inconsequent, gewaltthätig, unehrlich gewesen. Mit treffendem Spott geißelte er die Prinziplosigkeit, welche den Bestimmungen des Londoner Tractates zum Grunde liege. Die Erblichkeit Aegyptens hätten die vier Mächte dem Vicekönig zugestanden, und auch das Paschalik von Acre hätten sie ihm nicht verweigert. Aber da noch drei andere Paschaliks von Syrien für ihn verlangt würden, Damascus, Aleppo, Tripolis, da wären ihre Zugeständnisse zu Ende, da griffen sie zu den Waffen. „Und dies, ruft Herr Thiers, nennen sie die Integrität des osmanischen Reiches retten! Die Integrität des osmanischen Reiches wird also gerettet, selbst wenn man Aegypten und das Paschalik von Acre davon abtrennt; zerstört aber, wenn man noch Damascus, Aleppo und Tripolis hinwegnimmt. Wir sprechen es offen aus, eine solche These wird schwerlich im Ernst vor Europa vertheidigt werden können."

Die Note führte dann weiter aus, wie offenbar nur „Gründe der Billigkeit und der Politik" darüber entscheiden könnten, ob Mehemed Ali diese Paschaliks würde herauszugeben oder zu behalten haben: und beide stimmten für das Letztere. Mit leicht verständlichen Worten wurde auf die Gefahr hingedeutet, mit welcher Rußland das osmanische Reich bedrohe, und wie nöthig es schon um dieser Gefahr willen, den Pascha, dessen Genie und Glück mit warmer Anerkennung gepriesen ward, bei Kräften zu erhalten. Schon einmal, in dem Kriege gegen Griechenland, habe er dem Sultan beigestanden: „warum sollte er ihm nicht beistehn in einem Kampfe gegen Nach-

Digitized by Google

barn, von einem Glauben, der dem ſeinen feindſelig iſt?" — Frankreich, und auf ſeinen Rath Mehmed Ali, habe nachgegeben und zugeſtanden, was zweckmäßig und möglich geweſen ſei. Aber dieſen „ſeltſamen Triumph der Integrität" zu ſichern, und dadurch über dieſe Integrität ſelbſt die einzige, ernſte Gefahr, die ſie bedrohe, die Gefahr Rußlands hervorzurufen, dies ſei eine „ſehr ſeltſame Art, für dieſe großen Intereſſen zu ſorgen": und Frankreich könne ſich nicht entſchließen, ſie zu der ſeinigen zu machen.

Ueberhaupt, ſetzte die Note mit einer Offenheit hinzu, die unter den obwaltenden Umſtänden faſt etwas Brüskes hatte, und in der das ganze moraliſche Uebergewicht ſich ausſprach, von welchem Frankreich ſich in dieſem Augenblick gehoben fühlte — nicht die Integrität des osmaniſchen Reiches ſei es, über was man ſich ſo ſehr beunruhige: die großen Gebietsumwälzungen in der Welt fürchte man, man fürchte den Krieg, der allein dieſe großen Umwälzungen möglich mache. Was den Krieg ſicherer verhindert hätte, als die Allianz Frankreichs mit England? dieſe Allianz, welche ſeit zehn Jahren „den Frieden und die Unabhängigkeit der Staaten erhalten habe, ohne (ein ſehr deutlicher Hinweis auf das, was die Welt von einem Bündniß zu erwarten hatte, dem der Czaar von Rußland präſidirte!) der Freiheit der Nationen zu ſchaden!?"

Und dieſes Bündniß habe man geopfert! geopfert für ein ſecundäres Reſultat ein Bündniß, das auch für die Unabhängigkeit und den Beſtand des osmaniſchen Reiches größere Garantien geboten hätte, als der Vertrag vom 15. Juli jemals bieten könne!

Denn darüber möge ſich Niemand täuſchen: gebrochen ſei das Bündniß. Man ſage freilich, es werde, nachdem der Zweck dieſes Vertrages erreicht ſei, ſich erneuen. Aber wie man glauben könne, nachdem man zu Vieren, ohne Frankreich und ihm zum Trotz, einen an ſich ſchlechten Zweck, oder der doch von Frankreich dafür erklärt ſei, verfolgt und eine Allianz gebildet habe, die nur allzu ähnlich ſehe jenen Coalitionen, welche ſeit funfzig Jahren Europa mit Blut überſchwemmten — wie man da glauben könne, man werde Frankreich ohne Mißtrauen, ohne Groll über eine ſolche Beleidigung wiederfinden?! „Das hieße ſich von dem Nationalſtolze Frankreichs eine Idee machen, wie ſie die Welt noch nie geſehen hat."

Digitized by Google

Dennoch sei Frankreich, obwohl gerüstet und in seinen Handlungen durch nichts gebunden, auch noch jetzt Willens, Alles aufzubieten, um der Welt Leiden und Katastrophen zu ersparen. Alle Opfer zur Erhaltung des Friedens sei es bereit zu bringen, diejenigen ausgenommen, welche seine Ehre treffen würden. —

Dies der Inhalt jener Note: und auch wer mit der Politik des Herrn Thiers im Uebrigen nicht einverstanden war, und wer nicht zu seinen persönlichen Bewunderern gehörte, konnte dennoch nicht umhin, dieser Erklärung seine Anerkennung zu zollen. Die Sprache dieser Note, wie klar, wie würdig, wie fern von jener künstlichen Dunkelheit, in welcher sonst diplomatische Aktenstücke ihren Vorzug suchen! Diese Politik, sie mochte gefährlich, sie mochte waghalsig sein: aber doch wie großartig, wie weitblickend, wie weltgeschichtlich! wie hoch erhaben dieser Standpunkt des ehemaligen Journalisten über jene Maulwurfsklugheit der eingebornen Diplomaten! —

Was aber den meisten Eindruck machte, und was der Note des Herrn Thiers namentlich auch in Deutschland viele Herzen gewann, das war die Unumwundenheit, mit welcher Rußland darin als der gefährlichste, der eigentliche Feind des europäischen Friedens dargestellt, und vor den drohenden Uebergriffen dieser Macht gewarnt ward; das war das Selbstgefühl, mit dem Herr Thiers an die Sympathieen der übrigen Völker, Sympathieen der Freiheit und der Bildung, erinnerte; das war die Ehrlichkeit, mit der er auf die Gefahr hindeutete, welche die Freiheit der Völker von dem Prinzipate Rußlands zu gewärtigen hatte.

Drei Tage nach der eben mitgetheilten Note, am 8. Oktober, erließ Herr Thiers eine zweite, die er selbst als sein Ultimatum bezeichnete. Frankreich habe erklärt, daß es alle in seiner Macht stehende Mittel anwenden werde, um den Frieden und das Gleichgewicht von Europa zu erhalten. Jetzt sei es an der Zeit, klar auszusprechen, was der Sinn dieser Erklärung sei. Indem Frankreich mit gewissenhafter Treue den Zustand von Europa gelten lassen, wie er durch die bestehenden Verträge festgestellt, sei es der Meinung gewesen, daß während des allgemeinen Friedens, der glücklicherweise seit 1815 vorgeherrscht habe, dieser Zustand nicht verändert werden dürfe, weder zum Vortheil noch zum Nachtheil irgend einer bestehenden Macht. In dieser Ansicht habe es sich auch stets für die Erhaltung

Digitized by Google

des osmanischen Reiches erklärt; die theuersten Interessen Europas seien an dieselbe geknüpft. Würde das osmanische Reich gestürzt, so würde dies nur zur Vergrößerung der benachbarten Staaten, und damit zur Vernichtung des allgemeinen Gleichgewichtes von Europa führen können; eine solche Veränderung würde sein Fall in den bestehenden Verhältnissen der Großmächte hervorbringen, daß „die Gestaltung des gesammten Erdballs eine völlig andere Ansicht erhalten müßte". Auch Frankreich wolle diesen allgemeinen Umsturz nicht: und darum habe es in Gemeinschaft mit seinen Alliirten, fortwährend, auf loyale Weise, und mit Beiseitsetzung seiner eignen Interessen sich bemüht, das osmanische Reich zu erhalten.

Aber die Gesammtheit des osmanischen Reiches erstrecke sich von den Küsten des schwarzen bis zu denen des rothen Meeres. Es sei ebenso wesentlich die Unabhängigkeit Aegyptens und Syriens, als die Unabhängigkeit der Dardanellen und des Bosporus zu garantiren. Einem „gefürchteten Vasallen", dem Pascha von Aegypten, dessen Talent und militairischem Geschick hier wiederum reichlicher Weihrauch gestreut ward, sei es gelungen, in zwei Provinzen, welche die Sultane zu Constantinopel seit langer Zeit nicht mehr beherrschen konnten, eine feste Herrschaft einzuführen. Dieser gefürchtete Vasall sei, nach Frankreichs Ansicht, ein wesentlicher und nothwendiger Theil des osmanischen Reiches selbst geworden. Werde er vernichtet, so würden die Sultane darum nicht mehr als früher im Stande sein, Syrien und Aegypten zu beherrschen; die Pforte werde nur einen Vasallen verloren haben, der jetzt eines ihrer vornehmsten Bollwerke sei.

In dieser Ueberzeugung, und weil es die Existenz des Vicekönigs von Aegypten in den von ihm beherrschten Provinzen und in den Gewässern, in denen er seine Gewalt ausübe, als wesentlich erachte zur Sicherung der jetzt zwischen den verschiedenen Theilen des Erdballs bestehenden Verhältnisse, sehe Frankreich sich in die Nothwendigkeit versetzt zu erklären, daß „die Absetzung des Vicekönigs von Aegypten, falls sie zur Ausführung käme, seines Dafürhaltens eine heftige Erschütterung des allgemeinen Gleichgewichts sein würde". — Was die Abgrenzung in Syrien betreffe, so sei Frankreich auch noch jetzt geneigt, auf jedes annehmbare Arrangement, welches sowohl die Existenz des Sultans als des Vicekönigs verbürge, einzugehen und an demselben Theil zu nehmen. Vorweg jedoch müsse es erklären,

Digitized by Google

daß es „der Ausführung der in Conſtantinopel ausgeſprochenen Abſetzungserklärung ſeine Zuſtimmung nicht ertheilen könne". — Die Note ſchloß mit einigen allgemeinen Redensarten, welche aufs Neue die friedfertigen Abſichten Frankreichs verbürgen und ſeine Bereitwilligkeit zu jeder ehrenhaften Ausgleichung verſichern ſollten. Aber die bündige Erklärung, welche dazwiſchen geſchoben war, nämlich, daß Frankreich von der einmal von ihm angenommenen Art, die Aufrechterhaltung des europäiſchen Gleichgewichtes zu erhalten und zu garantiren, „in keiner Weiſe abgehen würde", war mehr als hinlänglich, die beruhigende Wirkung dieſer Phraſen wieder aufzuheben, vorausgeſetzt, daß ſie noch auf irgend Jemand dieſe Wirkung hätten haben können.

Es war alſo der Lage der Dinge vollkommen angemeſſen, daß, während Herr Thiers auf dieſe Art noch Noten wechſelte, Deutſchland ſich zum Kriege rüſtete. Denn wie wir ſchon geſagt haben: daß Deutſchland der erſte und vornehmſte Schauplatz des Kampfes ſein würde, und daß die Wellen des Rheins ſich würden röthen müſſen von einem Kriege, der an den Ufern des Nils ſeinen Urſprung genommen, das wußte Jedermann zum Voraus.

Und von wem anders war man es auch gewöhnt, der Tummelplatz aller europäiſchen Kriege, der immer offene Entſchädigungsfond für alle Verluſte zu ſein, welche die Großmächte Europa's erlitten, als von Deutſchland?! In Frankreich herrſchte darüber nur Eine Stimme: ſollte (wie man es nannte) das Gleichgewicht von Europa einmal verletzt werden, ſollte es einmal zum Kriege kommen, nun gut, ſo ſollten auch die Verträge von 1815, jene ſchmachvollen, jene noch immer nicht verſchmerzten Verträge, welche Frankreich ſeine ſchönſten Erwerbungen entriſſen hatten, das Erſte ſein, was über den Haufen ſtürzte! ſo ſollte das linke Rheinufer, jenes Rheinufer, welches ehemals, unter der glänzenden Epoche des Kaiſerreichs, mit Frankreich vereinigt geweſen war, das ſeinen Ruhm, ſeine Siege, ſeine Größe getheilt hatte, wo noch bis auf den heutigen Tag ſo viel Sympathieen für Frankreich lebten — ſo ſollte dieſes Stück von Deutſchland die erſte Beute ſein, welche Frankreich in dem allgemeinen Tumulte, der nun erfolgen mußte, an ſich riß! Der Orient lag weit ab; kam es hier zur Theilung, ſo nahmen Rußland und England den Löwentheil vorweg: und das Wenige, was Frankreich etwa erſchnappen konnte,

Digitized by Google

brachte ihm nur geringen Nutzen. Aber dehnt ſich nicht hier dicht in der Nähe, an der Grenze Frankreichs, ein geſegneter Landſtrich aus? mit reichen Feldern, wohlhabenden Städten, blühenden Fabriken? ein Stück, recht aus dem Herzen Europa's? Nehmen wir ihn denn, dieſen Landſtrich: er liegt uns bequem — und iſt ja nur deutſcher Boden!

Solchen Anmaßungen gegenüber, die täglich lauter und lauter wurden, wäre es Thorheit und Feigheit zugleich geweſen, hätte Deutſchland ſich nicht für alle Fälle rüſten wollen. Der König von Preußen, durch den Beſitz eben jenes Rheinufers, ſowie durch die ruhmvolle Erinnerung des Jahres dreizehn, ja man darf ſagen, durch die ganze Geſchichte Preußens zum Wächter Deutſchlands beſtellt, verkannte die Pflichten dieſer ſeiner hohen Stellung keinen Augenblick; wie ſchwankend ſie in eben derſelben Minute ſich nach innen gezeigt hatte, nach außen war die Politik des neuen Königs vorſichtig, feſt und würdevoll. Es geſchah nichts, die Anmaßungen Frankreichs in demſelben Sinne zu erwiedern: aber es geſchah, was nöthig war, die Ehre Deutſchlands und die Sicherheit ſeiner Grenzen zu wahren. Selbſt die feſtliche Zerſtreuung der Berliner Krönungstage hatte die beſonnenen Anſtalten, welche Preußen für den Fall des Krieges traf, nicht aufhalten oder unterbrechen können. Wenige Tage vor der Huldigung (Oktober 8.) wurde eine Cabinetsordre erlaſſen, durch welche die Ausfuhr von Pferden über die äußere Zollgrenze, für den ganzen Umfang des Staates und nach jeder Richtung hin, bis auf Weiteres verboten ward; alſo gerade die Ausfuhr desjenigen Artikels, deſſen Frankreich zu ſeinen Kriegsrüſtungen, bei den anerkannt ſchlechten und ungenügenden Zuſtänden ſeiner inländiſchen Pferdezucht, am Dringendſten bedurfte. — Zur ſelben Zeit wurde Herr von Grolman, commandirender General in Poſen, nach Berlin berufen. Einige behaupteten zwar, dieſe Berufung ſei nur in Folge der Raczynski'ſchen Beſchwerden erfolgt, und Herr von Grolman ſolle nur, im Verein mit den gleichfalls anweſenden Präſidenten Flottwell und von Frankenberg, Bericht über die innere Lage des Großherzogthums erſtatten. Möglich, ja wahrſcheinlich, daß Herr von Grolman auch über dieſen Gegenſtand befragt ward: ſo war doch das militairiſche Talent des Generals zu anerkannt, ſo hatte die öffentliche Stimme ihn doch zu lange als denjenigen bezeichnet, welchem für den Fall eines Krieges

Digitized by Google

die Ehre vorbehalten sei, die preußische Armee dem Feind entgegenzuführen, als daß man seine Berufung nicht allgemein mit dem bevorstehenden Krieg in Verbindung gebracht hätte. — Auch die Reactivirung des Herrn von Boyen, deren wir schon oben gedacht haben, und die in denselben Tagen erfolgte, wurde in gleichem Sinne ausgelegt. Beide ausgezeichnete Generale, behauptete man, seien beauftragt, den Plan des bevorstehenden Feldzugs zu entwerfen und die erforderlichen Rüstungen einzuleiten. — Wenige Wochen später, gleichfalls noch im Oktober, wurden derselbe General von Grolman und der bekannte Vertraute des Königs, Herr von Radowitz, nach Wien und an die größeren deutschen Höfe entsendet, „um sofort die Vertheidigung der Bundesgrenze zu ordnen, und über die Wechselfälle des bevorstehenden Krieges das Erforderliche festzustellen".

Doch war Herrn von Radowitz noch ein anderer wichtiger Auftrag mitgegeben. So wenig der König, nach den Erfahrungen der jüngsten Tage, geneigt war, seinem eignen Staate diejenige Concentration und diejenige organische Einheit zu geben, welche eine gemeinsame Verfassung, eine Vertretung durch Reichsstände ihm allerdings gegeben haben würde: so dringend hielt er es für nöthig, dem allgemeinen deutschen Vaterlande eine größere Einheit und einen organischeren Zusammenhang zu verschaffen, als der Bundestag ihm bisher hatte verschaffen können. Seltsamer Widerspruch dieses königlichen Geistes, dem so oft das richtige Ziel instinktmäßig vorschwebte, und der doch so selten den richtigen Weg dazu finden konnte oder betreten wollte! Für die ferner Stehenden suchte er eine Einigung zu gewinnen, die er den nächst Stehenden verweigerte; dieselben mittelalterlichen Sympathieen, die ihm den Gedanken eines reichsständischen Preußens unerträglich machten, trieben ihn an, den verpönten Gedanken eines einigen Deutschlands ins Leben zu rufen. —

Herr von Radowitz wurde in geheimer Instruction beauftragt, die Ideen, welche der König von Preußen bereits zu Anfang August bei seiner Zusammenkunft mit Herrn von Metternich in Dresden in Anregung gebracht hatte, dem Wiener Cabinet aufs Neue und mit Nachdruck vorzulegen. Die östreichische Regierung sollte daran gemahnt werden, „daß eine tiefgehende Aufrichtung des deutschen Bundes nothwendig sei. Auf dem bisherigen rein negativen Wege könne schlechterdings nicht ferner beharrt werden; die Nation erwarte

Digitized by Google

und verlange mit Recht, daß ihre gemeinsamen Interessen, ihre unabwendbaren Bedürfnisse volle Befriedigung fänden.“

In der That, es mag ein eigenthümliches Lächeln gewesen sein, mit dem Herr von Metternich diese Mission empfing: ein unmerkbares vielleicht, aber gewiß ein recht innerliches, recht behagliches. Deutsche Einheit und Metternich! Interessen und Bedürfnisse der deutschen Nation und das Wiener Cabinet! — Diese Anträge, wenn sie jemals zur Ausführung, ja wenn sie nur zur öffentlichen Kenntniß kamen, mußten das System des Herrn von Metternich nothwendig über den Haufen stürzen. Aber der Umstand, daß man sich mit ihnen gerade an ihn zuerst wandte, brach ihnen die Spitze ab. Viel guter Wille, viel edle Absicht in dieser preußischen Politik, aber wenig — Politik. — Herr von Metternich war von seiner staatsmännischen Ueberlegenheit gewiß niemals inniger durchdrungen, als in dem Augenblick, da Herr von Radowitz ihm diese Projekte des Königs von Preußen eröffnete. Er „wies die Anregung nicht zurück; er stellte in Aussicht, daß er nach vorübergegangener Kriegsgefahr, sich mit der preußischen Regierung über den einzuschlagenden Weg verständigen, und zu diesem Behufe erforderlichen Falls (man denke!) selbst nach Berlin kommen würde. Aber er wies darauf hin, daß im vorliegenden Augenblick, nach den eigenen preußischen Ansichten, der Kampf vor der Thüre stehe, und daß man sich vor Allem in den Stand setzen müsse, diesen mit Ehren zu bestehen.“

Von den Reformen des Bundeswesens, welche der König von Preußen beabsichtigte, wurde also zunächst nur diejenige in Erwägung gezogen, die der Augenblick allerdings am Unerläßlichsten zu fordern schien: die Reform des Heerwesens. — Dasselbe war übler bestellt, als die Laien ahnten und als selbst die Mehrzahl der Betheiligten wußte. Die Bundeskriegsverfassung, wie sie im Jahre achtzehn mühsam und unter mancherlei Widerspruch zu Stande gekommen war, hatte niemals viel getaugt. Aber selbst sie war meistens nur auf dem Papiere stehen geblieben. Bei den Sachverständigen (deren es freilich nicht viele gab) unterlag es keinem Zweifel und einer der Bedeutendsten von ihnen, Herr von Radowitz, sprach es deutlich aus, daß ein Krieg mit Frankreich in diesem Augenblicke hereinbrechend, „das deutsche Bundesheer in einem Zustand gefunden hätte, der dessen schleunige Vereinigung in den anberaumten Fristen

Digitized by Google

unmöglich gemacht, und die Grenzländer während einer kostbaren Zeit dem feindlichen Angriff gänzlich preisgegeben haben würde."

Dieser Punkt also, ein unleugbar wichtiger, wenn auch nicht der einzige wichtige, wurde jetzt auf Anregung Preußens in Angriff genommen. Es fällt in eine etwas spätere Zeit, nämlich erst in das Frühjahr des folgenden Jahres, mag aber, um des Zusammenhangs willen, gleich an dieser Stelle erwähnt werden, daß in Folge dieser Anregung die Bundeskriegsverfassung in der That völlig neu organisirt ward. „Allgemeine Inspicirungen des Bundesheeres, an welchen sämmtliche Regierungen gegenseitig Theil nahmen, stellten durch den Augenschein fest, daß jedes Contingent die übernommenen Pflichten wirklich erfülle. Zum ersten Male unterwarfen sich die deutschen souverainen Regierungen einer wahrhaften Controle durch den Bund; östreichische Offiziere besichtigten die Waffenvorräthe und Festungen des preußischen Staats, sächsische prüften die Waffentüchtigkeit des östreichischen Heeres." — Mit Recht setzt Herr von Radowitz, dem wir diese Mittheilungen verdanken, hinzu, daß diese Einrichtung nicht blos für die materielle Sicherheit, sondern ebenso sehr für die moralische Gemeinschaft der Deutschen von hoher Bedeutung gewesen sei.

Doch kamen diese Dinge, wie gesagt, erst einige Monate später zur Ausführung. Das hohe Verdienst, welches Preußen sich darum erworben, und überhaupt die Reformpläne, mit denen Friedrich Wilhelm der Vierte schon damals in Betreff des deutschen Bundes umging, blieben dem Publikum sogar Jahre lang verborgen: wie es denn überhaupt das Schicksal dieses merkwürdigen und reichbegabten Fürsten zu sein scheint, daß überall in der Erinnerung der Zeitgenossen seine Fehler seine Vorzüge überwuchern, und daß man nur unerbittlich ist für jene, während diese von Niemand beachtet werden — warum? Ach, es ist eine bittere Wahrheit: weil sie trotz des besten Willens doch Niemand zum Heil gereichen. —

Das Publikum erblickte also in der Reise der Herren von Grolman und von Radowitz nur die Einleitung der allgemeinen, durch die Nothwendigkeit gebotenen militairischen Rüstungen. Auch der plötzliche Aufschub der Reise, welche der König selbst nach der Rheinprovinz hatte unternehmen wollen, zeigte, wie drohend die Umstände waren oder doch selbst in den höchsten Regionen gehalten

Digitized by Google

wurden. — Man kann bei alledem nicht eben ſagen, daß das Publikum dem Kriege mit großem Verlangen entgegen ſah. Zu feſt hatte man ſich in die Annehmlichkeiten des Friedens eingelebt, um bei dem Gedanken an die Lorbeeren, die möglicherweiſe im Felde zu erringen waren, ſich allzu lebhaft zu begeiſtern. Es war ein vortreffliches Ding, der Kriegsruhm, ohne Frage: aber nur theuer zu kaufen; es war auch etwas höchſt Vortreffliches und höchſt Unterhaltendes, dies Kriegsgeſchrei an allen Ecken: aber es mußte nur nichts daraus werden. . .

So unwahrſcheinlich daher unter den obwaltenden Umſtänden die Erhaltung des Friedens auch bereits geworden war, ſo wollte doch auch Niemand an den Krieg recht glauben. Mit Begier ergriff man jedes Zeichen, welches auf eine Annäherung der feindlichen Mächte hinzudeuten ſchien. Groß und allgemein, mit Ausnahme natürlich des Heeres, welches vor Begier brannte, ſeinen alten Ruhm in neuen Schlachten zu behaupten, war daher auch die Zufriedenheit im Lande, und ganz beſonders in der Hauptſtadt, als, wenige Tage vor der Berliner Huldigung, ſich das Gerücht verbreitete, Alexander von Humboldt ſei mit einer beſondern Miſſion des Königs nach Paris gereiſt. Man wußte, welche gewichtige Autorität der berühmte Naturforſcher auch auf politiſchem Gebiete war; man hatte es ihm nicht vergeſſen, daß, nach der Julirevolution, hauptſächlich er es geweſen, der die perſönlichen Beziehungen zwiſchen Friedrich Wilhelm dem Dritten und Louis Philippe angeknüpft, und ihnen die freundliche Geſtalt gegeben, welche ſie bis zum Tode des Erſtgenannten bewahrt, und die ſo entſcheidend geweſen war für die Ruhe von Europa. — Was nun gar erſt den Nachfolger Friedrich Wilhelm des Dritten betraf, ſo galt Herr von Humboldt allgemein als die „Thür zum König“: in einem ſolchen Grade, daß er dieſen Ruhm ſogar öffentlich durch die Zeitungen hatte von ſich ablehnen müſſen, um den Geſuchen und Anträgen, mit denen er in Folge deſſen überſchüttet ward und die ſelbſt — zwar nicht die Geduld (denn dies war unmöglich), aber doch die Kraft dieſes liebenswürdigſten und fleißigſten aller Gelehrten zu erſchöpfen drohte, einigermaßen von ſich abzuwehren. — Es begreift ſich darnach, mit welcher Genugthuung die Nachricht von der Abreiſe des Herrn von Humboldt vernommen ward, wie groß die Wichtigkeit, die man ihr beilegte, wie ungemeſſen

Digitized by Google

das Vertrauen, mit dem man ihrem Erfolg entgegenſah; mehre Tage hindurch, mitten unter den Zurüſtungen der Huldigung, war die Reiſe des Herrn von Humboldt das allgemeine Geſpräch.

Aber es begreift ſich darnach auch, wie groß der Verdruß war und wie lang die Geſichter wurden, als gleich darauf von anderer Seite her mit derſelben Entſchiedenheit behauptet ward, es ſei gar nicht wahr, und Herr von Humboldt wäre gar nicht nach Paris gereiſt. Neue Behauptung! neuer Widerſpruch! Die Einen wollten ihn bei der Huldigung in Berlin geſehen haben, die Andern wollten ihn längſt an den Ufern der Seine wiſſen. Mitten in der aufgeklärten Hauptſtadt bildete die Reiſe des Herrn von Humboldt ſich zu einem vollkommenen Mythus aus: ob er gereiſt ſei, reiſe oder reiſen werde, ob er in Berlin oder Paris, in St. Cloud oder Sansſouci, das gab einen wahren gordiſchen Knoten, den Niemand mehr entwirren konnte und den endlich die Regierung ſelbſt mit dem ehrwürdigen Schwert einer offiziellen Erklärung zerhauen mußte. Nämlich als die Anweſenheit des Herrn von Humboldt (der in der That Berlin und Potsdam gar nicht verlaſſen hatte) in keiner Weiſe mehr zu leugnen ſtand und als die verehrte Geſtalt mit allzu deutlicher Gewißheit öffentlich in den Straßen der Hauptſtadt geſehen ward: ſo hatte die Berliner Straßenpolitik, dieſes neue und einflußreiche Geſchöpf der letztverlebten Monate, das ſpäterhin noch zu einer ſo gefährlichen Bedeutung erwachſen ſollte, auch hiefür ihre Erklärung bei der Hand. Es hieß nämlich, Herr von Humboldt ſei allerdings abgereiſt geweſen, aber kaum auf dem Wege, ſei er, in Folge einer raſchen Sinnesänderung des Königs, durch den Telegraphen wieder zurückgerufen worden. Dieſen Gerüchten ein Ende zu machen, ſah das Miniſterium ſich denn endlich veranlaßt, durch die Staatszeitung zu erklären, daß Herr von Humboldt überhaupt nicht nach Paris geſchickt worden, und alſo auch nicht durch den Telegraphen zurückgerufen ſei. —

So ſchwer entſchloß das Publikum ſich, an einen Krieg zu glauben, von dem es doch ſchon überall ſo viel redete! ſo begierig griff es nach jedem Strohhalm, ſeine Friedenshoffnungen daran flott zu halten!

Doch ſollte der kriegeriſche Enthuſiasmus, der ſich alſo bis jetzt noch ziemlich faul erwies, plötzlich von anderer Seite her auf die Beine gebracht werden. Ein junger Poet am Rhein, Niklas Becker,

Digitized by Google

hatte, gleich in den ersten Tagen, als die Anmaßungen der Franzosen diesseit des Rheines bekannt wurden, ein Lied geschrieben, welches kräftigen Protest gegen diese Anmaßungen einlegte, und die Versicherung aussprach, daß der Rhein jederzeit deutsch sein und bleiben werde. Anmuthig und sangbar, wie das anspruchlose Liedchen war, hatte es bald einen Componisten gefunden; am 15. Oktober zuerst im Theater zu Cöln öffentlich vorgetragen, war es mit großem Beifall aufgenommen worden. Bald flog es von Stadt zu Stadt; gerade was die Schwäche des Liedes war, sein bloß negativer Inhalt, seine bloße triviale Versicherung, daß man sich nicht nehmen lassen wolle, was man habe, machte sein Glück: es war so ganz das Pathos des damaligen deutschen Publikums! — Auch der Umstand, daß es am Rhein selbst entstanden, und hier zuerst zum Volkslied geworden war, kam seiner Verbreitung zu statten; war es doch gewissermaßen ein Unterpfand für die Gesinnungen der Rheinländer, von denen man sich (gewiß weniger aus Mißtrauen gegen die Rheinländer, als aus eigenem bösen Gewissen) so viel Deutschheit kaum versprochen hatte. Auch in Berlin wurde das Lied mit Enthusiasmus aufgenommen; in allen Gesellschaften, in allen Tavernen, auf allen Straßen, wo irgend eine Drehorgel spielte, überall hörte man das unentrinnbare „Sie sollen ihn nicht haben".

Den deutschen Regierungen kam dieser unerwartete Succurs höchst angenehm. Was nicht die gediegenste Staatsschrift mit den triftigsten Gründen, den ausführlichsten Beweisen erreicht haben würde — aber dieses kleine Lied erreichte es! Vergebens an das zugeknöpfte Herz des Philisters würde man mit Gründen des Patriotismus, Gründen des politischen Nutzens, der geschichtlichen Nothwendigkeit gepocht haben — aber vor den Tönen dieses Liedes zerschmolz es, diese Appellation an die Romantik des deutschen Nationalcharakters, diese hohen Dome, die sich wiederspiegeln in der grünen Fluth, diese kühnen Knaben, schlanke Dirnen, diese Fischlein auf dem Grund waren ihm unwiderstehlich! — Noch kurz zuvor, bei einer Opernaufführung im Hoftheater zu Berlin (und man muß sich erinnern, was dergleichen Demonstrationen damals noch zu bedeuten hatten, wie ungewöhnlich sie waren und welches Gewicht ihnen daher noch beigelegt ward) war das Publikum bei dem Refrain einer Arie: „Was geht uns der

Digitized by Google

Sultan an", in lautes Beifallrufen ausgebrochen. Aber das war jetzt vorüber: die „deutsche Marseillaise" von Niklas Becker hatte die fromme Milch dieser Denkungsart urplötzlich in Gährung versetzt, Alles athmete Krieg, Alles floß über von Patriotismus und Tapferkeit . . .

Die Regierungen versäumten nicht, sich dankbar zu erweisen und eine Wirkung zu belohnen, die der anspruchslose und liebenswürdige junge Dichter gewiß selbst am Wenigsten beabsichtigt oder erwartet hatte. Schon die gewiß ungewohnte Nachsicht, mit welcher die Polizei die Augen zudrückte zu all den mannigfachen und oft sehr tumultuarischen Demonstrationen, zu denen das Beckersche Lied benutzt ward, lieferte den Beweis, wie gern dieselben höheren Ortes gesehen wurden; dieselbe deutsche Einheit, deren leiseste Erwähnung vor wenigen Monaten noch zur Festung, respective auch zum Zuchthaus reif gemacht hätte, wurde jetzt öffentlich auf allen Straßen, in allen Kneipen betoastet und besungen: und die Gendarmen selbst schlugen den Takt dazu.

Doch blieb man dabei nicht stehen. Schon im November, wenige Wochen nach dem ersten Bekanntwerden des Liedes, wurde der Dichter von der preußischen Regierung durch Zusicherung eines angenehmen und einträglichen Postens erfreut. Später, im Januar, wurde noch ein königliches Ehrengeschenk von tausend Thalern nebst anderen Vortheilen hinzugefügt. Der König von Baiern, als „Pfalzgraf bei Rhein", ließ, nach Schwanthalers kunstreicher Zeichnung, einen „silbernen, inwendig stark vergoldeten, von ihm selbst angegeben wordenen" Pokal verfertigen und übersandte ihn dem Dichter mit dem Wunsche, daß er „recht oft daraus trinken möge, dazu singend: Sie sollen ihn nicht haben ꝛc."

Solche königlichen Exempel waren gerade geeignet, die loyale Begeisterung der Unterthanen zu offenem Fanatismus zu steigern. Der junge Dichter selbst gerieth dabei ins übelste Gedränge. Nachdem zwei große deutsche Könige ihre Bewunderung auf so eclatante Weise an den Tag gelegt, nachdem ein junger, namenloser Poet für wenige Zeilen Auszeichnungen und Geschenke erhalten hatte, wie sie keinem Schiller, keinem Goethe jemals zu Theil geworden und wie sie überhaupt in der Geschichte der deutschen Literatur ohne Beispiel waren, so wollte nun auch Niemand dagegen zurückbleiben. Aus Mainz,

Digitized by Google

Leipzig und andern Städten wurden dem Dichter gleichfalls Geschenke übersandt; seine Mitbürger, die Bewohner des wackern Städtchens Geilenkirchen, ehrten ihn durch Festmahlzeiten und Fackelzüge und ließen ihren so plötzlich so berühmt gewordenen Landsmann hoch leben als „das Organ deutscher Gesinnung in ganz Deutschland und für alle Zeiten, der unsterbliche Niklas Becker, er soll leben, ewig leben!“ —

Ach, sie waren ihm zu gönnen, diese Ehrenbezeigungen, selbst wo sie vielleicht das Maß überschritten, dem bleichen, jungen Dichter, in dessen kranker Brust schon damals der Tod nagte und der bald darauf in einem frühen Grabe Vergessenheit lernen sollte all dieser Ehre und dieser Herrlichkeit, mit der man ihn damals fast erdrückte! doppelt zu gönnen in der sicheren Voraussicht des Hohnes und der Spötteleien, mit denen wenige Monate später das ernüchterte Publikum sich wegen seiner eigenen Thorheit schadlos zu halten suchte an der Poesie des Dichters und die selbst den Todeskampf des Sterbenden nicht verschonten! Disteln statt Lorbeeren, Pflastersteine statt Rosen, je nach Gelegenheit — wer mit dem Publikum verkehren will, muß darauf gefaßt sein.

Aber Epidemien sind ansteckend: und auch diese Epidemie des forcirten Deutschthums war es und der romantisch mittelalterlichen Begeisterung, die an dem Beckerschen Rheinliede zum Ausbruch gekommen war. Sollte der Poesie allein die Ehre bleiben, an der großen Bewegung dieser Tage Antheil zu nehmen? sie allein Nutzen ziehen aus der Begeisterung des Publikums und der Freigebigkeit eines Fürsten, dessen romantisch mittelalterliche Sympathien längst kein Geheimniß waren und der seine deutsche Gesinnung so eben noch so kräftig, so glänzend bethätigt hatte?! Nein, der Augenblick ist günstig: also frisch zugegriffen und herauf ans Tageslicht all die mittelalterlichen Projecte und Pläne, die Entwürfe der Künstler, die Wünsche der Kunstfreunde, die alle bisher, wegen Mangels an Zeit und Geld und wegen der schnöden modernen Stimmung des Publikums, nicht hatten zur Durchführung gelangen können: herauf jetzt mit euch und die Gelegenheit, die nicht wiederkehrende, beim Schopf gefaßt!

Es wurde also Wehklage in den Zeitungen erhoben und wurden Sammlungen im Lande umhergeschickt: der Königsstuhl zu Rense

Digitized by Google

liege in Trümmern; vor mehr als vierzig Jahren von den Franzosen zerstört, zieme es sich wohl, ihn in einem Augenblicke herzustellen, wo die Nation im Begriffe sei, dieselben Franzosen mit blutigen Köpfen vom „freien deutschen Rhein" zurückzuweisen.

Das Publikum horchte — der Königsstuhl zu Rense? Aber es wußte eigentlich Niemand, was das für ein Ding war. Man erzählte ihm, es sei die Stätte, wo ehedem, in den Blüthetagen deutscher Macht und Herrlichkeit, die Kurfürsten des deutschen Reichs getagt hätten. Aber auch diese antiquarische Notiz ließ das Publikum ziemlich kühl. Man erzählte weiter von der schönen Gegend, in der die Trümmer liegen, hart an der Landstraße, dicht am Rhein, und welch ein Schmuck es für die Landschaft sein würde, wenn die ehrwürdigen Pfeiler ihr Haupt noch einmal erhöben — das Publikum lächelte. Aber beim Himmel, sagte man, der Königsstuhl muß wieder hergestellt werden, um unsere Deutschheit, unsern Patriotismus zu beweisen, und man erzählte von dem Schreck, den die Franzosen kriegen würden, wenn sie hörten, der Königsstuhl zu Rense werde wieder aufgebaut — que le diable l'emporte, so ist die bête allemande also wirklich aufgewacht?! Man erzählte, daß schon in Koblenz ein Comité gebildet sei und daß der Oberpräsident der Rheinprovinz selbst an der Spitze desselben stehe; man erzählte, daß die Regierung dem Verein bereits die Portofreiheit zugesichert habe; man erzählte von den Concerten und Bällen, den Subscriptionen und Sammlungen, die man zum Besten des Königsstuhls zu Rense veranstalten würde, und daß der König selbst sich zum obersten Protector des Unternehmens erklärt habe ...

Das Alles erzählte man: und siehe da, das Publikum griff in die Tasche und zahlte zum Wiederaufbau des Königsstuhls zu Rense, eines Dinges, von dem es nichts wußte, nichts wollte, das ihm so gleichgiltig war wie ein Pappenstiel — aber dennoch es zahlte.

Noch viel größer war die Theilnahme, welche ein Aufruf zur Vollendung des Kölner Domes fand, der in derselben Zeit veröffentlicht ward. Dies war denn allerdings ein Bauwerk von europäischem Ruf und classischer Bedeutung; man brauchte noch eben kein Kunstschwärmer, kein mittelalterlicher Romantikus zu sein, und fühlte sich doch das Blut zu Kopfe steigen bei dem Gedanken, daß die Thürme

Digitized by Google

dieſes erhabenſten aller mittelalterlichen Bauwerke jemals vollendet in die Lüfte ragen, die Wellen des Rheins die köſtlichen Wölbungen, das zierliche Laubwerk dieſes Chors jemals vollſtändig zurückſpiegeln ſollten!

Aber freilich, die Baumeiſter ſelbſt ſagten es und die glühendſten Kunſtfreunde konnten nicht widerſprechen, daß Millionen, viele Millionen blanker preußiſcher Thaler und eine lange, ungeſtörte Reihe von Jahren dazu gehören würden, dieſen bewundernswürdigen Torſo wirklich zu vollenden. Man zählte den Beginn des Krieges ſchon an den Fingern ab; war dies die Zeit, ein ſolches Unternehmen zu beginnen? Die wichtigſten Eiſenbahnen blieben ungebaut, die nöthigſte Unterſtützung für Handel, Gewerbe und Ackerbau fehlte, weil man kein Geld dazu hatte; durfte man in Ernſt daran denken, ein ſo ungeheures, ſo unverhältnißmäßiges Kapital dem allgemeinen Verkehr zu entziehen, um es in Mauerwerk und Steinen feſtzulegen?

Aber die romantiſche Trunkenheit wußte für Alles Rath; ſelbſt ihren ärgſten, ihren verhaßteſten Feind, die induſtrielle Speculation des Zeitalters, ſcheute ſie ſich nicht, wo er zur Erreichung ihrer phantaſtiſchen Zwecke nützlich ſchien, in ihren Dienſt zu nehmen. Als die patriotiſchen Motive allein nicht völlig verfangen wollten, als das Publikum ſelbſt zu den confeſſionellen Vorſtellungen (nämlich, daß man in dem Kölner Dom ein Denkmal der Glaubenseinigkeit zwiſchen Proteſtanten und Katholiken ſtiften wollte, welche allgemein ſo lebhaft — gewünſcht würde), ungläubig die Achſeln zuckte: ſo wurde allen Ernſtes der Vorſchlag einer Lotterie gemacht, welche dem Publikum ſolche Vortheile bieten und dabei auch noch für den Dom ſelbſt ſolchen Gewinn abwerfen ſollte, daß damit zwei Fliegen glücklich mit einer Klappe geſchlagen wären. — Vor Allem verſprach man ſich von den deutſchen Fürſten, die ja ſo eben erſt gezeigt hätten, wie ſehr ſie deutſchen Patriotismus zu ſchätzen wüßten, die kräftigſte Unterſtützung: und wiederum unter ihnen von Keinem mehr als von dem neuen König von Preußen, in dem ſich Alles zu vereinigen ſchien, Neigung des Kunſtfreundes, Begeiſterung des Patrioten, Theilnahme des Gläubigen, Recht und Pflicht des Landesherrn und zu alledem noch die Vortheile einer gefüllten Kaſſe, um ihn zum geborenen Schutzherrn des Kölner Doms zu machen. —

Digitized by Google

Gleichwohl weder das Beckersche Rheinlied, noch der Königsstuhl zu Rense, noch auch der beabsichtigte Ausbau des Kölner Doms hatte alle Gegner des bevorstehenden Krieges zum Schweigen gebracht. Der Philister, ja, er kniff die Augen ein, sang sein „Sie sollen ihn nicht haben", und getröstete sich im Stillen der Hoffnung, der bloße Klang dieses Liedes würde genügen, die leichtfertigen Rothhosen über den Rhein zurückzuschnellen oder schlimmsten Falls würde das Freicorps, welches die Düsseldorfer Maler für den Fall des Krieges bilden wollten, den vorwitzigen Feind gehörig „bläuen ..."

Aber keineswegs war er der einzige Gegner des Kriegs gewesen: auch jene jüngere philosophische Generation, deren wir in einem früheren Abschnitte gedacht haben, sah einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich mit großer Abneigung entgegen. Sie that es — nicht, weil sie unempfindlich war gegen die Anmaßungen der Franzosen und die Schmach, welche darin für Deutschland enthalten war: aber den größeren Theil dieser Schmach schienen ihr nicht die Franzosen, schienen ihr die deutschen Fürsten, schien das deutsche Volk, schienen sie selbst sich verschuldet zu haben, die sie es Alle dahin kommen lassen, die sie es Alle mit angesehen und zugegeben, daß Deutschland so gesunken, so zum Spott und Wegwurf der Nationen geworden war! —

Sie that es ferner, weil sie den Krieg überhaupt als ein letztes, furchtbarstes Mittel betrachtete, zu dem nicht leichtsinnig gegriffen werden sollte und weil sie in der vorliegenden Verwicklung eine solche äußerste Nothwendigkeit noch nicht erkennen konnte; sie that es, weil sie der Gedanke mit Trauer erfüllte, daß zwei Nationen, bestimmt zum gleichen Priesterthum der Freiheit und der Bildung, in brudermörderischem Kampf ihr Blut vergießen sollten; sie that es, weil ihr unheimlich ward bei dem wüsten romantischen Taumel, dem bornirten Franzosenhaß, der überall schon die Gemüther zu verwirren anfing, und weil sie überhaupt nicht in Frankreich, sondern allein in Rußland konnte sie den Feind des deutschen Volks, den allgemeinen Feind der Freiheit und der Bildung sehen, gegen den alle Schwerter Europa's sich gleichmäßig erheben müßten ...!

Und endlich that sie es auch deshalb, weil sie in Besorgniß war um den wahrscheinlichen Ausgang dieses Krieges. Nicht, daß sie gering gedacht hätte von dem Muth und der Ausdauer der deutschen

Digitized by Google

Nation, ganz gewiß nicht. War sie doch aufgewachsen, eben diese Generation, unter den Erinnerungen der Freiheitkriege, waren es doch die Namen von Leipzig und Waterloo gewesen, an denen sie selbst lesen gelernt! — Auch, ohne Zweifel, in demselben Augenblick, wo der Krieg wirklich erklärt und damit das Schlagen eine Nothwendigkeit geworden wäre, würde sie selbst unter den Vordersten gestanden und würde mit Wollust ihr wärmstes Blut vergossen haben für die Vertheidigung, die Rettung des gefährdeten Vaterlandes ....

Aber sie war in Sorgen um den Ausgang des Krieges, weil sie wußte, daß der letzte Sieg nicht immer da ist, wo die meisten Truppen, die besten Anführer, ja nicht einmal da, wo die meiste Tapferkeit: sondern allemal da ist der letzte Sieg, wo die größte Kraft des Volkswillens, die größte Einigkeit der nationalen Bestrebungen, mit Einem Wort, wo das Bewußtsein des Volkes am Mächtigsten ist.

Wie aber das Selbstbewußtsein des einzelnen Menschen nur da von Werth und nur da eine Tugend ist, wo es auf dem Grunde der Bildung und der Sittlichkeit beruht: so auch das Bewußtsein eines Volkes darf nur dann wirklich auf diesen Namen Anspruch machen, wenn es das Bewußtsein seiner Rechte und seiner Freiheit ist. Ja ein Volk ohne Recht und Freiheit hat überhaupt kein Bewußtsein; der barbarische Instinkt der Scholle allein verdient diesen edlen Namen nicht. Recht und Freiheit also sind auch die letzte Instanz, in der auch die Kriege der Völker entschieden werden; mögen Kanonen die ultima ratio der Könige heißen: die ultima ratio der Völker sind ihr Recht und ihre Freiheit. —

Und wie nun sah es in dieser Beziehung mit Deutschland aus? In all den gefüllten Arsenalen, all den wohlversehenen Montirungshäusern (wiewohl wir bereits wissen, daß auch diese nicht einmal überall vorhanden waren) — das Schwert des Rechtes, der Schild der Freiheit, wo in Deutschland wurden sie gefunden? Der Ausbruch des Krieges, darüber konnte sich Niemand täuschen, war für Frankreich auch das Signal zum Ausbruch einer neuen Revolution, welche die so schmählich verleugneten Grundsätze der Julitage aufs Neue und wahrhaft zur Herrschaft bringen mußte — und wenn alsdann der Genius der Revolution die Kraft des französischen Volkes bis zum

Digitized by Google

letzten Hauch entfesselt hatte, wenn vor den Adlern Frankreichs, mit weit offnen Flügeln, der Geist der Freiheit und der Brüderlichkeit einherschwebte: was alsdann hatte das arme, rechtlose, geknechtete Deutschland dagegen einzusetzen? und wie, in seiner armseligen Zerstückelung, seiner Gebundenheit des Volksgeistes, seiner Ohnmacht und Schwäche, wollte es diesem Heranſturz des französischen Kolosses gegenübertreten?!

Also die Ihr jetzt so begierig nach Schlachten seid, die Ihr den Tag kaum erwarten könnt, wo die Trompete schmettern wird: greift lieber zuvor in den eignen Busen! Nicht einer Nation, die mit Euch dieselben Aufgaben der Humanität und der Freiheit zu lösen hat und mit der Ihr Euch niemals feindlich treffen könnt, als nur durch eine Verirrung und Entstellung aller wahren und natürlichen Verhältnisse, sondern Eurer eigenen Feigheit erklärt den Krieg, Eurem eigenen Kastengeist, Eurem eigenen Sklavensinn! Macht die deutsche Nation erst frei und einig im Innern, so werdet Ihr sie auch groß und mächtig nach Außen gemacht haben! Sorgt erst, durch weise und volksthümliche Einrichtungen, daß es ein Glück werde und eine Ehre, ein Deutscher zu sein — und Ihr werdet nicht mehr gezwungen sein, um die Sicherheit Eurer Grenzen zu zittern, und werdet nicht mehr nöthig haben, den Rhein mit Liedern zu vertheidigen: denn alsdann die Freiheit selbst wird ihn an Euch fesseln! —

Solche Gedanken etwa waren es, welche, wenige Wochen später, ein anderer junger Dichter in einer Beantwortung des Beckerschen Rheinliedes aussprach. Das Gedicht ging aus dem schon früher bezeichneten Kreise der Hallischen Jahrbücher hervor und trug die Spuren dieser philosophischen Nachbarschaft noch ziemlich deutlich an sich. Sie war ein wenig unverhältnißmäßig, die strotzende Rhetorik dieses Gedichtes, mit ihren publicistischen Beziehungen, ihren politischen Apostrophen, gegen das einfach sangbare, naive, unschuldige Lied des Niklas Becker; auch roch er ein wenig nach der Lampe und war jedenfalls besser gemeint als poetisch verarbeitet, dieser terminus technicus des „freien Geistes", der hier so urplötzlich, mit Haut und Haar, aus der Philosophie in die Poesie hinüberverpflanzt und Volk und Fürsten als einziges Heilmittel der kranken Zeit empfohlen ward.

Aber bei der Aufregung des Publikums, wer hatte für diese ästhetischen Bedenklichkeiten Sinn? Das Gedicht machte kaum ge-

Digitized by Google

ringeres Aufsehen, als das berühmte Lied, gegen das es sich richtete. Ein großer Theil des Volkes fand die Ansichten darin ausgesprochen, die er selbst im Stillen seit Langem genährt; man freute sich über den Muth und die Ehrlichkeit des Dichters und spendete seiner politischen Ueberzeugung einen Beifall, den man seinem Gedicht, als solchem, vermuthlich hätte vorenthalten müssen.

Zur selben Zeit hatte ein französischer Dichter, Alfred de Musset, eine witzige, aber unverschämte Entgegnung auf das Becker'sche Rheinlied drucken lassen: und auch Lamartine in seiner „Marseillaise de paix" ließ einige jener majestätischen Accorde vernehmen, die dem Dichter der Méditations so wohl anstanden und deren eigenthümliche innere Unklarheit sogar ihren poetischen Effect noch vergrößerte.

Der Dichterkrieg war also allerwärts im besten Gange, die Herolde der Nationen hatten schon geblasen: wie lange konnte es noch dauern und die Heere selbst rückten ins Feld?! . . .

Aber in Wahrheit, sie rückten gar nicht, die lange Vorbereitung löste sich auf in nichts, das „rothe und blaue Blut", das in den Versen des Herrn von Lamartine geflossen, blieb das einzige für diesmal, das zwischen Deutschland und Frankreich vergossen ward.

Nämlich Herr Thiers hatte gut reden und drohen gehabt und gut Ultimatums erlassen: er hatte vergessen oder wenn nicht vergessen (denn nach der Erfahrung, die er bereits einmal, im Jahre sechsunddreißig, in der spanischen Angelegenheit in dieser Hinsicht gemacht, wie wäre vergessen möglich gewesen?!) — nun gut, so hatte er sich selbst dagegen verblendet, daß über ihm und allen Ministerien und allen Kammern Frankreichs und über der Charte und ihrer „Wahrheit" selbst ein höherer Wille schwebte — der „unbewegliche Wille" des Bürgerkönigs!

Und dieser unbewegliche Wille wollte keinen Krieg, weder jetzt noch jemals: noch durfte er ihn wollen, seiner Selbsterhaltung wegen. Was selbst deutschen Politikern kein Geheimniß war, daß nämlich unter den gegenwärtigen Umständen ein Krieg für Frankreich auch das Signal zu einer politischen Umwälzung sein mußte: Louis Philippe, dieser Schlauste der Schlauen (denn das ohne Widerspruch war er: nur daß die Schlauheit, welche bloß schlau ist, allemal zuletzt an einen Punkt geräth, wo sie erstaunlich bornirt wird), wußte es längst und hatte seine Operationen darnach eingerichtet. Er hatte sich die

Digitized by Google

Noten und Proteſte und ſelbſt die Rüſtungen des Herrn Thiers ruhig gefallen laſſen; die kriegeriſche Sprache, welche die Journale ſeit Monaten führten, hatten ihm große Unterhaltung bereitet. Ob er geſchmunzelt hatte, der alte Fuchs, bei dieſem edlen Zorn, dieſer ſchönen Leidenſchaftlichkeit, welche bei dem bloßen Gedanken ſchon, daß eines Schattens Schatten auf ihre Ehre gefallen ſein könne, die ganze Nation ergriffen! Ob er gerechnet hatte und an den Fingern gezählt, wie lange dieſe Fluth der Empfindung noch dauern könne und wann, nach der allgemeinen Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur, die Ebbe der Erſchlaffung, der Abſpannung eintreten würde?! Recht ſo, Ihr Franzoſen! recht ſo, Ihr Hitzköpfe! Strömt Euren Zorn nur aus in Zeitungsartikeln, verpufft nur Eure Courage in heftigen Reden und Verwünſchungen — wie ſagt doch das Sprichwort? Strenge Herren regieren nicht lange: und wenn der Krieg erſt bei Euch Mode wird, ſo iſt auch der Friede am Gewiſſeſten....

Der Zufall, der Louis Philippe, während ſeiner achtzehnjährigen Regierung ſo oft, ſo wunderbar unterſtützt hat, bis endlich wiederum ein einziger Zufall, ein einziges verhängnißvolles Mißverſtändniß ihn auf einen Schlag um alle Früchte ſeiner ganzen Herrſchaft bringen ſollte — der Zufall, ſage ich, unterſtützte ihn auch diesmal. An demſelben funfzehnten Oktober, in derſelben Stunde, da in Berlin die Schwüre des preußiſchen Volkes, ja die Schwüre des Königs ſelbſt gen Himmel ſtiegen, feuerte ein Unſinniger, Darmès mit Namen, ein mit ſechs Kugeln geladenes Gewehr auf den königlichen Wagen ab. — Vergeblich, wie ſeine Vorgänger alle! Denn dieſer große königliche Betrüger ſollte nicht fallen durch die Rache der Nation oder den Fanatismus eines Einzelnen, ſondern an ſeiner eigenen Schlauheit ſollte er zu Grunde gehen; nachdem er Allen und Jeden getäuſcht, ſollte er zuletzt, im wichtigſten Moment, auch noch ſich ſelber täuſchen; kein Sturm ſollte ihn abreißen vom Baume Frankreichs: er ſollte abfallen, von ſelbſt, klanglos, wie eine verfaulte Frucht...

Für den Augenblick aber kam Louis Philippe der Streich dieſes Wahnſinnigen höchſt gelegen. Er geſchah, wie geſagt, am funfzehnten Oktober; zum achtundzwanzigſten deſſelben Monats ſtand die Eröffnung der Kammer bevor, deren Ausſpruch die Frage wegen Krieg oder Frieden entſcheiden mußte. Aber wo in dieſer Kammer wäre eine Majorität zu finden geweſen, die, Angeſichts dieſer Unruhen,

Digitized by Google

dieſer Verſchwörungen und Complotte, die noch immer im Innern Frankreichs gährten und von denen das Darmès'ſche Attentat ſo eben erſt ein ſo furchtbares Zeugniß abgelegt, für einen Krieg nach außen hätte zu ſtimmen gewagt? Wie nun, wenn die Coalition an den Grenzen Frankreichs geſtanden hätte und Darmès' Kugeln hätten einige Zoll tiefer eingeſchlagen, in die Bruſt des Königs — wie nun dann?!

Louis Philippe war einer der mehr glücklichen als großen Menſchen, die aus Allem ihren Vortheil zu ziehen verſtehen; auch aus dieſem Ereigniß zog er ihn. Auch hatte er auf eine Gelegenheit dieſer Art ſeit Längerm ſchon gelauert. Herr Thiers war ihm perſönlich unausſprechbar unbequem; ſeine Dienſte hatte er geleiſtet, mit großem Eclat und vielen prächtigen Redensarten hatte er die Politik Louis Philippe's über eine höchſt ſchmutzige Angelegenheit nicht gerade glücklich — aber immerhin, er hatte ſie hinweggebracht; er hatte dem Zorn der Franzoſen, den Louis Philippe's feigherzige Politik erregt, Worte gegeben und geſprochener Zorn bekanntlich iſt nur noch halber Zorn; kurzum, er hatte ſeinen Dienſt geleiſtet, die Citrone war wieder einmal ausgepreßt — eh bien, werfen wir die Schale weg! —

Schon zu Anfang Octobers hatte die entſchiedene Weigerung des Königs die von Herrn Thiers beabſichtigte Abſendung der franzöſiſchen Flotte nach Syrien hintertrieben. Jetzt, bei dem auf den 28. October bevorſtehenden Zuſammentritt der Kammern, legte Herr Thiers dem König den Entwurf einer Thronrede vor, in welcher eine entſchiedene Verwerfung des Vertrags vom funfzehnten Juli, ſowie die Forderung neuer und ausgedehnter Mittel zu ferneren Rüſtungen enthalten war.

Aber davon wollte Louis Philippe nichts wiſſen; ſo weit hatte der Faden gereicht, an dem er Herrn Thiers, ihm ſelbſt unbemerkbar, ſchwirren ließ — und nun auch kein Haarbreit weiter. —

Herr Thiers, in der Unmöglichkeit, den Willen des Königs umzuſtimmen, vielleicht auch ſeine eigene Unentbehrlichkeit, ſowie die Stimmung der Nation überſchätzend, verlangte mit dem ganzen Miniſterium ſeinen Abſchied: October 21.

Louis Philippe ertheilte ihn; die Kammern wurden bis zum fünften November vertagt und noch vor Ablauf dieſer Friſt, ſchon

Digitized by Google

am 29. October, wurde das neue Ministerium verkündigt. Marschall Soult, dieser beliebte und stets bereite Strohmann so vieler Ministerien, führte auch in diesem den Vorsitz; seine eigentliche Seele aber war der bisherige französische Gesandte in London, Herr Guizot, der berühmte ehemalige Freund, jetzige Nebenbuhler des Herrn Thiers.

Denn diese beiden Männer, deren Principien gar nicht so weit von einander lagen, nur daß der Eine dabei etwas schwerfälliger, etwas ernster, etwas deutscher, der Andere etwas gelenker, leichtfertiger und durch und durch Franzose war — diese beiden Männer, sage ich, gegen einander abzunutzen und alle Krisen Frankreichs in persönliche Fragen der Herren Thiers und Guizot zu verwandeln, bildete ein Hauptkunststück des gekrönten Puppenspielers und eine Hauptstütze für die Dauer seiner Herrschaft.

Auch jetzt gelang es ihm. Die Journale der Opposition schrieen zwar Zeter, in der Kammer ließen sich einige emphatische Redner hören, Herr Thiers schleuderte Pfeile, die große Farce der Beisetzung Napoleons ging am 15. December bei ziemlicher Kälte ziemlich frostig und eindrucklos, wennschon nicht ohne eine Fülle vortrefflicher Reden, vorüber —: aber der Schluß von Allem war doch, daß der Pascha von Aegypten geopfert, die Ehre Frankreichs beschimpft, sein Einfluß im Orient vernichtet, Rußland im Vortheil — aber dafür freilich auch der Frieden Europas ungefährdet und Louis Philippe der gute Freund und Gevatter der legitimen Mächte blieb!

Der Pascha selbst hatte dies wohl schon seit einiger Zeit nicht mehr anders erwartet. Schon Anfang Novembers, auf die Nachricht von der Eroberung St. Jean d'Acre's, zu der nun auch noch der Rücktritt des Herrn Thiers kam, hatte er mit dem Commodore Napier Unterhandlungen angeknüpft, des Inhalts, daß er, sofern die Verbündeten ihm nur die Erblichkeit seiner Würde vom Sultan erwirken und verbürgen wollten, er sofort bereit sei, Syrien zu räumen und Kandia nebst der türkischen Flotte zurückzugeben: und schon am 27. desselben Monats wurde ein vorläufiger Vertrag auf dieser Grundlage abgeschlossen. Allerdings vergingen noch Monate, bevor es (Juni 10. 1841) zum schließlichen Frieden kam. Doch das waren nur die gewöhnlichen Irrgänge der Diplomatie; entschieden war die Sache in dem Augenblick gewesen, als Herr Thiers Herrn Guizot hatte weichen müssen. — Und wer Herrn Thiers genau kannte, durfte einigen

Digitized by Google

Zweifel hegen, ob ſelbſt ohne ſeinen Rücktritt das Reſultat nur wirklich ein ſehr verſchiedenes geweſen ſein würde.

Für diesmal alſo war es mit dem Kriege noch nichts geworden; das Becker'ſche Rheinlied, der Königsſtuhl zu Renſe und der Kölner Dom waren die einzigen Trophäen, welche Deutſchland für den Augenblick errungen ....

Und mit großer Selbſtzufriedenheit kehrte Europa zu dem Syſtem des bewaffneten Friedens zurück.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Wachsende Mißstimmung in Preußen, besonders in Berlin. — Die Censurfrage. Gerüchte von bevorstehender theilweiser Censurbefreiung; Herr von Eichendorff. Plan des Professor Graff zu politischen Disputatorien. — Angebliche Aeußerungen des Königs in Betreff der Patrimonialgerichtsbarkeit. Erlaß wegen russischer und östreichischer Orden. Herr von Rochow erhält den rothen Adlerorden in Brillanten. — Ernennung des General von Thile zum Staats- und Kabinetsminister. Gerüchte von anderweitigen Ernennungen und Veränderungen. — Die Gebrüder Grimm nach Berlin berufen. Jahn restituirt. Erhöhte Dotation der Universität zu Berlin. Tell und Egmont zur Aufführung in Berlin erlaubt. Ernennungen zum Staatsrath: Humboldt, Beyen ꝛc. — Unzufriedenheit mit der Wirksamkeit des neuen Cultusministers, Herrn Eichhorn; Stahl aus Erlangen an Gans' Stelle berufen; bevorstehende Berufung Schellings. — Anstellung des Herrn von Hassenpflug; übler Eindruck im Publikum; der „erste schmerzliche Tag" des Königs. — Rescript des Cultusministers an die Elementarschullehrer. — Begünstigung der Altlutheraner und Supranaturalisten; Eingabe der nichtunirten Gemeinde zu Magdeburg. — Fortsetzung des Sintenis'schen Streites; die Studenten zu Halle petitioniren um Berufung des Dr. Strauß. — Die erzbischöfliche Angelegenheit. Rücktritt des Herrn von Sedlnitzky; Herr von Duesberg zum Director für die kathol. Angelegenheiten ernannt. — Gerüchte von einem bevorstehenden Ehegesetz; Herr Göschel. Angebliche strenge Sonntagsfeier. Das baldige Erscheinen eines Religionsedictes behauptet; fruchtlose Widerlegung der Staatszeitung. — Herr Eichhorn und der König. — Theaterscandal bei Aufführung der Athalie: Januar 4. 1841. —

So also hatten auch für Preußen die Wolken, die so eben noch den Horizont seiner äußeren Politik umdüstert hielten, sich verzogen oder wurden doch mit jedem Tage lichter. Hätte sich doch auch dasselbe sagen lassen von den Nebeln, die im Innern des Landes, zwischen Volk und König, aufzusteigen begannen!

Digitized by Google

Aber diese im Gegentheil wurden immer dichter. Das Mißbehagen, in das plötzlich, mitten unter dem Jubel der Huldigung, Niemand wußte noch recht warum und wie, die allgemeine Begeisterung umgeschlagen hatte, griff täglich weiter um sich; kaum, daß es vor der Person des Königs selbst noch in Ehrfurcht stille hielt. Es zeigte sich nun, welch zweideutiger Vorzug es unter Umständen ist, als ein ausgezeichneter Geist, ein Talent, ein Genie des ersten Ranges bekannt zu sein; es wurde nun sichtbar, wie schlimm es für einen Fürsten werden kann, gleich am ersten Tage seiner Regierung als „Stolz und Freude des menschlichen Geschlechts" gepriesen zu sein, und wie viel bittre Dornen an diesen Kränzen hängen, die das Volk seinen Lieblingen zum Voraus und bevor sie dieselben noch durch ihre Thaten erworben haben, in den Weg wirft!

Denn wenn man dieser Mißstimmung nun näher auf den Grund ging, woher rührte sie eigentlich, als von der ungeheuren und ungemäßigten Erwartung, mit der Friedrich Wilhelm der Vierte auf dem Thron empfangen worden war und die zu befriedigen Alles, was bisher geschehen, noch immer nicht hinreichen wollte? Ja das Publikum, in seiner üblen Laune, warf bereits die Frage auf, was denn überhaupt nur bisher geschehen sei. Einige Anstellungen, durch welche altes Unrecht spät vergütet ward, eine Amnestie, die in diesem Umfange schon von der Klugheit geboten war und die doch noch immer um Einiges hätte vollständiger sein können, einige überraschende und wohlabgefaßte Reden — nun in der That, nicht darum hatte man sich in diese Unkosten von Enthusiasmus und Bewunderung gesetzt! nicht darum Friedrich Wilhelm den Vierten zum Voraus als neuen Friedrich den Großen begrüßt!

Und daß nicht mehr geschehen, das hätte das Publikum noch verschmerzt: wenn es nur mehr erfahren hätte. Das vor Allem machte die Leute verdrießlich: die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm des Vierten hatte überall ein ganz neues Interesse, eine ganz neue Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hervorgebracht und die ersten Monate, mit ihrem trunknen Jubel, hatten redlich das Ihrige gethan, dieselbe noch zu steigern; man hatte sich nun schon gewöhnt, semper aliquid novi ex Africa, immer etwas Neues von diesem geistreichen, diesem unberechenbaren Könige zu erfahren. So lange die verschiedenen Huldigungsfeierlichkeiten, die königlichen

Digitized by Google

Reisen, Reden und Gegenreden das Publikum in Athem erhalten, so lange hatte das hingehn mögen. Jetzt aber waren diese Flitterwochen vorüber, eine bedenkliche Stille trat ein und die Neugier der Massen verlangte andere, derbere Kost. Jetzt zuerst wurde allgemein bemerkt, was bisher nur von einzelnen Schriftstellern schüchtern zur Sprache gebracht, von dem großen Publikum dagegen theils mit schadenfrohem Achselzucken, theils wohl auch mit blödsinniger Selbstzufriedenheit war aufgenommen worden: der elende Zustand nämlich der preußischen Tagespresse und daß bei dem Censurdruck, der namentlich auf diesem Zweige der Literatur laste, es ganz unmöglich war, interessante, ja nur lesbare Zeitungen zu schreiben.

Besonders in der Hauptstadt wurde dieser Druck am Härtesten empfunden: Theils weil er bei der unmittelbaren Gegenwart so vieler Behörden und den daraus hervorgehenden tausend und aber tausend Rücksichtnahmen hier wirklich am Härtesten geübt ward, theils auch weil hier (nach der allgemeinen Ansicht wenigstens) die meiste Intelligenz versammelt war und also hier, wie man sich schmeichelte, die interessantesten und geistreichsten Zeitungen hätten geschrieben werden können, wenn es nur erlaubt gewesen wäre.

Den eigentlichen Berliner Bürger ärgerte aber schon dies, daß er, der doch gewissermaßen an der Quelle saß, genöthigt sein sollte, die Neuigkeiten seiner eigenen Stadt in fremden Zeitungen zu suchen!

Es kam dazu, daß man gerade von einem König, wie Friedrich Wilhelm der Vierte, namentlich in dieser Hinsicht bedeutende Erleichterungen mit Sicherheit erwartet hatte. Wenn sein Vorgänger von Entfesselung der Literatur und freier Presse nichts hatte wissen wollen, nun wohl, so hatte man das seinem Bildungsgrad zu gut gehalten. Wenn aber ein König, gleich diesem, so hochgebildet, so einsichtsvoll, so befreundet mit Wissenschaft und Kunst, dennoch keine Anstalten machte, die Presse zu erleichtern, wenn auch er, dieser Freund der Dichter, dieser erhabene Gönner der Gelehrten, ungerührt zusah, wie das Messer der Censoren das Fleisch unserer Literatur zerwühlte und die gesundesten, die lebensvollsten Stücke grausam hinwegschnitt: so schien das ein Widerspruch, der nicht zu lösen stand, so erblickte das Mißtrauen des Publikums darin einen Act der Willkür, den der König gewiß vor Niemand weniger vertheidigen konnte,

Digitized by Google

als vor seinem eignen klaren Geiste, seinem eignen warmen und gefühlvollen Herzen!

Denn an diese beiden, bei aller Mißstimmung, glaubte das Publikum noch immer; es glaubte den König nur von Leuten umgeben, welche ihn hinderten, seinen eignen edlen Entschließungen rücksichtlos zu folgen. Oder auch es hielt ihn selbst für unschlüssig und schüchtern und glaubte, durch eine recht laute und allgemeine Opposition, so weit dieselbe damals möglich war, ihn gleichsam vor sich selbst zu ermuthigen und ihm beizustehen, sei es gegen die Intriguen seiner Minister, sei es gegen seine eigene Unentschlossenheit. —

So wurde denn die Censurfrage das Erste, was aus der allgemeinen und unbestimmten Erregtheit der Gemüther hervortauchte: der erste Brennpunkt gleichsam, in dem die allgemeine Unzufriedenheit sich ansammelte und nach Gelegenheit explodirte. Vergebens wurde von anderer Seite her versichert, der König selbst sei mit dieser Frage ebenfalls aufs Lebhafteste beschäftigt; große und heilsame Reformen der bisherigen Censurgesetze dürften mit Gewißheit in kürzester Frist erwartet werden. Ja des Königs Wille, setzte man hinzu, sei es, die Censur ganz aufzuheben: zwar nicht eigentlich ganz und nicht für Alle, was ja auch kein ordentlicher Bürger, dem Gesetz und Zucht und Ehre am Herzen liege, jemals verlangen oder auch nur ertragen könne (und dazu nickten die ehrbaren Bürger sehr bedachtsam): sondern ein geistiges Elitencorps wolle der König bilden, eine Aristokratie, so zu sagen, des Geistes und der Wissenschaft, der, als wichtigstes Privilegium, nicht nur selbst die Censurfreiheit zustehen sollte, sondern die auch, eine Bank gleichsam literarischer Pairs, in allen schwierigen Fällen über Veröffentlichung oder Unterdrückung eines Manuscriptes zu entscheiden haben würde.

Wie gesagt, dem „ordentlichen Bürger" ging das ganz glatt ein; er kam sich schon ganz vornehm vor bei dem Gedanken, daß in Zukunft lauter „Elite" für ihn schreiben würde. Desto größeres Geschrei erhoben dagegen die Nächstbetheiligten, die Schriftsteller selbst, zumal die jüngeren, die, wohl oder übel, sich keine Rechnung machen durften, in die Elite aufgenommen zu werden. Ob es nicht genug sei an dem neuen politischen Adel, den man in Berlin und Königsberg geschaffen? ob man ihm nun auch noch einen literarischen

Digitized by Google

an die Seite setzen wolle? zum Monopol des Grundbesitzes noch ein Monopol der Wissenschaft?!

Und wenn es nur noch Wissenschaft wäre! Aber ob man den Gang der Dinge denn so wenig kenne, um nicht voraus zu sehen, daß da gerade immer die antiquirtesten, die verrottetsten, die wissenschaftlich unerheblichsten Principien zu Gerichte sitzen würden? so wenig die Schwäche der menschlichen Natur, um nicht voraus zu wissen, daß Ehrgeiz, Neid, Eifersucht, literarische Abneigung und Cliquengeist die Entscheidungen leiten würden? Es verlaute da schon ein solcher Name, es sei da schon von einem solchen Mitglied des „Comité's zur Erleichterung der Presse" die Rede: Joseph von Eichendorff. Nun, aus diesem Anfang lasse sich schließen, was man weiter zu erwarten habe. Herr von Eichendorff, ein Stern ehemals der romantischen Schule, sei allerdings ein Lieblingsschriftsteller und persönlicher Günstling des Königs. Aber man wisse auch, daß er ein confuser, griesgrämiger Geselle, ein enragirter Katholik, ein fanatischer Widersacher der modernen Philosophie, sowie der modernen Bildung überhaupt — in der That, wenn den armen literarischen Fröschen solche Störche zu Regenten gesetzt werden sollten, so möge es lieber ganz beim Alten bleiben!

Und ob man denn meine, fuhren diese Stimmen fort, daß selbst dieser Elite in Sachen der Politik würde freie Hand gelassen werden? Das Beispiel läge nahe: da sei der Professor Graff, berühmter Herausgeber eines altdeutschen Sprachschatzes, mächtig gelehrtes Haus, überdies dem König ebenfalls persönlich bekannt und empfohlen, also doch ganz gewiß ein würdiges Mitglied der künftigen Elite. Der gehe, in richtiger Erkenntniß der Zeit und ihres Bedürfnisses, mit dem Plane um, ein politisches Disputatorium, besonders für jüngere Leute, zu gründen; es sei ein ganz loyaler Mann und ein ganz loyales Unternehmen — aber ob er deßungeachtet die Erlaubniß der Behörden wohl bekommen könne? Nicht daran zu denken! Von einem Monat zum andern zöge man ihn hin, und zehn gegen eins könne man wetten, daß endlich doch nur ein Verbot dabei heraus kommen würde. —

Doch dies Alles betraf nur literarische Dinge: und wenn daher allerdings auch der meiste Lärm davon gemacht wurde, so berührte es doch das eigentliche Publikum nur wenig. Desto mehr war dies mit einigen anderen Neuigkeiten der Fall, die sich zur selben Zeit

Digitized by Google

verbreiteten und die alle, so verschieden sie waren, vom Publikum mit Mißfallen empfangen wurden, gleichwie ein kranker Magen alle und jede Speise, auch die unschädlichste, nur mit Mißbehagen aufnimmt.

Da hieß es zum Beispiel, der König habe sich in einer Cabinetsordre an den Justizminister Mühler gegen die fernere Aufhebung der Patrimonialgerichte ausgesprochen. Von Zwanzigen, welche diese Neuigkeit weiter erzählten, wußte kaum Einer, was es mit diesen Gerichten eigentlich auf sich hatte und warum die Entfernung dieser „Staaten im Staat" allerdings aufs Aeußerste zu wünschen. Nur ganz im Allgemeinen ging eine dumpfe Erinnerung, daß liberale Männer ihre Abschaffung gefordert hätten und daß umgekehrt der Adel ihre Erhaltung, ja ihre Wiederherstellung und Ausdehnung verlange. Das aber war, verbunden mit dem Andenken an die bewußten Adelsernennungen, über deren Bedeutung man erst jetzt mehr und mehr ins Klare zu kommen anfing, vollkommen hinreichend, das Publikum zu verstimmen.

Ebenso die Aufmerksamkeit, welche der König den russischen und östreichischen Orden erwies, indem er durch eine Cabinetsordre an die Generalordenscommission bestimmte, daß bei den von des Kaisers von Rußland und des Kaisers von Oestreich Majestäten verliehenen Orden und Decorationen nur der Act der Verleihung bekannt gemacht werden solle, nicht aber, daß der König auch die Erlaubniß zum Tragen ertheilt habe, indem diese Erlaubniß bei diesen Orden sich von selbst verstehe und niemals verweigert werde. — Auch diese Verfügung, von Friedrich Wilhelm dem Dritten erlassen, hätte man vollkommen in der Ordnung gefunden: seinen geistreichen Nachfolger aber wollte man überhaupt mit etwas Besserem, als dieser Ordenspielerei beschäftigt sehen — und am Allerwenigsten als Protector russischer und östreichischer Orden!

Auch die Auszeichnung, mit welcher der König bald nach der Huldigung die mannigfachen und zum Theil höchst mühseligen Dienste belohnte, welche Herr von Rochow bei dieser Gelegenheit geleistet (er wurde unterm 25. October mit dem rothen Adlerorden erster Klasse in Brillanten decorirt), erregte wenig freudige Sympathieen. Allgemein wurde Herr von Rochow bereits als der böse Genius betrachtet, der sich zwischen das Land und den König, ja zwischen den König selbst und seine eignen, edlen Ansichten stelle. Ihm vorzüglich, wenn nicht ausschließlich, ward die verhängnißvolle Cabinetsordre vom

Digitized by Google

vierten Oktober zugeschrieben; seine Einflüsterungen wollte man aus den herben, den drohenden Stellen herauserkennen, die in der königlichen Rede an die Ritterschaft so viel Aufsehen erregt hatten. — So war Herr von Rochow in kürzester Zeit beim Publikum in den äußersten Mißcredit gerathen. Zufrieden, gleichsam einen Abzugskanal für seinen Groll und seine Verstimmung gefunden zu haben, goß es seine ganze Abneigung über Herrn von Rochow aus. Jedes Schimpfwort gegen den Diener war ja zugleich eine Lobeserhebung, eine Ehrenerklärung für den königlichen Herrn; sollte der König geliebt bleiben, mußte Herr von Rochow gehaßt werden. — Und darum auch der ehrliche Bürger setzte sich in Harnisch und haßte Herrn von Rochow.

Keine dieser Tagesneuigkeiten aber erregte heftigeres Kopfschütteln, als die Ernennung des Generallieutenant und Generaladjutanten von Thile zum Staatsminister und vortragenden Cabinetsminister (Oktober 20.), in Stelle des vierundsiebzigjährigen Grafen Lottum, dem, als Ehrenfunction, nur die Verwaltung des Staatsschatzes und der Münzen verblieb; der bei Weitem wichtigere Theil seiner bisherigen Verrichtungen dagegen, insonderheit der „Vortrag in allgemeinen Landesangelegenheiten, die zur allerhöchst unmittelbaren Bestimmung und Entscheidung gelangen", ging auf Herrn von Thile über. Wir haben diesen Namen schon oben genannt; er galt im Publikum als der vorzüglichste Träger gerade derjenigen Richtung, die man dem König um Alles in der Welt gerade am Fernsten gehalten wissen wollte: der pietistischen. Wie groß war nicht die Freude gewesen, als diese Partei bei Besetzung des Cultusministeriums unterlegen! wie freundlich war nicht Herr Eichhorn begrüßt worden, blos weil man von ihm überzeugt war, daß er doch wenigstens kein Pietist!

Und nun war es ihr doch gelungen! Und nun hatte diese gefährliche, diese verderbliche Partei sich dennoch auf einem Platz, so wichtig für das Land, so nah dem Ohre des Königs, eingenistet!

Die Ernennung des Herrn von Thile war, die Ernennung Eichhorns abgerechnet, die erste, welche der König in diesen Regionen überhaupt, und ganz die erste, die er freiwillig, ohne äußere Nöthigung, vorgenommen. Dieser Umstand erhöhte noch ihre Wirkung. Denn das Publikum sah darin einen Vorläufer jener Veränderungen und Ministerwechsel, die es im Grunde seit Langem, schon gleich bei

Digitized by Google

der Thronbesteigung des neuen Königs, erwartet hatte, und die endlich jetzt, wie es schien, sich verwirklichen sollten. Mit verdoppelter Wachsamkeit daher horchte es auf alle dahin einschlagenden Gerüchte und prüfte sie — nicht nach dem Maßstab ihrer innern oder äußern Wahrscheinlichkeit, nein, nach dem Maßstab seiner Sympathien oder Antipathien.

Und in der That, wer alle Gerüchte verfolgen wollte, die damals über bevorstehende Veränderungen der Ministerien umliefen, der hatte Einiges zu thun. Auch in diesem Punkt machte der veränderte Charakter der Zeit sich bemerkbar: wer, unter Friedrich Wilhelm dem Dritten, hatte an Ministerwechsel gedacht? wer sich dafür interessirt? Und jetzt jeder neue Morgen brachte einen neuen Ministercandidaten! —

Der Minister des Hauses, Fürst Wittgenstein, war kurz vor der Huldigung vom Schlage getroffen worden; man zweifelte an seiner Wiederherstellung, und bezeichnete den schon früher genannten Grafen Stollberg, ebenfalls ein bekanntes Haupt der Pietisten, als seinen voraussichtlichen Nachfolger. Nach andern Gerüchten sollte vielmehr Herr von Rochow, der ja ohnehin schon der vertrauteste Freund des königlichen Hauses sei, an die Stelle des Fürsten Wittgenstein treten; Graf Stollberg sei zum Nachfolger Rochows, der bisherige Verweser des Cultusministeriums, Herr von Ladenberg, zum Nachfolger Stollbergs, als Oberpräsident von Sachsen, bestimmt, und endlich zum Nachfolger Ladenbergs der bisherige Präsident des Oberlandesgerichts zu Greifswald, Herr Goetze: womit denn wieder ein neues Haupt der Pietisten in eine der obersten Stellen eingeschmuggelt sein würde. Denn auch Herr Goetze stand in wohlverdientem Geruch der Frömmigkeit. — Große Umwälzungen in Besetzung der Ministerien und anderer einflußreicher Stellen sollten, dem Gerücht zufolge, auch durch den kürzlich erfolgten Tod des preußischen Bundestagsgesandten, General von Schöler (Oktober 28.) veranlaßt werden. Herr von Werther, dessen Unzulänglichkeit für die schwierigen Aufgaben gerade seines Ministeriums dem Scharfblick des Königs nicht länger hätte entgehen können, wurde von der öffentlichen Meinung zum Obermarschall — es blieb dahingestellt, ob avancirt oder degradirt. An seine Stelle sollte der Gesandte in Wien, Herr von Maltzan, treten. Ueber die diplomatische Befähigung desselben war das Publikum

Digitized by Google

in Zweifel, desto einiger darüber, daß auch er einen (wie sie es nannten) Stich von Frömmigkeit hätte; auch galt er für einen genauen Freund des Fürsten Metternich. — Den Grafen Maltzan sollte Graf Dönhoff in München, dessen Name ebenfalls von uns bereits genannt ist, ersetzen; die Vertretung beim deutschen Bunde theilte man abwechselnd, je nachdem die Actien des Pietismus sanken oder stiegen, bald dem Gesandten in London, Herrn von Bülow, dem Schwiegersohne Humboldts, bald ebenfalls einem Frommen, dem Herrn von Canitz, bisherigem Gesandten in Hannover, zu.

Wie eifrig das Publikum diesen Neuigkeiten lauschte! wie behaglich es diese Gerüchte in sich sog, selbst wo ihr Inhalt ihm nicht gefiel! Daß es dergleichen Neuigkeiten jetzt überhaupt nur gab, daß solche Klatschgespräche überhaupt geführt werden konnten, daß diese Geheimnisse der obersten Regionen jetzt hinabdrangen bis in seine niedern Schichten, schon dies war dem größeren Theil des Publikums ein Genuß, schon dies hielt es in Athem, schon darin sah es einen Fortschritt und eine Verbesserung gegen früher — wenn auch freilich nur einen solchen Fortschritt, der nach einem weiteren immer begieriger machte. — Der Löwe Publikum, von dem Milchbrei der alten Zustände entwöhnt, leckte Blut: und er kam dahinter, daß es gut schmeckte.

Ja so eifrig erging man sich in Gerüchten und in solchem Grade war eine gewisse spröde Verdrossenheit bereits die Lieblingsstimmung der Zeit geworden, daß man für das, was wirklich passirte, kaum mehr Augen hatte, selbst nicht für Ereignisse, die kurz zuvor noch mit Jubel begrüßt worden wären und die in der That als erfreuliche Anzeichen der königlichen Gesinnung gelten durften. Die Gebrüder Grimm, diese allverehrten Dioskuren der Wissenschaft, diese edlen und — schuldlosen Opfer des hannöverschen Verfassungsstreites, wurden durch Cabinetsordre vom 22. Oktober aufgefordert, als Mitglieder der Akademie, mit bedeutendem Gehalt, in freier und unabhängiger Stellung, nach Berlin zu kommen: und sie nahmen die Aufforderung an. Wir haben früher des Gerüchtes erwähnt, das schon im Sommer darüber ging, und der Freude, die es damals erregte —: aber jetzt die Erfüllung ließ die Gemüther ziemlich kalt. — Eine andere Cabinetsordre (vom 23. Oktober) hatte auch den alten Turnvater Jahn der polizeilichen Aufsicht und der sonstigen Beschränkungen, denen er noch von der Zeit der großen Demagogenverfolgungen

Digitized by Google

her unterworfen war, enthoben. Jahn lebte seit Jahren, von der Welt unbeachtet und vergessen, in einem kleinen thüringischen Städtchen; seine Rehabilitation erregte nur geringes Interesse. — Auch die Freigebigkeit, mit welcher der König, zum Schluß gleichsam der Gnadenbezeigungen, durch welche die Huldigung verherrlicht worden war, den Etat der Berliner Universität um zwanzigtausend Thaler erhöht hatte, fand nicht ganz die Anerkennung, die ihr doch ohne Zweifel gebührte; man müßte, meinte das bedächtig gewordene Publikum, erst abwarten, wem diese Summen zu Gute kommen und was für Leute dafür würden berufen werden: Aeußerungen, deren Sinn und Veranlassung uns sogleich aus dem Folgenden klar werden wird. — Tell und Egmont, die unter dem Vorgänger des Königs Jahre lang verboten gewesen, wurden auf dem königlichen Hoftheater zur Aufführung vorbereitet; aber schon hatte das Publikum seine Aufmerksamkeit zu sehr auf die große, die Bühne der Geschichte gerichtet, um von diesem Zugeständniß, das der Bühne der Kunst widerfuhr, allzu lebhaft ergriffen zu werden. — Selbst die Ernennungen zum Staatsrath, die Anfang December (d. 13.) veröffentlicht wurden und unter denen einige, wie die Ernennung Alexander von Humboldts und bald darauf (December 31.) auch Grolmans, des Präsidenten, doch gewiß geeignet waren, die öffentliche Meinung zu befriedigen, fanden nur halbe Aufmerksamkeit und kaum halbe Beistimmung. Man wies darauf hin, daß neben Humboldt und Grolman dieselbe Ehre auch dem Vicepräsidenten von Kleist, dem Geheimrath Böttticher, dem Cabinetsrath Uhden, dem Geheimrath Streckfuß und etlichen Andern widerfahren sei, die theils als bekannte Büreaukraten galten, theils auch im Ruf des Pietismus standen. —

Und wenn das auch nicht der Fall gewesen wäre und wenn die Ernennungen zum Staatsrath auch lauter volksthümliche und freisinnige Namen getroffen hätte, so hatte das Publikum doch allmälig schon gelernt, daß man auch in dieser Hinsicht den Tag nicht vor dem Abend loben, ich meine, sich über keine Ernennung freuen dürfe, bevor der Neuernannte durch die That bewiesen habe, weß Geistes Kind er auch in der neuen Stellung sei. Wer das Publikum so klug gemacht? Niemand Geringeres, als der neue Cultusminister Herr Eichhorn selbst. Es ist schon mehrfach erwähnt worden, mit welcher Genugthuung das Publikum die erste Nachricht von der Ernennung

Digitized by Google

desselben aufgenommen hatte. Aber nur wenige Wochen waren ins Land gelaufen — und das Publikum faßte ganz erschrocken sich selber an den Puls und fragte sich, welcher Dämon es damals verblendet habe, sich zu freuen über eine Ernennung, die es jetzt schon nicht übel Lust hatte vielmehr als ein öffentliches Unglück, als eine Nationalcalamität zu betrachten!

Denn gleich die ersten Schritte des neuen Ministers hatten den Wahn, als ob seine Ernennung ein Sieg über die Pietisten gewesen sei, gründlich zerstört. Seit Jahresfrist hatte der Lehrstuhl Eduard Gans', dieses geistreichsten und beliebtesten unter den Schülern Hegels in Berlin, verwaist gestanden; je mehr man es beklagte, einen Mann von so reichem Geist, so bewährtem Freimuth in einer Zeit entbehren zu müssen, die seiner vielgepriesenen Wirksamkeit erst ihren wahren Boden, seinen politischen Tändeleien erst ihren wahren Ernst und ihr wahres Verständniß gegeben haben würde, je inniger, je gerechtfertigter war der Wunsch, wenigstens einen Mann derselben Richtung, einen Geistesverwandten in seiner Stelle zu sehen.

Und was statt dessen geschah? Der Professor Stahl aus Erlangen ward berufen, der diametrale Gegensatz des Verstorbenen: ein erklärter Gegner Hegels, ein Rechtsphilosoph der von Hallerschen Schule, ein Anhänger der Offenbarungsgläubigkeit, ein Paladin des göttlichen Rechts der Fürsten, Schildknappe des Königthums von Gottes Gnaden!

Anfang Novembers ward die Berufung bekannt; es war die erste, welche unter Eichhorns Ministerium stattfand. Am 26. desselben Monats eröffnete Herr Stahl seine Vorlesungen; er that es in so herausfordernder Weise, so uneingedenk des Platzes, auf dem er stand, und des Mannes, den die Sehnsucht der trauernden Schüler noch auf diesem Lehrstuhl zu erblicken meinte, mit so plumpen Angriffen gegen Hegel und Gans, daß die unangenehmste Gegenwirkung nicht ausbleiben konnte. Tumultuarische Scenen entstanden, die Zuhörer lärmten und pfiffen; auch die zweite Vorlesung verlief unter ähnlichen Unterbrechungen: und nur die einlenkende Ankündigung des Professors, daß er sich in den folgenden Vorträgen der „beurtheilenden Kritik" enthalten werde, vermochte ferneren Scandalen vorzubeugen.

Digitized by Google

Wie eine Bombe fiel in die so entzündeten Gemüther nun gar noch die Nachricht von der bevorstehenden Berufung Schellings. Im Grunde zwar klang dieselbe zu wunderbar, zu abenteuerlich, um ihr Glauben zu schenken. Ganz gewiß war Herrn von Schellings Name einer der glänzendsten, welche die deutsche Philosophie, die deutsche Bildung aufzuweisen hatte; er hatte um die Entwicklung des deutschen Geistes die unleugbarsten und unvergeßlichsten Verdienste. Aber das Alles war nun dreißig Jahre her; reichlich ein Menschenalter hatte den Beweis geführt, daß auch diese Leuchte der Wissenschaft herabgebrannt, auch dieser Brunnen des Geistes erschöpft, auch von diesem berühmten Namen eben nur noch der Name übrig sei. Herr von Schelling war ein Invalide, ein sehr verdienter, ein sehr berühmter immerhin; aber dennoch ein Invalide. Was also sollte er in Berlin? auf dem Lehrstuhl Hegels, seines geistigen Ueberwinders, was sollte der Mann, der bei Lebzeiten die Obmacht seines erlauchten Nebenbuhlers verstummend anerkannt — und erst als Hegel im Grabe lag, hatte er den Muth bekommen, Steine auf die edle Leiche zu werfen?!

Und anderntheils lebte der betagte Philosoph nicht in München geehrt und glücklich? war er nicht geadelt worden, hatte Geld, Titel, Orden? hatte sogar, was er nirgend anders erwarten durfte, in der cimmerischen Nacht, welche die Philosophie in Baiern im Uebrigen umgab, noch eine Art wissenschaftlichen Ansehns und gelehrter Geltung? Was also hätte ihn bewegen können, das sichere und ehrenvolle Otium dieser Stellung aufzugeben? Sogar nach Berlin berufen, was in aller Welt hätte ihn bestimmen können, dem Ruf zu folgen?

Dagegen erinnerten Eingeweihte an die Anstrengungen, welche schon im Jahre einunddreißig, unmittelbar nach Hegels Tode, von dem damaligen Kronprinzen gemacht worden, die Berufung Schellings zu erwirken und wie es schon damals der ganzen Abneigung seines königlichen Vaters und des ganzen männlichen Widerstandes des Herrn von Altenstein bedurft hatte, die Ausführung dieses Planes zu hintertreiben. Was natürlicher sei, als daß der König jetzt, da er die Macht in Händen habe, zu seinem alten Vorhaben zurückkehre? Auch solle Herr von Schelling in Berlin keineswegs blos mit seinem Ruhm Parade machen: man erwarte sehr praktische, sehr nützliche Leistungen von ihm — die Besiegung nämlich, Unterdrückung, Entwurzelung

Digitized by Google

des Hegelthums, in Betreff dessen schon Friedrich Wilhelm der Dritte in seinen letzten Jahren dahinter gekommen, was für eine Schlange er sich daran erzogen, und das der neue Regent fest entschlossen sei, auszurotten mit Stumpf und Stiel.

Da war es denn freilich zu begreifen, warum die Hegelianer (und dazu gehörten dazumal noch fast ohne Ausnahme alle wissenschaftlich gebildeten Leute in Preußen, ganz besonders aber in Berlin) schon bei dem bloßen Gedanken an die Möglichkeit der Schellingschen Berufung ein wahres Kampfgeschrei erhoben. Nun sei es freilich am Tage, was man mit ihnen vorhabe und welch Schicksal der Wissenschaft in Preußen bereitet sei. Dieselbe Welle des Zorns ergoß sich über den König, den Minister und Herrn von Schelling selbst; man warf dem Einen seine Romantik, dem Andern seine Einsichtslosigkeit und Schwäche, Herrn von Schelling selbst aber alle möglichen schlimmen Dinge vor, wie Zorn und Aerger sie einzugeben pflegen. —

Diesem wissenschaftlichen Pathos war das große Publikum denn nun freilich unzugänglich. Aber es hatte einige andere Gesichtspunkte, von denen aus diese Ernennungen und Berufungen ihm ebenfalls verdrießlich waren. Erstlich, meinte der Bürger, koste das viel Geld; was ein Mann, wie Schelling, wissenschaftlich werth sei, darüber könne er nicht urtheilen: aber daß Herr von Schelling seine schöne Stellung in München nicht umsonst aufgeben würde und daß, wenn er nach Berlin käme, dabei doch für ihn eine erkleckliche Verbesserung sein müßte, das einzusehen, meinte der Bürger, sei er eben auch noch klug genug.

Und dann ärgerte es ihn, daß so viel Leute aus dem Ausland (denn jedem Einzelstaat damals war Deutschland ja das Ausland) nach Preußen gezogen würden. Stellt berühmte Männer an, es ist uns recht und gehört sich für Preußen, das überall das Beste haben muß; gebt ihnen auch Auszeichnung, Ehre, Geld — wir haben es ja: aber sucht die berühmten Männer bei uns selbst, laßt nicht die einheimischen Talente darben, während Ihr den fremden nachlauft. ...

Und am Allerwenigsten lauft ihnen nach in Baiern! in dem Lande des Pfaffenthums und der Verfinsterung! Was? die abgelegten Celebritäten Ludwigs von Baiern sollen neu aufgekrämpelt werden, um der Regierung Friedrich Wilhelms des Vierten zum Schmuck zu dienen? um kluge Leute zu finden, müssen die Preußen nach Baiern

Digitized by Google

schicken?! — Der Bürger schlug vor Zorn auf den Tisch und verschwor sich feierlich, der alte König hätte das nicht gethan und wenn das so fortginge, so sei es ein übles Ding. . .

Aber es ging so fort: und der Nächste, der an die Reihe kam, war noch viel schlimmer und die nächste Berufung, die im Publikum verlautete, erregte einen noch viel größeren, viel allgemeineren Sturm des Unwillens: die Berufung des Herrn von Hassenpflug. — Herr von Hassenpflug war freilich kein Baier: aber dafür in den Jahrbüchern der hessischen Geschichte, den Annalen der Freiheit und der volksthümlichen Entwicklung stand sein Name mit so gehässigen Lettern eingeschrieben, daß die öffentliche Meinung in Preußen es wahrhaft als eine Beleidigung empfand, daß an die Anstellung dieses Mannes in preußischem Dienst überhaupt nur gedacht wurde. Zwar, wenn man den lautesten Schreiern auf den Zahn fühlte, so wußten sie von Herrn von Hassenpflug im Grunde herzlich wenig: aber dies Wenige genügte, ihn in den Augen des Publikums zu einem wahren Oger, einem Ungeheuer zu machen, vor dem, wenn er einmal in Preußen angestellt sei, kein Mensch mehr würde ruhig schlafen können.

Wiewohl auch ruhiger betrachtet, die Berufung des Herrn von Hassenpflug immer ein höchst mißliches und unpolitisches Unternehmen blieb. Schon warum die üble Stimmung ohne Noth vermehren? Zugegeben, daß die Furcht vor Herrn von Hassenpflug übertrieben und thöricht war; warum diese Thorheit nicht lieber schonen, da — seine Freunde selbst mußten es zugestehen! Herr von Hassenpflug für den preußischen Staat nichts weniger als unentbehrlich war?! Bei der Berufung Stahl's hatte man sich mit der Seltenheit tüchtiger Rechtsphilosophen entschuldigen mögen; die Berufung Schellings, wenn sie ja noch zu Stande kam, war durch den berühmten Namen mehr als gerechtfertigt — was sollte uns Herr von Hassenpflug? Die Berufung eines Mannes, der, mit oder ohne Schuld, nun einmal als der Typus büreaukratischer Gewaltthätigkeit, als Musterbild eines Absolutisten und Frömmlers galt, war sie klug, war sie vernünftig in einem Augenblick, da man schon überall die Rückkehr des alten Rochow'schen Regimentes befürchtete, schon überall, in allen Ecken, hinter allen Thüren, Pietisten und Frömmler witterte? Einen Mann ins Land ziehen, an dessen Namen schwere Verletzung der beschworenen Verfassung, freche Verläugnung constitutioneller Grundsätze sich

Digitized by Google

unauslöschlich knüpfte — war es geschickt, war es erlaubt in einem Zeitpunkt, da die Verfassungsfrage auch in Preußen so mächtig angeregt war und da auch die Gemäßigtsten, die Einsichtigsten zweckmäßige Zugeständnisse oder allerwenigstens eine neutrale Stellung vom König erwarteten? Wenn man zur Entschuldigung sagte, Herr von Hassenpflug habe sich ehemals, zur Zeit seiner Beamtenschaft in Hessen, um die Tante des Königs, die Kurfürstin von Hessen, große persönliche Verdienste erworben und sei es für den König eine Pflicht der Pietät, für das Unterkommen dieses Mannes zu sorgen, hieß das nicht, persönlichen Rücksichten das Wohl des Landes nachsetzen und das gute Einverständniß zwischen Volk und König erschüttern um alter, verjährter Hofgeschichten willen?

Und Alles zusammengenommen, bei dieser Seichtigkeit der Gründe, dieser Heftigkeit des Widerstandes, dennoch auf die Berufung des Herrn von Hassenpflug bestehen, was hieß es anders, als der öffentlichen Meinung ins Gesicht schlagen und dem ausgesprochenen Willen des Volkes ein stolzes, königliches Paroli biegen?!

Und so nahm es die öffentliche Meinung selbst auch auf. Die Anstellung des Herrn von Hassenpflug, ob, wann und in welcher Art sie stattfinden würde, bildete Wochen lang hindurch den vornehmsten Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit und brachte, als sie sich endlich (Herr von Hassenpflug wurde in der That unterm 30. November zum vortragenden Rath beim geheimen Obertribunal ernannt; doch fand seine wirkliche Einführung erst im August des folgenden Jahres statt) dennoch bestätigte, eine Erbitterung hervor, wie sie in Preußen seit Jahren unerhört war. Wer hätte nicht schon zwei Spieler gesehen, die, von der Lust des Spiels bethört, um einen unerheblichen, ja nichtigen Einsatz mit einer Leidenschaft spielen, als handelt' es sich um Millionen? Solch ein Spieler war in diesem Fall die öffentliche Meinung: und sie kochte vor Unwillen, als sie die Partie verloren hatte. Es war eben die Blüthezeit des Beckerschen Rheinliedes: und mit raschem Griff hatte der Berliner Witz das berühmte Lied auf diese Angelegenheit travestirt. Bald wurde die Travestie mehr gesungen, als das Original; nicht der „freie deutsche Rhein", sondern „der Herr von Haß und Fluch" hallte durch die Straßen Berlins. Die königliche Cabinetsordre, welche die Anstellung des Herrn von Hassenpflug verfügte, wurde einer bittern, ja

Digitized by Google

hämischen Kritik unterworfen. Auch war sie wirklich nicht glücklich abgefaßt; die „bewährten Gesinnungen", die „stets bewiesene Anhänglichkeit" sahen unter diesen Umständen einer Gegendemonstration ähnlicher als gut war —: und auch die außerordentliche persönliche Zulage, die Herrn von Hassenpflug, das jüngste und — überflüssigste Mitglied des Obertribunals, im Gehalt gleich um die Hälfte besser stellte, als seine Collegen, erzeugte kein gutes Blut.

Dem König selbst war die Verstimmung, welche der Vorfall gegen ihn hervorgerufen, nicht unbekannt geblieben. Die Travestie des Rheinliedes war ihm zu Gesicht gekommen und er selbst hatte den Tag, da dies geschehen, als den „ersten schmerzlichen Tag seiner Regierung" bezeichnet. — Ach, es sollten ihm viele und noch viel schmerzlichere folgen!

Doch über diese Erzählungen sind wir von dem Gegenstande, den wir ursprünglich besprachen, abgekommen: der neue Cultusminister Eichhorn und die Mißstimmung, die sich in Betreff seiner des Publikums bemächtigte. — Zwar die Anstellung Stahls, konnte man sagen, wäre vor seinem Antritt beschlossen worden, hinsichtlich Schellings hätte er einem höhern Willen weichen müssen, und die Hassenpflug'sche Historie ging ihn überhaupt nichts an.

Aber wohlan, hier ist ein Rescript des Cultusministers, ganz frisch, vom December, das lest und daraus schließt, wessen Ihr Euch von Herrn Eichhorn zu versehen habt! Die kümmerliche Lage der Elementarschullehrer, die entwürdigende Abhängigkeit, in der sie von den Geistlichen gehalten werden, sowie überhaupt der Nachtheil, welcher dem Volksunterricht aus dieser Bevormundung durch die Kirche erwächst — sind das nicht seit Jahren vielbesprochene, vielbeklagte Dinge? Dinge, deren Aenderung mit Recht seit Jahren von dem Cultusministerium erwartet und gefordert worden? und die selbst Herr von Altenstein, mit geheimem Schmerz, nur duldete, nie beförderte?

Nun und hier dagegen seht das Verfahren, das sein Nachfolger in diesem Punkt einschlägt! Das Ministerium „habe die in Zeitschriften kund gegebene und durch dieselben genährte Aufregung unter den Lehrern mißfällig bemerkt; mit Bedauern habe es erfahren, daß mehre Lehrer der oberflächlichen und in allen ihren Consequenzen verderblichen Ansicht wären, als könne und dürfe die zwischen der

Digitized by Google

Kirche und den Elementarschulen bestehende Verbindung gelöst werden, einen Einfluß auf sich gestattet und sich dadurch veranlaßt gefühlt hätten, die Pflichten, welche beim Eintritt in ihr unter den gegebenen Bedingungen ihnen verliehenes Amt von ihnen übernommen worden und die ohne rücksichtslose Hingebung und Liebe nicht erfüllt werden könnten, aus den Augen zu verlieren und die Beute einer Unzufriedenheit zu werden, die dem Segen ihrer Wirksamkeit Gefahr drohe" — und so fort.

Die Wirkung dieses Rescripts war auf die meisten Lehrer eine sehr niederschlagende. Und nicht auf die Lehrer allein, sondern auf die Mehrzahl der niederen, namentlich der ländlichen Bevölkerung überhaupt. Es war ein neuer und gefährlicher Widersacher, der dieses Ministerialrescript der Regierung erweckte: von Stahl und Schelling wußte man hier nichts, Herr von Hassenpflug war hier eine sehr gleichgiltige Person: aber daß die Schule unter dem Joch der Kirche verbleiben sollte, aber daß der geistige Aufschwung dieser armen, geknechteten, verhungernden Lehrer Widersetzlichkeit und Vernachlässigung übernommener Pflichten gescholten ward; aber daß das Ministerium, statt die kritische Frage vorsichtig zu lösen, Partei ergriff und sich auf die Seite der Pfaffen stellte, dieser herrschsüchtigen, wohlgenährten Pfaffen — das war auch diesen ehrlichen Gemüthern zu viel! das erzeugte auch hier Unzufriedenheit und Gährung!

Und dazu nun die Nachsicht, ja Aufmunterung, welche die Altlutheraner und überhaupt alle pietistischen und separatistischen Secten erfuhren und die mit der bisher geübten Praxis in so sichtlichem Widerspruche stand! — Schon Ende Juni hatten die nicht unirten Lutheraner in Magdeburg oder, wie sie selbst sich nannten, Mitglieder der evangelisch-lutherischen Gemeinde, sich mit einer Immediateingabe an den neuen Landesherrn gewandt und ihn um Abstellung der bisherigen harten Maßregeln angefleht. — Die Eingabe, wer sie auch verfaßt hatte, war außerordentlich geschickt abgefaßt, mit einer koketten Naivetät, einer anspruchsvollen Unterwürfigkeit, und dabei auf das Gemüth des Königs so wohl berechnet, daß schon danach der günstigste Erfolg vorauszusagen war, ganz abgesehen von jenen Sympathien, welche derselbe bereits als Kronprinz für die von seinem Vater so hart verfolgte Secte mehrfach zu erkennen gegeben. Als sie gehört (hieß es im Eingang), ihr „Vater" sei gestorben, habe sie eine

Digitized by Google

tiefere Betrübniß ergriffen als andere seiner Kinder: denn sie hätten ihm seine Lieblingspläne über Union und Agende gestört und seien ihm ungehorsam gewesen in diesen Dingen. Allein es tröste sie, daß sie ihm nur um Jesu Christi willen widerstanden und daß alle Anfechtungen Satans ihre wahrhaftige Treue und Liebe zum verstorbenen König dennoch nicht hätten erschüttern können. Auch seien sie überzeugt, daß er ihnen nicht nur jederzeit mit väterlicher Liebe zugethan geblieben, sondern sie hofften auch, daß er jetzt, eingegangen zu seines Herrn Freude, im Licht der ewigen Klarheit, mit ungetrübterer Liebe auf sie herabblicken werde. Darum voll Trost und Zuversicht träten sie vor seinen königlichen Nachfolger. Derselbe habe bisher seitwärts vom Throne gestanden, habe also Vieles sehen können, was man seinem Vorgänger künstlich verdeckt. Nachdem sie darauf ihre dogmatischen Unterschiede auseinander gesetzt, sowie die Punkte vorgetragen hatten, auf denen ihr Gewissen sie zu bestehen zwänge, nämlich Anerkennung von Seiten des Staats als nicht-unirte evangelisch-lutherische Gemeinde, Belassung der altlutherischen Agende von 1539, Verpflichtung ihrer Geistlichen auf die ungeänderte Augsburgische Confession, endlich Einsetzung eines eigenen nicht-unirten, altlutherischen Consistoriums, — fuhren die Bittsteller fort, daß sie „von ihrem untergeordneten Standpunkte" sich allerdings nicht „unterfangen" könnten, ihre Bitten durch den Nachweis, daß dieselben sowohl dem Kirchenrecht als der Staatsweisheit gemäß seien, zu unterstützen; dies zu beurtheilen sei „lediglich Sache Sr. Königlichen Majestät". Aber was sie zu thun hätten und nicht lassen dürften, darüber entscheide einzig ihr Gewissen, nach fleißigem Forschen in der Schrift und eifrigem Gebet in der Gemeinschaft: und das habe so entschieden. Auch seien sie bereit, jede Noth und jede Verfolgung um ihres Gottes willen zu ertragen, und könne es ihnen daher insofern gleich sein, sie würden geduldet oder verfolgt. Aber „das sei Satans Hauptstücke in dieser Zeit, Obrigkeit und Unterthanen zu entzweien: dieser Zwiespalt und dieses Mißtrauen sei das Feld, auf dem er seine reichen Saaten höllischen Unkrauts ziehe." Das wollten sie gern vermeiden: und darum bäten sie den König, um ihrer und seiner eigenen Seligkeit willen, nur einen gütlichen Versuch mit ihnen zu machen: „ach lieber Herr, es geht gewiß!" —

Aehnliche Vorstellungen wurden von andern Seiten, aus Preußen,

Digitized by Google

Pommern, Schlesien, Westphalen eingereicht: und der Erfolg blieb nicht aus. Noch vor Ablauf des Jahres trat überall in dem Benehmen der Behörden gegen die Altlutheraner und sonstige strenggläubige Separatisten eine merkliche Aenderung ein. Verfolgt bisher an den meisten Orten und mit polizeilichen Strafen hart bedroht, wurden sie jetzt förmlich beschützt und zum Theil sogar begünstigt; ihre Versammlungen, die bisher in die entlegensten Orte, ins Dunkel der Nacht hatten flüchten müssen und auch dort noch oft durch Bayonnette waren auseinander gesprengt worden, durften öffentlich und ungestört zusammenkommen; ihre Prediger, bisher ein beliebtes Wild der Landreiter und Gensd'armen, hatten nicht mehr nöthig, sich bei Nacht, unkenntlich, von Dorf zu Dorf zu schleichen. . . .

Nun wahrhaftig, wäre das Publikum nicht so ganz verblendet, wäre die Furcht vor Pietisten und Frömmlern nicht überall so riesengroß gewesen, es hätte sich ja im Gegentheil freuen müssen über diese ach, nur allzuspäte Gerechtigkeit, welche gegen diese armen Gläubigen geübt ward! hätte froh sein müssen und zufrieden, daß diese protestantischen Dragonnaden, zu denen Friedrich Wilhelm der Dritte in seinem militairisch-theologischen Eifer sich hatte hinreißen lassen und die einen bedauernswerthen Fleck auf dem Andenken dieses Monarchen bildeten, endlich ein Ende nehmen, endlich die Behörden selbst aufhören sollten, durch die Unzweckmäßigkeit ihrer Maßregeln harmlose Sectirer zu trotzigen Fanatikern umzuschaffen und dadurch das Gift, das sie ersticken wollten, selbst noch zu verbreiten! Was die altlutherischen Gemeinden verlangten, nämlich daß die Entscheidung über Glaubenssachen und überhaupt die Ordnung ihrer religiösen Angelegenheiten nur bei der Gemeinde selbst liege, war es nicht in Wahrheit das einzig richtige Prinzip des religiösen Lebens überhaupt? und wenn dies richtige Prinzip hier wenigstens einigermaßen und an einem Punkte wenigstens zur Geltung kam, hätte das Publikum sich darüber nicht mehr freuen sollen als erzürnen?

Aber der alte Spruch, daß die meisten Leute wohl frei sein wollen, aber nicht verstehen gerecht zu sein, gilt noch heute wie vor sechzig Jahren. Die öffentliche Meinung ergrimmte täglich mehr über diese Zugeständnisse, welche den Altlutheranern gemacht, über die größeren, die ihnen in Aussicht gestellt wurden. Der Fortschritt, der in dieser duldsamen und milden Behandlung unleugbar lag,

Digitized by Google

schien nicht mehr Fortschritt, sobald er auf diese Bahn lenkte; Gerechtigkeit und Freiheit, diese edelsten Güter, nach denen Alle verlangten — den Altlutheranern gespendet, hörten sie auf Gerechtigkeit und Freiheit zu sein und wurden Schwäche und Ungerechtigkeit gescholten.

Nur in einem Punkte allerdings hielt es schwer die öffentliche Meinung zu widerlegen: nämlich wenn sie behauptete, daß Freiheit und Gerechtigkeit nur dann auf diesen Namen Anspruch hätten, wenn sie gegen Alle gleich geübt würden — und das sei hier nicht der Fall; Wind und Sonne würden hier sehr ungerecht getheilt und während altlutherische und pietistische Secten einen ungewohnten Schutz, sogar eine befremdliche Begünstigung genössen, würde den freisinnigen und aufgeklärten Bewegungen, die hie und da auf kirchlichem Gebiete sich äußerten, eine sehr entgegengesetzte Behandlung zu Theil. Man erinnerte, um dies zu beweisen, an die Sintenissche Fehde in Magdeburg, deren wir im ersten Abschnitt dieses Buches gedacht haben und die eben jetzt wieder, zu Ende des Jahres, in vollen Flammen stand. Der Scandal unter den Geistlichen, von dem wir schon an jener Stelle erzählten, war so groß, die gegenseitigen Anklagen und Beschuldigungen so heftig geworden, daß endlich das Consistorium selbst für nöthig gefunden hatte, sich in die Angelegenheit einzumischen. Der Prediger Sintenis, als Urheber des Streites, war zur Verantwortung vorgefordert, der Druck seiner Predigten (nicht aber der Gegenpredigten!) untersagt und überhaupt eine Strenge der Untersuchung gegen ihn entwickelt worden, die Vielen höchst unverhältnißmäßig erschien, schon darum, weil sie durchaus einseitig war. Schon sprach man von Sintenis' Absetzung und schon sollten ihm Anerbietungen gemacht worden sein, seine Stelle gutwillig, unter Beibehaltung seines Einkommens, niederzulegen. Schließlich war ihm ein harter Verweis und eine drohende Verwarnung ertheilt worden: niemals wieder solle er die Verbindlichkeit der symbolischen Bücher in Zweifel ziehen, noch auch der evangelischen Kirchenlehre, wie sie in der Agende niedergelegt sei, entgegentreten, noch endlich im Allgemeinen in seinen Predigten und sonst sich Aeußerungen erlauben, die gläubigen Gemüthern zum Anstoß gereichen könnten. Dieser Verwarnung besser nachzukommen, wurde Herr Sintenis unter die specielle Aufsicht eines anderen Geistlichen gestellt; sollte sie dennoch fruchtlos bleiben, so werde das Consistorium, um die Kirchenlehre

Digitized by Google

vor Anfeindungen und Verunglimpfungen zu schützen, ohne weitere Schonung die sofortige Amtssuspension und gerichtliche Untersuchung wider ihn verfügen.

Dieser Ausgang der Angelegenheit erregte überall große Unzufriedenheit, sowohl in Magdeburg wie überhaupt in der Provinz Sachsen. Der Magistrat von Magdeburg machte die Sache des Herrn Sintenis zu seiner eigenen und remonstrirte beim Ministerium gegen die ungerechte Entscheidung des Consistoriums. Die öffentliche Meinung aber fragte spottend, wo denn hier das Prinzip der Freiheit und der Gerechtigkeit wäre und warum der leiseste Zweifel gegen die Allverbindlichkeit derselben Agende, die von den Altlutheranern öffentlich, in Bausch und Bogen, verworfen werde, Herrn Sintenis in die Gefahr der Amtsentsetzung bringen sollte?!

Und dann, fragte man weiter, wenn die Gemeinden der Sectirer sich ohne Anstoß verdorbene Schneider, entlaufene Schulmeister, Vagabonden und Schwindler aller Art zu Geistlichen wählen dürfen, was haben denn die Studenten in Halle verbrochen, wo liegt das Strafbare ihres Schrittes, wenn sie (Januar 41) um Berufung des Doctor Strauß, dieses anerkannten Gelehrten, dieses berühmtesten aller jetzt lebenden Theologen, demüthigst, in submissester Form, petitioniren? Und doch hört man von einer großen Untersuchung, die deshalb im Gange? doch hört man von Relegationen und Carcerstrafen, die deshalb verhängt werden sollen?!

Man fragte ferner, wie es mit jener eiternden Wunde des preußischen Staates, jener Kölner Angelegenheit stehe, der wichtigsten von allen, für welche der Cultusminister in diesem Augenblick zu sorgen hätte. Die öffentliche Meinung, in den alten Provinzen wenigstens, war mit dem Gange, welchen diese Angelegenheit unter Friedrich Wilhelm dem Vierten genommen, seit Längerem gar nicht mehr so recht zufrieden; er war ihr zu mild, zu nachgiebig, beinahe hätte man sagen müssen, zu schwächlich. Die perfide Art, mit welcher Herr von Dunin die königliche Großmuth belohnt, und dann bei der Huldigung die herablassenden, ja mehr als herablassenden Worte, welche der König an die katholische Geistlichkeit gerichtet, hatten in dem überwiegenden, dem protestantischen Theil des Publikums beide einen gleich unangenehmen Eindruck gemacht. Gerade von Herrn Eichhorn hatte man sich, aus früher erwähnten Gründen, gerade in

Digitized by Google

dieser Angelegenheit ein kräftiges und entscheidendes Auftreten versprochen — und nun vergingen Monate und es geschah nichts! und nun lief das Jahr zu Ende und die Abdication des Fürstbischofs von Breslau, Herrn von Sedlnitzky, und die Anstellung eines eigenen Specialdirectors für die katholischen Angelegenheiten im Cultusministerium, in der Person eines Katholiken, des bisherigen Staatssecretairs, Geheimrath von Duesberg, waren das Einzige, was das Publikum in dieser Hinsicht erfuhr!

Aber auch dies nur zu theilweiser Befriedigung. Der Austritt des Fürstbischofs von Breslau, dieses unermüdlichen und erprobten Unterhändlers der preußischen Regierung, sei kein ganz freiwilliger; er sei ein Opfer, welches der ultrakatholischen Partei und dem wachsenden Mißvergnügen der eigenen schlesischen Geistlichkeit habe gebracht werden müssen; die preußische Regierung habe mit ihm ihre letzte Stütze, ihren letzten talentvollen und einflußreichen Anhänger unter den Bischöfen verloren und die Ernennung zum wirklichen Geheimenrath und Mitglied des Staatsrathes, durch welche der König dies Opfer zu verdecken suche, könne vielleicht die Eitelkeit des Prälaten, nicht aber den Staat für den Verlust, noch die Sache der Protestanten für die Niederlage entschädigen, die sie dadurch erlitten. — Und was die Anstellung des Herrn von Duesberg betreffe, so sei das eine Neuerung, deren Folgen man erst abwarten wolle; in diesem Augenblick gewährt, sehe sie sich mehr wie ein Zugeständniß, eine Schwäche an, welche die Anmaßung der Katholiken nur noch vermehren würde.

Aber auch diese selbst waren mit dem Gange, welche die erzbischöfliche Angelegenheit nahm, ebenfalls nichts weniger als zufrieden. Auch ihnen war er zu langsam, wiewohl in umgekehrtem Sinne: that die preußische Regierung jenen zu viel, so that sie diesen nicht genug; und die tröstenden Worte, welche der König den rheinischen Huldigungsdeputirten mitgegeben, waren doch auch zu unbestimmt, auf die Länge gegenzuhalten. —

Im Publikum inzwischen war durch all diese Dinge, die das Gerücht nicht verfehlte noch zu vergrößern und zu entstellen, die feste Ueberzeugung entstanden, daß eine große und mächtige Reaction im Sinne des Pietismus bevorstehe und daß jene Aufklärung und jene Glaubensfreiheit, welche in Preußen so zu sagen, national geworden, von den ernstlichsten Gefahren bedroht sei. Schon sprach man von

Digitized by Google

einem neuen unglaublich orthodoxen Ehegesetz, dessen Ausarbeitung dem geheimen Oberjustizrath Goeschel übertragen sei, einem bekannten Orthodoxen und Frömmler, der gegenwärtig mit speciellen Aufträgen im Cultusministerium arbeitete und dem allgemein ein großer Einfluß auf die gesammte Haltung dieses Ministeriums zugeschrieben ward. Auch von einer überaus strengen Sonntagsfeier war die Rede; das Gesetz sei schon in Arbeit, schon an den nächstbevorstehenden beiden Weihnachttagen dürfe diesmal kein Schauspiel noch sonstige Lustbarkeit stattfinden — Donnerschlag für die vergnügungslustigen Berliner, die dieses Verbot gewiß nicht überlebt hätten und die daher sehr erfreut waren, da es sich als eine jener Tageslügen erwies, von denen jetzt alle Blätter, alle Straßen, ich möchte sagen, die Luft selber wimmelte. —

Bald verstieg die Besorgniß sich noch weiter. Mit großer Bestimmtheit wurde von einem Religionsedict gesprochen, das schon dem König zur Bestätigung vorliege und dessen Veröffentlichung mit Allernächstem zu erwarten stehe. Religionsedict — welch ein Name in dem Ohr des Preußen! und welche Erinnerungen, trübe, schmachvolle Erinnerungen, dabei in jeder preußischen Brust aufstiegen! Was war doch geschehen, welcher Dämon hatte alle Sinne in Verwirrung gesetzt, daß man unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Vierten, kaum sechs Monate nach der Thronbesteigung dieses gebildetsten und geistreichsten aller Fürsten, eine Rückkehr Wöllnerischer Zustände befürchten konnte?!

Und doch befürchtete man sie! befürchtete sie allen Ernstes! Die Angaben, welche über das bevorstehende Religionsedict gemacht wurden, waren zu genau, wurden bereits zu folgerichtig, zu wahrscheinlich befunden, als daß man sie noch länger hätte bezweifeln können. Wiedereinführung einer strengen Kirchendisciplin, geschärfte Sonntagsfeier, Anordnungen über den regelmäßigen Kirchenbesuch der Staatsdiener und Beamten, Controlle derselben in Betreff des Abendmahls — nun, es war arg genug: aber schon nicht mehr so arg, daß man nicht dies und noch Aergeres für möglich gehalten!

Ja so eingelebt hatte man sich in diese Furcht bereits und so gering war schon das Zutrauen zur Regierung geworden, daß selbst, als die Staatszeitung vom achten Januar diesen Gerüchten ein öffentliches und unzweideutiges Dementi gab und sie als „völlig leer

und alles und jedes Grundes entbehrend" bezeichnete, sogar diese officielle Erklärung nicht im Stande war, alle Bedenken zu beseitigen und das erschütterte Zutrauen wiederherzustellen. Das sei nur, meinte man, um die öffentliche Meinung sicher zu machen; die Pietisten hätten nur sehen wollen, was sie wohl wagen könnten, und nun sie merkten, daß sie sich die Pfoten verbrannt, zögen sie für diesmal vorsichtig zurück. Aber ob man sie kenne, diese Jesuiten unserer Kirche?! Aufgeschoben sei nicht aufgehoben: und irgendwo werde der Teufel doch schon ein Loch finden, seinen Schwanz hindurchzustecken. —

Das Schlimmste aber bei all diesen mißlichen Dingen war die Stellung, welche Herr Eichhorn, dem sie billiger Weise zunächst hätten müssen aufs Kerbholz kommen, zum König einnahm, wenn nirgend anders, so doch in der Ansicht des Publikums. Nämlich sei es, daß das Publikum sich wegen der guten Meinung, mit der es Herrn Eichhorn empfangen, auch jetzt noch gewissermaßen vor sich selbst entschuldigen wollte, oder was Anderes: genug, auch jetzt noch und diesen Thatsachen zum Trotz, wollte Niemand sich überzeugen, daß diese obscure und pietistische Richtung, der das Cultusministerium neuerdings sichtlich huldigte, von Herrn Eichhorn selbst getheilt würde. Herr Eichhorn, behauptete man, ist im Grunde seines Herzens ein aufgeklärter, freisinniger Mann; so haben wir ihn ja gekannt, lange Jahre hindurch: wie käme er denn jetzt zu dieser rigorosen Gläubigkeit?! Nein, dahinter muß ein Anderer stecken, ein Höherer, ein so Hoher, daß Herr Eichhorn selbst sich ihm nicht entziehen kann...

Mit andern Worten also, der König selbst. Es war das umgekehrte Verhältniß wie mit Herrn von Rochow. Herr von Rochow war der Sündenträger des Königs; auf ihn entlud sich aller Groll und alle Unzufriedenheit, welche die Schritte des Königs in den ständischen und ähnlichen Angelegenheiten erregten und die man doch gegen ihn selbst noch nicht zu äußern wagte. Umgekehrt die mißliebigen Verordnungen des Cultusministeriums wurden nicht ihm, oder ihm doch erst im zweiten Grade angerechnet: sondern als der eigentliche Urheber derselben galt der König selbst. Herr von Rochow deckte den König; der König — konnte zwar nicht Herrn Eichhorn decken: aber er fing den Unwillen auf und ließ dem schwachen, unselbständigen, perfiden Minister, der (so behauptete das Publikum) Dinge zugab, die er

Digitized by Google

selbst nicht wollte, der eine Frömmigkeit verlangte und verordnete, die er selbst nicht theilte, nichts als die — Verachtung.

Diesem öffentlichen Unwillen war denn auch jede Gelegenheit genehm, sich tumultuarisch, stürmisch an den Tag zu legen: und auch daß er dabei öfters ins Kindische oder Ungeschickte fiel, kümmerte ihn nur wenig. — Der König hatte die Aufführung der Racine'schen Athalie gewünscht, dieses Meisterwerks voll erhabenen Schwungs und ächter, unvergänglicher Poesie; eine Wahl also, die seinem Geschmack gewiß alle Ehre machte. Aber ist der Stoff der Athalie nicht ein religiöser? athmet das ganze Stück, geschrieben ursprünglich für die Zöglinge eines Klosters, nicht eine ernste, geistliche, ja kirchliche Erhabenheit? — Das Publikum also witterte Pietismus: und als nun am vierten Januar die Aufführung der Athalie im Berliner Opernhause wirklich stattfand, pfiff das Publikum das Meisterstück der französischen Dichtkunst mit Glanz aus.

Das war denn freilich eine sehr ungeschickte Demonstration, aber auch eine sehr deutliche. Daß sie die Athalie traf, war Zufall: ihr eigentliches Ziel war — der König.

Digitized by Google

Zweites Buch.

Von dem Zusammentritt der preußischen Provinziallandtage im Februar 1841 bis zum Ausscheiden der Herren von Schön und von Rochow und dem Erlaß wegen Bildung der ständischen Ausschüsse: Juni 1842.

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Ernennung des Grafen Stolberg zum Miniſter. Verſetzung Flottwells nach Magdeburg; Graf Arnim zum Oberpräſidenten von Poſen ernannt. Verordnungen wegen Beförderung der polniſchen Sprache. — Die bevorſtehenden Provinziallandtage. Geſpannte Erwartungen des Publikums; Petitionen wegen Wiederaufnahme des Königsberger Antrags vorbereitet. — Freiwilligenfeſt zu Berlin: Febr. 3. 1841. — „Woher? und Wohin?“ von Herrn von Schön. — Demonſtrationen zu Gunſten des Herrn von Schön in Königsberg und Inſterburg. — Herr von Hacke und der Adelsverein zu Preußiſch-Holland; Oppoſition gegen Herrn von Schön. — Die „vier Fragen eines Oſtpreußen“, von Johann Jacoby. — Vermehrte Anſtrengungen des Adelsvereins zu Preußiſch-Holland. Herr von Hacke und der König. — Eröffnung des Provinziallandtags: Febr. 28. 1841.

Unter äußerlich ſo unſcheinbaren, innerlich ſo bewegten und kritiſchen Umſtänden war man in das neue Jahr übergetreten. Doch hatte noch der letzte Tag des alten eine unerwartete und wichtige Neuigkeit gebracht. — Man entſinnt ſich der Beſchwerden, welche die Poſenſchen Stände durch den Mund des Grafen Raczynski, bei Gelegenheit der Königsberger Huldigung erhoben, ſowie der Aufforderung, mit welcher der König ſie erwiedert, nämlich Beweiſe für ihre Klagen beizubringen und durch Thatſachen ihre Behauptungen zu unterſtützen. In Folge deſſen hatte ſich denn unter der polniſchen Bevölkerung des Großherzogthums eine große und leidenſchaftliche Thätigkeit entwickelt; von allen Seiten war Herr von Raczynski mit Beweisſtücken, vermeintlichen oder wirklichen, unterſtützt worden;

Digitized by Google

ſchon Anfang Novembers konnte eine umfangreiche und gründliche Beſchwerdeſchrift nach Berlin abgehen.

Freilich, wenn man die Büreaukraten fragte, ſo war das ganze Memoire des Herrn von Raczynski nichts als ein Gewebe von Uebertreibungen, Entſtellungen und offenbaren Lügen. Auch habe der Scharfblick des Königs, der, bei aller Sympathie für die polniſche Nationalität und allem Gerechtigkeitseifer, doch auch gewiß das nicht wollen könne, daß die Deutſchen den Polen zum Opfer gebracht würden, es ſogleich dafür erkannt. Wo etwa in den Beſchwerden der polniſchen Bevölkerung, oder beſſer geſagt, in ihren Wünſchen, ihren Bitten, hie und da ein Körnchen Wahrheit, ein Atom des Zweckmäßigen und Nützlichen ſich finden ſollte, ſo werde das allerdings die gebührende Rückſichtnahme finden. Zu einer eigentlichen Aenderung des Syſtems jedoch und einem damit verbundenen Wechſel der Perſonen, dergleichen die Polen verlangten, liege weder überall eine Veranlaſſung vor, noch habe der König ſo etwas in Abſicht.

Aber all dieſe zuverſichtlichen Behauptungen erlitten durch die Cabinetsordre vom 31. December eine bedenkliche Niederlage. Durch dieſelbe wurde erſtlich der bisherige Oberpräſident von Sachſen, der mehrfach erwähnte Graf zu Stolberg-Wernigerode, unter Ernennung zum wirklichen Geheimenrath mit Sitz und Stimme im Staatsminiſterium, in das Miniſterium des königlichen Hauſes verſetzt; in die entſtandene Vacanz rückte der bisherige Oberpräſident von Poſen, Herr Flottwell, ein: und endlich deſſen Stelle wurde dem dermaligen Präſidenten der Regierung zu Merſeburg, Graf Arnim, übertragen.

Das war denn für die Regierung in der Meinung des Publikums mehr als eine Schlappe auf einmal. Erſtlich hatte die pietiſtiſche Partei in der Ernennung des Grafen Stolberg einen neuen und gefährlichen Zuwachs erhalten: und der Umſtand, daß man den Grafen Stolberg eingeſchoben, ohne daß eigentlich eine Lücke für ihn offen, ein Bedürfniß des Staatsdienſtes vorhanden war, ſchien den Beweis zu führen ſowohl von dem Eifer, mit welchem dieſe Partei ſich ihres Uebergewichtes zu bedienen dachte, als von den glänzenden Dienſten, die ſie ſelbſt ſich von der Perſönlichkeit des neuernannten Miniſters verſprach.

Digitized by Google

Ferner aber was war von der bisherigen Verwaltung des Großherzogthums, was von der Unparteilichkeit der dortigen Beamten, ja ſogar was von der anerkannten Tüchtigkeit des Herrn Flottwell zu halten, nachdem den Bitten der Polen in dem wichtigſten, dem augenfälligſten Punkt, der Veränderung des Oberpräſidenten, nachgegeben worden war? Die Verſetzung des Herrn Flottwell, was war ſie unter dieſen Umſtänden, als eine Desavouirung dieſes Beamten und der von ihm befolgten Verwaltungsgrundſätze durch die Regierung ſelbſt? —

Auch habe Herr Flottwell, behauptete man, ſeine Verſetzung ſelbſt in dieſem Sinne aufgenommen; es ſei noch ſehr fraglich, wurde hinzugeſetzt, ob er die neue Stellung in der Provinz Sachſen überhaupt annehmen werde, und ſein langes, ſcheinbar müßiges Verweilen in Berlin, ſtatt ſich auf ſeinen Poſten nach Magdeburg zu begeben, ſchien dieſes Gerücht nur zu beſtätigen. Ja ſchon ſprach man davon, Herr Flottwell ſtehe im Begriff aus dem Staatsdienſt überhaupt auszuſcheiden.

So weit kam es nun allerdings nicht. Herr Flottwell hatte die Zeit ſeines Berliner Aufenthaltes benutzt, eine ausführliche Denkſchrift zur Vertheidigung ſeiner bisherigen Amtsführung einzureichen: worauf einige Monate ſpäter, im Mai, eine öffentliche Billigung und Belobung derſelben Seitens des Königs erfolgte. Damit war dieſer Conflict denn, ſoweit er die Perſon des Herrn Flottwell betroffen hatte, geſchlichtet: und der neue Oberpräſident von Sachſen trat ſein Amt ohne weiteren Widerſpruch an.

Daß gleichwohl im Großherzogthum nicht Alles ſo ganz geheuer und daß es hier Wunden gab, die man zwar gern verheimlichen wollte, aber ſchon nicht mehr ganz ableugnen konnte, darüber war im Publikum nachgerade Niemand mehr in Zweifel. Das bewies nicht nur die Wahl gerade des Grafen Arnim, der, ganz im Gegenſatz zu der bürgerlichen, kurz angebundenen, faſt herben Art des Herrn Flottwell, im Ruf einer ganz beſondern weltmänniſchen Bildung, einer ganz beſondern Feinheit und Verbindlichkeit des perſönlichen Benehmens ſtand und der überdies durch ſeinen außerordentlichen Reichthum geeignet ſchien, den vergnügungsſüchtigen und prunkliebenden Adel des Großherzogthums an ſich zu ziehen: das bewieſen vor Allem auch einige königliche Verordnungen, welche der Cabinets-

Digitized by Google

ordre vom 31. December auf dem Fuße folgten und die den Beschwerden der Polen, in einigen Punkten wenigstens, allerdings Recht gaben, sei es auch nur dadurch, daß sie ihnen Abhilfe verschafften.

Eine Cabinetsordre nämlich vom 15. Januar befahl, daß die Landräthe des Großherzogthums Posen allen ihren zur Bekanntmachung an die Eingesessenen bestimmten Verfügungen an die Districtscommissarien eine polnische Uebersetzung dieser Verfügungen beilegen sollten. Das mußte also doch bisher unterlassen, das heißt, eine der wichtigsten Zusicherungen, unter denen das Großherzogthum im Jahre funfzehn übernommen war, die zugesicherte Erhaltung und Berücksichtigung der polnischen Sprache in allen amtlichen Handlungen, mußte also doch in einem der wesentlichsten und praktisch unentbehrlichsten Punkte übergangen worden sein! —

Noch deutlicher ging der Wunsch des Königs, die polnische Bevölkerung zu versöhnen, und das veränderte Prinzip der neuen Verwaltung aus einer zweiten Cabinetsordre hervor, welche an demselben Tage erschien und in der, unter Erweiterung einer älteren Verordnung vom Jahre siebzehn, festgesetzt ward, daß bei Prozessen im Großherzogthum Posen die polnische Sprache auch in den Fällen zur Anwendung kommen solle, wo der Kläger beider Sprachen mächtig, der deutschen sowohl wie der polnischen, während dies bisher nur in den Fällen geschehen, wo der Kläger blos Polnisch verstanden.

Gleichzeitig fügte der König, „in Berücksichtigung des noch immer herrschenden Mangels an der polnischen Sprache vollkommen mächtigen Beamten", zu den bereits zu diesem Zweck bestehenden Fonds noch eine Summe von jährlich eintausend Thalern hinzu, welche, unter die betreffenden Gerichtsbezirke vertheilt, dazu angewendet werden sollten, Auscultatoren und Referendarien, aber nur solchen, die aus der Provinz Posen gebürtig und der polnischen Sprache vollkommen mächtig wären und die zugleich die Verpflichtung zu längerem Dienst im Großherzogthum übernähmen, mit jährlichen Stipendien zu unterstützen. — Eine im September desselben Jahres erscheinende Verfügung des Justizministeriums erweiterte diese Unterstützung noch, indem sie das Oberlandesgericht zu Posen ermächtigte, jungen Leuten, die sich dem unteren Justizdienst widmeten und übrigens mit guten Zeugnissen versehen wären, für den Fall, daß sie

Digitized by Google

zugleich Kenntniß der polniſchen Sprache beſäßen, außerordentliche und dauernde Unterſtützungen zu bewilligen. —

Gleichwohl brachte dieſer ganze Miniſterwechſel und was mit ihm verknüpft war, im Publikum, mit Ausnahme natürlich des Großherzogthums, bei Weitem nicht die Senſation hervor, die er unter gewöhnlichen Umſtänden erregt haben würde.

Denn ſchon, in dem Hintergrunde der nächſten Wochen, ſtand ein anderes, größeres Ereigniß, auf das bereits alle Blicke, alle Wünſche, alle Hoffnungen — und freilich auch einige Befürchtungen ſich richteten: die Provinziallandtage, deren regelmäßiger Zuſammentritt in den letzten Tagen des Februar ſtattfinden mußte. Wer hatte ſich ſonſt um dieſe Landtage gekümmert? Von Niemand beachtet, von Vielen verſpottet, von nicht Wenigen als eine unnütze Laſt, eine überflüſſige Zeitverſchwendung getadelt, hatten ſie, in idylliſcher Verborgenheit, ein ſo ruhm- wie fruchtloſes Daſein geführt; die „ſtändiſchen Bälle", die Mittagsfeten und Reunionen, die bei dieſer Gelegenheit in den Hauptſtädten der betreffenden Provinzen gefeiert wurden, ſowie etwa noch die neuen Pferde und Livreen, welche einige begüterte Edelleute ſich für dieſe Veranlaſſung anzuſchaffen pflegten, waren ſeit Jahren ſo ziemlich das Einzige geweſen, was das größere Publikum davon gemerkt.

Wie anders aber jetzt! Mit großer Genauigkeit, wie in eine alte verſchollene Urkunde, die plötzlich wieder zu entſcheidender Wichtigkeit gelangt, ſtudirte das Publikum ſich in die Entſtehungsgeſchichte der Provinziallandtage, ihre Bedeutung, ihre Zuſammenſetzung, ihre möglichen Befugniſſe wieder ein; wie eine Schöne, die ſeit Langem unbeachtet geweſen und die nun, durch eine wunderbare Conſtellation der Umſtände, auf einmal wieder in Mode kommt, wurde der Landtag plötzlich ein Gegenſtand allgemeiner Erkundigungen, Nachfragen und Rückſichten. —

Denn daß die Cabinetsordre vom vierten Oktober den Antrag des Königsberger Huldigungstages wirklich und für immer beſeitigt haben ſollte, das wollte Niemand zu Sinn; darauf wagten ſelbſt diejenigen nicht zu rechnen, die übrigens mit dem Inhalt dieſer Ordre vollkommen einverſtanden waren und die nur mit Angſt und Schrecken an den Tag dachten, wo auch ſie wieder, gleich der Antwort vom neunten September, „authentiſch interpretirt" werden könnte!

Digitized by Google

Denn ganz ſicher hielten ſich auch dieſe nicht. Hatte der König nicht eine „Entwicklung unſeres ſtändiſchen Lebens" ausdrücklich zugeſagt? Und wenn es auch abgelehnt war, dieſelbe im „Sinne des Geſetzes vom 22. Mai 1815" vorzunehmen, gab es nicht, auch ohne direct in die Fußſtapfen dieſes Geſetzes zu treten, andere Entwicklungen, andere Erweiterungen, die den Büreaukraten und überhaupt all den Königlichen „von Gottes Gnaden", wozu namentlich auch die ganze große Pietiſtenclique gehörte, höchſt gefährlich, höchſt unwillkommen waren? Kaum Jemand zweifelte, daß den bevorſtehenden Provinziallandtagen nicht irgend welche Propoſitionen in dieſem Sinne gemacht werden würden: wenn auch über das Wie derſelben die verſchiedenſten Gerüchte gingen.

Aber ſelbſt den äußerſten Fall angenommen, daß dergleichen Vorlagen nicht gemacht würden und daß die Regierung den Provinzialſtänden gegenüber die Königsberger Vorgänge völlig ignoriren, völlig wieder in das alte Gleis einlenken ſollte: wohlan, ſo war Jedermann überzeugt, daß die Provinziallandtage ſelbſt die Sache zur Sprache bringen würden! ſo galt es als ein ausgemachtes Factum, daß der Königsberger Antrag von den Provinzialſtänden ſelbſt würde aufgenommen, daß die verheißene „Entwicklung der ſtändiſchen Verhältniſſe" von ihnen ſelbſt würde in Erinnrung gebracht werden — vielleicht nicht von allen, vielleicht nicht einmal von der Mehrzahl: aber jedenfalls von einigen! — Namentlich der oſtpreußiſchen, der ſchleſiſchen und der rheiniſchen Stände glaubte man in dieſer Hinſicht gewiß zu ſein. Schon ging das Gerücht von Petitionen an die Stände, welche in den bedeutendſten Städten der gedachten Provinzen in Umlauf wären und die alle die Erneuerung des Königsberger Antrags zum Inhalt haben ſollten; ſchon, Muſik den Ohren der Einen, Schreck und Beſtürzung den Andern, erzählte man ſich, daß ſelbſt der Deputirte Stettins, der Hauptſtadt Pommerns, dieſer Provinz, in der gewiſſe Leute gar zu gern ſchon damals die preußiſche Vendée geſehen hätten, von Magiſtrat und Stadtverordneten den Auftrag bekommen, auf Erleichterung der ſtändiſchen Wahlen und Oeffentlichkeit der Verhandlungen anzutragen!! — Wo das am grünen Holze geſchah, was ſollte es erſt mit dem dürren werden?!

Ja was Stettin und Pommern?! Berlin ſelbſt, das frivole, neugierige, überweiſe Berlin des Jahres einundvierzig, dieſer faule

Digitized by Google

Mittelpunkt eines faulen Organismus, wankte — zwar nicht in ſeiner Treue, nicht in ſeiner Loyalität: denn alle dieſe Kategorieen paßten auf Berlin nur in ſehr bedingtem Sinne — aber es wankte in ſeiner Apathie, es wurde irre in ſeiner politiſchen Geſinnungsloſigkeit, mit Einem Worte: Berlin ſelbſt, das ewig lächelnde, zog die Stirn in Falten und zeigte conſtitutionelle Gelüſte!

Allerdings war die Offenbarung derſelben ziemlich zahm. Bei dem ſogenannten Freiwilligenfeſte, Erinnerungsfeſt an die große Erhebung der Jahre dreizehn und funfzehn, das, altem Herkommen gemäß, am dritten Februar im Jagor'ſchen Saal gefeiert ward und das diesmal, als das erſte nach dem Tode Friedrich Wilhelms des Dritten, eine ganz beſondere Bedeutung in Anſpruch nahm, waren an den Wänden des Saals, unter andern beziehungsreichen Decorationen, „alle bedeutenden Regierungsacte und Geſetze des Verewigten, mit der Jahreszahl und dem Datum des Erlaſſes auf Schildern zu leſen: und eine gedruckte Beſchreibung gab nähere Auskunft darüber.“ Da gab es denn nicht nur Stellen zu leſen, wie die aus dem Cenſuredict vom 4. Februar 1804, daß „eine ſchickliche Art der Oeffentlichkeit das ſicherſte Mittel für Regierung und Publikum gegen die Sorgloſigkeit und unlautere Abſicht der Behörden bilde und daher in Schutz genommen zu werden verdiene“: ſondern, o halsbrechende Verwegenheit! da ſtand auch der „22. Mai 1815“ mit goldenen Lettern an der Wand und in dem Commentar fand ſich gar die Einleitung und der erſte Paragraph („Es ſoll eine Repräſentation des Volkes gebildet werden“) dieſer „vielbeſprochenen“ Verordnung abgedruckt.

Eine ſehr unſchuldige Demonſtration, nicht wahr? dieſe Demonſtration durch einige Stücke Pappe und einige Streifen Goldpapier?! Eine ſehr zahme Erinnerung, meint Ihr nicht? dieſe Erinnerung durch die Blume, die Blume des Hoftapeziers?!

Aber doch erregte ſie großes Aufſehn in Berlin! doch wurde ſie von den ſogenannten Liberalen als ein großer Sieg, von der Gegenpartei als eine große, ſtrafbare Anmaßung, ein Attentat gegen den königlichen Willen ſelbſt und die ihm ſchuldige Ehrfurcht betrachtet! aber doch wurde der Hofrath Förſter, der dieſes Arrangement veranſtaltet, ſeitdem wieder als ein höchſt gefährlicher Menſch betrachtet, zu dem man ſich höchſt übler Dinge verſehen könne! aber doch bildete

Digitized by Google

es mehre Tage lang für halb Berlin einen Gegenstand ernsthaften Kopfzerbrechens, ob Herr von Boyen, der der Feier, als Ehrengast, zwar beigewohnt, den Saal jedoch bald nach Anfang des Mahles wieder verlassen hatte, aus Zufall so zeitig weggegangen wäre oder aber um seine Indignation über die tapezirte Keckheit an den Tag zu legen und weil seine amtliche Stellung (er stand eben im Begriffe, das Kriegsministerium zu übernehmen) ihm den längeren Aufenthalt unter diesen revolutionairen — Köpfen? nicht doch: Pappendeckeln nicht gestattete! aber doch entspann sich eine weitläufige Correspondenz zwischen dem Festcomité und dem Minister von Rochow „über den Sinn, den man mit dieser Ausschmückung verbunden"! aber doch schrieb man nur dem Beifall, welchen das Arrangement beim König selbst gefunden, die Niederschlagung einer förmlichen und ernsthaften Untersuchung zu! —

Doch kamen auch ernstere und würdigere Anzeichen der bevorstehenden Ereignisse zu Tage; auch in ernstern und würdigern Documenten sprach die öffentliche Meinung, die Meinung der Edelsten und Besten des Landes sich aus. Unter der außerordentlichen Menge von Brochüren, welche der nahe Zusammentritt der Stände, sowie überhaupt die innere Lage Preußens in dieser Zeit hervorrief, erregten besonders zwei durch die Gediegenheit ihres Inhalts, den Adel ihrer Sprache, die edle und unumwundene Freimüthigkeit ihrer Ansichten eine so verdiente wie allgemeine Aufmerksamkeit. Als Verfasser der einen war Herr von Schön bekannt; auch die andere schrieb die öffentliche Meinung, bis zur Entdeckung des wahren Verfassers, ihm zu: und auch dann noch behauptete man, daß Herr von Schön wenigstens Antheil daran genommen und daß wenigstens der erste, geistige Ursprung der „vier Fragen" bei ihm zu suchen sei.

Denn diese berühmte Brochüre, nebst dem Schön'schen „Woher? und Wohin?" ist es, was wir im Sinne haben. Beide gehören der Geschichte an: und nicht blos der preußischen allein. In den Actenstücken und Documenten daher, die wir diesem Buch zur Erläuterung beifügen, durften auch die wichtigsten Stellen dieser beiden Brochüren nicht fehlen (vgl. Anhang Nr. V.): und wird mithin an diesem Orte eine kurze Andeutung des Ganges, den sie nehmen, sowie der Wirkung, die sie hervorbrachten, genügen.

Digitized by Google

Die früheſte von beiden war die Schrift des Herrn von Schön. Von ihr verlautete ſchon Mitte Januars; der berühmte Verfaſſer, ſchon ſeit Längerem von Berlin nach Königsberg zurückgekehrt, ohne daß von den Hoffnungen, die man an ſeine Anweſenheit in der Hauptſtadt geknüpft, auch nur eine ſich verwirklicht hätte, ſollte ſie als Ultimatum gleichſam, wenn nicht gar als Abſchied zurückgelaſſen haben. Sie ſollte urſprünglich nur als Manuſcript gedruckt werden und nur zur Mittheilung an den König, die Prinzen und einige der höchſten Staatsbeamten beſtimmt geweſen ſein. Bald jedoch circulirte ſie in vielfachen Abſchriften: und nicht lange, ſo war ſie auch öffentlich, in verſchiedenen Brochüren und Zeitungen zu leſen.

Herr von Schön ging darin zuerſt die Geſchichte des preußiſchen Staates ſeit Friedrich dem Großen durch. Woher der Ruf nach allgemeinen Ständen komme? Die Geſchichte gebe die Antwort darauf. Friedrich der Große habe ein ungebildetes, gedankenloſes, kaum denkfähiges Volk vorgefunden. An der Sonne ſeines Geiſtes wären zuerſt die Vollführer ſeines Willens, die Staatsdiener, herangewachſen. Auch in ihnen habe die Macht des Geiſtes ſich geltend gemacht: und darum auch, in den Augen des Volkes, von dem Glanz des Königs ſei etwas auf ſie übergegangen.

Allein die ſteigende Bildung des Volkes ſelbſt habe dieſen Vorzug und mit ihm das Anſehn der Büreaukratie vernichten müſſen. Es ſei vollkommen richtig, was Strauß in ſeiner Kritik der Streckfuß'ſchen Garantieen geſagt: die preußiſche Beamtenwelt handle in der That im Sinne der katholiſchen Kirche; nicht ſich glaube ſie für das Volk vorhanden, ſondern das Volk für ſich. Das ſei dem Volke mehr und mehr unerträglich geworden, ſowohl dem Mittelſtande als dem Adel, ganz beſonders dem Grundadel: und das immer zunehmende Selbſtgefühl und die wachſende Anmaßung der Beamten habe dies Mißverhältniß nur geſteigert. Das Gouvernement, ſtatt durch eine beſſere Ordnung der Nationalverhältniſſe dieſer Angelegenheit auf den einzig zweckdienlichen Weg, den Weg eigner Organiſation, zu verhelfen, habe die Aufgabe unmittelbar ſelbſt löſen wollen. Vergeblich; dieſe Bevormundung durch die Beamtenhierarchie habe das Gefühl der Selbſtändigkeit in dem unmündig gehaltenen Theil des Volkes immer ſchwerer verletzt. Mit um ſo höherem Enthuſiasmus dagegen habe man die Städteordnung aufgenommen, mit ſo größerer Sehnſucht der Commu-

nalordnung entgegengesehen und jener Volks- und Ständerepräsentation, die im Gefolge der übrigen Reformen, vom Jahre sieben bis dreizehn, verkündigt worden.

Nach dem Jahre dreizehn aber hätte die Beamtenwelt, Militair- und Civilbeamte, aus Furcht, vor der erwachenden Mündigkeit des Volks und der voraussichtlichen Wichtigkeit der Landstände, die bisherige Beamtenwichtigkeit schwinden zu sehen, das Gouvernement in seinem weisen und zeitgemäßen Fortschritt plötzlich gehemmt; Schritt auf Schritt, so viel man es, ohne den Schein der Barbarei und Inconsequenz auf sich zu laden, nur immer vermocht, sei die Staatsordnung allmälig zu einer bloßen Beamtenordnung umgeklügelt und verändert worden. Nun hätte man eine Communalordnung nicht mehr für zeitgemäß gehalten; die Landwehr selbst sei in ihrer Existenz bedroht gewesen, und wenn man ihre Aufhebung nicht geradezu auszusprechen gewagt, so habe man doch ihren Grundton mehr und mehr verstimmt und sie mehr und mehr an das Beamten-Militair wieder angenähert. Dieselbe Richtung der Gouvernementsmänner habe auch die Provinziallandtage, vom Volk mit Enthusiasmus aufgenommen, nicht aufkommen lassen; die unverfänglichsten, die gerechtesten Anträge seien von der Büreaukratie als ungehörige Einmischung, sträfliche Anmaßung verdächtigt worden.

So habe es im Jahre vierzig, bis zur Königsberger Huldigung gestanden. Mit energischen Worten, welche deutlich darthaten, welchen Antheil er selbst an dem berühmten Antrage des Huldigungslandtages genommen, rechtfertigte Herr von Schön das Benehmen der ostpreußischen Stände. Sie hätten damals nur gethan, was sie thun mußten; der Fluch von Geschlecht zu Geschlecht würde sie getroffen haben, hätten sie damals vor ihres Königs Thron und vor Gottes Angesicht die Wahrheit verleugnet und die Stimme ihres Gewissens und ihrer Ueberzeugung erstickt. Nicht von eigenthum- und heimathlosen Menschen, nicht von gedankenleeren Jünglingen, nicht von momentan aufbrausenden, neuerungssüchtigen Geistern sei dieser Antrag gestellt worden: sondern von begüterten Männern, Männern von Urtheil und gereifter Erfahrung, Männern in grauen Haaren, und zwar solchen, die bei einem etwaigen Ausbruch von Anarchie und Illoyalität mehr zu verlieren hätten, als das regierende Haus zu fürchten. Mit wahrhaftem Seherblick und einer Ironie,

Digitized by Google

deren feinen Stachel wir erſt jetzt merken, in den Tagen, da dieſe Zeilen geſchrieben werden, hob der unvergleichliche Staatsmann den Vortheil hervor, der dem regierenden Hauſe ſelbſt im Fall einer offnen Revolution verbleibe: denn jenes könne „jederzeit und unter allen Umſtänden auf den Beiſtand — anderer Souveraine rechnen," während der Sturm der Revolution die Begüterten ſtets zuerſt und vor aller Hilfe zerſchmettern würde. — Auch ſei der Antrag keineswegs gegen den Souverain geſtellt: wohl aber gegen die „Werkzeuge des Gouvernements, welche die Kulturentwicklung im Volke hemmen, das Volk in Unmündigkeit feſthalten wollen und ſich allein nur, gleich den katholiſchen Prieſtern, als Vollmündige betrachten." —

Und wohin nun (dies war der zweite Theil der Brochüre) würde der Antrag führen? was würde die Folge ſein von Zuſammenberufung der Generalſtände?

Zunächſt und vor Allem würden die Generalſtände ſich allerdings die Verwaltung aller Angelegenheiten zueignen, welche nicht Gouvernements-, ſondern National- und Communalſachen wären, und dadurch nicht nur die Selbſtändigkeit und den Unternehmungsſinn des Volkes beleben, ſondern ihm auch eine große Zahl der jetzigen Staatsbeamten erſparen.

Sie würden ferner Auskunft über die Finanzen fordern, Sparſamkeit und Einfachheit der Verwaltung verlangen und auch auf dieſe Weiſe wieder die Zahl der Beamten vermindern.

Auch gewiſſe Theile der Juſtizverwaltung würden ſie in ihren Kreis ziehen, und dadurch nicht nur eine beſſere Rechtsverwaltung, ſondern auch abermals eine Verminderung der Beamten veranlaſſen.

Sie würden ferner die bewehrte Macht mit dem Volk in engere Verbindung zu ſetzen und ſomit das Volk ſelbſt wehrhaft zu machen ſuchen.

Durch dies Alles aber würden die Landſtände ſich ſelbſt in den Augen des Volks die gebührende Wichtigkeit geben, die Büreaukratie aber in die ihr zukommenden Grenzen zurückführen und „zwei unerträgliche Uebel, Uebermuth und Servilität", wenn nicht erdrücken, ſo doch beſchränken; wodurch der ganze Volkscharakter nothwendig würde gehoben und veredelt werden.

Aber auch für den Souverain ſelbſt würden ſolche Stände ein großer Gewinn ſein, indem ſie ihm den unfehlbar beſten, vielleicht

Digitized by Google

den einzig dauerhaften und wirksamen Prüfstein für die Tüchtigkeit seiner Beamten bieten und allen „Kabalen und Polizeikünsten" stets ein schnelles Ende machen würden.

Endlich würden die Generalstände auch auf den Geist der Gesetzgebung von heilsamstem Einfluß sein; sie würden das Mißtrauen beseitigen, das den Maßregeln der Regierung jetzt in der Regel entgegenträte, und ihnen die sicherste Stütze, die Meinung des Volkes, gewinnen.

„Nur durch Generalstände" (so schloß Herr von Schön seine Denkschrift, von der es schwer hält, einen Auszug zu geben, weil in der That jeder Buchstabe darin von Gewicht ist) „kann und wird in unserem Lande ein öffentliches Leben entstehen. Ist der Tag dazu angebrochen, so läßt die Sonne sich nicht in ihrem Lauf gebieten. Schon im Jahre 1813 sah man die erste Morgenröthe eines solchen öffentlichen Lebens auftauchen, und die äußersten Spitzen gen Ost und West in unserem Lande sind noch davon erleuchtet! Daher kam damals, als der König rief, Alles, Jung und Alt, zu seinen Fahnen, ja fürwahr in voller Treue kam man in Preußen des Königs Rufe zuvor. Tritt für uns erst das volle öffentliche Leben ein, so sind wir unüberwindlich und unser Thron steht dann auf einer Höhe da, auf der er, nach dem Kulturzustande des Volkes, zu stehen verdient. — Die Zeit der sogenannten väterlichen oder patriarchalischen Regierung, für welche das Volk aus einer Masse Unmündiger bestehen und sich beliebig leiten und führen lassen soll, läßt sich nicht zurückführen. Wenn man die Zeit nicht nimmt, wie sie ist, das Gute daraus ergreift und es in seiner Entwicklung fördert, dann straft die Zeit." —

Welches die Wirkung dieser Denkschrift an derjenigen erhabenen Stelle sein würde, für welche sie zunächst und hauptsächlich bestimmt, darüber war die öffentliche Meinung noch im Dunkeln oder zum Wenigsten noch in Zweifel: wiewohl kaum Jemand, der überhaupt ein Auge und ein Herz hatte für die Geschicke des Vaterlandes, dem niederschlagenden Gedanken Raum geben mochte, es könnten auch diese Worte, Worte eines so erfahrenen, so bewährten Staatsmannes, Worte aus so verehrtem, so befreundetem Munde, so sichtbar gezeichnet mit dem Gepräge der Wahrheit und zugleich der Ehrerbietung gegen die Krone — Niemand, sage ich, mochte der traurigen Befürchtung Raum geben, als könnten auch diese Worte an dem Ohr, an dem

Digitized by Google

Herzen des Königs ohne einigen Eindruck, einigen Erfolg vorübergehen.

Doch darüber, wie geſagt, hatte erſt die Zukunft zu entſcheiden. Der Eindruck dagegen, den die Schrift des Herrn von Schön im Publikum hervorbrachte, war ein augenblicklicher und unzweideutiger: der lauteſte Beifall, die dankbarſte Bewunderung bei Allen, welche der conſtitutionellen Partei angehörten; die grimmigſte Feindſchaft, der wüthendſte Haß bei ihren Gegnern.

Von beiden erhielt Herr von Schön gleich deutliche Beweiſe; ſie gereichten ihm beide gleich ſehr zur Ehre. Am Geburtstage des Herrn von Schön, der eben in dieſe Tage fiel, hatte ſich in Königsberg eine Menge von Perſonen aus allen Ständen vereinigt, ihm einen öffentlichen Beweis ihrer Hochachtung darzubringen. Doch Herr von Schön entzog ſich der zugedachten Huldigung, indem er am Morgen ſeines Geburtstages, in aller Frühe, eine Reiſe nach Litthauen antrat. Kaum jedoch hatte ſich bei der Durchreiſe durch Inſterburg die Nachricht von der Anweſenheit des verehrten Mannes verbreitet, als die Bürger von Inſterburg das in Königsberg Vereitelte nachzuholen eilten. Eine feierliche Deputation des Magiſtrats und der Stadtverordneten begrüßte den „hochverehrten Bürgerfreund", während eine Abendmuſik vor ſeiner Behauſung ausgeführt ward und ein tauſendſtimmiges Hurrah die Luft erfüllte.

Lächle doch Niemand über uns, daß wir dergleichen Dinge in dieſen Blättern, beſtimmt, die Geſchichte eines denkwürdigen Zeitraums zu bewahren, aufzeichnen! Sie gehören in der That hinein: Deputationen und Anreden, Feſteſſen und Ständchen — es war die Art, wie man damals Politik in Preußen trieb!

Und auch in dieſem Falle blieb die gewohnte Gegenwirkung nicht aus. War Oſtpreußen der vornehmſte Sitz der ſtändiſchen Bewegung, ſo verſtand es ſich ganz von ſelbſt und war nur den Geſetzen der Natur gemäß, daß dieſe Bewegung eben dort auch ihre erbittertſten Feinde hatte; derſelbe oſtpreußiſche Adel, der einen Schön, einen Auerswald, einen Bardeleben, einen Saucken in die Reihen der Freiheitkämpfer ſchickte, mußte nothwendig auch einen Herrn von Hacke in ſeiner Mitte zählen.

Herr von Hacke war Landrath des Preußiſch-holländiſchen Kreiſes. Sein perſönlicher Ruf war nicht der beſte. Doch das findet ſich ja

Digitized by Google

bei politischen Berühmtheiten öfter. Wohlarrangirt oder verschuldet, unbescholten oder nicht, gleichviel, Herr von Hacke hielt sich berufen, einen Wall zu bilden gegen die „frechen, heillosen" Bestrebungen der Liberalen und eine Fahne aufzustecken für alle diejenigen, welche, gleich ihm, festhalten wollten an dem „angestammten König". Schon bald nach Neujahr hörte man in der Provinz, und bald auch außerhalb derselben, von Vereinen, deren Mitglieder „sich ohne weitere Förmlichkeit die Hände gereicht hätten, um sich und Andere zu kräftigen in jeder Zeit und trotz allen Einflüsterungen die Treue für den angestammten, von Gott eingesetzten König und Herrn zu bewahren, zu stärken und so der selbstsüchtigen, frechen und heillosen Richtung mit Manneskraft entgegenzutreten und dieselbe, insofern sie sich thätig zeigen sollte, bis auf die Wurzel auszurotten". —

In der That fand eine Versammlung dieser Art am 15. Februar zu Preußisch-Holland, einem Städtchen in der Nähe von Elbing (oder wie die Betheiligten selbst es bezeichneten: „einer Kreisstadt im Herzen von Altpreußen"), unter dem Vorsitz des Herrn von Hacke statt. Im Publikum hieß sie nur die „Adelsversammlung": wiewohl sie selbst sich rühmte, aus Mitgliedern aller Stände, lauter „guten Bürgern", zusammengesetzt zu sein: „kein Adelsverein, sondern ein Verein der Edlen, die das Diplom des Seelenadels in ihrer Brust tragen".

Als Veranlassung dazu wurden die „politischen Aufregungen" bezeichnet, welche seit einem halben Jahre die ruhigen Bürger schmerzlich berührten. Nachäffung transrhenanischer Kniffe durch schlaue Benutzung von Flugschriften, durch Spottgedichte auf ehrenwerthe Staatsmänner, die sich durch Treue gegen ihre Fürsten auszeichnen, durch Verständesspiele in politischen Räthseln und Fragen Woher und Wohin? und durch unzeitiges Vivatrufen auf den Gassen und bei Gelagen, für Leute, deren Wünsche nicht erfüllt wären — all diese Momente seien geeignet, bei den Schwachen und der Verhältnisse Unkundigen Mißtrauen zu erwecken zwischen Haupt und Gliedern." Jenes Festmahl nun zu Preußisch-Holland sollte „loyale Unterthanen, fern von derlei zu einer harmlosen Freude über ihren Landesherrn vereinigen." Von der Tafel (denn natürlich waren diese Herren viel zu loyal, um von der alten deutschen Sitte, welche Alles durch Essen und Trinken feiert, abzugehen) wendete die Unterhaltung sich „auf

Digitized by Google

das Bedürfniß, daß der gute Bürger aus der jetzigen Verworrenheit politiſcher Theorien heraustreten und ſich ſein politiſches Glaubensbekenntniß klar machen müſſe". Die Anweſenden vereinigten ſich demnach über ein Programm, welches als „politiſches Glaubensbekenntniß guter Preußen" bezeichnet ward und in dem ſie „den Eid, welchen ſie Sr. Majeſtät ihrem allergnädigſten König und Herrn in feierlicher Stunde geleiſtet, als feſte Männer unverbrüchlich halten zu wollen" erklärten. Sie wollten dieſen Eid „nicht deuteln oder drehen nach ſpitzfindigem Gelüſt ihres Verſtandes, ſondern ihn erfüllen mit chriſtlicher Einfachheit". Sie wollten Einheit; ihr König von Gottes Gnaden ſolle Herr ſein über ſein Volk, ſolle nur allein regieren und der Stände Gutachten nur Rath ſein, aber kein Geſetz. Von dem Willen Sr. Majeſtät wollten ſie die Inſtitutionen verhoffen, welche die nothwendige und fortſchreitende Entwicklung des Landes herbeiführen werde. Dieſer durch ihren König und Herrn geleiteten Entwicklung wollten ſie als treue Unterthanen förderlich ſein und Jeder in ſeinem Wirkungskreis und beſonders in ſeinem Innern pflegen, was den göttlichen und königlichen Prüfſtein nicht ſcheuen dürfe. Auf dem blutigen Felde der Gefahr, wie am Herde des Friedens ſei ihr Wahlſpruch: „fürchtet Gott, ehret den König."

Nicht wahr? das hörte ſich ſehr unſchuldig und unverfänglich an? Beſonders die zweite Hälfte, die der „fortſchreitenden Entwicklung des Landes" mit ausdrücklichen Worten Rechnung trug. Denn wer konnte auch für alle Fälle ſtehen? Noch traute die politiſche Orthodoxie dem König ſelbſt nicht ganz; noch in ihren Augen war er immer ein halber Ketzer, der irgendwo plötzlich die heilige Umfriedung des Herkommens, die geweihten Schranken der Beamtenherrſchaft durchbrechen konnte; nicht eigentlich den Liberalen fürchtete ſie im König, aber das Genie, der Künſtler, der Poet in ihm war ihr gefährlich; ſie hatte Sorge vor den plötzlichen Aufwallungen, den blitzgleichen Entſchlüſſen dieſes beweglichen, unſteten, ſchwärmeriſchen Gemüthes .... und darum ein kluger Mann deckt ſich den Rücken!

Auch, was dieſem Programm an tendenziöſer Beſtimmtheit etwa gebrach, das erſetzten die Tiſchreden, in denen die edlen Herren ſich ergingen, reichlich. Da wurde der „Zuſtand der conſtitutionellen Nationen" beleuchtet; da erſchien England „ſchmachtend unter der läſtigſten Adelsariſtokratie"; da ſah man Frankreich,

Digitized by Google

„erliegend unter der Geißel der Demokratie, verblutend in Bürgerzwist"; da erblickte man im „nördlichen Amerika als Triumph der Volksrepräsentation eine Geldaristokratie auf dem höchsten Gipfel, Religion, Wissenschaft und Kunst ausgeschlossen von der mütterlichen Pflege des Staats"; da sah man endlich in allen jenen Ländern „die finanzielle Verwaltung in die ausschweifendsten Staatsschulden und Abgaben verwickelt". — Mit desto lebhafterem „Gefühl der Behaglichkeit und des Wohlseins" blickte die Versammlung alsdann zurück in ihre eigne Heimath, „in welcher, fern von allen jenen Auswüchsen, ein souverainer Fürst die Krone zu Lehen trägt vom allerhöchsten Herrn, diesem Rechenschaft gebend von jedem Tag und jeder Stunde seines Regimentes: aber unumschränkter Herr in der Förderung seines Volkes, die Jahrhunderte der Vorzeit nützend und in seiner eigenen Herrlichkeit findend, was dem Volke dient".

Sie ist spaßhaft, meint Ihr, diese bornirte Ueberhebung des Altpreußenthums? Ihr findet sie unterhaltend, diese Hallucinationen des „beschränkten Unterthanenverstandes", der sich selig fühlt über sich selbst und seine eigene Nichtigkeit ins System zu bringen sucht? Ah gebt Acht, die Versammlung weiß auch zu imponiren; ihre Angriffe sind komisch, ich geb' es zu: aber fürchterlich ist sie — in ihrer Schonung, zermalmend — in ihrem Mitleid! „Als man zur Tafel gegangen, war beschlossen worden, durch kein tadelndes Wort gegen die Persönlichkeit Andersgesinnter die Harmlosigkeit Anderer zu trüben". — Armer Schön! armer Königsberger Landtag! jetzt erst seid Ihr vernichtet: die Adelsversammlung zu Preußisch-Holland bekämpft Euch nicht mehr, sie ignorirt Euch; Herr von Hacke schimpft nicht mehr, er zermalmt Euch durch sein Schweigen!

Es wurden demnach bei Tafel nur drei Toaste auf die „Höchsten des Landes" ausgebracht: den König, die Königin und den Prinzen von Preußen, den „Fürsten des Ernstes und der Wahrheit, der keinen Zweifel verstattet über das, was er will". Dieser letztere Toast ist von Wichtigkeit: es war das erste Mal, daß der Prinz von Preußen in dieser Art öffentlich als Parteihaupt auf den Schild gehoben ward, zum ersten Mal, daß man mit schlecht verhehlter Absichtlichkeit, den „ernsten und wahren Mann, der über seine Absichten keinen Zweifel verstattet", der schwankenden, plänereichen, incommensurablen Natur des Königs gegenüberstellt.

Digitized by Google

Denn das liegt dieser Art von Loyalität im Blut: wie loyal immer, ist sie doch lange nicht loyal genug, andere, als ihre eigenen Principien auf dem Thron zu dulden. Diese treusten Diener der Krone, diese Bayards der Legitimität — sie werden allezeit in demselben Augenblick in die gehässigste Opposition gegen Thron und König selbst übergehen, wo Thron und König sich von ihren Grundsätzen zu entfernen, ihnen wohl gar schädlich zu werden scheinen; nicht den Thron lieben diese Leute, noch den König, es ist nicht wahr: sie lieben allein — sich selbst. Es ist die Verehrung der Wilden, die sich in den Staub werfen vor ihrem Götzen: aber wenn der Götze nicht thut, was sie haben wollen, so prügeln sie ihn. —

Im Uebrigen sollte die Nachsicht, mit welcher die Adelsversammlung zu Preußisch-Holland „die Persönlichkeit Andersgesinnter" behandelt hatte, sich nicht über die Wände des Festsaals hinauserstrecken. Im Gegentheil, als ob schon diese kurze Zurückhaltung die Fülle des innern Grimms vermehrt hätte, ergoß er sich seitdem mit verdoppelter Heftigkeit und einer Schamlosigkeit, die allerdings nicht mehr verdoppelt werden konnte: denn sie war gleich Anfangs das Aeußerste gewesen, was sich in diesem Punkte leisten läßt. — Besonders war Herr von Schön der Zielpunkt der giftigsten Angriffe. Das Ständchen zu Insterburg, so unschuldig an sich, war in den Augen dieser Partei ein Attentat, über das sie sich nicht zufrieden geben konnte, ja das sie nicht übel Lust hatte, Herrn von Schön selbst, der sich doch rein passiv dabei verhalten, in die Schuhe zu schieben. Vorsätzlich übertrieb sie das Aufsehen, welches der Vorfall erregt. Aber freilich, wie das Aufsehen habe ausbleiben können, da man noch nicht gewohnt sei, Beamten auf ihren Berufsreisen und in Orten, die sie häufiger besuchten, mit solcher „Ostentation" von Deputationen, Abendmusik, Hurrahrufen und überhaupt mit Auszeichnungen empfangen zu sehen, „die bisher nur unserm König und Herrn dargebracht wurden." Das Verdienst des seit siebzehn Jahren der Provinz vorgesetzten hohen „Dieners des Königs" wolle man nicht bestreiten: aber vergebens zu solchen außergewöhnlichen Auftritten sähe man die entsprechende außergewöhnliche Veranlassung. Am Unangenehmsten aber klang dieser Partei das Wort „Bürgerfreund" in die Ohren, dessen sich die öffentlichen Blätter in Bezug auf Herrn von Schön bedient: sie fühlte dabei „unangenehme, gallicanische Reminiscenzen"

Digitized by Google

in ſich erwachen, „welche auf preußiſchem Grund und Boden nie gedeihen dürfen, werden und können.“ Auch die Verſicherung einiger Zeitungen, daß Herr von Schön ſich von ſeinen Bemühungen, die Entwicklung des Landes betreffend, durch nichts werde ablenken laſſen, erregte ihren ganzen Unwillen; ſie warf die ſpitzige Frage auf: „ob auch nicht durch den Willen ſeines Königs und Herrn?“ und fügte mit jener Altklugheit, die Geſichtern dieſer Art ſo köſtlich ſteht, die Bemerkung hinzu, daß jeder treue Unterthan in Preußen nur die fortſchreitende Entwicklung des Landes wünſche, welche ſein Herr und König lenke, und daß man im Lande „beinah allſeitig der Meinung ſei, daß der königliche Diener am Höchſten ſtehe und der allein Achtung verdiene, der treu bei ſeinem, der Perſon des Königs geleiſteten Eide beharre, das Vertrauen zur Regierung und zu den Räthen, welche der König gewählt habe, in ſeinem Wirkungskreiſe zu befeſtigen, Einigkeit und Einheit zu befördern ſtrebe und nicht nach phantaſtiſchen, einſeitigen und perſönlichen Anſichten, ſondern nach Maßgabe der ihm vom König gegebenen Richtſchnur ſeine Pflicht erfülle.“

Nun? ſoll es Euch noch deutlicher geſagt werden? wollt Ihr noch derber mit der Naſe darauf gedrückt ſein, daß Herr von Schön im Grunde ſeines ſchwarzen Herzens doch nur ein Rebell, Herr von Hacke aber, in ſeiner beſcheidenen Landrathsſtelle, mit ſeinen Schulden, ſeinen Kaſſendefecten, ja mit der Criminalunterſuchung, die ſchon über ſeinem Haupte ſchwebte und die ihn wenige Monate ſpäter, unter Gend'armenbegleitung, in dieſelbe Stadt zurückbrachte, wo er jetzt loyalen Banketen präſidirte und Programme „treuer Bürger“ redigirte — Herr von Hacke, bei alledem, iſt der wahre „gute Bürger“?!

Und doch waren dieſe Invectiven wider Herrn von Schön nur Honigſeim und Zucker gegen die Wuth, die einige Wochen ſpäter gegen den Verfaſſer der „vier Fragen“ losbrach.

Freilich war die Wirkung dieſer Schrift auch noch größer, noch allgemeiner und augenblicklicher, als die der Schön'ſchen Brochüre. Schon die myſteriöſe Art ihres Erſcheinens, die geheimnißvollen Umſtände ihrer Verbreitung wandten ihr die Aufmerkſamkeit des Publikums zu: und die Gediegenheit ihrer Darſtellung, die Schärfe ihrer Beweiſe, die Bündigkeit ihrer Schlüſſe hielt ſie gefeſſelt und ſchrieb den Inhalt mit Flammenzügen in das Herz des Leſers. — Es war

Digitized by Google

Ende Februar, dicht vor Eröffnung der Landtage, als ein Heft von wenigen Bogen, betitelt: „Vier Fragen, beantwortet von einem Oſtpreußen“ und angeblich zu Mannheim verlegt, auftauchte. Die Anſtalten, welche man zur Verbreitung des Buchs getroffen, waren vortrefflich, das Geheimniß, hinter das dergleichen Schriften ſich damals noch nothgedrungen flüchten mußten, aufs Glücklichſte bewahrt. An einem und demſelben Tage, durch den ganzen preußiſchen Staat, war es in allen Provinzen, nur nach Berlin war es zuletzt gekommen: nothwendige Vorſicht damals, um eine vorzeitige Beſchlagnahme und Unterdrückung zu verhindern. Auch hieß es im Publikum, ſämmtliche Deputirte der Provinziallandtage hätten es, ſie wußten ſelbſt nicht woher, zugeſandt erhalten.

Was denn enthielt dies myſterióſe Büchlein? was war der Inhalt dieſer vier Fragen, die ſo plötzlich, gleich dem Menetekel am Throne Belſazers, die Nation aus ihrer Unentſchiedenheit aufſcheuchten und überall, wohin ſie drangen, in ganz Preußen, ganz Deutſchland, den ungeheuerſten Widerhall erweckten?

Die Sprache der Ereigniſſe (ſagte der ungenannte Verfaſſer) gleich vernehmlich für Jeden, ſei nicht immer und Jedem verſtändlich. Aus derſelben eindringlich und ſinngetreu in die Sprache des Volkes zu überſetzen, ſei die Aufgabe des Publiciſten. In dieſer Weiſe werde er in dieſen Blättern die politiſche That des oſtpreußiſchen Huldigungslandtages zu übertragen ſuchen. Was wünſchten die Stände? Was berechtigte ſie? Welcher Beſcheid ward ihnen? Was bleibt ihnen zu thun übrig?

Auf jede dieſer vier Fragen gab der Verfaſſer die Antwort. In Betreff der erſten, den Inhalt deſſen, was die Stände gewünſcht, wies er nach, daß jene „Theilnahme der Bürger am Staat,“ die ſo Vielen damals noch als ein Schreckbild galt, in der That in jedem Statt finde, ſelbſt dem despotiſchſten. Aber dieſe allgemeine, durch Naturnothwendigkeit bedingte Theilnahme müſſe durch das Geſetz geordnet und feſtgeſtellt werden. Ob der Staat allein in den Händen abhängiger, beſoldeter Beamten ſein oder ob auch den ſelbſtſtändigen Bürgern eine wahrhafte Einſicht und Theilnahme geſetzlich zuſtehen ſolle, und zwar ſpeciell in unſerm eignen preußiſchen Vaterlande, das ſei die Frage, um die es ſich handele.

Digitized by Google

Der Verfasser wies darauf nach, daß gerade in Preußen das Volk auf einer ungewöhnlich hohen Kulturstufe, auf einer so hohen wenigstens stehe, daß es darin keinem Volk Europa's zu weichen brauche; daß dagegen der Antheil, welchen das Gesetz diesem hochgebildeten Volke an den öffentlichen Angelegenheiten gewähre, kaum der allergeringste sei; daß die wichtigsten Formen, in welcher eine Nation ihre Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten bekunden könnte, die Presse nämlich und die Vertretung, in Preußen theils gar nicht vorhanden, theils durch Censur und Beamtenherrschaft zu schmählichster Ohnmacht verdammt seien; daß weder die Städteordnung, verkümmert und in ihrem eigentlichsten Kern verfälscht durch die angebliche Revision vom Jahre ein und dreißig, noch die Provinzialstände, noch Gerichtswesen und Verwaltung, den wahren Bedürfnissen des Volkes entsprächen; daß die Nation wohl Zutrauen zum König habe, den Ministern aber, deren Beamtenwillkür, deren Servilität und Pietismus sie kenne, mißtraue sie: und daß endlich nur „freie Publicität und Vertretung" die Besorgnisse des Landes beruhigen und ihm diejenige Stellung geben könnten, die ihm gebühre, „eine unbezwingliche Waffe gegen die hereindringende Barbarei des Nordens, ein Medusenschild gegen die Uebergriffe des Westens."

Dies sei es gewesen, was die ostpreußischen Stände gewollt und was sie in ihren Denkschriften, „so deutlich es einem König gegenüber gezieme", auszusprechen den Muth gehabt hätten.

Die Brochüre ging demnächst zur zweiten Frage über: was die Stände zu ihrem Verlangen berechtigt habe. Die Antwort war kurz und schlagend: „Das Bewußtsein eigener Mündigkeit und ihre am 22. Mai 1815 erfolgte Mündigsprechung." — Der Verfasser durchlief die Geschichte der preußischen Gesetzgebung seit dem Jahre sieben, „wo eine einzige Schlacht, nicht einmal so entscheidend, wie die bei Kunersdorf," hingereicht habe, die Monarchie zu zertrümmern; er prüfte die dahin einschlagenden Verordnungen und Gesetze und kam nach Allem zu dem Schluß, „daß der Huldigungslandtag zu seiner Mahnung an das Versprechen vom 22. Mai 1815 nicht nur berechtigt gewesen sei, sondern eine Pflicht habe er dadurch erfüllt, gegen das Vaterland und gegen den König."

Ebenso energisch und leichtfaßlich war die Beantwortung der dritten Frage, welcher Bescheid den Ständen geworden; also ge-

Digitized by Google

rade derjenigen Frage, über welche die Stimme des Publikums noch immer am Getheilteſten, die öffentliche Meinung noch immer am Ungewiſſeſten war. Aber das blanke, das unerbittlich ſcharfe Schwert der Wahrheit, das dieſer unbekannte Schriftſteller führte, zerhieb den Knoten raſch und für immer: „Anerkennung ihrer treuen Geſinnung, Abweiſung der geſtellten Anträge und tröſtende Hindeutung auf einen künftigen, unbeſtimmten Erſatz.“ — Der Landtagsabſchied vom neunten September wurde einer ſcharf eindringenden Kritik unterworfen. Welche abſchreckenden Erfahrungen andere Länder denn bei der Repräſentativverfaſſung gemacht hätten?! Deutſche Kammern könne der König doch unmöglich meinen; ſie ſeien ja ſo zahm! Und was überhaupt dieſe Erfahrungen „anderer“ Länder Preußen, das gebildete, das vorgeſchrittene, das loyale Preußen kümmerten? — Noch ſchwieriger ſei es, die „Mißdeutung“ nachzuweiſen, welche, nach der Behauptung des Landtagsabſchiedes, „mit den königlichen Worten (dem Edict vom 22. Mai 1815) verbunden worden. Ob es möglich ſei, die Sache ſchärfer und beſtimmter anzugeben, als es im dritten und vierten Abſchnitt jenes Edictes geſchehen ſei? Und zum Ueberfluß werde derſelbe Sinn noch durch das Finanzgeſetz vom Jahre zwanzig und zahlreiche andere Geſetze wiederholt und beſtätigt. — Auf „geſchichtlicher Grundlage“ beruhe das Inſtitut der Provinzialſtände allerdings und „der deutſchen Volksthümlichkeit“ entſpreche es freilich auch. Aber das ſei mit dem Princip der „allgemeinen Volksvertretung“ ebenſo und noch viel mehr der Fall; noch ganz andere, viel ausgedehntere, viel wichtigere Rechte hätten die früheren deutſchen Stände beſeſſen, zumal die preußiſchen.

Und dieſer allgemeinen Vertretung nun, dieſes eigentlichen Kernes der ſtändiſchen Bitten, erwähne der Landtagsabſchied gar nicht; nur im Allgemeinen werde dafür „eine erſprießliche Entwicklung der Provinzialverfaſſung“ zugeſagt. Gewiß herrſche zu der Weisheit des neuen Regenten das unbedingteſte Vertrauen: aber nicht in der Macht eines Einzelnen liege es, Inſtitutionen, die ſich bereits überlebt haben, ihre zukünftige Entwicklung vorzuſchreiben. Freilich wohl, die jüngſten Standeserhöhungen legten die Vermuthung nahe, daß von oben herab an eine Pairieſchöpfung oder dem Aehnliches gedacht werde. Allein das ſei ein Unternehmen,

Digitized by Google

dem gerade in Preußen unüberwindliche Hinderniſſe entgegenſtänden und deſſen Verwirklichung ſelbſt dem kleinen, mehr mechaniſch als organiſch zuſammenhaltenden Staate, dem die Großmächte jetzt nur ſeiner Lage und ſeiner außerordentlichen Wehrhaftigkeit halber das „Compliment der Ebenmächtigkeit" machten, die ihm ſo wünſchenswerthe, ſo nöthige Einheit und innere Gliederung nicht geben würde. Die könne nur Eines geben: „die durch Königswort und Geſetz verbürgte Entwicklung zu Reichsſtänden." — Die erläuternde Cabinetsordre vom vierten October wurde beklagt, um des „traurigen Eindrucks" willen, den ſie an „vielen Orten" gemacht und durch den ſie „manche ſchöne bürgerliche Hoffnung" zerſtört. Gleichwohl ſei die „volle geſetzliche Haltung" des Edictes vom 22. Mai 1815 durch dieſe Cabinetsordre weder aufgehoben noch geſchwächt. Das vielerwähnte Edict ſtehe nicht einmal einzeln da und laſſe ſich nicht ſo ohne Weiteres aufheben. Da ſei, zum Beiſpiel, das Staatsſchuldengeſetz, welches die Staatsſchuld ſowie alle künftigen Anleihen unter die „Garantie der Reichsſtände" ſtelle. Wie der Staat es machen wolle, wenn er Geld gebrauchte, ohne Umgehung des Geſetzes? und welche Sicherheit die Staatsgläubiger, für den Fall eines unglücklichen Krieges an dieſem Paragraphen hätten, ſo lange ihm die Erfüllung mangle? Sie würden ja noch weniger davon haben, als in den Jahren ſechs und ſieben „an den in der Berliner Bank deponirten Wittwen- und Waiſengeldern!"

Ueberdies aber würde es zu einer derartigen Aufhebung auch an der „erforderlichen Rechtsform" gebrechen; auch Könige, führte der Verfaſſer mit Möſers Worten an, dürften das „Siegel der Form" nicht brechen, welches das Recht eben zum Rechte ſtemple. Sodann, mit dem allgemeinen preußiſchen Landrecht in der Hand, führte er den Nachweis, daß die zur Aufhebung eines Geſetzes erforderlichen Bedingungen ſowohl dem Landtagsabſchiede, wie der Cabinetsordre vom vierten October abgingen; daß der König mithin keineswegs gewillt geweſen ſei, das Edict vom 22. Mai 1815 zurückzunehmen; daß mithin daſſelbe nach wie vor in ſeiner vollen geſetzlichen Kraft beſtehe und daß damit alſo auch die Befugniß, ja die Pflicht der Stände, auf die Vollziehung deſſelben zu beharren, außer Zweifel ſei.

Digitized by Google

Dadurch habe die vierte und letzte Frage ſich von ſelbſt erledigt, die Frage nämlich, was den Ständen nun zu thun übrig bleibe. Nur zwei Zeilen hatte der Verfaſſer auf dieſe Frage und keine Ausführung, kein Zuſatz ſchwächte den Eindruck dieſer Zeilen:

„Das, was ſie bisher als Gunſt erbaten, nunmehr als erwieſenes Recht in Anſpruch zu nehmen.“ —

Wer war der Mann, der den Muth hatte, ſo zu ſprechen? Weſſen war die Hand, die aus dieſem Gewirre von Auslegungen, Bedenklichkeiten und Zweifeln den eigentlichen, entſcheidenden Kern ſo rund und nett herausſchälte? Wer war dieſer deutſche Publiziſt, der ſo verſtändlich und klar, ſo überzeugend und eindringlich, ſo ruhig und ſicher, keinen Buchſtaben zu viel und keinen zu wenig, zu ſchreiben wußte? Wer war dieſer Schriftſteller, der ſo gar nichts vom Schriftſteller und ſo Alles vom Staatsmann hatte?

Wir haben ſchon geſagt, daß die öffentliche Stimme im erſten Augenblicke allgemein den Herrn von Schön als Verfaſſer bezeichnete: ein Mißverſtändniß, gleich ehrend für Herrn von Schön, wie für den wirklichen Autor. Denn nur Herrn von Schön traute man dieſen Muth, dieſe Kenntniß, und zugleich dieſen Ernſt, dieſe Mäßigung zu.

Gleichwohl, wer beide Schriften, das Woher und Wohin? des Herrn von Schön und die vier Fragen eines Oſtpreußen genauer verglich, dem konnte kein Zweifel bleiben, daß er es hier mit zwei verſchiedenen Verfaſſern zu thun hatte. Die Brochüre des Herrn von Schön hielt an wenig einzelnen ſtaatsmänniſchen Geſichtspunkten feſt, die „Vier Fragen“ gingen das ganze Detail der Sache mit unerbittlicher Genauigkeit durch; jene war das Produkt eines ſchaffenden, an weite Fernſicht gewöhnten, dieſes das eines kritiſchen, unmittelbar praktiſchen Geiſtes; jene führte Gründe ſtaatsmänniſcher Weisheit und Zweckmäßigkeit, dieſe Gründe des Rechts und der geſchichtlichen Nothwendigkeit ins Feld; Herr von Schön wollte einen König überzeugen, der Verfaſſer der „Vier Fragen“ einem Volke das Bewußtſein ſeines Rechtes geben; der Eine wollte königlichen Widerſtand ſchmelzen, der Andre ein Volk zum Widerſtande, dem geheiligten Widerſtand des Geſetzes, ermuthigen!

Auch wurde der Irrthum bald widerlegt, und zwar auf authentiſche Weiſe. Der Verfaſſer ſelbſt hatte dem König ſeine Schrift

Digitized by Google

überschickt, und dabei seinen Namen genannt: es war ein Arzt in Königsberg, Doktor Johann Jacoby. — Die Antwort des Königs war der Befehl zur Eröffung der Criminaluntersuchung gegen den Verfasser. —

Aber auch mit diesem Namen war dem Publikum nur erst wenig geholfen. Wer war dieser Doktor Jacoby? wer war dieser Arzt, der mit so sicherer, so unbarmherziger Hand die Wunden des Staats aufdeckt, statt des Messers eine Feder führend, die nicht weniger einschnitt, als ein Messer?

Allein die Neugier fand wenig Nahrung. So plötzlich tauchte dieser Mann auf dem politischen Kampfplatz auf, so ruhig bürgerlich, so unscheinbar hatte er bis dahin gelebt, daß selbst der Leumund, nicht einmal der böse, viel von ihm zu sagen wußte. Erst allmälig erfuhr man, daß er nicht bloß Arzt, sondern einer der beliebtesten, der tüchtigsten Aerzte von Königsberg sei, überdies ein unabhängiger und wohlhabender Mann, von exemplarischen Sitten. Oeffentlich aufgetreten als Schriftsteller vor einem andern als blos ärztlichen Publikum war er, soviel man wußte, erst einmal, in einer Fehde gegen die Anmaßungen eines unwissenden und marktschreierischen Warschauer Arztes, welcher beim Wiederausbruch der Cholera im Jahre sieben und dreißig mit großem Selbstruhm ein längstbekanntes und unerhebliches Mittel als Specificum gegen diese „ganz unbedeutende, immer heilbare Krankheit" in der Staatszeitung ausposaunt hatte. Gegen diese unziemliche und, den Umständen nach, gefährliche Charlatanerie war Herr Jacoby mit einem kurzen Aufsatz aufgetreten, der in der Königsberger Zeitung abgedruckt ward und in dem die üblichen Formen einer wissenschaftlichen Kritik in nichts übertreten wurden; im Gegentheil, Herr Jacoby behandelte den Schächer noch ziemlich milde.

Aber gelehrte Eitelkeit bekanntlich ist empfindlich: und nun gar erst die ungelehrte, die doch gern gelehrt scheinen will?! Der Warschauer Arzt ließ in den Berliner Zeitungen eine ungeschlachte Duplik, voll persönlicher Beleidigungen, erscheinen. Doch damit war er an den unrechten Mann gekommen; er fand in Herrn Jacoby einen gerüsteten Gegner, dem in dieser Sache das Recht des Mitsprechens um so mehr zustand, als er selbst im Jahre einunddreißig, bei dem ersten und heftigsten Ausbruch der Seuche in Polen, zu den ersten preußischen Aerzten gehört hatte, welche die Krankheit an Ort und Stelle

Digitized by Google

ſtudirt. Auch dieſe Entgegnung war ruhig und gemeſſen, nur mit der Sache beſchäftigt und die perſönlichen Angriffe mit verdienter Geringſchätzung bei Seite laſſend.

Und dennoch — klingt es nicht wie ein Märchen? und läßt eine gräulichere Carrikatur der damaligen Zuſtände ſich denken, jener Zuſtände, denen wir kaum durch ein Wunder der Geſchichte entronnen ſind und in die man uns doch ſchon ſogar wieder zurückſchrauben möchte?! . . .

Und dennoch verweigerte der Berliner Cenſor dem Aufſatz das Imprimatur — und dennoch blieben alle Berufungen und Appellationen der Reihe nach, vom Cenſor an den Oberpräſidenten, vom Oberpräſidenten an das Obercenſurcollegium, vom Obercenſurcollegium an den Miniſter Rochow, vom Miniſter Rochow an den König Friedrich Wilhelm den Dritten!! ohne Frucht — und dennoch wieſen die Buchhandlungen in Hamburg, Leipzig, Grimma, ſogar in Baſel und Bern den Druck der Actenſtücke, Eingaben und Beſcheide, die ſich auf dieſe Weiſe geſammelt hatten, ſelbſt gegen Anzahlung der Koſten, zurück — und dennoch mußte das Manuſkript jährig werden und mußte eine Reiſe von eintauſend, ſage eintauſend ſiebenundvierzig deutſchen Meilen zurücklegen, bevor ſie im Sommer achtunddreißig zu Paris als „Beitrag zu einer künftigen Geſchichte der Cenſur in Preußen, von Jacoby Med. Dr., imprimerie de Bourgogne et Martinet, rue Jacob, Nr. 30.“ aus Licht treten konnte!!

Das Merkwürdigſte an dieſer Geſchichte, was damals Jedem auffallen mußte und weshalb wir ſie auch hier eingeſchaltet haben, war ohne Zweifel die Hartnäckigkeit, welche der Verfaſſer dabei an den Tag gelegt. Den ganzen Inſtanzenzug bis an den König hinauf durchmachen, ein ganzes Jahr lang ſchreiben und reden, halb Europa durchſchicken, und das Alles — die Einen ſagten, um einer lumpigen mediciniſchen Recenſion von anderthalb Seiten, um eines Quackſalbers willen, der verſchollen und gerichtet war — die Andern ſagten, um ſein Recht durchzuſetzen . . . nun, in der That, das war in beiden Fällen eine ſo ungewöhnliche, ſo außerordentliche Hartnäckigkeit, ſo ganz verſchieden von der gewöhnlichen deutſchen Trägheit und Weichherzigkeit, daß es jene mit Unwillen, dieſe mit Bewunderung, Alle aber mit Staunen erfüllte!

Digitized by Google

Endlich indeß trieb das Gerücht zwei Nachrichten auf, mit denen ließ sich schon eher etwas anfangen: Herr Jacoby war Jude und sollte Hausarzt des Ministers von Schön sein.... Jude? Aha! Hausarzt bei Schön?! Ich dacht' es! —

Mit ganz besonderem Behagen, wie das freilich von ihm nicht anders zu erwarten stand, schlug der Adelsverein zu Preußisch-Holland in diese beiden Punkte seine gierigen Krallen ein. Herr von Hacke ließ eine „Stimme treuer Unterthanen Sr. Majestät des Königs von Preußen" erscheinen, durch welche die vier Fragen sammt ihrem Verfasser vernichtet werden sollten. „Hochstehende Wortführer" in der Provinz Preußen, hieß es darin, suchten die Meinung zu verbreiten, als ob die ganze Provinz von „radikalem Geist" ergriffen wäre. Diesem öffentlich zu widersprechen, sei um so nöthiger, als der „gespenstige Irrgeist in den vier Fragen" sich erlaubt habe, als öffentliche Meinung aufzutreten. Das Gerede von Bildung des preußischen Volkes und daraus folgender Befähigung zu constitutionellem Leben, wie einzelne „gewissenlose Stimmführer" es demselben gern „vorbildern" möchten, sei alles nichtig. Aber angenommen auch, es wäre so, so wäre ja doch „der König der politisch Gebildetste": und scheine es also „vernunftgemäß, ihm auch die politischen Zügel anzuvertrauen." Ueberhaupt sei „das Verhältniß der Könige zu den Völkern nicht mit der blos flügelnden Begriffsspielerei zu betrachten, nicht mit der Schärfe des splitternden Verstandes zu erfassen und zu begreifen": dies Verhältniß „gehöre zu denen, nicht mit dem Auge zu schauenden göttlichen Dingen, nur der geläutertste, durch Religion über die Schranken der Sinnlichkeit erhabene Geist könne es fassen..." Wie ist uns doch? Schreibt dies Herr von Hacke? oder ist es ein Auszug des Herrn von Haller, den wir lesen? — Das Mißtrauen, welches der Verfasser der vier Fragen gegen die derzeitigen Minister des Königs geäußert, zog ihm von der „Stimme treuer Unterthanen" den Ehrentitel eines „leichtsinnigen Schwätzers" zu: denn „wer dem König vertraut, muß auch seinen Ministern vertrauen." Bei dem Schlußsatz der vier Fragen aber, daß die Stände, was sie bisher als Gunst erbeten, jetzt fordern müßten als Recht, bemächtigte sich der „Stimme" gar taumelndes Entsetzen; der Strom der Gemeinheit floß in vollen, freien Wellen, die Harlequinade wurde zur Capuzinade. „Nicht deutschen, nicht christlichen Lippen", versicherte Herr von Hacke, „könne

Digitized by Google

ſolch frevelndes Wort entſtrömt ſein. Eine Stimme ſei es, wie ſie vor fünfzig Jahren in den entmenſchten Jacobinerclubs ſich vernehmen laſſen. Es wäre eine Schmach für Oſtpreußen, wenn ſolch freches Wort von einem ſeiner Söhne geſprochen wäre. Eingeſchwärzt in unſer Vaterland, geduldet unter uns möge er ſein: aber entſproſſen aus deutſchem Blute ſei er nicht. Selbſt für politiſch Irregeleitete wäre es eine nie abzubittende Beleidigung, wenn man ſie dieſes Ausfluſſes wahnſinniger Vermeſſenheit theilhaftig halten wolle; irren könne der treue preußiſche Unterthan, aber nie ſo verworfen ſein. Der Same Jakobs habe nicht vernommen die Stimme des Herrn und nicht erkannt den eingeborenen Sohn Gottes und habe ihn geſchlagen; darum ſei er verworfen immerdar und zerſtreut unter allerlei Volk.“ — Hört Ihrs? Hey, hey! —

Und doch mochte dies Alles noch ſein und doch mochte es immer noch geſchehen, daß in dieſer und ähnlichen Brochüren, welche der Adelsverein ſeitdem mit großer Aemſigkeit verbreitete, die ſchmutzigſten Lippen die reinſten Namen beſudelten, die edelſten Abſichten von den traurigſten Burſchen nach den Einflüſterungen ihrer eignen Nichtsnutzigkeit gedeutet wurden: wir waren im Anfang, dem allererſten Anfang eines politiſchen Parteilebens und auch dieſe Draſtika konnten nicht ſchaden, im Gegentheil, ſie nützten . . .

Aber nur Eines hätte nicht ſein ſollen! Eines, das die Nation damals in dumpfes Erſtaunen verſetzte und an das der Patriot noch heute nicht denken kann, ohne daß Schamröthe ſeine Wangen übergießt . . . .

Herr von Hacke, ſolcher Thaten froh, vielleicht auch um gewiſſen unangenehmen Unterſuchungen in ſeinem Hauſe, die immer näher rückten und ſich immer weniger verſchieben ließen, zu entgehen — begab ſich nach Berlin, demſelben Berlin, das er einige Monate ſpäter (November 1841) in Begleitung von Gensd'armen, unter der Anklage des Kaſſendefects, verlaſſen ſollte.

Herr von Hacke überreichte die Schriften des Adelsvereins, ſein Programm ꝛc. durch Vermittlung des Herrn von Rochow dem Könige: und Herr von Rochow erließ nicht lange darauf an ein anderes Mitglied des genannten Vereins, (gegen Herrn von Hacke befand ſich die Unterſuchung damals ſchon in vollem Gange und nur wiederholte Krankheitsatteſte ſchützten ihn noch vor der bevor-

Digitized by Google

ſtehenden unfreiwilligen Rückkehr nach Preußiſch-Holland), einen Regierungsrath von Fesca in Königsberg, ein offizielles Schreiben, laut deſſen des Königs Majeſtät von dem vorgelegten Glaubensbekenntniß „beſonders wohlgefällige Kenntniß genommen, Ihr Vertrauen zu der bewährten Treue und dem geſunden Sinn Ihrer preußiſchen Unterthanen dadurch von Neuem beſtätigt geſehen und demgemäß den Miniſter ermächtigt hätten, dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes die allerhöchſte Billigung der darin enthaltenen loyalen Grundſätze auszudrücken.“ Herr von Rochow galt als ſolch ein kluger Mann — wo in dem Augenblick, da er dieſes Schreiben erließ, war ſeine Klugheit? als ſolch ein treuer Diener des Königs — wo ſeine Treue?! —

Doch dieſes Schreiben datirte erſt vom erſten Mai: und wir ſind hier noch im Februar, wenige Tage vor Eröffnung der Provinziallandtage.

Endlich, am achtundzwanzigſten Februar, fand dieſelbe ſtatt, gleichzeitig für Preußen, Pommern, Brandenburg, Sachſen, Schleſien, Poſen und Weſtphalen; nur der rheiniſche Landtag ſollte, einem Herkommen gemäß und auf eigenen Wunſch der Stände, einige Monate ſpäter, erſt gegen Ende Mai, eröffnet werden.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Rückblick auf die preußischem Provinzial-Landtage, ihre Entstehung, Zusammensetzung und Befugniß. — Erwartungen im Publikum. — Die Landtagswahlen; Stimmung der verschiedenen Provinzen. — Petitionen und Anträge. — Königlicher Erlaß wegen Veröffentlichung der Verhandlungen. — Eröffnung der Landtage: Februar 28. Die königlichen Patente und Propositionen: Bildung von Ausschüssen; Steuererlaß. —

Die preußischen Provinziallandtage, wie dieselben bis zu dem Patent vom dritten Februar 1847 bestanden haben, sind, trotz dieser ihrer mehr als zwanzigjährigen Dauer, dennoch allem Vermuthen nach bei der Mehrzahl unserer Leser schon jetzt in eine so gründliche Vergessenheit gerathen, daß es schon um deshalb nöthig sein dürfte, unserer Darstellung der ständischen Verhandlungen vom Jahre einundvierzig eine kurze historische Notiz über Einrichtung, Zusammensetzung und rechtliche Befugniß des gesammten Institutes voranzuschicken. — Ins Leben gerufen waren die Provinziallandtage überhaupt durch das schon früher erwähnte Gesetz vom 5. Juni 1823. Um seinen getreuen Unterthanen (hieß es darin) ein neues bleibendes Pfand seiner landesväterlichen Huld und Vertrauens zu geben, habe der König beschlossen, die ständischen Verhältnisse zu „begründen"

Digitized by Google

und „deshalb" Provinzialstände „im Geist der älteren deutschen Verfassungen" eintreten zu lassen, „wie die Eigenthümlichkeit des Staats und das wahre Bedürfniß der Zeit erfordern."—

Schon in diesem Eingang also waren die Provinzialstände nur als die „Begründung," die Grundlage, der Anfang der ständischen Verfassung Preußens bezeichnet worden; dasselbe, wie wir bereits in jener früheren Stelle angeführt haben, geschah am Schluß noch einmal, wo der Zeitpunkt, „wann eine Zusammenberufung der allgemeinen Landstände erforderlich sein würde," sowie die Art, wie dieselben alsdann „aus den Provinzialständen hervorgehen sollten," der landesväterlichen Fürsorge ausdrücklich vorbehalten blieb. — Ausgesprochener Zweck der Provinzialstände war hiernach also, die Grundlage, die Wurzel gleichsam einer künftigen reichsständischen Versammlung —, ihr unausgesprochener, aber ziemlich nahe liegender und unzweideutiger, der einstweilige Ersatz, die Vorbereitung einer solchen Versammlung zu sein. —

Dasselbe Gesetz enthielt auch sofort die hauptsächlichsten Grundzüge in Betreff der Zusammensetzung und künftigen Wirksamkeit der Stände. Die letztere namentlich war mit einer Sorgsamkeit und einer Präcision des Ausdrucks vorgeschrieben, welche deutlich verrieth, wie wenig man im Sinne hatte, etwaige Uebergriffe zu dulden, und wie sehr man selbst die Lust dazu von vornherein zu benehmen wünschte. — Die „Bedingung der Standschaft" war demnach „das Grundeigenthum." Die Provinzialstände selbst wurden bezeichnet als das „gesetzmäßige Organ" der „verschiedenen Stände" der getreuen Unterthanen in jeder Provinz. Also nicht einmal der Provinz selbst oder ihrer Bewohner als einer Totalität: auch dieser Particularismus der Provinz war noch nicht particularistisch genug — nicht die Provinz selbst, nur die „verschiedenen Stände," die in ihr lebten, sollten vertreten werden! —

Dieser Bestimmung gemäß, sollten die Gesetzentwürfe, welche allein die Provinz angehen würden, „zur Berathung" an sie gelangen. Aber auch die „Entwürfe solcher allgemeinen Gesetze, welche Veränderungen in Personen- und Eigenthumsrechten und in den Steuern zum Gegenstand haben," sollten, „so lange keine allgemeinen ständischen Versammlungen stattfinden," den Provinzialständen zur „Berathung" vorgelegt werden — aber wohlgemerkt: nur „soweit sie die Provinz betreffen." —

Digitized by Google

Ferner sollten die Provinzialstände das Recht haben zu „Bitten und Beschwerden," welche auf das „specielle Wohl und Interesse der ganzen Provinz oder eines Theils derselben" Beziehung haben; der König versprach dieselben „anzunehmen, zu prüfen und sie darauf zu bescheiden." — Endlich viertens die „Communalangelegenheiten der Provinz" sollten den „Beschlüssen" der Provinzialstände überlassen bleiben: das heißt, „unter Vorbehalt der königlichen Genehmigung und Aufsicht."

Dieses allgemeine Gesetz war demnächst durch eine Reihe von Specialgesetzen (vom 1. Juli 1823, vom 17. und 27. März 1824), betreffend die Einführung der Provinzialstände in den einzelnen Provinzen der preußischen Monarchie, erläutert und vervollständigt worden. In den meisten und wichtigsten Punkten stimmten diese Gesetze überein; in anderen wichen sie, der Verschiedenheit der localen Umstände gemäß, von einander ab. Das Wesentlichste mochte etwa in Folgendem bestehen.

Die Gesammtheit der Stände einer Provinz zerfiel wiederum in sich in drei, beziehungsweise vier verschiedene Stände. In denjenigen Provinzen nämlich, wo vormals unmittelbare Reichsstände sich erhalten hatten, namentlich also in Schlesien, Westphalen, Rheinland, bildeten diese den ersten Stand; diese Provinzen mithin hatten einen „Stand" mehr als die übrigen. — Wo dergleichen nicht existirten, wurde der erste Stand (der nun für jene vielmehr der zweite war) durch die „Ritterschaft" gebildet, das heißt durch alle diejenigen, welche sich im Besitz eines Rittergutes befanden, gleichviel ob sie selbst von adliger Geburt waren oder nicht; nicht der Besitzer, sondern das Besitzthum, nicht der Mensch, sondern die Hufe Landes war das eigentlich Vertretene.

Und hier war denn eine der hauptsächlichsten Abweichungen. Nämlich da man Rittergüter, im Sinne der östlichen Provinzen, in Rheinland und Westphalen seit Langem nicht mehr kannte, so wurde die Landtagsfähigkeit eines Gutes für diese beiden Provinzen an verschiedene anderweitige Bedingungen geknüpft, unter denen ein vorgeschriebenes Minimum des Steuersatzes, also ein Census, die wichtigste. — Den zweiten, respectiven dritten Stand bildeten überall die Städte; den dritten (oder vierten) die „übrigen Gutsbesitzer, Erbpächter und Bauern."

Digitized by Google

Von diesen „Ständen" übte nur einer, der Stand der ehemals Reichsunmittelbaren oder, wie man ihn der Kürze wegen im Publicum zu nennen pflegte, der Stand der Fürsten, sein ständisches Recht persönlich; alle übrigen übten es nur durch Vertretung, das heißt durch Abgeordnete, welche von ihnen durch Wahl bestimmt wurden. Um zu einem derartigen Vertreter gewählt werden zu können, mußte man erstlich zehnjährigen Grundbesitz haben, sei es erworbenen oder ererbten: in welchem letztern Falle dann die Besitzzeit des Erblassers mit in Anrechnung gebracht wurde. In besondern Fällen indeß behielt der König sich das Recht vor, von der Bedingung zehnjähriger Grundbesitzes zu dispensiren. — Ferner gehörte zur Wählbarkeit die Gemeinschaft mit einer der christlichen Kirchen, ein Alter von mindestens dreißig Jahren und Unbescholtenheit des Rufes. Von diesen letztern drei Bedingungen sollte auch der König selbst nicht dispensiren können. — Nur im Stande der Ritterschaft war jedes Mitglied des Standes, das heißt also jeder Rittergutsbesitzer, ohne Weiteres auch wählbar: wogegen als Abgeordnete der Städte nur solche städtische Grundbesitzer gewählt werden durften, welche entweder zeitige Magistratsmitglieder waren oder ein bürgerliches Gewerbe betrieben; in letzterem Falle trat außerdem noch ein, nach den localen Umständen verschiedener Census ein. Ebenso beim letzten oder Bauernstande; auch hier war nicht nur der Besitz eines als Hauptgewerbe selbst bewirthschafteten Landgutes erforderlich, sondern dasselbe mußte auch von einer vorgeschriebenen, im Uebrigen aber je nach den Provinzen verschiedenen Größe sein.

Eben dieselben Bedingungen, an welche die Wählbarkeit geknüpft war, gehörten auch dazu, um an der Wahl selbst Antheil zu nehmen (actives Wahlrecht): nur mit dem Unterschiede, daß hier schon das vier und zwanzigste Lebensjahr genügte, auch nicht zehnjähriger, sondern nur Grundbesitz schlechthin vorgeschrieben war. — In denjenigen Städten, wo die Städteordnung galt, wählten die Stadtverordneten; für die übrigen waren specielle, zum Theil sehr verwickelte Wahlordnungen vorgeschrieben: wie es denn überhaupt, bei der außerordentlichen Subtilität der desfallsigen Vorschriften, unmöglich ist, die ganze Einrichtung auf wenige übersichtliche Punkte zu bringen und dabei nicht eine Menge von Abweichungen und Besonderheiten zu übergehen. — Die Wahl der Abgeordneten geschah

Digitized by Google

auf sechs Jahre, dergestalt, daß alle drei Jahre die Hälfte der Abgeordneten eines jeden Standes ausschied und alle drei Jahre zu neuen Wahlen geschritten ward. Doch waren die Ausgeschiedenen sämmtlich wieder wählbar. Nur die Reichsunmittelbaren, als deren Standschaft persönlich war, führten dieselbe ununterbrochen. —

Die auf diese Art zusammengebrachte Versammlung stand unter der Leitung eines Landtagsmarschalls, den der König sich vorbehielt, für die Dauer eines jeden Landtags aus den Mitgliedern des ersten Standes (d. h. der Ritterschaft und der Fürsten) zu ernennen. Außerdem, als „Mittelsperson aller Verhandlungen," fungirte noch ein königlicher Commissarius; beiden, besonders aber dem Commissarius, waren die weitgehendsten Befugnisse beigelegt. —

Von den Berathungen selbst war alle und jede Oeffentlichkeit ausgeschlossen; nur das „Resultat der Landtagsverhandlungen" sollte durch den Druck bekannt gemacht werden. — Alle Anträge und Petitionen mußten schriftlich eingereicht werden; solche, welche einmal zurückgewiesen, durften nur bei „wirklich" neuer Veranlassung oder neuen Gründen, niemals aber bei demselben Landtag wieder angebracht werden. — Zu einem giltigen Beschluß über solche Gegenstände, welche von der Regierung zur Berathung an die Stände gewiesen oder ihrem Beschlusse, unter Vorbehalt der königlichen Genehmigung, überlassen, oder die sonst zur Kenntniß der Regierung gebracht werden sollten, war eine Majorität von zwei Dritteln der Stimmen erforderlich. War diese nicht vorhanden bei einer Sache, worüber von den Ständen ein Gutachten gefordert worden, so sollte das nebst Angabe der Verschiedenheit der Meinungen ausdrücklich bemerkt werden. Traf es dagegen eine Petition oder einen Antrag der Stände selbst, so war derselbe damit schlechthin abgeworfen und durfte, mochte immerhin die einfache Majorität sich für ihn ausgesprochen haben, nicht einmal zur Kenntniß des Königs gebracht werden. —

Diese letztere Bestimmung namentlich war für die Stellung der Stände entscheidend geworden. Denn was wir bisher geflissentlich übergangen haben: die Zahl der Vertreter der verschiedenen Stände war nicht nach der Kopfzahl oder der Steuerquote oder irgend einem anderen gleichmäßig durchgehenden Princip geregelt worden, sondern mit Erlaß des ganzen Gesetzes hatte die Regierung

Digitized by Google

auch dieſe Anzahl willkürlich, aus eigenem Belieben, feſtgeſetzt. Und zwar in einem ſolchen Verhältniß, daß der erſte, der Stand der Fürſten und Ritter, an ſich faſt, ja in einigen Provinzen genau ebenſo ſtark war, als die beiden andern, die Vertreter der Städte und der Landgemeinden, zuſammengenommen, während wiederum der zweite Stand durchſchnittlich noch einmal ſo ſtark war, als der dritte.

Beſonders in den alten Provinzen war dieſe Scala, wonach alſo drei Bauern ſo viel werth waren wie ein Städter und erſt anderthalb ſolcher Städter einen Edelmann ausmachten, mit großer Genauigkeit innegehalten worden. In der Mark Brandenburg z. B. zählte der erſte Stand vierunddreißig, der zweite zweiundzwanzig, der dritte zwölf, dieſe beiden zuſammengenommen alſo ebenfalls nur vierunddreißig Mitglieder. Ebenſo in Pommern: wo vierundzwanzig ritterlichen ſechzehn ſtädtiſche und acht bäuerliche Abgeordnete gegenüberſtanden. — Daſſelbe Verhältniß fand auch in Poſen ſtatt: auf vierundzwanzig Fürſten und Ritter ſechzehn Vertreter der Städte, acht der Bauern. Von den fünfundneunzig preußiſchen Abgeordneten gehörten fünfundvierzig allein der Ritterſchaft an; zweiter und dritter Stand zuſammengenommen waren nur um fünf ſtärker, nämlich achtundzwanzig ſtädtiſche, zweiundzwanzig ländliche Deputirte.

Am Günſtigſten ſtellte ſich das Verhältniß noch in Weſtphalen, beſonders aber in der Rheinprovinz. In Weſtphalen zählte die Fürſtenbank elf, die Ritterſchaft zwanzig, beide alſo einunddreißig Mitglieder: während Städte und Landgemeinden durch je zwanzig Mitglieder vertreten waren. Endlich in der Rheinprovinz beſtand der erſte, der Stand der Fürſten, aus vier Mitgliedern, die drei anderen zählten je fünfundzwanzig: ſo daß alſo hier von zuſammen neunundſiebzig Abgeordneten nur neunundzwanzig den Fürſten und Rittern, dagegen funfzig den ſtädtiſchen und ländlichen Gemeinden angehörten.

Erinnert man ſich nun, daß zu jedem giltigen Beſchluß eine Mehrheit von mindeſtens zwei Dritteln der Stimmen gehören ſollte, ſo ſieht man leicht ein, daß die Vertretung, welche die Intereſſen der Stadt- und Landgemeinden in dieſen Provinzialſtänden fanden, diejenigen Intereſſen alſo, welche für den ganzen Staat bei Weitem die weſentlichſten und wichtigſten hätten ſein ſollen, vollkommen illuſoriſch war. Denn angenommen ſelbſt, daß ländliche und ſtädtiſche

Digitized by Google

Vertreter wie ein Mann zusammenhielten, daß auch nicht ein Einziger von ihnen sich weder durch das Ansehen, die Herablassung, die Einschüchterung der Fürsten und Ritter, noch durch seine eigene Eifersucht herüberziehen ließ zu diesen, so hatten sie auch dann in den meisten Fällen nur erst die Hälfte der Kammer für sich, in keiner einzigen aber die erforderlichen zwei Drittheile. Denn selbst in der Rheinprovinz, wo übrigens Ritter, Städte und Landgemeinden gleich viel Vertreter hatten, war durch die vier Stimmen der Fürstenbank dafür gesorgt, daß niemals Bürger und Bauern das Heft in die Hand bekämen. — Umgekehrt dagegen brauchte die Ritterschaft der Mark, Pommerns, Posens ꝛc. nur einige wenige Stimmen des zweiten und dritten Standes zu sich herüber zu locken, so war ihnen die Mehrheit jedesmal gewiß.

Der eigentliche Schwerpunkt der Versammlung also lag unter allen Umständen in den großen Grundbesitzern, in der Aristokratie der Fürsten und Ritter. Was diese durchsetzen wollten, dafür brauchten sie nur einen geringen Theil der übrigen Stimmen zu gewinnen, um es durchzusetzen: während andererseits keine noch so feste Coalition des zweiten und dritten Standes vermögend gewesen wäre, die ein für alle Mal feststehenden Majorität der Fürsten und Ritter zu bewältigen. Der erste Stand, ganz für sich, konnte jeden Beschluß scheitern machen, während der zweite und dritte zusammen auch noch nicht einen einzigen durchsetzen konnten.

Die einzige Wirksamkeit demnach, welche die Provinziallandtage überhaupt ausüben konnten, hätte nur eine aristokratische sein können, eine Wirksamkeit im Sinne jener großen Grundbesitzer, jener Fürsten und Ritter, welche den Kern dieser gesammten Vertretung bildeten; entweder gar nichts mußte aus diesen Landtagen hervorgehen oder aber, wenn etwas, dann eine geschlossene und mächtige Adelsherrschaft.

Eine derartige Adelsherrschaft aber wäre unverträglich gewesen mit jenem büreaukratischen System, wie es sich in Preußen geschichtlich ausgebildet hatte und wie es namentlich unter Friedrich Wilhelm dem Dritten die Grundlage und der eigentliche Träger des gesammten Staatslebens, die Seele dieses gesammten Organismus — nein, das Bild ist falsch: die Feder dieser ganzen Maschine geworden war. Diese Büreaukratie konnte so wenig ein herrschendes Adelthum neben

Digitized by Google

ſich vertragen, als ein freies Bürgerthum; Edelmann und Bürger, als ſolche, waren ihr gleich feindlich, weil ſie überhaupt weder Edelmann, noch Bürger, noch irgend etwas anerkannte und duldete, als blos Beamte. Nur die Beamten waren der Staat: und eine Ariſtokratie, welche auf anderem, als dem hergebrachten und vorgezeichneten Wege des Beamtenthums hätte am Staate Theil nehmen wollen, war in den Augen der Büreaukratie nicht minder revolutionair und mußte nicht weniger unterdrückt werden, als ſie die demokratiſchen Beſtrebungen des Bürgerthums unterdrückt hatte. Du biſt Baron, Graf, Standesherr? Sehr wohl: ſo werde Auscultator, werde Landrath, werde zum wenigſten Lieutenant! Der Beamte, der Militair, der nebenher großer Grundbeſitzer und von alter Familie iſt, ſoll uns doppelt willkommen ſein, wir wollen den Flittern der Ariſtokratie gern verſtatten, die prieſterliche Binde des Beamtenthums zu verſchönen, wir wollen gern ein Auge zudrücken und wollen gern die Hand reichen, wo der hochadlige Fuß über die ausgeſäeten Steine der Staatsprüfungen zu ſtolpern droht oder wo er ſtecken bleibt in den Sandwegen der Anciennität: im Uebrigen aber, Baron, Graf, Standesherr — ſo lange Du nicht Beamter biſt, biſt Du nicht und darfſt nicht mehr ſein, als die Andern Alle: das heißt — nichts.

Man beachte dieſen Zirkel wohl! Das Einzige, was aus den Provinziallandtagen überhaupt hervorgehen konnte, war von der Art, daß der Staat, wie er nun einmal beſtand, es nicht dulden durfte noch konnte; die einzige Frucht, welche dieſe von der Regierung ſelbſt geſtreute Saat hätte bringen können, wäre der Regierung ſelbſt verderblich geweſen. Was alſo blieb übrig? Es überhaupt zu gar nichts kommen zu laſſen! den Landtagen weder dieſe, noch irgend eine Wirkſamkeit zu geſtatten! den Staat unverändert, unbekümmert, in alter büreaukratiſcher Weiſe fortzuregieren, als ob gar keine Landtage in der Welt wären! Mit Einem Worte: die Provinzialvertretung zu einer Komödie zu machen und zwar zu einer Komödie, von der Jedermann wußte, daß ſie nichts ſei als das!

Der Weg, wie dies zu erreichen ſtand, war leicht gefunden, ja er war angebahnt und vorbereitet in der ganzen Zuſammenſetzung des Inſtitutes ſelbſt; es brauchte gar keiner künſtlichen Veranſtaltungen, keiner geheimen Fäden und Intriguen, man brauchte nur einfach die Melodie abſpielen zu laſſen, wie ſie auf die Walze gebracht war.

Digitized by Google

Nämlich der Refrain dieſer Melodie? Wir haben ihn ſchon oben hervorgehoben: die Provinzialſtände waren ja die „Vertreter der verſchiedenen Stände der verſchiedenen Provinzen", nichts mehr! Standesrückſicht alſo, Sonderintereſſe, Kaſtengeiſt — ſiehe da die Pfeiler dieſes neuen Staatsgebäudes! Egoismus, Neid, Eiferſucht — ſiehe da die treibenden Kräfte dieſes politiſchen Mikrokosmus! Wie hatten ſie doch gelautet jene wahrhaft ſtaatsmänniſchen Worte, mit denen Herr von Stein im Jahre 1808 von ſeinem Amt zurücktrat? „Darauf ſei es angekommen," ſagte er mit Rückſicht auf die wenige Tage zuvor erlaſſene Städteordnung, „die Disharmonie aufzuheben, welche im Volke ſtattfinde, den Kampf der Stände unter ſich, der uns unglücklich mache, zu zernichten." Und weiter in Beziehung auf die künftige Landesvertretung: „jeder active Staatsbürger", hatte Herr von Stein geſagt, „er beſitze hundert Hufen oder Eine, er treibe Landwirthſchaft, Fabrikation oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe oder er ſei durch geiſtige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräſentation."

Nun wahrhaftig, die Staatsmänner vom Jahre dreiundzwanzig hatten es verſtanden, das Teſtament des Staatsmannes vom Jahre acht zur Ausführung zu bringen! In dieſer unnatürlichen Sonderung der Intereſſen, in dieſer ungerechten, unweiſen Vertheilung der Vertreter, da war ſie ja glücklich wieder, jene Disharmonie der Stände, welche losgeworden zu ſein man uns funfzehn Jahre früher beglückwünſcht hatte! da war er ja glücklich wieder aufgetaucht, legaliſirt, eingereiht, aufgenommen als organiſcher Beſtandtheil in die Verfaſſung des Staates, jener Kampf der Stände, „der uns unglücklich macht" und den Stein alſo vergebens vernichtet zu haben hoffte! — Wüßten wir nicht, daß es Friedrich Wilhelms des Dritten Sache überhaupt nicht war, politiſche Fragen von größerem Umfang zu durchſchauen, und hätten wir daher nicht ein Recht, anzunehmen, daß auch die eigentliche Bedeutung und die letzte, nothwendige Folge dieſer von ihm ſanctionirten Landtage ihm ſelbſt niemals völlig klar geworden, ſo müßte es geradezu unbegreiflich ſcheinen, wie ein Regent von der Strenge der Sitten, dem Gerechtigkeitsſinne und der perſönlichen Ehrlichkeit, wie Friedrich Wilhelm der Dritte es war, ſeinen Namen unter eine Verordnnng ſetzen konnte, welche den Staat, der überall keine feſtern Säulen hat, als ebenfalls Sittlichkeit, Ge-

Digitized by Google

rechtigkeit und Ehrlichkeit, vielmehr im Gegentheil auf Unsittlichkeit, Ungerechtigkeit und Falschheit zu gründen drohte. Die Regierung brauchte gar weiter nichts zu thun, als die Eifersucht, den Neid, die Selbstsucht, welche sie durch Fixirung jener Unterschiede gleichsam sanctionirt hatte, gegen einander wirken zu lassen, so paralysirten sie sich gegenseitig und ersparten der Regierung jede Besorgniß, als würden oder könnten diese Stände jemals ihre Befugniß überschreiten, die Befugniß, ein Strohmann zu sein. Was der constitutionellen Staatsform von den Freunden und Anhängern des Absolutismus selbst so oft zum Vorwurf gemacht worden war, worauf sie, in den Pharisäermantel ihrer Loyalität gehüllt, ein so großes Gewicht zu legen pflegten, nämlich daß die constitutionelle Staatsform in dem sogenannten Gleichgewicht der politischen Gewalten ein Schaukelsystem erzeuge, in welchem die edelsten Kräfte der Nation sich fruchtlos verzehrten — eben dies, von den Dienern des Absolutismus selbst, war hier zur Ausführung gebracht worden, und zwar in großartigster Weise. Keiner dieser drei Stände war stark genug, durch sich etwas durchzusetzen. Es ließ sich überhaupt nichts durchsetzen, als in Gemeinschaft mit den großen Grundbesitzern; wer reüssiren wollte, der mußte die Fürsten und Ritter für sich haben; dies war deren Vorrang, so zu sagen, die Reverenz, welche die Büreaukratie der Aristokratie gemacht hatte. Aber selbständig war auch sie nicht; aber um positiv zu wirken, mußte auch sie Bürger oder Bauern auf ihre Seite ziehen — nun, und daß das nicht so leicht geschah, dafür war eben durch die Eifersucht der verschiedenen Stände, war durch diese Vorzüge selbst gesorgt, welche man der Ritterschaft eingeräumt hatte und die sie bei den beiden andern nothwendig nur um so verhaßter machen mußten.

Wundere der Leser sich nicht, daß wir so lange bei einem Gegenstande verweilen, welcher, allem Anscheine nach, so weit hinter uns liegt und abgethan ist für alle Zeiten. Die Provinziallandtage sind wir los, allerdings: aber auch das Princip, das ihnen zu Grunde lag, das Princip der Sonderung und des Eigennutzes? auch den büreaukratischen Uebermuth, der diesen Wechselbalg erst selbst in die Welt gesetzt hatte und ihn dann hinterdrein verhöhnte, daß er ein Wechselbalg?! — Es wäre gut, wenn man es überall mit Wahrheit behaupten könnte. Aber wenn wir sehen, wie die

Digitized by Google

kaum (und mit welchen Opfern!) errungene Vertretung des Volkes ſchon jetzt wieder, nach kaum zwölf Monaten, auf dem beſten Wege iſt, zu einer bloßen Scheinvertretung herabzuſinken; wenn wir hören, wie daſſelbe Syſtem der Selbſtſucht und des Kaſtengeiſtes, das ſich ſchon einmal ſo entſetzlich an uns gerächt hat, aufs Neue verkündigt wird als das wahre Syſtem politiſcher Weisheit, die eigentliche, dauernde Grundlage ſtaatlicher Wohlfahrt; wenn wir umherhorchen im Volk und werden faſt überall ſchon wieder dieſelbe Gleichgiltigkeit, denſelben Unglauben gewahr, welchem die Provinziallandtage verfallen waren: wahrlich, ſo will es uns ſcheinen, als ob der Unterſchied in der That gar ſo groß nicht ſei, und eine traurige Ahnung überkommt uns, als ob die Lehre der Vergangenheit, wie furchtbar immer, doch für uns noch nicht eindringlich genug geweſen ...

Erwägt man nun dies Alles recht, ſo muß man zugeſtehen, daß keine geringe Doſis von Muth — oder wenn dieſes Wort zu edel iſt: von Leichtſinn, Selbſttäuſchung und politiſcher Unkenntniß dazu gehörte, um von dieſen Provinziallandtagen, bei dieſer Zuſammenſetzung und nach dieſen Antecedentien, noch irgend eine politiſche Erwartung zu hegen, irgend eine patriotiſche Hoffnung in ſie zu ſetzen.

Und doch, wie geſagt, war dies zu Anfang des Jahres einundvierzig in Preußen allgemein der Fall! und doch, nach der allgemeinen Abſpannung, die ſich ſeit der Berliner Huldigung der Gemüther bemeiſtert hatte, war der bevorſtehende Zuſammentritt der Provinziallandtage das Einzige, woran das geſunkene Intereſſe ſich wiederum aufrichtete! Man verkannte das Gewagte dieſer Hoffnungen nicht, man gab zu, daß die Provinzialſtände bisher herzlich wenig gethan, dieſe Erwartungen zu begründen. Aber in den kurzen Monaten ſeit der Thronbeſteigung des Königs, waren wir nicht Alle anders geworden? hatte der Glanz dieſer neuen königlichen Erſcheinung nicht in uns Allen einen Widerſchein ganz neuer Anſichten, neuer Hoffnungen und Wünſche hervorgerufen? und wo ein ganzes Volk in der Umbildung begriffen war, wo durch alle Provinzen ein ganz neues, politiſches Intereſſe ſich entzündet hatte, welche Beleidigung wäre es geweſen, hätte man vorausſetzen wollen, daß nur die Reichſten, die Gebildetſten des Volkes, nur die Vertreter der Provinzen

Digitized by Google

von der allgemeinen Umwandlung nicht ergriffen, nur sie allein stehen geblieben wären auf dem alten Standpunkt?! — Mit selbstgefälligem Nachdruck, gleich als hätte man selbst Antheil daran, berief man sich auf das Beispiel des Königsberger Huldigungslandtages; war dieser im Stande gewesen, sich aus der vorgeschriebenen Unbedeutendheit emporzuraffen zu einer wahrhaft politischen, wahrhaft patriotischen That, warum nicht die übrigen auch? hatte dieser die Kraft gehabt, sich, in edler, patriotischer Begeisterung, über die aufgedrungene Schranke des Provinzialbewußtseins und der partikularen Interessen zu erheben, warum sollte sie den Andern mangeln? Ja selbst angenommen, daß sie den Andern mangelte: traten nicht wieder dieselben ostpreußischen Stände zusammen? Und wenn Niemand anders den Muth haben wird, ihrem Beispiel zu folgen: sind nicht wenigstens sie selbst durch ihre eigene Ehre gebunden, fortzuschreiten auf dem Wege, den sie betreten, und das einmal gesprochene Wort, wenn es sein muß, noch lauter, zu wiederholen?

Und dann ferner hatte man nicht die Zusagen des Königs? Sie waren nicht ganz deutlich, diese Zusagen, allerdings; sie schienen sogar in einigen Stücken unter sich selbst in Widerspruch zu stehen; die Cabinetsordre vom vierten October, sowie einzelne Aeußerungen, welche bei Gelegenheit der Berliner Huldigung gefallen und die wir oben des Näheren angeführt, hatten die gläubige Begeisterung, mit der man die Königsberger Antworten vernommen, bereits merklich abgekühlt. Aber daß der König selbst die Verfassungsfrage nicht als völlig geschlossen betrachtete, daß er selbst eine „Fortentwicklung" der ständischen Einrichtungen in Absicht hatte, das wenigstens kehrte in den verschiedenen Aeußerungen des Königs wieder und darauf durfte man sich verlassen.

Stand dies aber einmal fest, welcher Zeitpunkt war gelegener, welche Veranlassung dringender, mit dieser so vielfach angekündigten „Fortentwicklung" hervorzutreten, als eben jetzt, wo die Stände selbst sich versammelten? Wäre es also denkbar und sollten die Stände zu beschränkt sein oder zu feige, die Verfassungsfrage in Anregung zu bringen, nun gut, wir brauchen gar nicht erst auf die Stände zu warten: so wird in den Vorlagen, die er den Provinziallandtagen macht, der König selbst es thun.

Mit solchen Erwartungen, solchen, zum Theil höchst unklaren

Digitized by Google

und verworrenen Hoffnungen also sah die Masse des Publikums dem achtundzwanzigsten Februar entgegen. Sie hatte vermuthlich irgendwo den alten Spruch gehört, daß man etwas nur recht oft zu sagen brauche, damit es wirklich geschehe. Also frisch drauf los! sagen wir laut und wiederholen an allen Ecken, daß der bevorstehende Landtag ein großer, ein Wendepunkt sein wird in der Entwicklung Preußens! proclamiren wir sie zum Voraus, die guten, obscuren Stände zu weltgeschichtlichen Größen — und wer weiß, sie fassen sich ein Herz und werden es!

Doch blieb man nicht blos bei Worten stehen, man ging auch zu Thaten über oder was man so damals Thaten hieß; man räsonnirte nicht blos, sondern man wählte auch und unterschrieb Adressen und Petitionen. Kaum in etwas Anderm spricht der Umschwung, welchen die Stimmung des Landes seit der Thronbesteigung erfahren hatte, sich deutlicher aus, als in dieser Theilnahme, welche man auf einmal den Landtagswahlen zuzuwenden anfängt. Wer hatte sich sonst um diese Wahlen bekümmert? Eine Last für diejenigen, welche sie traf, hatten sie den Andern in der Regel nur zur Belustigung gedient; es war eine Anweisung gewesen auf einige gute Mahlzeiten und einen Ball beim Oberpräsidenten der Provinz. Jetzt dagegen, wo zufällig eine Ergänzungswahl zu vollziehen war (denn, wie oben erwähnt, trat nur die Hälfte der Abgeordneten alle drei Jahre aus, und auch von diesen Wahlen hatte die Mehrzahl noch vor dem Regierungswechsel, zu einer Zeit also der vollkommensten Gleichgiltigkeit, stattgefunden: so daß also für diesmal nur außerordentlich wenig Wahlen die neue, erhöhte Stimmung zu Gute kam), da wurde sie sofort ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Die Zeitungen (eine völlig unerhörte Erscheinung in Preußen!) brachten Candidaten in Vorschlag, empfahlen diesen, warnten vor einem Andern; die große Masse, die von den damaligen Wahlen bekanntlich ausgeschlossen war, suchte, durch gelegentliche Kundgebung ihrer Sympathien und Antipathien, sich wenigstens einen mittelbaren Einfluß darauf zu verschaffen; mit einem Worte, Parteiinteresse und Leidenschaft bemächtigten sich eines Gegenstandes, der bis dahin, so zu sagen, gar nicht existirt hatte. Besonders an zwei Orten war dies der Fall: in Breslau, wo, zum großen Aerger der Büreaukratie, alle drei Wahlen, welche diese zweite Stadt der Monarchie vor-

zunehmen hatte, auf Männer von bekannter oppositioneller Gesinnung gefallen war — und zweitens in Posen, wo die Wahl des Regierungsraths Szumann, eines geborenen Deutschen, der sich gleichwohl in jüngster Zeit als enthusiastischer Polenfreund bekannt gemacht hatte, von der Regierung nur nach mehrfachen Weigerungen bestätigt worden sein sollte. — Auch vom Rhein hörte man, daß verschiedene Wahlen nicht bestätigt wären: und zwar, wie hinzugesetzt ward, aus politischen Motiven.

Mit noch lebhafterem Interesse hörte das Publikum von den Adressen und Petitionen, die fast überall im Lande, besonders aber in allen größern Städten, an die verschiedenen Provinziallandtage vorbereitet wurden. Daß der Antrag des Königsberger Huldigungslandtags bei den ostpreußischen Ständen aufs Neue wenigstens zur Sprache kommen würde, stand nun fest, da, wie mit Bestimmtheit versichert ward, Königsberg und Danzig sehr energische dahinzielende Petitionen einreichen würden. In Breslau waren nicht nur, wie eben erwähnt, drei Oppositionsmänner gewählt worden: sondern die Stadtverordneten (erzählte man) hätten ihnen bei der Wahl noch ausdrücklich den Auftrag gegeben, für Erweiterung der ständischen Vertretung „im Sinne der Kabinetsordre vom 25. Mai 1815" thätig zu sein. Der Magistrat aber, setzte man hinzu, dem die Erwählten vorschriftsmäßig präsentirt werden mußten, hätte sich diesem Auftrage angeschlossen, mit dem Bemerken, „daß die Stadtverordneten ihm selbst darin nur zuvorgekommen wären." Zum Schluß der Sitzung (so wenigstens behauptete das Gerücht) sollten dann die so eben erschienenen Jacoby'schen vier Fragen verlesen worden sein, und zwar unter lebhaftester Acclamation.

Aehnliches wurde aus Posen berichtet. Auch hier, hieß es, würde der Königsberger Antrag vom siebenten September wiederholt werden. Außerdem munkelte man auch von zahlreichen und weitgehenden Anträgen, mit denen die nationalpolnische Partei, ermuthigt durch die Erfolge, welche, in ihren Augen wenigstens, die Raczinsky'sche Beschwerde gehabt hatte, aufzutreten gedenke.

Von anderen, aber für die Regierung nicht minder bedenklichen Anträgen ging in Westphalen die Rede. Hier, versicherte man, würde die erzbischöfliche Angelegenheit zur Sprache gebracht werden; besonders der Adel sei fest entschlossen, als Vorkämpfer, und wenn

Digitized by Google

möglich, als Befreier des ſchwer gekränkten Kirchenfürſten, ja der in ſeiner Perſon gekränkten Kirche ſelbſt aufzutreten. Ganz ähnliche Schritte, hörte man ſagen, würden auch am Rhein vorbereitet.

Kurzum, wie beim Eintritt des Frühlings der Saft in den Bäumen gährt, ſo, je näher die Landtage kamen, ging durch das ganze Land ein ſtilles, aber nachhaltiges und allgemeines Gähren der Geiſter; überall in allen Köpfen Politik, überall Adreſſen und Petitionen, überall die bevorſtehenden Landtage der Mittelpunkt aller Geſpräche! Selbſt Provinzen und Gegenden zeigten ſich von dieſer Bewegung erfaßt, die bis dahin von aller politiſchen Theilnahme völlig entblößt geweſen waren. So namentlich in der Provinz Sachſen, in Magdeburg, Halle, Mühlhauſen, wo überall Adreſſen im Sinne des Königsberger Antrags in Umlauf geſetzt wurden.

Am Eigenthümlichſten war die Stimmung im Rheinland. Der rheiniſche Landtag bekanntlich ſollte erſt einige einige Monate ſpäter zuſammentreten; auch galt die Rheinprovinz, nicht ohne Grund, für die politiſch cultivirteſte und aufgeklärteſte der preußiſchen Provinzen überhaupt — und ſie gerade ſollte den Schluß machen. Mit einer Art ironiſchen Behagens alſo ſah ſie den Anſtrengungen der übrigen Provinzen zu, wohl wiſſend, daß das letzte Wort bei ihr ſein würde und daß es dann ganz auf die Lage der Dinge und auf die Erfahrungen ankommen würde, welche die andern inzwiſchen gemacht, in welchem Sinne ſie alsdann ihr Wort ſprechen ſollte.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Eröffnung der Provinziallandtage: Febr. 28. Veröffentlichung der Verhandlungen angekündigt. — Eröffnungsdecret; Ansprache an die preußischen und posenschen Stände. — Proposition wegen Errichtung ständischer Ausschüsse. — Uebersicht über die Finanzlage des preußischen Staates: Steuererlaß. — Aufnahme dieser Propositionen im Publikum. — Sonstige Anträge und Vorlagen der Regierung.

Unter solchen Erwartungen und Gerüchten kam denn endlich der ersehnte Tag heran. Seit Langem nicht hatten so viel Hände mit so viel Begier nach der preußischen Staatszeitung gegriffen, als es am Abend des achtundzwanzigsten Februar der Fall war. Man erwartete die Eröffnungsdecrete und die Anträge der Regierung darin zu finden — und siehe da, man hatte sich nicht getäuscht.

Zunächst, in die unterste Ecke des Blattes, in eine unscheinbare Anmerkung verwiesen, überraschte die Nachricht, „daß die Staatszeitung von den an Ort und Stelle zu veröffentlichenden Verhandlungen der Provinziallandtage seiner Zeit das allgemein Interessantere sofort nach dem Eingang der betreffenden Blätter publiciren werde.“ Darin lag ein für jene Zeit neues und wesentliches Zugeständniß: nämlich daß die Landtagsverhandlungen von jetzt ab überhaupt durch die Zeitungen veröffentlicht werden sollten. Bisher war dies keineswegs der Fall gewesen; nur die allertrockensten Thatsachen, Eröffnung und Schluß der Session, hatten die Zeitungen angezeigt; nur nach

Digitized by Google

Erſcheinen der Landtagsabſchiede, das heißt alſo beſten Falls Monate und mitunter ſelbſt Jahre lang, nachdem die Sitzungen wirklich ſtattgefunden, hatte der Landtagsmarſchall einen kurzen Auszug dieſer Abſchiede, ſowie der wichtigſten königlichen Propoſitionen bekannt zu machen gepflegt. Die Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen war in dieſem Augenblick einer der vornehmſten Punkte, auf welchem die öffentliche Meinung mit ſeltener Einſtimmigkeit beſtand; in den meiſten Adreſſen, welche den verſchiedenen Landtagen übergeben werden ſollten, kehrte dieſe Forderung wieder. — Daß die Regierung derſelben halbwegs entgegenkam, indem ſie wenigſtens den unverkürzten und ſofortigen Abdruck der wichtigſten Verhandlungen verſtattete und ſomit dem Volke wenigſtens durch Vermittlung der Preſſe den Zutritt zu ſeinen Vertretern eröffnete, machte im Publikum einen ſehr angenehmen Eindruck. Freilich, wie man ſich ſpäter überzeugen mußte, war die Vergünſtigung keineswegs ſo umfaſſend, wie man im erſten Augenblick geglaubt hatte; weder die Namen der Redner durften angeführt werden, noch, wie wenige Tage darauf eine Inſtruction des Oberpräſidenten von Bodelſchwingh an die Cenſoren der Rheinprovinz (datirt Koblenz den 1. März) bewies, war damit eine ältere Verordnung, nach welcher die öffentlichen Blätter ſich jeder Kritik oder ſonſtigen Beſprechung der ſtändiſchen Verhandlungen zu enthalten hatten, aufgehoben: ſondern nur „jene officiellen Artikel und was etwa ſonſt die Staatszeitung darüber enthalten möchte", durfte in preußiſchen Zeitungen zum Abdruck gebracht werden. Aber auch dies, wie geſagt, war für die damaligen Verhältniſſe ſchon immerhin ein Fortſchritt und mit erhöhtem Intereſſe, gleichſam ermuthigt durch dieſen Anfang, ging man zur Lectüre der königlichen Propoſitionen über.

Da fand man denn zuerſt in den Eröffnungsdecreten jene eigenthümlich emphatiſche Sprache, jenen Schwung der Gedanken und des Ausdrucks wieder, welcher mit Friedrich Wilhelm dem Vierten den Thron beſtiegen hatte und der mit der herkömmlichen Nüchternheit officieller Ausdrucksweiſe in ſo pikantem Gegenſatze ſtand. Einzelne Wendungen namentlich frappirten durch die nahe und unzweideutige Beziehung, welche ſie auf die ſtreitigen Fragen des Tages nahmen. — Mit vollem Vertrauen (hieß es im Eingang, anſpie-

Digitized by Google

lend auf eine Stelle in dem sogenannten Letzten Willen seines königlichen Vorgängers) halte der König sich versichert, daß, wie er seinen getreuen Ständen ein landesväterliches Herz entgegentrage, ebenso auch sie ihm die Treue der Gesinnung bewahren würden, welche „Unser in Gott ruhender Herr Vater als seinen höchsten Schatz bezeichnet hat." — Am Tage der Berliner Huldigung habe der König seinen getreuen Ständen eröffnet, mit welchen vor Gott gefaßten Vorsätzen er den Thron seiner Väter bestiegen habe; er habe es damals ausgesprochen, daß diese „mündlichen Zusicherungen schwerer wiegen, als die, welche die frühere Gewohnheit in Urkunden faßte": wie er denn hierdurch ausdrücklich erkläre, daß dieselben an die Stelle der Assecurationen treten sollten, welche von seinen Vorfahren einzelnen Landestheilen, Ständen und Städten ertheilt worden seien. Der König werde die „Ehre" und die „Rechte" aller „Stände" und „Klassen" seiner Unterthanen mit gleicher unausgesetzter Fürsorge beschirmen und das Wohl jeder derselben mit gleicher Liebe zu befördern suchen; darin möchten ihm Alle fest vertrauen.

Sodann speciell auf die ständische Frage übergehend, versicherte der König, daß „die Förderung und Entwicklung der von Unseres unvergeßlichen Herrn Vaters Majestät unter Unserer Mitwirkung wiederhergestellten und überall auf geschichtlichem Fundament neu begründeten ständischen Institutionen" ihm besonders am Herzen liege. Unter den getreuen Ständen würden wohl nur Wenige sein, die den unvergeßlichen Huldigungsact vom 15. October nicht mit vollzogen. Sie würden ihn verstehen, wenn er der Wahrheit gemäß versichere, daß der Ton, die Seele, mit welchem sie ihm zugerufen, ihm treue Helfer auf seiner rauhen Bahn sein zu wollen, daß der Accent, mit welchem sie das Gelöbniß der Erbhuldigung geleistet, nicht blos unvertilgbar und ewig jung in seinem Herzen leben werde: sondern daß diese Erinnerung ihm auch die Kraft gebe, mit wahrer Freudigkeit auch für die ständischen Verhältnisse eine „lebendigere" Zeit zu beginnen. Daß sie zugleich eine gute und segensreiche Zeit sei, das hänge ab von demjenigen „vertrauensvollen Eingehen" in seine Absichten, sowie von demjenigen innigen Mitwirken und dem „Verständniß", auf welches er bei den „getreuen Provinzialständen" zuversichtlich rechne. Als einen Beweis des Vertrauens, mit welchem „der König seine getreuen Stände ehre", und des Werthes, den er

Digitized by Google

auf ihren „Beirath" lege, möchten dieselben die nachfolgenden Propositionen aufnehmen.

Dies gleichsam der Text, das Grundthema der sämmtlichen Eröffnungsdecrete; nur diejenigen an die Stände von Preußen und Posen enthielten einige Variationen, zum Theil sehr bemerkenswerther Natur. Die preußischen Stände wurden ebenfalls an die Erbhuldigung zu Königsberg und an die mündlichen Zusicherungen erinnert, welche der König ihnen bei dieser Gelegenheit ertheilt; auch hier hieß es, daß er ihnen dieselben hiermit wiederhole, aber mit dem Zusatz, daß er dies thue „im Gefühl Unserer Verantwortlichkeit vor dem höchsten Herrn, von dem Wir das Reich empfangen haben"! Ebenso, was die „gute und segensreiche Zeit" betrifft, rechnet er zwar ebenfalls auf das Eingehen, die Mitwirkung und das Verständniß der preußischen Stände: allein mit dem Hinzufügen, daß nur „dadurch allein die in der Zeit liegenden, nimmer wegzuläugnenden, daher scharf ins Auge zu fassenden Bestrebungen, Mißtrauen zwischen Haupt und Glieder zu säen, zu Schanden gemacht werden können." Auf die „loyale" Adresse des Huldigungslandtages, hieß es an die preußischen Stände weiter, habe er in „wohlerwogener" Antwort und mit wohlverdientem Vertrauen die Zusage der Förderung und Entwicklung des ständischen Wesens „aus freiem Antriebe" ertheilt; wie ernstlich er es damit gemeint, möchten die Stände aus nachfolgenden Vorlagen selbst ersehen.

Noch weit ausführlicher und eingehender, aber auch noch weit herausfordernder war die Ansprache an die Stände des Großherzogthums Posen. Wir theilen dieselbe, als den eigentlichen officiellen Nachhall der Raczynski'schen Rede, die wir ebenfalls ausführlich gegeben haben, im Anhange vollständig mit (s. Documente zum I. Bd. Nr. VI.), uns hier nur auf die Hauptpunkte beschränkend.

Auch hier wieder stand die vorjährige Huldigung, sowie die Zusage, welche der König bei dieser Gelegenheit gegeben, an der Spitze. Dieser Zusage getreu, habe er auch die ihm neuerlich zugekommenen, auf Erhaltung der polnischen Sprache und Nationalität abzweckenden Beschwerden und Wünsche mit Ernst geprüft. Es habe sich dabei jedoch herausgestellt, daß die mit der Verwaltung des Großherzogthums beauftragten Oberbehörden lediglich ihre Pflicht erfüllt, indem sie mit Gewissenhaftigkeit diejenigen Anordnun-

Digitized by Google

gen ausgeführt, welche des verewigten Königs Majestät in dieser Hinsicht getroffen und in denen etwas Wesentliches zu ändern auch zur Zeit hinlängliche Gründe nicht vorlägen. Wenn nichts desto weniger der eigene Wunsch der Regierung, die Unterthanen polnischer Abkunft in ihren nationalen Erinnerungen und Sitten möglichst ungestört zu lassen, nicht überall erreicht worden sei, so liege die Schuld davon hauptsächlich an den Polen selbst. Die Polen selbst hätten es bisher versäumt, sich dasjenige Maß von Bildung und Kenntnissen zu erwerben, welches die allgemeine Vorschrift des Staates bei Besetzung öffentlicher Aemter gleichmäßig von Jedem verlange und von dem daher auch den Polen, welche überdies mit natürlichen Fähigkeiten so reichlich ausgestattet seien, schon um ihrer eigenen Ehre willen, nichts nachgelassen werden dürfe.

Ausführlich wurde sodann aufgezählt, was Alles, im Gegensatz zu dieser Indolenz der Polen, die Regierung zu Gunsten der polnischen Bevölkerung gethan, besonders noch in neuester Zeit. Sie habe Schulen gegründet, Lehrstühle der slavischen Sprache und Literatur errichtet, die Kenntniß der polnischen Sprache bei Lehrern und Beamten befördert, Straßen gebaut — und so weiter. Indem der König aber auf diese Weise seine Bereitwilligkeit an den Tag gelegt habe, alle mit dem Wohl der Gesammtmonarchie vereinbaren Wünsche der polnischen Bevölkerung zu erfüllen: so erwarte er dafür nun auch von dem eben zusammentretenden Landtage, daß derselbe weiter hinausgehende, dem Verhältniß des Großherzogthums zum Staat widersprechende Anträge, durch deren Aeußerung nur Aufregung und Verwirrung hervorgerufen und die ruhige Ausbildung der Verhältnisse gestört werden könne, nicht erneuern, sondern mit Vertrauen den weiteren Maßregeln des Königs entgegensehen werde. — Zum Schluß noch einmal auf die Königsberger Huldigung zurückkommend, sprach der König das Vertrauen aus, daß, in unbefangener und dankbarer Anerkennung dessen, was für die wahre Wohlfahrt des Großherzogthums schon seit dessen Vereinigung mit der Monarchie geschehen sei und noch geschehen solle, die Ritterschaft mit den Städten und Landgemeinden stets in gleichem Geist und gleichem Gefühl zusammentreffen und ihm auf diese Weise die beste Gewähr dafür geben werde, daß jene in Königsberg entgegengebrachte Huldigung nicht blos eine Folge augenblicklicher,

Digitized by Google

durch äußere Umstände hervorgerufener Aufregung gewesen, sondern aus tieferer Wurzel in Gemüth und Gesinnung entsprossen sei.

So weit die Anrede an den posener Landtag; sie brachte, in ihrer eigenthümlichen Mischung von Drohung und Schmeichelei, Vorwurf und Zugeständniß, keine geringe Sensation hervor: und das nicht blos als politisches, sondern vielleicht mehr noch als psychologisches Problem. —

Unter den Propositionen, welche den Ständen der sechs Provinzen demnächst vorgelegt wurden, waren besonders zwei geeignet, die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade zu beschäftigen: die erste über Errichtung ständischer Ausschüsse und Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen und zweitens die Ankündigung eines Steuererlasses, der mit Anfang des nächsten Jahres eintreten sollte und über dessen zweckmäßigste Vertheilung die Regierung die Ansicht der Landtage einzuholen wünschte. Was den ersteren Punkt betraf, so wurde als Motiv dazu der Wunsch des Königs angeführt, die Geschäfte der versammelten Landtage zu vereinfachen und die gründliche Prüfung und Bearbeitung umfangreicherer Propositionen den Ständen zu erleichtern. Dieser Zweck sei am Besten durch Ausschüsse zu erreichen: und zwar werden Ausschüsse verordnet von dreierlei Art.

Erstlich ein vorbereitender Ausschuß. Derselbe sollte jedesmal einige Wochen vor Eröffnung der Landtage zusammentreten und sich mit vorbereitender Bearbeitung derjenigen Gegenstände beschäftigen, welche die Regierung den Landtagen selbst vorzulegen gedächte und die sie zu diesem Ende dem Landtagsmarschall jedesmal schon eine angemessene Zeit zuvor zukommen zu lassen versprach. Die Mitglieder dieses Ausschusses sollten von dem Landtagsmarschall ernannt werden.

Ein zweiter Ausschuß war bestimmt, diejenigen Angelegenheiten zu erledigen, welche auf dem Landtag etwa nicht völlig hätten zum Abschluß gebracht werden können; die Wahl dieses Ausschusses wurde dem Landtag selbst anheimgegeben.

Diese zwiefachen Ausschüsse würden es den Landtagen ins Künftige möglich machen, sich hauptsächlich nur mit Plenarberathungen zu beschäftigen und würde dadurch die Dauer der Versammlungen wesentlich abgekürzt werden. Dadurch würde denn die Ausführung einer Absicht erleichtert, welche der König den Ständen

Digitized by Google

hiermit allergnädigst eröffne: nämlich sie in Zukunft regelmäßig alle zwei Jahre zu berufen (was in dem Einführungsgesetz vom 1. Juli 1823 nur für die ersten sechs Jahre versprochen worden war; späterhin hatte die Regierung sich in dieser Hinsicht überhaupt an keine feste Norm gebunden). Doch wolle der König hierüber erst die Erklärung der Stände entgegennehmen, in wieweit diese zweijährige Periode ihren Wünschen entspreche. Da aber (hieß es in dem Decrete weiter) dessenungeachtet Fälle eintreten könnten, die es dem Könige wünschenswerth machten, auch in der Zeit, wo die Stände nicht versammelt wären, Männer zu berufen, die sowohl das landesherrliche als das Vertrauen ihrer Provinzen besitzen, um sich ihres Rathes zu bedienen und ihre Mitwirkung in wichtigen Landesangelegenheiten stattfinden zu lassen, in solchen besonders, wo es sich um die Interessen mehrer (oder aller) Provinzen handle: so werde den Ständen hiermit der Entwurf einer Verordnung vorgelegt wegen eines dritten, aus ihrer Mitte zu bildenden Ausschusses. Ohne dem verfassungsmäßigen Wirkungskreise der Provinziallandtage damit etwas zu entziehen, solle dieser Ausschuß die Bestimmung haben, theils sowohl in allgemeinen, als das Interesse der Provinz insbesondere betreffenden Angelegenheiten diejenigen Gutachten abzugeben, die der König von ihm erfordern möchte, theils aber in Betreff der Gegenstände, welche der ständischen Verwaltung überwiesen seien, die außer dem Landtage vorkommenden Geschäfte wahrzunehmen. In letzterer Beziehung solle es jedoch den Ständen überlassen sein, in wiefern sie mit diesen Geschäften den gesammten Ausschuß oder einen innerhalb desselben zu bestellenden engern Ausschuß oder endlich nur einzelne Mitglieder beauftragen wollten. Das Verhältniß der einzelnen Stände in diesem Ausschuß sollte, dem Vorschlage der Regierung zufolge, der Zahl ihrer Stimmen beim Landtage selbst entsprechen. Doch sollte es auch hier wieder den Ständen überlassen sein, ob sie hierbei stehen bleiben oder aber Vorschläge machen wollten, wonach neben dem, in allen Fällen aufrecht zu erhaltenden Verhältniß der verschiedenen Stände auch noch dasjenige der einzelnen Landestheile unter einander zu berücksichtigen sein würde.

Zwischen diese Vorschläge, die Bildung der Ausschüsse betreffend, fand sich eine Erklärung eingeschoben über die größere Ausdehnung, welche der König bei Veröffentlichung der Landtagsverhand-

Digitized by Google

lungen durch den Druck in Erweiterung der bisherigen Gesetzgebung wolle stattfinden lassen.

Es sollten zu diesem Zwecke namentlich mit dem Landtagsabschiede zugleich sowohl das königliche Propositionsdecret als sämmtliche an den König gerichtete ständische Eingaben veröffentlicht werden: wogegen die bisher von dem Landtagsmarschall entworfene Darstellung der Landtagsverhandlungen künftig wegfallen könne. Auch sollten die Protokolle gedruckt und am Schlusse des Landtags an die Mitglieder der Versammlung, zur Mittheilung an ihre Machtgeber, vertheilt werden dürfen. —

Halten wir hier einen Augenblick inne, um uns über den Eindruck zu verständigen, welchen diese Eröffnungen und Vorschläge beim Publikum hervorbrachten.

Derselbe war sehr gemischter Natur. Daß in den Propositionen der Regierung ein Fortschritt enthalten war, das freilich gestand man zu; auch daß einige davon wirklich einen fruchtbaren Keim der Entwicklung in sich trügen, daß namentlich die vollständigere Veröffentlichung der ständischen Verhandlungen, sowie die zugesicherte regelmäßige zweijährige Berufung dem ganzen Institut eine wachsende Bedeutung eröffneten, konnte man nicht in Abrede stellen.

Andererseits aber, verglichen mit dem, was die öffentliche Meinung, aufgestachelt weniger durch die Forderungen einzelner Publicisten, als durch die wiederholten Versprechungen und Hindeutungen der Regierung selbst, erwartet hatte, wie geringfügig erschien dieser Fortschritt! wie klein diese Zugeständnisse! wie weit aussehend, wie ungewiß diese Verbesserungen! Die Befugnisse und Zwecke dieses Ausschusses, den der König sich in außerordentlichen Fällen zu berufen vorbehielt, wie unklar, wie geheimnißvoll! Vereinfachen wolle der König die Thätigkeit der Stände? Ei nicht doch, um die Vereinfachung habe es keine Noth, sondern im Gegentheil erhöht und verdoppelt wolle man die Wirksamkeit der Stände sehen, indem sie, aus der blos localen Sphäre heraus, fortentwickelt würden zu einem Gesammtorgan des ganzen Staates, ganzen Volkes. Auch sei gründliche Prüfung allerdings etwas ganz Vortreffliches; aber die allergründlichste selbst, was sie nütze, so lange den Ständen, wie jetzt, nur eine berathende, keine beschließende Stimme zustehe? Das heißt mit andern Worten, so lange die Regierung sich an ihre Abstimmun-

Digitized by Google

gen nicht im Mindesten zu binden brauche? und so lange mithin auch die gründlichste Prüfung nur das gründlichste Possenspiel sei?

Aus denselben Gründen, fuhr man fort, sei auch auf die künftige zweijährige Berufung nur wenig Werth zu legen; eine Nichtigkeit werde nicht dadurch bedeutender, daß man sie öfter wiederhole, eine politisch ohnmächtige Körperschaft nicht dadurch mächtiger, daß sie das Schauspiel ihrer Schwäche ein Jahr ums andere aufführe. Selbst an der zugestandenen Veröffentlichung fand das Publikum zu mäkeln: wo nichts Wichtiges verhandelt würde, was da die Veröffentlichung nütze? Es gäbe Maculatur genug: warum die Landtage es noch vermehren sollten?

So das große Publikum, das sich bereits in der Opposition zu gefallen anfing und das jetzt, entnüchtert und zurückgekommen von seinem Rausch, kein größeres Behagen fand, als sich und Anderen die Nichtigkeit dieses Rausches nachträglich zu demonstriren. — Die Partei der Büreaukraten dagegen sah in dieser beabsichtigten und hier schon eingeleiteten Fortentwicklung der ständischen Einrichtungen ein höchst gefährliches Wagespiel. Preußen sei ein Militairstaat, nur die Energie einer einheitlichen, militairisch-büreaukratischen Verwaltung habe ihn auf diese Höhe erhoben und vermöge ihn darauf zu erhalten; jede Annäherung an ständische Doctrinen, wie leise, wie wohlgemeint sie sei, könne dieser Blüthe nur gefährlich werden, und wäre es auch nur deshalb, weil die Anhänger solcher Theorien sich dadurch in ihren verderblichen Illusionen geschmeichelt und ermuthigt fühlten. — Noch Andere endlich sagten rund heraus und beriefen sich auf eine zwanzigjährige Erfahrung, daß die Provinzialstände überhaupt eine Leiche seien; seit wann, fragten sie achselzuckend, Ausschüsse und Zeitungsreferate Todte erwecken könnten?! — Bei Licht besehen also, fand sich von den Zugeständnissen der Regierung, um ihrer Halbheit willen, Niemand im Publikum befriedigt. Ja schon tauchten Stimmen auf, welche die Regierung geradezu beschuldigten, diese Zugeständnisse nur als Lockspeise hingeworfen zu haben, um das Publikum dadurch zu täuschen und sich selbst von größeren, wichtigeren gleichsam loszukaufen.

Und nicht blos beschuldigt wurde die Regierung deshalb, sondern von Einigen auch belobt. —

Um so größeren Enthusiasmus, für den ersten Augenblick

Digitized by Google

wenigſtens und bei der großen Maſſe der Bevölkerung, erregte die Stelle, in welcher von Herabſetzung der Steuern die Rede war. Herabſetzung der Steuern — aber das war ja ein Wort, das man in Preußen — ja was Preußen?! in Europa ſeit Menſchenaltern nicht vernommen hatte! Erhöhung der Steuern, Verdoppelung der Abgaben, ei ja, das kannte man, daran war man gewöhnt — aber Herabſetzung?! Es hörte ſich wie ein Märchen aus Tauſend und eine Nacht an! — Der preußiſche Spießbürger ſah ſtolz um ſich, er fühlte ſich noch einmal ſo groß in ſeinem preußiſchen Bewußtſein — da ſeht ihr's, ihr andern Staaten Europas, da zeigt es ſich, was Preußen heißt, das macht nach, wenn ihr könnt! —

Aber nicht blos gehoben, auch einigermaßen beruhigt fühlte er ſich durch dieſe Bekanntmachung. Die glänzende und freigebige Lebensweiſe nämlich und die koſtſpieligen künſtleriſchen Neigungen, welchen der neue König nachhing und von denen er bereits im letztverwichenen Jahr ſo zahlreiche Proben gegeben, hatten in dem altväteriſchen Gemüthe des Spießbürgers bereits die Sorge erregt, ob die preußiſchen Finanzen das auch wohl aushalten könnten; mehr als einmal ſchon hatte er bedenklich den Kopf geſchüttelt und leiſe in den Bart gebrummt und geſeufzt für ſich, daß nun auch in dem wichtigſten, dem Geldpunkte, das alte nüchterne Regiment Friedrich Wilhelms des Dritten zu Ende gegangen ſei. — Alle dieſe Sorgen waren nun mit einem Mal beſeitigt, auf eine Art, die nicht gründlicher ſein konnte. Es würde (ſagte der König in dem Decret an die Stände) ſeinem Herzen eine große Freude geweſen ſein, hätte er die ſtets gehegte und oft ausgeſprochene landesväterliche Abſicht ſeines königlichen Vaters ſogleich beim Antritt ſeines Regimentes zur Ausführung bringen und den Unterthanen ſofort einen Erlaß an den ihnen aufliegenden Steuern bewilligen können. Aber die kriegeriſchen Ausſichten der letztverwichenen Monate hätten es ihm unmöglich gemacht. Die Würde ſeiner Krone aufrecht zu erhalten und die ſeinem Schutze anvertrauten Länder zu ſichern, habe des Königs erſte Sorge ſein müſſen: und noch jetzt würden die Stände mit ihm von der Nothwendigkeit durchdrungen ſein, daß bei der gegenwärtigen Lage Europa's das Zuſammenhalten aller vorhandenen Geldmittel gebietende Pflicht ſei, damit er, geſtützt auf ſeines Volkes treue Anhänglichkeit an ihn und das königliche Haus, ſowie auf ſeine bewährte helden-

Digitized by Google

müthige Vaterlandsliebe, den kommenden Ereigniſſen mit ruhiger Zuverſicht entgegenſehen könne. Doch gebe er ſich gern der Hoffnung hin, daß es ſeinen eifrigen Bemühungen gelingen ſolle, die Ausſicht auf einen dauernden Frieden wieder feſter zu begründen. — Dies vorausgeſetzt, wolle er von Anfang des nächſten Jahres an eine Ermäßigung in den Abgaben eintreten laſſen. Gern, wenn die Umſtände es geſtatteten, wolle er den Betrag derſelben in ſpäteren günſtigeren Perioden noch erhöhen. Aber ebenſo wiſſe er auch, daß, wenn die Noth es einmal erfordern ſollte, ſeine getreuen Unterthanen auch zu den alsdann erforderlichen Opfern bereit ſein würden.

Es folgte ſodann eine zwar nur ſehr oberflächliche, dennoch, bei dem tiefen Geheimniß, das dazumal noch über derlei Gegenſtänden in Preußen laſtete, höchſt intereſſante Auseinanderſetzung über die Vergangenheit der preußiſchen Finanzen. Man erfuhr daraus, daß die Rüſtungen im Jahre dreißig bis dreiunddreißig mehr als ſechsunddreißig Millionen gekoſtet hatten, ungerechnet die Einbuße, welche der Staat durch die damalige Stockung des Verkehrs in ſeinen Einnahmen erlitten: eine Stockung, der er zum Theil noch durch baare Zuſchüſſe und Unterſtützungen hatte abhelfen müſſen. Deſſenungeachtet ſeien in den nächſtfolgenden Jahren bis 1840 blos allein für Straßenbauten faſt funfzehn, für andere Bauten, wie Strafanſtalten, Gefängniſſe u. ſ. w., gegen zehn Millionen über den Etat hinaus verwendet worden; die ganze Summe dieſer außerordentlichen Ausgaben wurde auf mehr als einundſechzig Millionen angegeben.

Dieſe außerordentliche Summe hätte natürlich nicht aus den gewöhnlichen Einnahmen beſtritten, ſondern nur allmälig aus den jährlichen Ueberſchüſſen erſetzt werden können; es hätten außer den Beſtänden die Betriebsfonds der einzelnen ſelbſtändigen Verwaltungen, ſowie die Kräfte der Geldinſtitute in Anſpruch genommen und zu Vorſchüſſen verſchiedener Art gegriffen werden müſſen.

Bei alledem jedoch ſei es der weiſen Sparſamkeit des verſtorbenen Königs gelungen, die auf dieſen verſchiedenen Wegen entnommenen Summen ſoweit zu erſetzen, daß man ſich der Hoffnung hingeben dürfe, ſie, bei fortdauerndem Frieden, durch die Erſparniſſe des laufenden und des künftigen Jahres völlig gedeckt zu ſehen.

Digitized by Google

Unter diesen Umständen und als Anerkenntniß der Dankbarkeit, zu welcher er sich durch die weise Sparsamkeit seines Vaters verpflichtet fühle, kündige der König den Ständen hiermit den mehrerwähnten Steuererlaß im Betrage von etwa anderthalb Millionen an. Ueber die Art und Weise, wie dieser Steuererlaß am Zweckmäßigsten zu benutzen, habe er, ohne die Wünsche seiner getreuen Stände zu vernehmen, nicht entscheiden wollen. Dieselben möchten daher ihre gutachtliche Ansicht über diesen Gegenstand und namentlich auch darüber aussprechen, ob es dem Wohle des Landes nicht etwa zuträglicher sei, wenn statt des Steuererlasses den einzelnen Provinzen eine mindestens gleiche, auf dieselben zu repartirende jährliche Summe überwiesen würde, über deren Verwendung zum Besten der einzelnen Provinzen das Gutachten der Stände gleichfalls eingefordert wurde.

Endlich war dieser königlichen Proposition noch eine „vorläufige Darstellung" von der Lage der preußischen Finanzen angeschlossen; auch sie war, wie oberflächlich und ungenügend an sich, doch immerhin vollständiger, als dergleichen bisher veröffentlicht worden war und wurde daher ebenfalls mit großem Beifall aufgenommen.

Wie gesagt, der Enthusiasmus, welchen dies Alles im ersten Augenblick erregte, war groß: aber anhaltend war auch er nicht, wenigstens nicht bei dem gebildetern Theil des Publikums, der, hingerissen von der allgemein skeptischen Stimmung des Tages, bald auch gegen diesen Theil des königlichen Decretes seine Bedenken und Zweifel, seine Epigramme und Witzworte richtete. Man fand für das Aufheben, das davon gemacht, das Pathos, mit dem davon gesprochen ward, die Summe des Erlasses viel zu geringfügig; man berechnete, wie viel davon auf den einzelnen Kopf der preußischen Bevölkerung käme und erging sich in spaßhaften Vorschlägen, was jeder Einzelne von dieser Ersparniß sich in Zukunft zu gut thun solle oder könne. — Auch minder frivole Beutheiler schüttelten nachdenklich den Kopf. Wie doch? sagten sie, seit Jahren haben die preußischen Finanzen als Ideal und Muster eines geordneten Staatshaushaltes gegolten, seit Jahren stimmt der kümmerliche Rechnungsabschluß, den man zu veröffentlichen für gut findet, jedesmal genau Groschen um Groschen und Pfennig um Pfennig, seit Jahren hat

Digitized by Google

die preußiſche Verwaltung damit renommirt und hat groß gethan, daß ſie, ſelbſt unter den ſchwierigſten Umſtänden, die Finanzen ſtets in beſter Ordnung erhalten und daß nie ein Bedürfniß ſo plötzlich, eine Ausgabe ſo unerwartet geweſen, ihre Ordnung, ihre Weisheit, vor Allem ihre Erſparniſſe reichten zu Allem aus — und nun auf einmal erfahren wir, daß dem bei Weitem nicht ſo geweſen? und nun auf einmal, ganz naiver Weiſe, erzählt man uns, daß die Einnahmen im Gegentheil nicht zugereicht hätten, alle jene außerordentlichen Ausgaben zu decken, und daß die preußiſche Finanzverwaltung ſchon ſeit Jahren nur durch allerhand künſtliche Operationen ein offenes Deficit vermieden? Zugegeben, daß, wie das königliche Decret beſage, dies Deficit jetzt gedeckt ſei oder doch in der ſichern Ausſicht ſtehe, mit Nächſtem gedeckt zu werden: wer den Staat gegen die Wiederkehr ſolcher außerordentlichen Zuſtände ſchütze? und ob es bei dieſer Lage der Dinge nicht verſtändiger ſei, ſtatt eines Steuererlaſſes, der kaum von Einem würde geſpürt werden, dieſe Summe lieber zurückzulegen und zu ſammeln für ähnliche Nothfälle? Denn jener wohlgefüllte preußiſche Staatsſchatz, dieſe angenehmſte Tradition der preußiſchen Geſchichte, dieſer eigentliche Glanzpunkt unſers patriotiſchen Bewußtſeins, bei dem jeder gute Bürger ſich noch einmal ſo ſicher und feſt gefühlt, mit ſeinen weiten Schloßkellern, Tonne an Tonne, alle gefüllt bis an den Rand mit blanken Gold- und Silberſtücken — ach, auf dieſen vortrefflichen, dieſen angebeteten Staatsſchatz müſſe man hiernach doch wohl reſigniren?!

Einzelne, von politiſcher Leidenſchaft ergriffen, führten dieſe Combinationen ſogar noch weiter. Unſere Leſer entſinnen ſich jener „Verordnung, betreffend die künftige Behandlung des Staatsſchuldenweſens" vom 17. Januar 1820, in welcher die preußiſche Regierung ſich ausdrücklich verpflichtet hatte, keine neue Staatsanleihe zu machen, es ſei denn unter Zuziehung und Garantie der „künftigen reichsſtändiſchen Verfaſſung." Auf dieſes Document, wie daſſelbe denn in der That eine der unzweifelhafteſten und rechtsverbindlichſten Garantien für ein künftiges conſtitutionelles Preußen bildete, pflegten alle diejenigen, welche dieſen Uebergang möglichſt beſchleunigt wünſchten, ſich mit beſonderer Vorliebe zu berufen: ſo weit ſogar, daß ſie ordentlich mit einer Art von Sehnſucht auf den Augenblick lauerten, wo die preußiſche Finanzverwaltung in Verlegenheit und

Digitized by Google

dadurch genöthigt sein würde, zu dem letzten Mittel einer Anleihe zu schreiten. Diesen natürlich war bisher nichts unwillkommener gewesen, als dieser außerordentliche Ruf der Solidität, dessen die preußischen Finanzen sich erfreuten. Und ebenso jetzt war ihnen nichts willkommener, als (wie sie meinten) aus den eigenen Zugeständnissen der Regierung den Beweis führen zu können, daß diese Ordnung und Sicherheit gar so übergroß nicht gewesen und daß auch für Preußen die Nothwendigkeit, zu außerordentlichen Finanzmaßregeln zu greifen, gar so aus der Welt nicht läge.

Ja nicht einmal dabei blieben sie stehen: sie behaupteten, diese Nothwendigkeit sei schon dicht vor der Thür; die jetzigen Eröffnungen der Regierung bildeten nur die Einleitung dazu; der Steuernachlaß sei nur das Schaumblättchen, mit dem man die bittere Pille, welche mit Nächstem doch gereicht werden müsse, zum Voraus zu vergolden suche. Die beabsichtigten Ausschüsse aber, die für den Fall der Noth auch außer der zweijährigen Periode berufen werden sollten, nun, über die waren diese Ausleger erst recht im Klaren: die wurden blos in Vorrath gehalten, um, sobald der letzte Heller im Beutel klänge, flugs zu Reichsständen metamorphosirt zu werden, alsdann die benöthigte Anleihe zu bewilligen ... und dann wieder „in die Ecke, Besen!" — —

Dies also diejenigen unter den königlichen Propositionen, welche die öffentliche Aufmerksamkeit am Meisten beschäftigten: die Bildung von Ausschüssen und der Steuererlaß. Ein dritter Paragraph fesselte durch seine Ueberschrift das Interesse ebenfalls in nicht geringem Grade: „Ständisches Wahlreglement". Aber auch nur durch diese Ueberschrift! Denn die vorgeschlagenen Veränderungen beschäftigten sich lediglich mit den Formalitäten der eigentlichen Wahlhandlung; von jener Erleichterung der Wahlbedingungen, jener Verallgemeinerung der Wahlfähigkeit, welche die öffentliche Meinung in den verschiedensten Provinzen so einstimmig forderte, war darin überall keine Rede. —

Der Rest der königlichen Propositionen betraf nur materielle Interessen und auch diese zumeist nur ziemlich untergeordneter Natur; es wurde ein Holzdiebstahlsgesetz vorgelegt, ein Gesetz wegen Jagdvergehen, eine Forst- und Jagdpolizei-, eine Strom- und Deichord-

Digitized by Google

nung, eine Verordnung wegen Pensionirung des höheren Lehrerstandes, wegen Legitimationsatteste beim Pferdehandel u. s. w. Von um so größerer Wichtigkeit dagegen war ein Gesetzentwurf wegen Beschränkung der Ablösbarkeit von Erbpachts-, Erbzins- und Zins-Gerechtsamen: eine Beschränkung, welche schon früher von einem märkischen Landtag in Antrag gebracht worden war und durch die, wenn sie jetzt wirklich zur Ausführung kam, einer der wesentlichsten und fruchtbarsten Grundsätze der bisherigen preußischen Gesetzgebung, ein wahrer Grundpfeiler jener großen Reformen aus den Jahren acht bis zehn, erschüttert und umgestoßen ward.

Außerdem wurden einzelne Propositionen, als von blos localem Interesse, einzelnen Landtagen zu besonderer Berathung vorgelegt; das Erheblichste darunter war ein Gesetzentwurf, die bäuerliche Erbfolge in Westphalen betreffend. — Endlich ging den Landtagen, noch nach ihrer Eröffnung, Mitte März, eine königliche Proposition zu, die Codification der Provinzialgesetze und rechtlichen Gewohnheiten betreffend. Die Erhaltung dieser Provinzialrechte, als eines naturwüchsigen, historisch gewordenen, im Gegensatz zu dem abstracten, rationalen allgemeinen Landrecht, war bekannt als ein Lieblingsgedanke derjenigen Partei, die sich, nach der Meinung des Publikums wenigstens, täglich näher und näher an den Thron heranbrängte. Um so befremdender erschien es und wurde auf so mannigfachere, nur aber keine günstige Weise ausgelegt, daß ein so wichtiger, so tief eingreifender Gesetzentwurf den Ständen so verspätet und gleichsam beiläufig vorgelegt ward.

Nach diesen Vorbereitungen und Vorlagen gehen wir denn nun endlich zu den Verhandlungen der Landtage selbst über. Es ist eben nicht leicht, in diesen Wust von Actenstücken und Berichten, deren Wichtigkeit mit ihrem Umfang meist in umgekehrtem Verhältniß steht, eine leidliche Ordnung zu bringen und das historisch Bedeutendste davon zu bequemer Uebersicht in Kürze zu vereinigen. Wir glauben unsern Zweck am Einfachsten und Sichersten zu erreichen, indem wir die einzelnen Landtage der Reihe nach an dem Leser vorüberführen. Das Princip dieser Reihenfolge selbst ist leicht gefunden: es ist der Maßstab politischer Achtung, welchen die öffentliche Meinung an die verschiedenen Landtage selbst anlegte, die Stufenleiter gleichsam von Wünschen, Erwartungen und Hoff-

Digitized by Google

nungen, auf der die Stände der einzelnen Provinzen beim Publikum standen.

Sehr deutlich lassen sich in dieser Hinsicht drei Gruppen unterscheiden, welche wiederum ihrerseits den politischen Bildungsgrad der verschiedenen Provinzen repräsentiren. Auf der untersten Stufe standen die Landtage von Brandenburg, Pommern und Sachsen; gegen diese verhielt die öffentliche Meinung sich am Gleichgiltigsten, weil sie von ihnen für die Sache des Fortschritts am Wenigsten erwartete. —

Eine Art von Uebergangsstufe bildete Westphalen; auch zu der politischen Bildung dieser Provinz und ihrer Freisinnigkeit hatte das Publikum im Ganzen nur mäßiges Zutrauen. Aber man wußte, daß hier die katholische Frage zu lebhafter Opposition Veranlassung geben würde: und jede Art von Opposition war dem Publikum willkommen.

Auf eine ungleich höhere Stufe politischer Bildung stellte die öffentliche Meinung Posen, Schlesien und vor Allem Preußen; von den Landtagen dieser drei Provinzen, als den Vorkämpfern der Monarchie, erwartete man recht eigentlich den Anstoß zu jener großen Bewegung, über deren eigentlichen Inhalt die Allerwenigsten sich klar waren, die aber nichts destoweniger von Allen instinktmäßig geahnt und gefordert wurde. — Als erwünschte Reserve stand hinter diesen beiden denn schließlich die Rheinprovinz. Doch sollte deren Landtag, wie schon erwähnt, erst einige Monate später zusammentreten. —

Oder, wenn es erlaubt ist, den parlamentarischen Sprachgebrauch anzuwenden auf diese Landtage, die freilich sonst von Parlamenten so wenig an sich hatten: die Mark, Pommern und Sachsen galten als rechte Seite, Westphalen als Centrum: während Posen, Schlesien, Preußen und der Rhein die Linke bildeten.

Diese Reihenfolge denn also werden wir auch in der nachstehenden Uebersicht beobachten. —

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Berathungen der brandenburgischen Stände. Eröffnungsrede des Hrn. v. Rochow: „sie wissen, was sie wollen.“ Praktischer Standpunkt; Haß gegen den Idealismus der Ostpreußen. — Empfang beim König: die „Spitze der Gutgesinnten.“ — Bedenklichkeiten wegen Veröffentlichung der Protokolle; ebenso wegen der Ausschüsse. Die Steuerermäßigung. Anträge auf Erleichterung der Wahlbedingungen verworfen. — Der pommersche Landtag. Stellung zum märkischen. — Berathungen über die Oeffentlichkeit, die Ausschüsse, den Steuererlaß. Petitionen in Betreff des Sundzolls, der Actiengesellschaften u. s. w. — Die Erleichterung der Wahlbedingungen auch hier verworfen. — Der sächsische Landtag. Berathung wegen des Steuererlasses; die Stände verlangen eine Vorausumme zu Gunsten ihrer Provinz. — Petitionen von Magdeburg und Halle. — Die westphälischen Stände. Freisinnigere Haltung derselben. Sie beantragen die unverkürzte Veröffentlichung der Protokolle, mit Nennung der Namen. — Verschiedene Ansichten wegen der Steuerermäßigung: Steuererlaß oder Steuerausgleichung? Ermäßigung der Salzsteuer verworfen. — Die erzbischöfliche Angelegenheit. Einleitungsrede des Landtagsmarschalls, Grafen von Landsberg. Deren Wirkung. Antrag des Grafen Westphalen. Graf Westphalen reist nach Berlin; Audienz beim König. Kabinetsschreiben des Königs: Graf Westphalen aus Berlin verwiesen; seine Auswanderung nach Baiern.

Mit dem brandenburgischen Landtag machen wir demnach den Anfang. Gleich die ersten Verhandlungen desselben zeigten, daß die öffentliche Meinung ihm wenigstens kein Unrecht gethan, indem sie ihm die Rolle (wie wir es so eben nannten) der äußersten Rechten zuertheilt hatte. Denn er selbst nahm sie für sich in Anspruch.

Digitized by Google

Schon in der Anrede, mit welcher der Oberpräsident der Provinz, Herr von Bassewitz, in seiner Eigenschaft als Landtagscommissarius, die Sitzungen der Stände eröffnete, wurde der „praktische Sinn" der märkischen Stände und ihr Eifer für die „wahren" Bedürfnisse des Landes ausdrücklich hervorgehoben.

Der Landtagsmarschall, Herr von Rochow, ein Bruder des Ministers, derselbe, der späterhin als Marschall des vereinigten Landtags einen gewissen Ruf erlangte, antwortete in demselben Sinne. Sich ihren Mitbürgern „nützlich" zu machen und die „Zufriedenheit ihres erhabenen Monarchen zu erwerben", bezeichnete er als Zweck und Vorsatz der Versammlung. „Sie wüßten, was sie wollten", hätte der König schon vor sieben Jahren, als Kronprinz, seinen märkischen Ständen nachgerühmt. Diese „schönen Worte, die er es sich vielleicht zum Vorwurf machen müsse, ihnen so lange vorenthalten zu haben", sollten auch diesmal als Motto an der Spitze ihrer Berathungen stehen. Nicht mit „wesenlosen Theorien und unpraktischen Hirngespinnsten" wollten sie sich beschäftigen: sondern, wie früher, so auch jetzt solle ihr Fleiß auf die „materielle Wohlfahrt" ihrer Provinz, auf „ausführbare und erreichbare Vortheile" gerichtet sein. „Ganz ausfüllen" wollten sie ihren Wirkungskreis, aber nicht „über ihn hinausgehen". Mit einem Worte: sie wollten zeigen, daß sie „wüßten, was sie wollten!"

Nicht wahr? diese Anspielung war verständlich, diese Verwahrung des märkischen Realismus gegen den ostpreußischen Idealismus kräftig genug?

Auch blieb die Anerkennung dafür nicht aus. In der Audienz, welche eine Deputation des märkischen Landtags nachgesucht hatte, um den Dank desselben für die königlichen Propositionen auszudrücken, erklärte der König selbst (5. März), daß er zwar zu allen Ständeversammlungen, ohne Ausnahme, das beste Zutrauen habe: „aber ohne einer oder der andern zu nahe treten zu wollen, könnten Se. Majestät wohl sagen, daß die Brandenburger so recht eigentlich an der Spitze ständen und vorangingen in guter Gesinnung."

Damit war die Stellung des märkischen Landtags denn nun völlig entschieden. An der „Spitze der Gutgesinnten", habt Ihr's gehört? Der König selbst hat es gesagt: also nun marsch vorwärts, durch Dick und Dünn! und die Fahne der „guten Gesinnung"

Digitized by Google

hoch aufrecht getragen gegen alle idealistischen Neuerer und Uebelthäter! —

Geraume Zeit hindurch blieb diese Schilderung der Einleitungsfeierlichkeiten das Einzige, was man von dem märkischen Landtag öffentlich vernahm; von allen übrigen war in den Zeitungen zu lesen, nur über die Thätigkeit der märkischen Stände herrschte, wie ehedem, tiefes Schweigen.

Woher das kam? Ei nun sehr einfach: so gutgesinnt waren diese Stände und so fest entschlossen, allen Neuerungen die Stirn zu bieten, daß sie sogar Bedenken trugen und erst nach einigem Zaudern sich entschlossen, nur dasjenige Maß von Freiheit zu benutzen, das die Regierung selbst ihnen eingeräumt. Direct gegen die von der Regierung vorgeschlagene Veröffentlichung der Verhandlungen hatte der Ausschuß, welchem die betreffende Proposition zur Begutachtung übergeben war, sich zwar nicht auszusprechen gewagt. Aber er rieth wenigstens, der Landtag selbst möge sich nicht damit befassen, indem ihm nur Streit und Verlegenheit daraus erwachsen könne, sondern der Staatsbehörde, die sie in Vorschlag gebracht, möge nun auch die Ausführung überbleiben.

Dieser Antrag des Ausschusses wurde zwar schließlich nicht angenommen, vielmehr durch Stimmenmehrheit beschlossen, die Ergebnisse der Berathungen noch während des Landtags durch ein Mitglied desselben zu veröffentlichen, welches der Landtagsmarschall zu diesem Ende bestimmen sollte. Doch fehlte es bei der desfallsigen Debatte nicht an einzelnen höchst charakteristischen Aeußerungen. „Eine Stimme" verwarf mit großer Heftigkeit überhaupt jede Veröffentlichung. „Die Einmischung der Tagespresse in ständische Angelegenheiten müsse als ein Keim betrachtet werden, welcher der gefährlichsten Entwicklung fähig sei. Sie hätte bisher nicht statt gehabt und man habe sich wohl dabei befunden; auch trage die große Mehrheit des Volkes gar kein Verlangen danach. Warum dasselbe denn also absichtlich auf eine Bahn hinleiten, deren Ende man nicht absehen könne, deren Gefahren aber die Beispiele anderer Staaten genügend darthäten?" — Wie gesagt, es war nur Eine Stimme, die sich in diesem Sinne aussprach: aber wir müßten uns sehr irren oder diese Stimme ist noch in diesem Augenblick nichts weniger als verschollen ....

Digitized by Google

Auch in Betreff der Ausschüsse, derjenigen wenigstens, welche für etwa eintreffende außerordentliche Fälle bestimmt sein sollten, hatte dieser Landtag allerhand loyale Bedenklichkeiten. Es sprach sich die Besorgniß aus, „es möchte auf diese Weise die Wirksamkeit der Provinziallandtage auf eine nicht erwünschte Weise in den Hintergrund gedrängt und eine Institution hervorgerufen werden, welche in den bisherigen wohlgeordneten Zustand des Landes nur störend eingreifen könne". Ja in das officielle Gutachten der Stände selbst drängte sich die höchst charakteristische Stelle ein, der Gesetzentwurf enthalte zwar nur eigentlich Vorschriften, wie der Ausschuß zu bilden sei; was er wirken solle, darüber sei nichts Näheres angegeben: doch glaubten die Stände gerade darin der „Weisheit" Sr. Majestät vertrauen zu können und zu „müssen". Auch eigentliche Motive seien ihnen zu diesem Gesetzentwurf nicht vorgelegt: aber auch diese hätten sie „nicht wesentlich vermißt", da ihnen das eine Motiv, der königliche Wille, deutlich genug sei. — Uebersetzen wir das aus der diplomatischen Sprache, in welcher derartige Actenstücke abgefaßt zu sein pflegen, was heißt es anders, als: wir sehen freilich keinen rechten Nutzen von der Geschichte, es wäre besser sogar, sie unterbliebe; indessen, da der König es will ... ?!

Selbst die vorgeschlagene regelmäßige Wiederkehr der Landtage je im zweiten Jahre wurde nicht ohne Widerspruch angenommen. Die Regierung dürfe sich durch keine zum Voraus festgesetzten Termine binden, die alsdann, ohne Aufsehen zu erregen, nicht verschoben werden könnten. Auch würde diese Häufung der Landtage dem Lande nur unnöthige Kosten, sowie den Abgeordneten nur Versäumniß der häuslichen Geschäfte veranlassen.

Leichter vereinigte sich der Landtag wegen des Steuererlasses; waren ja doch die „materiellen Interessen" auch das eigentliche Feld, auf dem er sich heimisch fühlte. — Nur einige wenige Stimmen waren der Meinung, daß, bevor man daran denke, Steuern abzuschaffen, welche von Gegenständen des Verbrauchs erhoben würden, man lieber erst diejenigen abschaffen solle, die man sich von der Befriedigung einer gefährlichen, ja unsittlichen Neigung bezahlen lasse: weshalb sie zunächst auf Abschaffung der öffentlichen Lotterien drangen.

Allein dies war auch das Aeußerste von oppositioneller Ver-

Digitized by Google

wegenheit, was auf diesem Landtag verlautete: und auch das schien keinen Anklang zu finden. Bei Weitem die Mehrzahl stimmte überein, eine Ermäßigung der Salzpreise zu beantragen. Daß dieselben noch weiter herabgesetzt werden könnten, als die Regierung selbst es in Aussicht gestellt, wurde zwar zugegeben, darum nachzusuchen aber dennoch abgelehnt, „weil es unangemessen erscheine, mit einem speciellen über die dargebotene königliche Gnade hinausgehenden Verlangen hervorzutreten". — Wegen der Provinzialgesetzbücher kam man, der vorgeschrittenen Zeit wegen, zu keinem Beschluß.

Die Petitionen, welche dem märkischen Landtage zugegangen waren, beschränkten sich fast ohne Ausnahme auf gewerbliche und locale Verhältnisse. Einigen davon, wie auf Herabsetzung des Briefporto, Errichtung von Handelskammern und Handelsgerichten ꝛc. trat er bei. Der Antrag mehrer städtischer Abgeordneten dagegen, die Herabsetzung des für städtische Abgeordnete vorgeschriebenen zehnjährigen Grundbesitzes auf fünfjährigen bei der Regierung zu befürworten, stieß auf sehr lebhaften Widerspruch. Der zehnjährige Grundbesitz wurde für das wahre Palladium der provinzialständischen Verfassung erklärt; hierin etwas abändern, hier von größerer oder geringerer Bedeutung des Grundbesitzes für die verschiedenen Stände sprechen wollen, heiße die Grundlagen der ganzen Verfassung in Frage stellen. Die theoretischen Gründe, mit denen man die beantragte Abänderung vertheidigen wolle, seien völlig unerheblich; nicht auf die Theorien komme es an, sondern auf die praktische Erfahrung, und die beweise, daß gerade die städtischen Deputirten, trotz (oder vielmehr wegen) dieser Bedingung zehnjährigen Grundbesitzes, sich allezeit durch ihre Intelligenz ausgezeichnet hätten. Auch in Zukunft also und mit Festhaltung dieser Bedingung werde an intelligenten Deputirten kein Mangel sein. Ein höchst gefährliches Unternehmen dagegen sei es, die Intelligenz als solche suchen, ihr den Eintritt in den Landtag öffnen zu wollen, und während man auf diese Weise einer Idee nachstrebe, den sicheren, thatsächlichen und historischen Boden, auf welchem der Gesetzgeber die provinzialständische Verfassung gegründet habe, nach und nach aufzuopfern.

Diese von „gewichtigen Stimmen" hervorgehobenen Gründe

Digitized by Google

verfehlten ihre Wirkung nicht: der Antrag ward mit großer Stimmenmehrheit verworfen. —

Die nächste Stelle nach dem märkischen Landtag nahm in der Rangordnung des Publikums der pommersche ein. Der Erfolg zeigte, daß auch ihm damit kein Unrecht geschehen war. Es war im Ganzen derselbe Standpunkt, wie bei den märkischen Ständen, nur gemildert theils durch die angeborene pommersche Gutmüthigkeit, theils durch die noch größere politische Indifferenz. Auch fehlte hier das specifische Junkerthum, das sich auf dem märkischen Landtag so breit machte: oder wo es nicht fehlte, so war es wenigstens minder bissig und ließ fünf gerade sein.

Demgemäß waren denn auch die Begrüßungsreden, mit denen die Sitzungen des pommerschen Landtags eröffnet wurden, ebenso wie die Adresse, die er dem König überreichte, bloße Blumenlesen herkömmlicher, gleichwohl in diesem Falle gewiß sehr aufrichtig gemeinter Unterthänigkeitsversicherungen, ohne den leisesten Anhauch politischer Färbung. Die angetragene Veröffentlichung der Verhandlungen wurde ohne weitere Debatte „mit dem allerunterthänigsten Danke" einstimmig angenommen und sofort, mit musterhafter Kürze, ins Werk gesetzt. — Auch was die proponirten Ausschüsse anbetraf, erklärte der Landtag, sich von jeder „Erörterung" über Stellung und Wirksamkeit derselben „fern halten" und die ganze Angelegenheit dem „weisen Ermessen" des Königs „anheimstellen" zu wollen, mit dem „zuversichtlichen Vertrauen" freilich, daß dem verfassungsmäßigen Wirkungskreise des Provinziallandtages durch jene Ausschüsse nichts werde entzogen werden. — Hinsichtlich des Steuererlasses waren die Stimmen zwischen Ermäßigung der Salzpreise und Erlaß eines Theils der Klassen-, Mahl- und Schlachtsteuer fast gleich getheilt: weshalb man beschloß, beide Ansichten dem König zur Entscheidung vorzulegen. — Die Petitionen, welche der Landtag zur Unterstützung annahm, waren ebenfalls meist gewerblicher Natur, ganz besonders kaufmännischer. Die wichtigsten darunter gingen auf Ablösung oder wenigstens Ermäßigung des Sundzolls, der, mit seinen Plackereien und Mißbräuchen, als der Ruin des preußischen Ostseehandels bezeichnet ward; ferner auf Bildung von Actienvereinen, welche von der bisherigen büreaukratischen Bevormundung möglichst befreit und erleichtert werden sollten u. dgl. m. —

Digitized by Google

Die in Anregung gebrachte Herabsetzung der Wahlbedingungen für die Provinziallandtage fand auch hier keine Unterstützung. —

Auch die sächsischen Stände zeigten sich von politischem Ehrgeiz ziemlich frei; auf die überschwängliche und darum fast komisch wirkende Sentimentalität ihrer Eröffnungsreden und Adressen ließen sie um so trocknere, einförmigere Verhandlungen folgen. Die vorgeschlagenen Ausschüsse nahmen sie an, doch unter ähnlichem Vorbehalt, wie der märkische und der pommersche Landtag. Namentlich wollten sie die Versicherung des Propositionsdecretes, daß der Wirksamkeit der Provinzialstände durch die Ausschüsse kein Abbruch geschehen solle, noch ausdrücklich in das betreffende Gesetz selbst aufgenommen wissen. Rücksichtlich des Steuererlasses stimmten sie ebenfalls für Ermäßigung der Salzsteuer, aber mit einem Zusatze, der sowohl für diese sächsischen, als überhaupt für das ganze Institut der Provinzialstände höchst charakteristisch war. Sie verlangten nämlich, daß bei Vertheilung des Steuererlasses auf die verschiedenen Provinzen das Verhältniß der Klassen-, Mahl- und Schlachtsteuer zu Grunde gelegt werde, sowie der Grundsteuer, welche jede Provinz aufbringe. Da nun das Herzogthum Sachsen erweislichermaßen mehr Grundsteuer zahle als andere Provinzen des preußischen Staates, so müsse ihm deshalb auch ein Voraus aus der Hauptsumme des ganzen Steuererlasses zugestanden werden; erst was danach übrig bleibe, dürfe zu gleichmäßiger Vertheilung kommen. — Unter den Petitionen zeichnete sich besonders eine Reihe von Anträgen der Stadt Magdeburg aus, sämmtlich auf Erleichterung der ständischen Wählbarkeit gerichtet. Die Stände jedoch ließen sie ohne Ausnahme, mit großer Majorität, durchfallen. Die Hallesche Petition um Verleihung von Reichsständen schien überhaupt nicht zur Sprache gekommen zu sein; wenigstens in den officiellen Berichten über die Verhandlungen des Landtags geschah ihrer keine Erwähnung. Vermuthlich also, um jeden Anstoß zu vermeiden, war sie schon in einem frühern Stadium auf gütliche Weise beseitigt worden. — Mit großer Emphase dagegen wurde eine Petition um baldmöglichste Aufhebung der Lotterie unterstützt. — Die Berathung über die Provinzialgesetzgebung wurde auch von den sächsischen Ständen vertagt. —

Diese drei Provinzen also, Brandenburg, Pommern, Sachsen,

Digitized by Google

ſtanden, wenigſtens ſo weit die Verhandlungen ihrer Stände dabei zum Maßſtab dienen durften, am Weiteſten zurück in politiſcher Bildung und Betheiligung.

Ein ganz anderes Intereſſe ſchon und eine viel größere Selbſtſtändigkeit legte der weſtphäliſche Landtag an den Tag. Die Erweiterungen und Aenderungen, welche jene ſich nur gefallen ließen, weil es der König ſelbſt war, der ſie proponirte, wurden von den weſtphäliſchen Ständen mit lebhafter Freude, als erſte Erfüllung der königlichen Zuſagen, zugleich als Vorläufer und Unterpfand weiterer Fortſchritte, gern und dankbar aufgenommen; ja ſie gingen zum Theil ſelbſt noch darüber hinaus.

So gleich in der Frage wegen Veröffentlichung der Verhandlungen. — Dem größeren Publikum mehr Kenntniß von der ſtändiſchen Wirkſamkeit und deren Ergebniſſen zu verſchaffen, entſpreche (ſagten ſie) einem langgehegten, von ihnen ſelbſt ſchon früher vorgetragenen Wunſch der Stände. Für eine höchſt nachtheilige Beſchränkung dagegen müßten ſie es halten, wenn (wie eine nachträgliche Beſtimmung feſtgeſetzt hatte) die Landtagsmitglieder in den Protokollen nicht namhaft gemacht, ſondern nur allgemein als „ein Mitglied" oder „ein Abgeordneter des ꝛc. Standes" bezeichnet werden ſollten. Die Protokolle liefen dadurch Gefahr, unverſtändlich, zuſammenhanglos, ja ſogar untreu zu werden: wogegen ſie den Nachtheil einer vollſtändigen und unveränderten Wiedergabe der Protokolle nicht abzuſehen vermöchten. Um dieſe daher wollten ſie Se. Majeſtät hiermit erſucht haben.

Aehnlich in Betreff der ſtändiſchen Ausſchüſſe. Mit „tiefgefühltеſtem Dank" und „innigſter Freude" erkannten ſie darin die Abſicht des Königs, das ſtändiſche Inſtitut einer höheren Entwicklung zuzuführen und diejenigen Verbeſſerungen eintreten zu laſſen, welche eine achtzehnjährige Erfahrung dabei als wünſchenswerth herausgeſtellt. Nur was denjenigen Ausſchuß betreffe, dem die etwa unerledigt gebliebenen Gegenſtände zur Vollendung überwieſen werden ſollten, ſo beſtanden ſie darauf, daß dieſe Ueberweiſung ſich immer nur auf minder wichtige Gegenſtände beſchränke, niemals aber auf königliche Propoſitionen, noch auf an Se. Majeſtät zu richtende Petitionen ausgedehnt werde.

Auch den Steuererlaß benutzten ſie, weiter gehende und allge-

Digitized by Google

meinere Anträge daran zu knüpfen. Der Ausschuß hatte ebenfalls die Ermäßigung der Salzsteuer vorgeschlagen. Dagegen aber wurde eingewandt, daß, bevor überall von einem Steuererlaß die Rede sein könne, zuerst und vor Allem eine Steuerausgleichung von der Provinz in Anspruch genommen werden müsse. Schon frühere Landtage, gestützt auf die eigenen amtlichen Berechnungen der Regierung, hätten die ungleichmäßige Besteuerung des Grundvermögens in der preußischen Monarchie dargethan; ja die Regierung selbst in dem Steuergesetz vom 30. Mai 1820 habe eine derartige Gleichstellung der gemeinsamen Lasten ausdrücklich und unzweideutig zugesagt. Erster Act der ausgleichenden Gerechtigkeit daher, bevor von Steuererlaß gesprochen werden könne, müsse die Zurückführung der Grundsteuer auf ein und dasselbe Verhältniß sein: und müsse deshalb auch der Principalantrag der Stände nicht auf die Art des Steuererlasses, sondern auf Steuerausgleichung müsse er gerichtet werden. Allein auch davon abgesehen, sei die Ermäßigung der Salzsteuer nur ein sehr unerheblicher, sehr illusorischer Vortheil. Was die dreißig Pfennige jährlich auf jeden Kopf, die dabei erspart würden, selbst nur dem Aermsten für Nutzen brächten? Nein: viel besser sei es dann noch und dem wirklichen Wohl der Provinz weit zuträglicher, sich die Summe des Erlasses baar auszahlen zu lassen und dieses immerhin bedeutende Capital zu gemeinnützigen Zwecken, insbesondere zur Verbesserung der Communicationsmittel, zur Beförderung der Landwirthschaft, der industriellen Gewerbe, sowie überhaupt zu Allem zu verwenden, was den Verkehr und somit den Wohlstand der Provinz zu heben im Stande sei. Die beste Armenpflege (fuhren diese Stimmen fort) sei diejenige, die sich nicht mit der Austheilung baarer und fast spurlos verschwindender Spenden begnüge, sondern die Beschaffung von Arbeitsverdienst nach den Kräften der Hilfsbedürftigen sich angelegen sein lasse. Etwas dem Aehnlichen, nämlich dem Verlust bedeutender Bestände in Form unbemerkbarer Almosen, statt der Befähigung, wesentliche Anlagen und segenbringende Einrichtungen eintreten zu lassen, setze die Provinz sich aus, wenn sie den Steuererlaß der baaren Auszahlung der Nachlaßsumme vorziehe.

Gegen diese weitsichtigere, staatsökonomische Auffassung der Frage wurde eingewandt, erstlich, wenn die Provinz die Steuer-

Digitized by Google

ermäßigung ablehne, so gebe sie damit selbst zu erkennen, daß die bisherigen Steuern ohne Beschwer getragen werden könnten; auf ferneren Nachlaß dürfe dann nie mehr gerechnet werden und der sei es doch eben, was der König selbst beabsichtige und was der Provinz Noth thue. Auch habe der König selbst als Zweck seiner Maßregel die Erleichterung der ärmeren Volksklasse durch Herabsetzung einer Steuer bezeichnet. Darüber also, ob eine Herabsetzung stattfinden solle oder statt dessen eine baare Auszahlung, darüber dürfe, streng genommen, gar nicht mehr debattirt werden, diese Sache sei entschieden und nur noch über die Art der Herabsetzung und auf welche Steuer speciell sie gelegt werden solle, habe der Landtag sein Gutachten abzugeben. Endlich wurde auch noch auf die „moralische Wirkung", die „allgemeine Anerkennung und Freude" hingewiesen, welche der unmittelbare Erlaß in den Herzen aller Staatsangehörigen hervorbringen würde: während die baare Auszahlung nicht allein vom Publikum unbemerkt vorübergehen, sondern auch allerhand Zweifel und Streit wegen der zweckmäßigsten Verwendung veranlassen dürfte. — Schließlich wurde der Antrag auf Steuerermäßigung (aber nicht bei der Salzsteuer) zwar angenommen, die Hauptsache indeß bleibe eben die Steuerausgleichung: weshalb diese denn ebenfalls, und zwar in erster Reihe, beantragt ward.

Die Berathung der vorgelegten Provinzialgesetzgebung wurde ebenfalls vorbehalten: aber nicht, wie von Brandenburg und Sachsen geschehen war, einem Ausschusse, sondern, wegen der außerordentlichen Wichtigkeit der Sache, dem nächsten Provinziallandtage selbst. —

Hatte der westphälische Landtag auf diese Weise die öffentliche Meinung in einigen Punkten gewissermaßen übertroffen, so blieb er dagegen in demjenigen, von dem der Fanatismus der Einen, die frivole Neugier der Andern sich gerade die meiste Befriedigung versprochen hatte, vielmehr hinter den Erwartungen zurück.

Das war die Angelegenheit des Erzbischofs von Köln. Schon in der Anrede, mit welcher der Landtagsmarschall, Graf von Landsberg-Velen, die ständischen Sitzungen eröffnet hatte, war dieselbe zur Sprache gebracht worden. Er enthalte sich, hatte der Landtagsmarschall gesagt, ein Ereigniß weiter auseinander zu setzen, von dem er zugestand, daß es mit „erschütternder Bewegung" die Gemüther

Digitized by Google

aller Betheiligten und auch derer ergriffen habe, welche weniger daran betheiligt zu sein schienen. Dasselbe sei seitdem so vielfach von allen Seiten beleuchtet worden, daß die Acten darüber wohl als geschlossen betrachtet werden dürften. Nur darauf wolle er aufmerksam machen, daß schon der verstorbene König eine Ordre erlassen habe, durch welche die anscheinend bedrohte Gewissensfreiheit der Pfarrer bei Einsegnung gemischter Ehen, durch die verstattete Berufung an ihre Bischöfe, außer Zweifel gesetzt, auch den Bischöfen selbst die selbständige Entscheidung solcher Fälle freigestellt worden sei. Auf diesem Pfade der Verständigung und Versöhnung sei des regierenden Königs Majestät von dem Augenblick seiner Thronbesteigung an unverändert fortgeschritten. Der Erzbischof von Posen, nachdem er sich „geziemend" an den König gewendet, habe sofort in seine Diöcese zurückkehren dürfen. Zur selben Zeit sei Graf Brühl, „selbst ein Katholik", zur Beseitigung der Zerwürfnisse nach Rom gesendet worden. Ganz neuerlich habe man auch in einem Rescript des Cultusministers gelesen, daß den Bischöfen die unmittelbare Correspondenz mit dem heiligen Stuhl verstattet worden: eine Maßregel, die den innern Verhältnissen der römischen Kirche völlig entspreche und die „nur aus dem hochherzigen Geist unsers verehrten Königs hervorgegangen sei". Noch in diesem Augenblick befinde sich Graf Brühl in Rom: und man dürfe sich „unbedingt" der frohen Hoffnung hingeben, daß die Mission des Grafen „alsbald" ein gewünschtes Resultat herbeiführen werde. —

Diese gewiß nicht unabsichtliche Zusammenstellung alles dessen, was die Regierung in jüngster Zeit zu Gunsten der Katholiken gethan, und vielleicht noch mehr die Hinweisung auf den nahen Abschluß der Sache, der hier zuerst in officieller Weise verkündigt ward, hatten ihre Wirkung nicht verfehlt; die Stände überzeugten sich, daß es mehr als bedenklich, daß es geradezu unklug sein würde, durch einseitige und übereilte Beschlußnahme neue Verwirrung in eine Angelegenheit zu bringen, deren ehrenvoller und glücklicher Ausgang hiernach so gut wie vor der Thüre stand.

Als daher eine kleine ultrakatholische Partei, an deren Spitze sich der Graf Westphalen befand, nichts destoweniger, in den letzten Tagen des März, ihre Anträge stellte, als sie namentlich, in beredten

Digitized by Google

und leidenschaftlichen Deductionen, die sofortige Wiedereinsetzung des Herrn von Droste verlangte und auch von seiner freiwilligen Resignation nichts wissen wollte, es sei denn, daß er zuvor mit allem Glanz in sein hohes Amt zurückgekehrt sei: so erregte die Heftigkeit dieses Angriffs zwar eine große Sensation bei den Ständen, aber sie zu ähnlichen heftigen Beschlüssen mit fortzureißen, gelang trotz aller Anstrengung dennoch nicht.

Graf Westphalen fühlte, daß er sein Terrain verkannt: und durch einen verwegenen Coup suchte er den schon verlorenen Kampf an einer andern, entscheidenden Stelle wieder herzustellen. Er reiste stehenden Fußes nach Berlin, suchte eine Audienz beim König nach und überreichte demselben den von ihm und seinen Parteigenossen gestellten Antrag. Die Absicht dabei war augenscheinlich, den König zu überraschen und ihm, aus Besorgniß vor einem öffentlichen Conflict mit den Ständen, Zugeständnisse abzunöthigen, zu denen er sich sonst schwerlich würde entschlossen haben.

Allein auch diese kühne Berechnung schlug fehl. Kurze Zeit nach dem Grafen traf der Kurier mit dem Sitzungsprotokoll ein: die Stände hatten den Westphalen'schen Antrag nicht nur verworfen, sondern noch ihre besondere Mißbilligung desselben ausgesprochen.

Vierundzwanzig Stunden später erhielt Graf Westphalen ein königliches Cabinetsschreiben, das die härteste Mißbilligung seines „so ungehörigen wie ehrfurchtswidrigen" Antrages enthielt und ihm aufgab, „ungesäumt wieder nach Münster zurückzukehren, wohin seine Mission als Landstand ihn berufe, da er in Berlin keine Geschäfte weiter habe."

So wenigstens ging das Gerücht im Publikum: und die bald darauf erfolgende Auswanderung des Grafen Westphalen nach Baiern schien dasselbe allerdings zu bestätigen. Jedenfalls war die Mine, welche die katholische Partei der Regierung hatte legen wollen und zu der sie so große Zurüstungen gemacht, unschädlich geplatzt. Oder noch richtiger: sie hatte sich gegen diese Partei selbst gekehrt, und der Brief des Königs, der, wahr oder falsch, in unzähligen Abschriften cursirte und namentlich im Bürgerstand mit großem Be-

Digitized by Google

hagen gelesen ward, brachte die Lacher vollends auf Seiten der Regierung.

Bemerken wollen wir übrigens noch, daß die officiellen Veröffentlichungen des Landtags von der ganzen Begebenheit, Antrag, Debatte und Resultat, nicht die mindeste Spur enthielten: wie denn überhaupt die Bekanntmachungen der westphälischen Stände, trotzdem sie der Oeffentlichkeit so wacker das Wort geredet, sich durch große Unvollständigkeit und Lückenhaftigkeit auszeichneten.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Fortſetzung: die Poſener Stände. Heftigkeit der nationalen Oppoſition bei den Polen. — Eröffnungsrede des Herrn von Poninski. — Adreſſe an den König; Adreßdebatten. Eindruck derſelben im Publikum, am Hofe. — Debatte über die ſtändiſchen Ausſchüſſe; Schutzrede eines ritterlichen Deputirten zu Gunſten der Landgemeinden. Die Befugniſſe der Ausſchüſſe ſollen erweitert werden. — Antrag der Stadt Poſen wegen Erweiterung der ſtändiſchen Verfaſſung. Heftige Debatten; Eiferſucht des polniſchen und deutſchen Elementes. Die Polen verwerfen den Antrag „als Polen.“ — Verhandlungen wegen des Steuererlaſſes. — Der Geſetzentwurf wegen Beſchränkung der Ablösbarkeit ꝛc. verworfen. — Petition wegen der ruſſiſchen Grenzſchwierigkeiten. — Eine Petition wegen Preßfreiheit abgelehnt. —

Wir gehen demnächſt zu denjenigen Provinziallandtagen über, welche, nach unſrer frühern Eintheilung, gleichſam die linke Seite derſelben bildeten. — Den Anfang mag hier der Poſener Landtag machen.

Daß die polniſchen Beſtandtheile deſſelben eine nationale Oppoſition gegen die preußiſche Regierung erheben würden, darauf war man gefaßt; daß dieſelbe nicht allzu gelind, nicht allzu maßvoll auftreten würde, ließ ſich theils von dem ſanguiniſchen Charakter der Nation im Allgemeinen, theils auch nach dem Angriff erwarten, welchen die preußiſche Regierung ſelbſt, in dem Eröffnungsdecret, gegen die Polen geſchleudert hatte. Aber dieſe Heftigkeit des An-

Digitized by Google

griffs, diese Bitterkeit der Leidenschaft hatte dennoch Niemand erwartet; sie überraschte und erschreckte selbst einen großen Theil derjenigen, die sonst an jeder Verlegenheit ihre Freude hatten, welche sie der Regierung verursachen sahen, ohne zu fragen, woher sie kam, noch wohin sie führen mochte.

„... Unsere früheren Berathungen waren frei. Auf dem gegenwärtigen Landtage sind wir gleichmäßig, mit der dem polnischen Volke angeborenen Freimuth und Offenheit, Wahrheit zu verkünden schuldig ... Geben wir uns der Hoffnung hin, daß der König die uns zugesicherten Rechte aufrecht erhalten und deren genauer Befolgung seine landesväterliche Fürsorge zuwenden wird. Unserer Pflichten als Repräsentanten des Großherzogthums Posen stets eingedenk, lassen Sie uns wirken nach unserer eigenen Ueberzeugung allein ... Dann wird der Landtag vielleicht erzielen, daß dieser unserer heimathlichen Erde der Stern des Heils aufstrahlt, unfehlbar aber wird er sich alsdann das Recht erwerben, sich das ächte Organ zu nennen eines schönen Zweiges an dem großen Stamme der Sarmaten" ...

Diese und ähnliche Wendungen in der polnischen Anrede, mit welcher der Landtagsmarschall, Herr von Poninski, die deutsche Eröffnungsrede des königlichen Commissarius, Herrn Flottwell, erwiederte (ein Sprachenverhältniß, nebenher bemerkt, das noch in einer spätern Sitzung eine sehr gereizte Debatte zwischen den polnischen und deutschen Elementen der Versammlung herbeiführte), ließen so ungefähr erkennen, welcher Geist die Mehrzahl dieser Versammlung belebte und wie fest die Polen entschlossen waren, das Banner ihrer Nationalität frei und offen zu entfalten.

Unter diesen Umständen gab selbst schon die Abfassung der Adresse, dieser sonst so bedeutungslose und gleichgiltige Act, der in allen andern provinzialständischen Versammlungen stets ohne das mindeste Geräusch vorübergegangen war, zu Scenen Veranlassung, dergleichen vermuthlich diese Landtage überhaupt noch nie gesehen hatten; selbst die farblose, nüchterne Darstellung der officiellen Berichte konnte das wahrhaft Dramatische dieser Scenen, durch die man sich unwillkürlich an das alte Sprichwort vom „polnischen Reichstag" erinnert fühlte, nicht völlig verwischen. — Herkömmlicher Weise pflegte die Adresse an den König gleich nach Eröffnung des Landtags, nach dem Entwurf des Landtagsmarschalls, angenommen

Digitized by Google

und eingereicht zu werden. Diesmal jedoch wurde der Antrag gestellt, zuerst das königliche Eröffnungs- und Propositionsdecret zu verlesen und dann erst zur Discussion der Adresse überzugehen.

Denn die Adresse dürfe keine leere Form sein; sie müsse ein wahrhaftes Bild geben von den Gefühlen und Gesinnungen des Landtags, mithin auch von dem Eindruck, den das gedachte Decret hervorgerufen. Auch sei die Adresse ein viel zu wichtiges Document, um den Entwurf derselben dem Landtagsmarschall allein zu überlassen; es müsse eine eigne Commission von Landtagsmitgliedern dazu erwählt werden.

Von vielen Deputirten wurde dieser Antrag, dessen Absicht leicht zu durchschauen war, aufs Lebhafteste unterstützt.

Andere suchten ihn zu widerlegen. Eine Observanz, die so lange bestanden, müsse auch ferner beibehalten werden; es sei dem Landtage unverwehrt, seine Empfindungen in Form von Klagen oder Bitten an den Thron zu bringen, nur nicht diese Adresse sei der Ort dazu.

Allein die Opposition siegte; das königliche Decret, dieses Oel ins Feuer, mußte verlesen werden.

Sofort erneuern sich die Discussionen. Einige wiederholen den Antrag auf Ernennung einer eignen Adreßcommission, Andere verlangen, daß ohne Weiteres über den Entwurf des Marschalls abgestimmt werde. Als man schon anfängt, die Stimmen zu sammeln, einigt sich die Versammlung noch in aller Eile dahin, allerdings eine Commission zu ernennen. Dieselbe soll noch heut an ihre Arbeit gehen und schon in der morgenden Sitzung ihren Entwurf vorlegen.

Am nächsten Tage also entbrennt die Schlacht aufs Neue. Auch der Entwurf der Commission genügt nicht; das sei ja, mit unerheblichem Zusatz, nur eine Wiederholung dessen, was gestern der Marschall vorgelegt.

Nun neue heftige Discussionen. Die gestrigen Anträge werden wiederholt. Drei Deputirte legen neue, von ihnen verfaßte Entwürfe vor; aber keiner erlangt die Majorität. Ein Mitglied aus dem ersten Stande warnt und ermahnt mit dringlicher Stimme in den Lärm hinein: Geduld, Geduld solle man haben und unbegrenztes Vertrauen! —

Digitized by Google

Umsonst! die Parteien gerathen immer heftiger aneinander; man beschließt endlich, eine neue Commission zu ernennen, die wiederum bis morgen einen neuen Adreßentwurf vorlegen soll.

In der Zwischenzeit kam, wie es scheint, eine Transaction der Parteien zu Stande. Wenigstens wurde die Adresse, wie sie am folgenden Tage verlesen ward, ohne Debatte einstimmig angenommen. Sie war bei Weitem gemäßigter, als man nach diesem heftigen Vorspiel hätte erwarten sollen. Die Versicherung, daß „Sr. Majestät polnische Unterthanen über die Erhaltung ihrer Muttersprache und Nationalität stets mit Eifer wachen würden", war ohne weitere Beziehung, gleichsam nur zur Notiznahme des Lesers, in die Mitte gestellt. Der Ausdruck der „tiefen Betrübniß", die sie darüber empfänden, daß der König ihnen selbst die Schuld beimesse an den Uebelständen, über welche sie sich beschwert, wurde nicht zurückgehalten. Doch begnügten sie sich mit der Versicherung, daß, ihrem Bewußtsein nach, dieser Vorwurf sie „nicht treffe" und daß sie noch den König selbst davon zu überzeugen hofften. Am Schluß versprachen sie, daß sie sich bemühen würden, den Werth zu rechtfertigen, welchen der König auf den Beirath seiner Stände zu legen geruhe und zugleich den Erwartungen zu entsprechen, „welche unsere Mitbürger auf ihre Vertreter gesetzt haben."

Aber bei all dieser überlegten Mäßigung, es ließ sich nicht läugnen, war diese Adresse doch eigentlich eine sehr fühlbare, sehr bedeutungsvolle Demonstration. War es eine Adresse des Großherzogthums Posen? des Großherzogthums, wo Polen und Deutsche neben einander wohnten? seines Landtags, auf dem beide Nationen gleichmäßig vertreten waren? Nein, im Gegentheil: in diesen Sätzen gaben nur Polen das Zeugniß ihrer Nationalität ab, nur Polen, so schien es nach dieser Adresse, bewohnten das Großherzogthum und bildeten seinen Landtag.

Darum war auch der Eindruck, welchen diese Debatten im Publikum hervorbrachten, fast ein beängstigender. Man lobte die Kühnheit dieser Opposition, man bewunderte die ungewohnte Lebendigkeit dieser Verhandlungen und diesen parlamentarischen Anstrich, durch welchen der Posener Landtag alle bisherigen weit hinter sich ließ. Aber mitten in dieser Freude und trotz dieser Bewunderung fühlte man sich von einer unheimlichen Bangigkeit ergriffen, als ob das

Digitized by Google

eigentliche Stichwort dieser Bewegung noch nicht gesprochen sei; man fing an zu fühlen, wie fremd bei alledem der Pole dem Deutschen geblieben war und welcher Abgrund von Haß und Eifersucht, von Zwietracht und Blut hinter diesen interessanten Debatten lauerte.

Am Uebelsten, behauptete man im Publikum, sei dieser Eindruck in der Umgebung des Königs, ja bei diesem selbst; gerade diese parlamentarische Färbung, an welcher die große Masse sich ergötzte, werde, behauptete man, höchsten Orts sehr unangenehm vermerkt. Man liebe (fuhr das Gerücht fort) diese Farbe daselbst nicht; man sei sehr ungehalten darüber, daß die Polen sich unterfangen, Parlament zu spielen und die Adreßdebatten constitutioneller Versammlungen zu imitiren; sie möchten sich wohl vorsehen, daß nicht etwa ein wirklicher Blitz, ein Blitz Jupiters, des Herrschenden, unter diese Theaterblitze fahre und ihre papierne Herrlichkeit zu Asche brenne ...

Aber an die Ohren der Polen reichten diese Warnungen entweder nicht, oder vielleicht auch sie wollten sie nicht hören. Denn die Adreßdebatten waren nur die Einleitung gewesen zu den weit heftigern und weit anstößigern, die sich auf Anlaß der proponirten Ausschüsse entwickelten.

Die Wichtigkeit und Nützlichkeit derselben, als eines „beständigen Organs zur Aeußerung der Meinungen, Wünsche und Bedürfnisse des Großherzogthums", wurde einstimmig und dankbar anerkannt. Eine lebhafte Meinungsverschiedenheit dagegen erhob sich über den Vorschlag, den zur Erledigung nicht abgemachter Landesangelegenheiten zu ernennenden Ausschuß auch gleich mit den Functionen jenes dritten Ausschusses zu betrauen, der für eine etwaige Berufung in außerordentlichen Fällen gewählt werden sollte.

Anscheinend war das nur eine Formfrage, im Hintergrunde jedoch lag eine ernste politische Consequenz. Die Wahlen nämlich zu dem ergänzenden Ausschuß waren selbständig in die Hand des Landtags gelegt, ohne einer Bestätigung durch den König zu bedürfen. Wohl aber war eine solche für die Mitglieder jenes anderen Ausschusses vorbehalten. Die Antragsteller hofften nun durch jenes Manöver, indem der außerordentliche Ausschuß mit dem ergänzenden verschmolzen ward, die Bedingung königlicher Bestätigung überhaupt

Digitized by Google

zu umgehen. Vergebens wurde von der andern Seite eingewandt, daß das ein ganz neuer Antrag sei, der nur in Form einer besondern Petition vor den Thron gebracht werden könne. Der König, erwiederte man, habe ausdrücklich befohlen, den Entwurf wegen der Ausschüsse zuerst und vor allem Andern zu berathen, mithin auch vor allen etwa einzureichenden Petitionen, damit die königliche Entscheidung noch während des Landtags selbst erfolgen könne. Jenen Antrag unter die Petitionen verweisen, heiße daher nichts Anderes, als ihn überhaupt abweisen.

Diese Ansicht drang durch; man schritt zur Abstimmung und mit bedeutender Mehrheit (34 gegen 13 Stimmen) wurde die beantragte Combination der beiden Ausschüsse angenommen.

Auch die formalen Bestimmungen des Regierungsentwurfes wurden einer scharfen Kritik unterworfen und erlitten mancherlei Abänderungen. Dabei ereignete sich ein interessanter Zwischenfall. Bei der Discussion über den Modus der Ausschußwahlen und namentlich von wem die Wahlverhandlung in getrennten Ständen zu leiten sei, hatte ein Deputirter der Landgemeinden den Antrag gestellt, daß bei der Wahl dieses, des ländlichen Standes ein Deputirter des höheren Standes den Vorsitz führen möge. Aber siehe da, aus dem Ritterstande selbst erhob sich ein Redner, in lebhaften und schwungvollen Worten Protest einlegend gegen diesen Antrag. Die Zeit sei da, rief er, wo die Vormundschaft des einen über die andern Stände aufhören müsse; dergleichen Anträge, durch welche eine Verschiedenheit hervorgerufen werden solle unter an sich ganz gleichen Bürgern, dürften hier nicht mehr vernommen werden. Ja der Stand der Landgemeinden würde sich Abbruch thun an seiner eignen Ehre, falls er auf diesem Antrag beharren sollte.

Aeußerungen dieser Art aus dem Munde eines polnischen Edelmannes frappirten; es war neu und eröffnete eine bedenkliche Perspective, Vertheidiger der Gleichheit auftreten zu sehen inmitten einer Ritterschaft, die sich bis dahin gerade umgekehrt durch ihre aristokratische Ausschließlichkeit ausgezeichnet, Schutzreden der Bauern zu hören aus einem Stande, der bis dahin für nichts weniger als bauernfreundlich gegolten hatte ...

Das Wichtigste jedoch waren die erweiterten und ganz besondern Befugnisse, welche, mit Rücksicht auf die eigenthümlichen Ver-

Digitized by Google

hältniſſe des Großherzogthums, für den ſtändiſchen Ausſchuß desſelben in Antrag gebracht wurden. Wir führen darunter namentlich zwei an. Erſtens die „Annahme von Beſchwerden gegen Behörden wegen erwieſener Verletzung der Geſetze und des Willens Sr. Majeſtät" und zweitens die „Mitaufſicht über alle Lehranſtalten im Großherzogthum." Das Großherzogthum (ſagte man) bedürfe eines „geſetzlichen Vermittlers" zwiſchen ſich und dem Könige und wer dazu berufener ſei, als der Ausſchuß, dieſer „Ausdruck des allgemeinen Willens des Landtags?" — Das wahre Sachverhältniß, wie es ſich praktiſch geſtalten mußte, nämlich daß dadurch ein Centralpunkt der nationalen Agitation geſchaffen ward, eine oberſte Aufſichtsbehörde, eine polniſche Controlle der deutſchen Verwaltung, welche die Thätigkeit der letztern bald völlig paralyſiren mußte, dies freilich, ſo handgreiflich es war, wagten ſelbſt die Gegner des Antrags nicht offen auszuſprechen. Nur ganz ſchüchterne Zweifel wagten ſie zu äußern, ob dem Ständeausſchuß damit nicht eine zu weit ausgedehnte Befugniß ertheilt werde, die „in den jetzigen aufgeregten Zeiten" leicht gemißbraucht werden und den Landtag ſelbſt am Ende wohl gar überflüſſig machen könne. Wozu ferner ein beſonderer Beſchwerdehof, da ja der Zutritt zum Throne ſchon jetzt einem Jeden offen ſtehe? Auch würde die Zahl der Beſchwerden in Folge dieſer Einrichtung ſich nur noch vermehren.

Allein dieſe Einwendungen konnten nicht verhindern, daß der Landtag dem Antrage mit einer an Stimmeneinigkeit grenzenden Mehrheit (vierzig Stimmen gegen ſieben) beitrat.

Zweitens aber ſollte dem Ausſchuß auch die „Mitaufſicht zuſtehen über alle Lehranſtalten im Großherzogthum." Auch über dieſen Punkt entſpann ſich ein lebhafter Kampf. Es ſei ein Abbruch in dieſem Vorſchlag, riefen „einige Virilſtimmenbeſitzer des Ritterſtandes", für die Regierungsbehörden; er ſei unbegründet, ja unberechtigt, indem der Landtag damit überzugreifen drohe in die Verwaltung ſelbſt.

Aber der Ruf nach „Vertrauen" und immer wieder „unbegrenztem Vertrauen", der auf dieſer Seite erhoben ward, fand bei der Mehrheit kein Ohr. Vertrauen? In die Abſichten des Königs, o ja. Aber eben damit dieſe Abſichten verwirklicht würden, ſei die beantragte Mitaufſicht der Stände unerläßlich. Der König habe,

Digitized by Google

in dem kürzlich vernommenen Eröffnungsdecret, die polnischen Einwohner des Großherzogthums ausdrücklich verantwortlich gemacht für die Folgen des Erziehungswesens und ihrer Theilnahmlosigkeit die Geringfügigkeit der bisherigen Resultate zugeschrieben. Wohlan denn, sollten sie verantwortlich sein, so müßten sie auch Antheil haben! so müßten sie auch im Stande sein, einzuwirken auf die Richtung, welche dem Erziehungswesen gegeben werde, zumal dieselbe, nach der Meinung der Stände, bisher keine zweckentsprechende gewesen sei! In den Vorwürfen des Königs selbst liege zugleich dessen „landesväterliche Absicht", den Ständen eine Mitaufsicht zu gewähren.

Eine eigenthümliche Interpretation, nicht wahr? Aber sie gefiel den Ständen, und zwar in einem solchen Grade, daß es überflüssig schien, über den Antrag nur überhaupt noch abstimmen zu lassen; nur vier Stimmen im Ganzen erklärten sich dagegen. Zuletzt „erweiterte" man die „Befugnisse" des Ausschusses auch noch dahin, sich alle halbe Jahre auch ohne Berufung aus freien Stücken zu versammeln zu Erledigung der ihm zuzuweisenden Geschäfte.

Aber auch damit sollten diese, ohnedies schon so dornigen Verhandlungen noch nicht abgeschlossen sein; es sollte noch ein Nachspiel kommen, das an Heftigkeit alle vorhergehenden Scenen überbot. Der „zweite Deputirte der Stadt Posen" (es war der Oberbürgermeister der Stadt, Herr Naumann) nahm das Wort und bat in einem längern Vortrag um Erlaubniß, einen von der Stadt Posen ihm und seinem Collegen übergebenen Antrag „wegen Erweiterung der ständischen Verfassung", als Zusatz zu dem eben debattirten Gesetzentwurf, der Ständeversammlung vorlegen zu dürfen.

Die Erlaubniß wurde, wenn auch nicht ohne Widerspruch, ertheilt, worauf Herr Naumann der Hauptsache nach Folgendes verlas. Se. Majestät der König habe durch das Propositionsdecret vom 23. Februar die Erweiterung der ständischen Verhältnisse verheißen, und dem Provinziallandtage den Entwurf einer Verordnung vorgelegt wegen Einrichtung eines Ausschusses, welcher die Stände in der Zeit, wo die Landtage nicht zusammenberufen seien, vertreten solle, und dessen Rath Se. Majestät sich außerdem vorbehalten habe, in außerordentlichen Fällen, besonders wo es sich um die Interessen mehrer oder aller Provinzen handele, einzuholen. Die Väter der

Digitized by Google

Stadt Posen erblickten hierin einen weisen Fortschritt: aber den wahren, wohlthätigen Erfolg, glaubten sie, würde diese Einrichtung nur dann haben, wenn die ständischen Ausschüsse aller Landestheile in Eine Versammlung vereinigt würden. — Die Eingabe führte weiter aus, wie wohlthätig bei dieser Vereinigung der gegenseitige Austausch der Ideen wirken würde; sie wies darauf hin, wie bei der gegenwärtigen Sondervertretung die Partikularinteressen nicht selten den Vorrang behalten hätten vor dem allgemeinen Landesinteresse. Die Folge davon sei gewesen, daß allgemeine Gesetze, wie dringend gewünscht, dennoch nicht an den Tag gekommen wären: während andrerseits sich eine Provinzialgesetzgebung entwickelt habe, welche nicht zur Vereinigung der vielen Landestheile unter eine Rechtseinheit, sondern im Gegentheil dazu diene, diese Landestheile noch mehr von einander abzuschließen. Eine günstige Aenderung dieser beklagenswerthen Verhältnisse vermöchten die Mandanten nur in der Einrichtung einer allgemeinen Landtagsversammlung zu erblicken, zu der, wie die oben erwähnte Proposition beweise, Se. Maj. selbst die Elemente zu schaffen Willens sei. Sie beauftragten daher ihre Deputirten, auf dem Provinziallandtage die Einbringung einer Petition um Erweiterung der landständischen Verfassung in dem angegebenen Sinne in Antrag zu bringen. —

Also, um es kurz zu sagen, eine Erneuerung des Königsberger Huldigungsantrages, mit dem charakteristischen Unterschiede nur, daß jede Hinweisung auf das Versprechen vom Jahre funfzehn, also jede rechtliche Deduction vermieden und statt dessen die „weise Absicht" des Königs selbst zum Ausgangspunkt genommen war.

Das witterten denn auch „einige Virilstimmenbesitzer des Ritterstandes" sofort richtig heraus; unbeirrt durch die loyale Färbung des Antrages, widersprachen sie ihm als unangemessen, unzeitig, dem Vertrauen widersprechend, welches die Stände dem König schuldig.

Die Vertheidiger des Antrags wiederholten dagegen, daß sie damit umgekehrt nur dem Willen des Königs entgegenkämen, und daß es ihnen wohl anstehe, bei dem aufgestellten Antrage, als einem „Ausfluß des allgemeinen Fortschritts", zu beharren. Aber diese Hartnäckigkeit erbitterte die Virilstimmenbesitzer immer mehr. Ob Jemand blind genug sei, nicht zu sehen, daß dies derselbe Antrag, wie in

Digitized by Google

Königsberg? und nachdem der König sich ablehnend über diesen ausgesprochen, wer es wagen wolle, denselben zu wiederholen? Vertrauen müsse man dem König, ihm keine Concessionen abdringen. Ohne Antrag der Stände seien die größten Wohlthaten den Unterthanen zugeflossen; dem König, und dem König allein hätten die Landgemeinden ihren ganzen Wohlstand zu verdanken. Es sei unziemlich, dem König Vorschriften machen zu wollen: und dieser Antrag thue es.

Allein selbst diese Appellation an die Dankbarkeit der Landgemeinden blieb ohne den erwarteten Erfolg; nur ein einziger bäuerlicher Deputirter trat der eben geäußerten Ansicht bei. Unter der lebhaftesten Aufregung wurden nun die verschiedensten Ansichten für und gegen den Antrag geltend gemacht. Die polnische Nationalität werde durch eine unbedingte Verschmelzung mit den Elementen germanischer Einheit bedroht — unbedingtes Vertrauen zum Landesherrn, daß er auf dem betretenen Wege fortfahren, die gegebenen Zusagen erfüllen werde — man müsse fortschreiten mit dem Geiste der Zeit, freiere Institutionen seien unerläßlich, doch müßten sie gestützt sein auf nationale Grundlage — der Antrag auf eine allgemeine Ständeversammlung mache keinen Unterschied, stelle die besonderen Gerechtsame nicht sicher, lasse die Verhältnisse der Polen unberücksichtigt und bedrohe ihr besonderes Nationalinteresse mit dem Untergange ...

Um den Wirrwarr vollständig zu machen, verlor denn auch noch der Antragsteller den Kopf; statt seinen Antrag mit politischen Gründen freimüthig durchzufechten, flüchtete er sich hinter sentimentale Entschuldigungen und brach ihm dadurch selbst die Spitze ab. Zu oft, erklärte er mit ächt deutschem Pathos, habe er Beweise seines Billigkeitsgefühls gegeben, indem er stets nur für gerechte Anträge aufgetreten sei; hätte er je im Entferntesten ahnen können, daß Rechte der Art durch seinen Antrag bedroht seien, nie hätte er ihn übergeben. Und was es denn so groß Gefährliches sei mit diesem Antrag? Er enthalte ja blos den Wunsch, daß, zur Abfassung solcher Gesetze, welche die ganze Monarchie beträfen, die allgemeinen Stände zusammenberufen würden.

Bevor zur Abstimmung geschritten ward, legte ein Deputirter des Ritterstandes, ein Pole, der Versammlung in einer dringenden

Digitized by Google

Anſprache noch einmal folgende Rückſichten ans Herz. Erſtlich, daß die Gewährung des Antrags die heiligſten Intereſſen derjenigen Bewohner des Großherzogthums gefährden würde, die ſich auch unter preußiſcher Herrſchaft noch als Polen anſähen. In einer Verſammlung deutſcher Stände könnte dieſe Bedeutung untergehen, das Großherzogthum Poſen würde als zu Deutſchland gehörig betrachtet werden, und die Polen im Großherzogthum Poſen würden aufhören müſſen, Polen zu ſein. Auch möge man wohl erwägen, wohin es in andern Ländern geführt habe, wenn vom Herrſcher die Gewährung ſtändiſcher Rechte gefordert ſei. Anträge, wie der vorliegende, könnten den König, der die in Königsberg ertheilten hochherzigen Zuſicherungen gewiß auch erfüllen werde, nur unangenehm berühren und ihn ſtören in ſeiner, dem Wohle des Landes gewidmeten Wirkſamkeit. Endlich aber, wenn es ſich um Anträge handle, wie dieſer, ſo möge man auch die beſondere Lage des preußiſchen Staates in Erwägung ziehen. Ob man denn wirklich glaube, daß die Nachbarſtaaten im Oſten und Süden es ruhig mit anſehen würden, falls der König dergleichen Anträge gewähren ſollte? — Der Redner ſchloß damit aus der Annahme des Antrags die traurigſten Verwicklungen zu prophezeien; ſelbſt das Schreckbild des Krieges beſchwor er herauf, indem er die einzelnen Abgeordneten aufforderte, wohl zu erwägen, ob ſie es verantworten könnten, wenn in weiterer Folge ihres Verhaltens die Verheerungen eines Krieges mit Rußland oder Oeſterreich herbeigeführt werden ſollten.

Unter dem Eindruck dieſer Rede, der ein doppelter war dadurch, daß ſie, wie geſagt, aus polniſchem Munde kam, ſchritt man zur Abſtimmung: der Antrag des Poſener Deputirten wurde mit neununddreißig gegen ſechs Stimmen verworfen. Bei der Abſtimmung ſelbſt fügten mehre ſtädtiſche Deputirte die Worte hinzu: „unter dieſen Umſtänden", Andere aus dem Ritterſtande: „als Polen ſtimmen wir dagegen."

In der nächſten Sitzung wurde die Debatte noch einmal aufgenommen. Mehre Deputirte, und zwar polniſche, verwahrten ſich dagegen, als ob es die in der letzten Sitzung unmittelbar vor der Abſtimmung gehaltene Rede geweſen, was ſie zur Verwerfung jenes Antrages bewog. Als Polen ſeien ſie mit dem erſten Theil jener Rede allerdings einverſtanden; dagegen, was die Gefahren anbetreffe,

Digitized by Google

welche der Redner von der Entwicklung freier Volksinstitutionen geweissagt habe, so werde hiermit feierlich dagegen protestirt, daß dies mehr als die blos persönliche Ansicht des Redners, daß es die allgemeine Meinung der Polen sei. Nur aus nationalen Rücksichten, nicht aus Mangel an Freiheitssinn hätte die größere Mehrzahl der Polen gegen den Antrag gestimmt.

Aber statt zur Versöhnung zu dienen, warf diese Aeußerung nur neue Funken der Zwietracht in die Versammlung. Die Eifersucht der Nationalitäten, Polen gegen Deutsche, Deutsche gegen Polen, brach in hellen Flammen aus. Die Bewahrung der polnischen Nationalität, behauptete ein Redner, von der die Polen so viel Aufhebens machten, bezwecke nichts Anderes, als einen Staat zu bilden im Staate. Ja diese Absicht sei schon erreicht; der polnische Partikularismus, die fortwährenden und unaufhörlichen Uebergriffe der Polen trügen die Schuld an allem Unheil, das über das Großherzogthum gekommen; sie seien die Veranlassung, daß eine von den übrigen Provinzen ganz verschiedene Justizverfassung und Polizeiverwaltung eingeführt; sie die Veranlassung, daß Alles im Großherzogthum in die Hände der Beamten gegeben sei. Der Redner warnte die Stände, auch nur den Schein auf sich zu ziehen, als wollten sie irgend einen Eingriff in die unumschränkten königlichen Rechte machen. Mit mehr Pathos, als die Aesthetik verstattet hätte (um von dem politischen Standpunkt völlig zu geschweigen), citirte der Redner das Andenken der „heiligen Stunde" zu Königsberg. Seiner Seele ewige Seligkeit habe er damals verpfändet: so wolle er denn nun auch jetzt nicht die irdische, sondern die ewige Freiheit gewinnen und das ewige Vaterland. Er forderte endlich seine deutschen Brüder auf, den Polen nun auch in nichts weiter nachzugeben und allen weiteren Wünschen mit Entschiedenheit entgegenzutreten.

Diese Declamationen, die eben auch nichts dabei gewannen, daß sie von einem langen Concept abgelesen wurden, konnten natürlich polnischerseits nicht ohne Erwiederung bleiben. Einen Staat im Staate wollten die Polen bilden? o nicht doch, erwiederten die frühern Redner: das Verhältniß des Großherzogthums zur Gesammtmonarchie sei ein ganz anderes, als das der übrigen Provinzen: nämlich es beruhe auf Staatsverträgen. Daß sie diese

Digitized by Google

gehalten, daß sie königliche Verheißungen bewahrt wissen wollten, wo darin der angeschuldigte Treubruch liege? Den Schlußredner machte auch hier wieder der zweite Deputirte der Stadt Posen, diese in Wahrheit schuldlose Veranlassung des ganzen Kampfes. Sein Antrag, behauptete er, sei gar nicht der Art gewesen, einen politischen Meinungskampf, einen Kampf zwischen der polnischen und deutschen Nationalität hervorzurufen, die Interessen des Großherzogthums zu gefährden, den König zu beleidigen, und endlich Preußen mit Unfrieden zu bedrohen. Zuletzt war der ehrenwerthe Deputirte so naiv zu erklären, von dem „eigentlichen" Gesichtspunkt aus sei sein Antrag gar nicht gewürdigt worden. — Wahr genug! aber nur wer trug die Schuld?

So ging diese langwierige und merkwürdige Debatte zu Ende. Die Rolle, welche die Polen dabei gespielt, blieb hinter der Erwartung, welche die öffentliche Meinung von ihnen gehegt, weit zurück. Und doch, wenn es darauf ankam, die Regierung von der Nothwendigkeit einer allgemeinen reichsständischen Verfassung zu überzeugen und die Wünsche der Constitutionellen zu unterstützen, welcher Beweis hätte kräftiger, welche Empfehlung glänzender sein können, als jener unfreiwillige, unbewußte, welchen die Polen selbst ausstellten mit ihrem: „als Polen stimmen wir dagegen"?! — Aber die preußische Regierung war viel zu stolz, von ihren Unterthanen zu lernen; auch diese Lehre, die eine ächte, eine wahrhaft deutsche Staatskunst ergriffen hätte mit beiden Händen, übersah sie. Oder noch richtiger: sie verschmähte sie zu sehen. —

Auch die übrigen Debatten des Posener Landtags zeichneten sich durch dieselbe Heftigkeit aus; wir heben nur wenige wichtige Punkte hervor. In der Steuerfrage traf er am Nächsten mit dem westphälischen Landtag zusammen; wie dieser, wollten auch die Posener Stände von der Ermäßigung dieser oder jener Steuer nichts wissen. Vielmehr beantragten auch sie die Auszahlung einer bestimmten baaren Summe, über deren Verwendung, ob für das Volksschulwesen, ob für Chausseen oder wozu sonst, ein künftiger Landtag entscheiden sollte. —

Der Gesetzentwurf wegen Beschränkung der Ablösbarkeit der Erbpacht-, Erbzins- und Zinsgerechtsame, den die Stände von Brandenburg und Sachsen mit so großem Beifall aufgenom-

Digitized by Google

men, ja zum Theil noch verschärft hatten, während die westphälischen Stände ihn nur bedingungsweise annehmen wollten, bot den ritterschaftlichen Deputirten des Posener Landtags Gelegenheit, noch einmal und noch glänzendere Proben ihrer demokratischen Gesinnung abzulegen, als wir schon oben mitgetheilt haben. In den Motiven des Regierungsentwurfs war die Abhängigkeit kleiner, zinspflichtiger Besitzungen von größeren Gütern als ein naturgemäßes Verhältniß bezeichnet worden. Die Stände erklärten, das Naturgemäße dieses Verhältnisses nicht absehen zu können. Geschichtlich hätte diese Abhängigkeit allerdings einmal bestanden, und selbst eine noch schlimmere. Aber die ewig denkwürdigen Erscheinungen der Zeit von 1806 bis auf die Gegenwart hätten diese Fesseln gelöst; die Freiheit der Person, die Befreiung des Eigenthums sei gesetzlich gesichert, und tausend Dankgebete seien seitdem emporgestiegen für des hochseligen Königs Majestät, dessen landesväterliche Huld diese Gesetzgebung und mit ihr die Wohlfahrt der ärmern Volksklasse gegründet habe. Nicht das Geld, welches auch der Ungebildete besitzen könne, dürfe den kleinern Grundbesitzer an den größern fesseln: sondern wenn der große Grundbesitzer wahrhaft gebildet sei, wenn er Weisheit, Einsicht und sittlichen Werth habe, so werde sich von selbst ein höheres Schutz- und Abhängigkeitsverhältniß bilden, ohne des materiellen Bindemittels der Zinspflichtigkeit zu bedürfen; das Band der gegenseitigen Liebe werde vereinigen zu edlem Wirken für die Familie, die Gemeinde, den Staat! Es sei zwar richtig, daß die gegenwärtige Ablösungsordnung den Rittergutsbesitzer zu manchem Opfer genöthigt habe. Die Rittergutsbesitzer des Großherzogthums Posen aber hätten die Zeit gefaßt, und das Opfer aus dem Höhepunkte der Humanität gern und willig dargebracht; die Geschichte der Völker und Staaten werde ihrer ehrend gedenken. —

Die Einführung eines solchen Gesetzes, wurde hinzugesetzt, müsse als ein Rückschritt angesehen werden; es stehe im Widerspruch mit den heilsamen Grundsätzen der jetzigen Gesetzgebung, welche seit dem Jahre 1807 dahin strebe, Alle vor dem Gesetz gleich zu stellen, und würde dadurch traurige Folgen herbeiführen.

Digitized by Google

So groß war das Gewicht dieser Gründe, und in so begeisterter Sprache wurden sie dargelegt, daß einige Deputirte, welche Anfangs, im Ausschuß oder beim Beginn der Debatte, für das Gesetz gestimmt oder gesprochen hatten, ihre eigene Meinung zurücknahmen und sich vom Gegentheil überzeugt erklärten. Als zum Schluß ein Deputirter der Landgemeinden sich an das Gerechtigkeitsgefühl der Versammlung wandte, als er das Vertrauen aussprach, daß sie nicht einem Gesetzentwurf beitreten werde, der seine Standesgenossen in die alten Verhältnisse der Sklaverei und Unterthänigkeit zurückbringen könnte, da war das Schicksal des Gesetzentwurfs entschieden; von allen Seiten drang man auf Abstimmung, und mit dreiundvierzig gegen vier Stimmen wurde die Gesetzesvorlage der Regierung verworfen.

Die Petitionen betrafen großentheils die Nationalitäts-, Sprach- und ähnliche Verhältnisse der Polen; die meisten davon wurden unterstützt. Auch ein Antrag, die Plackereien betreffend, welchen diesseitige Unterthanen, deren Besitzthümer die Grenzlinie scheidet, von den russischen Grenzbeamten ausgesetzt seien, wurde von dem Landtag angenommen.

Abgelehnt dagegen wurde die Petition eines ritterschaftlichen Deputirten um Preßfreiheit. Der Ausschuß hatte sich gegen die Petition erklärt, weil sie zu allgemein gefaßt sei; er schlug dagegen vor, eine Petition um Milderung der Censur beim König einzureichen, in der Art, daß alle die innern Verhältnisse des Großherzogthums Posen betreffenden Gegenstände, sowie alle Bemerkungen über Verordnungen, in denen der König auf die Ansichten der Minister und des Staatsrathes Bezug zu nehmen geruhe, ohne Censur, blos unter angemessener Verantwortlichkeit, zum Druck gegeben und angenommen werden könnten.

Allein auch dieser gemilderte Antrag wurde von dem Landtage abgelehnt, weil er „das unbegrenzte Vertrauen zu dem Könige habe, daß derselbe auf dem eingeschlagenen Wege nicht stehen, sondern in seiner hohen, während der kurzen Regierungszeit schon so vielfach dargelegten und bewährten Weisheit seinen Völkern aus

Digitized by Google

eignem Antriebe und zu rechter Zeit verleihen werde, was zu ihrem Glücke erforderlich sei.“

Eine Petition endlich, welche die Besorgniß ausdrückte, daß die bei der Huldigung zu Königsberg ausgesprochenen Standeserhöhungen die Gleichheit vor dem Gesetz alteriren und einen neuen Stand im Staate erschaffen möchten, und diese Besorgniß zur Kenntniß Sr. Majestät gebracht wissen wollte, wurde ebenfalls einfach abgelehnt.

Digitized by Google

Sechſtes Kapitel.

Fortſetzung: der ſchleſiſche Landtag; ſein Verhältniß zur öffentlichen Meinung. — Die Ausſchüſſe, der Steuererlaß, die Ablöſungen, die Provinzialrechte. — Politiſche Bankets in Breslau; Toaſte und Tiſchreden. — Petition der Breslauer Stadtbehörden um Erfüllung des Verſprechens vom 24. Juni 1815; vom Landtag mit großer Mehrheit verworfen. Streit des Breslauer Magiſtrats mit dem Landtagsmarſchall. — Der oſtpreußiſche Landtag. — Eröffnungsrede. Adreſſe an den König. Beſchluß eines Denkmals für Friedrich Wilhelm III. — Debatte über die Ausſchüſſe, das Ablöſungsgeſetz, die Provinzialrechte. — Die Petitionen um reichsſtändiſche Verfaſſung abgelehnt. Die Mohrunger Gegenpetition. — Eindruck im Publikum. — Antrag und Debatte wegen Preßfreiheit. —

Welche Erwartungen an den ſchleſiſchen Landtag geknüpft wurden, haben wir bereits oben geſagt. Das Publikum hatte ſich dazu verleiten laſſen durch die Breslauer Wahlen, ſowie durch die Gerüchte, welche ſchon damals von einer Petition des Breslauer Magiſtrats in Umlauf gingen; es hatte die Stimmung einer einzelnen Stadt, ja vielleicht nur einer Stadtbehörde ohne Weiteres übertragen auf eine ganze Provinz und deren ſtändiſche Vertretung.

Aber das war ein Irrthum geweſen: und der ſchleſiſche Landtag that das Seine, ihn zu berichtigen. Wir können über die Verhandlungen der ſchleſiſchen Stände ſehr kurz hinweggehen, indem dieſelben in allen Punkten ohne Ausnahme nur das dienſtbefliſſene

Digitized by Google

Echo der Regierung waren, und, gleich den sächsischen, jeder eigenthümlichen Färbung entbehrten. Mit den vorgeschlagenen Ausschüssen erklärten die schlesischen Stände sich vollkommen einverstanden und zufrieden; hätten nicht die Standesherren eine größere Vertretung im Ausschuß beansprucht, als die Uebrigen ihnen zugestehen wollten, und hätte nicht ebenso die Oberlausitz besondere Deputirte verlangt, so wäre es gar nicht einmal zu einer Debatte deshalb gekommen. — Den Steuererlaß wollte der schlesische Landtag zunächst unter die Klassensteuerpflichtigen der vierten Hauptklasse vertheilt wissen: wobei den schlacht- und mahlsteuerpflichtigen Städten ein verhältnißmäßiger Antheil zur eigenen Verwendung, speciell zur Erleichterung der ärmern Volksklasse bei den Gemeindesteuern, überwiesen werden sollte. Mit dem Ablösungsgesetz, welches in Posen so energischen, ja einstimmigen Widerspruch gefunden hatte, erklärte er sich vollkommen einverstanden. Die Provinzial- und Partikularrechte zu prüfen, sei eine so weitläuftige Sache, daß der Landtag sich nicht damit befassen könne; er begnügte sich daher, eine ständische Commission zu diesem Behufe zu erwählen.

Während auf diese Weise die ständischen Verhandlungen in altgewohntem, einförmigstem Gleis dahinschlichen, war es halb rührend, halb komisch mit anzusehen, welche Anstrengungen die Breslauer Bürgerschaft oder doch der sehr zahlreiche liberale Theil derselben machte, den politischen Enthusiasmus, von dem sie selbst sich entzündet fühlte, auch in weitere Kreise zu verbreiten, und namentlich auch diese schlaffen, lauen Stände daran zu erwärmen. Man veranstaltete politische Abendessen, bei denen die Deputirten der Stadt- und Landgemeinden, die man als Ehrengäste dazu eingeladen hatte, mit Toasten und Tischreden förmlich bearbeitet wurden. Besonders ergötzlich hörte es sich an, wie immer ein Redner dem andern neben seiner außerordentlichen Freisinnigkeit zugleich auch seiner außerordentlichen Loyalität versicherte. Die Schlesier, rief man, anspielend auf die Aeußerung der märkischen Stände, wüßten ebenfalls, „was sie wollten": nämlich „nicht demagogische Schwindeleien und kindische Vernichtung des Bestehenden, nicht Constitutionen anderer Völker, fremd unsrer Geschichte, fremd unserm Charakter" .... Die Breslauer Deputirten versicherten darauf, daß sie allerdings ebenfalls „die Aufgabe unsrer Zeit begriffen und die starken

Digitized by Google

und kräftigen Schläge an den Pforten der Zukunft vernommen und gehört hätten.“ Aber mit demſelben Athem hatten auch ſie nichts Eifrigeres zu thun, als auch ihrerſeits ihre völlige politiſche Unſchuld zu verſichern: „nicht Utopien, welcher Art ſie auch ſeien, ſollten ſie verleiten, abzuweichen von jener freiſinnigen Erweiterung ſtändiſcher Befugniſſe und Geltungen, wie Se. Majeſtät, ihr Allergnädigſter König und Herr, ſie ihnen zugeſichert; feſt, ſicher, ruhig und überlegt ſollten ihre Schritte ſein, würdig des hohen Zieles, das ſie ſich vorgeſteckt, aber darum um ſo ſicherer dem Ziel entgegenſehend, das ſie Alle wünſchten, Alle fühlten“ — und das ſie, ſetzen wir hinzu, doch nicht einmal zu nennen den Muth hatten.

Die Petition der Breslauer Stadtbehörden hatte dieſen Muth denn freilich. In einer ausführlichen ſtaatsrechtlichen Deduction, ohne Phraſe, ohne Pathos, wies ſie nach, daß die Verheißungen des verſtorbenen Königs in Betreff einer reichsſtändiſchen Verfaſſung allerdings vollkommen rechtsverbindlich ſeien, und daß endlich wohl die Zeit gekommen wäre, ſie zu erfüllen; vgl. unſre Aktenſtücke Nr. VI.

Man ſieht leicht, in welcher Beziehung die eben erwähnten politiſchen Zweckeſſen zu dieſem Aktenſtücke ſtanden: die ſentimentale Halbheit jener Tiſchreden ſollte die juriſtiſche Schärfe dieſer Eingabe gleichſam bepflaſtern; was in dieſer etwa zu ſchroff auftrat, ſollten jene durch den Brei von Rührung, den ſie verbreiteten, ermäßigen und lindern. Vielleicht auch ſchmeichelte man ſich, das Herz des einen oder andern Deputirten dadurch, wenn auch nicht warm, doch weich zu ſtimmen und ihn dem Antrag geneigt zu machen.

Aber all dieſe Berechnungen und Hoffnungen waren auf Sand gebaut; die Geſetzesſtellen der Petition, die Eloquenz der Tiſchreden, der ſchleſiſche Landtag ließ ſie beide gleichmäßig von ſich abprallen. Vergebens, in der Sitzung vom 24. April, erſchöpften die Vertreter der Stadt Breslau ihre ganze Beredſamkeit, oder, wie es der Landtagsmarſchall ſpäterhin ſpöttiſch ausdrückte, „machten von dem Recht, Petitionen einzubringen und zu vertheidigen, den weiteſten Gebrauch“: der Landtag wies nicht nur mit ſiebenundſiebzig gegen acht Stimmen die Petition als „nicht angemeſſen und nicht zeitgemäß“ zurück, ſondern er fügte zu dieſem Schaden auch noch den Spott. Wiewohl dieſe Geſchichte erſt im Lauf der nächſten Monate

Digitized by Google

zu Tage kam, als Zwischenspiel zu der großen Tragödie, die sich in Folge des Breslauer Antrags zwischen ihm und dem König entwickelte und von der wir in einem nächsten Abschnitt ausführlich handeln werden: so wollen wir dieselbe doch, des bequemern Zusammenhangs wegen, gleich hier einschalten — und auch deshalb, um dem Leser in der ermüdenden Reihenfolge dieser Landtagsberichte auch einmal eine kleine Aufheiterung zu gewähren.

Nämlich in dem officiellen Bericht des Landtags wurde der Breslauer Petition in der Art gedacht, daß „ungeachtet der allgemein bekannten Vorgänge in neuerer Zeit und ungeachtet der, durch das Allerhöchste Propositionsdecret vom 23. Februar d. J. auch dem gegenwärtigen Landtag bekundeten Fürsorge Sr. königl. Majestät für die Pflege und Ausbildung eines ächt vaterländischen Ständewesens, dennoch von den gesetzlichen Organen einer Stadtcommune den Provinzialständen angesonnen worden", die Einführung einer reichsständischen Verfassung zu beantragen. — Gegen diese Darstellung legten die städtischen Behörden von Breslau bei dem Landtagsmarschall, dem Fürsten von Carolath-Beuthen, eine „Beschwerde und Rechtsverwahrung" ein. Sie erklärten sich nicht nur „tief verletzt" durch den „hervorstechend geringschätzigen Ton", in welchem dieser Bericht abgefaßt sei, sondern auch in ihren „verfassungsmäßigen Befugnissen, nach Pflicht und Gewissen motivirte Anträge auf den Landtagen mit Freimüthigkeit zur Berathung zu bringen", erklärten sie sich angegriffen und verunglimpft. Sie verlangten daher, daß der in Rede stehende Bericht für nicht officiell erklärt, auch ihre gegenwärtige Beschwerde und Rechtsverwahrung den Protokollen des Landtages hinzugefügt werde.

Diese Beschwerde war vom 22. Juni datirt. Sechs Wochen später, vom Bade Gastein aus, beantwortete sie der Landtagsmarschall. Und zwar mit einem Schreiben, dessen nachlässig spöttelnder Ton die ganze Geringschätzung ausdrückte, welche ein loyaler Standesherr gegen dies liberale Bürgerthum empfand, zumal in einem Augenblicke, wo diese Bürgerschaft bereits der königlichen Ungnade verfallen war, und wo also, nachdem der König selbst den Anfang gemacht hatte, Niemand mehr sich zu geniren brauchte. Die begehrte Erklärung, daß der Artikel nicht officiell, sei er zu geben außer Stande. Er vermöchte aber auch nicht einzusehen, wie dieselbe dazu

Digitized by Google

gereichen sollte, den sehr natürlichen Unmuth der Herren Antragsteller zu heilen und ihr Zerwürfniß zu lösen. Könnte selbst, wie doch nicht der Fall, der beregte Artikel als ein unberufener und außerordentlicher erklärt werden, so würde doch seine innere Wahrheit, seine thatsächliche und wortgetreue Uebereinstimmung mit der Verhandlung des Landtages dadurch nicht in Abrede gestellt. Und diese Wahrheit allein, wie den Marschall bedünke, sei es doch, welche jenen schmerzhaften Eindruck hervorgerufen, über den die Herren Antragsteller sich zu beschweren Anlaß genommen. Freilich wohl, daß der Landtag die von den Breslauer Deputirten so dringend befürwortete Petition mit so gewaltiger Mehrheit verworfen, ja daß er schon in dem bloßen Antrag allerdings eine verwerfliche Zumuthung erblickt habe, das freilich müsse den Vertretern der Stadt um so verdrießlicher sein, je gewisser dieselben dabei auf Beifall gerechnet haben möchten. Diese Thatsache, nicht die dem Publikum gegebene Botschaft, sei der Grund ihres Mißvergnügens; die Thatsache aber bleibe, welchen Ausdruck man auch dabei gebrauchen möge. Der Schluß des Schreibens rückte den „ehrenwerthen Bewohnern Breslaus" die „herben Früchte" vor, welche ihnen aus dem „verhängnißvollen Schritt" ihrer Behörden erwachsen, indem er zugleich an die „freundschaftlichen Abmahnungen" erinnerte, die er selbst, der Marschall, versucht, die aber „ein zutrauliches Gehör zu guter Stunde" nicht gefunden hätten: weshalb man denn nun auch die Folgen für sich ertragen möge.

Dies also der letzte Bescheid auf diese so lebhaft betriebene, so stolz verkündigte, von so froher Hoffnung begleitete Petition: eine impertinente Zurechtweisung aus aristokratischem Munde, bei der noch dies das Allerübelste war, daß, juristisch betrachtet, der Aristokrat allerdings im Recht, die liberale Bürgerschaft aber im Unrecht war. —

Aber wohlan denn, verschmerzen wir die Enttäuschung! Die ostpreußischen Stände, diese wahren Triarier unsrer Hoffnungen, werden Alles wieder gut machen.

Zwar die ersten Schritte entsprachen auch hier dem Ungestüm der öffentlichen Erwartung keineswegs. Der Landtag, hatte das Publikum in seiner Einfalt gedacht, würde den Antrag vom neunten September unmittelbar erneuern — und statt dessen, was that er?

Digitized by Google

Eine Adreſſe richtete auch er an den König: aber in einem Ton, ſo ſchwülſtig, ſo dankſtammelnd, daß man ſich im Publikum mit Verwunderung fragte, ob dies dieſelben Männer ſeien, die wenige Monate zuvor die Sprache der Ehrerbietung und der Sitte mit der Sprache der Wahrheit und des Rechtes in ſo würdigen Einklang zu bringen gewußt hatten. Schon der Ausdruck, deſſen der Herr von Schön ſich in der Eröffnungsrede bedient, das Vertrauen zum Monarchen werde den Landtag „als ein heiliger Geiſt umwehen", hatte bei dem frivolen Publikum einiges Spötteln erregt. Die Adreſſe enthielt dergleichen Wendungen noch mehr. Wenn ſie gleich, verſicherten die Stände, nie gezweifelt hätten, noch jemals zweifeln würden, daß Se. königl. Majeſtät ihre treue Geſinnung ſtets erkannt, wenn ſie gleich, wie von dem Pulsſchlag ihrer Herzen, davon überzeugt ſeien, daß dieſe ihre Treue, dieſe ihre unwandelbare und unerſchütterliche Hingebung ſich unter allen Umſtänden bewähren werde: ſo bleibe es doch ein tief befriedigendes, ein Gefühl, erhebend für jedes männlichfeſte Herz, dieſe Geſinnung durch ſolchen Ausdruck vollen Vertrauens von dem geliebteſten König erkannt und beſiegelt zu ſehen. Hänge es von der vertrauensvollen Hingabe der Stände ab, ob dieſe neue Zeit, welche der König den Ständen eröffne, eine gute und ſegensreiche werden ſolle: ſo wolle des Königs Majeſtät nicht zweifeln, daß die von Allerhöchſtdemſelben geſtreute Saat zur ſchönſten Frucht reifen und an Haupt und Gliedern, nach den Worten des hohen Apoſtels, die Einigkeit im Geiſt nicht fehlen werde durch das Band des Friedens. Se. königl. Majeſtät wollten feſt daran halten, daß ein anderes, als ein loyales Wort aus ihren Herzen, von ihren Lippen niemals kommen werde; daß ſtets und mit jedem Nerv ſie dahin ſtreben würden, Allerhöchſtdero Vertrauen immer zu verdienen, und daß, ſo Gott will! dieſe Geſinnung nicht verlöſchen könne, ſo lange das von Gott ſo hoch begnadigte, ſo reich geſegnete Haus Hohenzollern über Preußen herrſchen, ſo lange Preußens Land und Volk vertreten werde von preußiſchen Ständen! . . .

Auch daß einer der erſten Beſchlüſſe, welcher von den oſtpreußiſchen Ständen gefaßt ward, auf Errichtung eines Standbildes für des höchſtſeligen Königs Majeſtät, konnte zwar Niemand mißbilligen: im Gegentheil, man erkannte die Pietät des Beſchluſſes an —

Digitized by Google

aber war es die Pietät des Landtags gewesen, was das Publikum bewundern wollte? oder vielmehr der Muth der Opposition, seine Standhaftigkeit, ja wenn es sein mußte, seine Hartnäckigkeit? — Gut denn, beschwichtigten Andere, so bewundert zuerst seine Diplomatie! Oder seht Ihr nicht, daß diese loyalen Beschlüsse des Landtags nur das Terrain bereiten sollen für die oppositionellen Anträge, die er im Schilde führt? Thor, wer in diesen gehäuften und allerdings nicht sehr geschmackvollen Ergebenheitsversicherungen ein principielles Präjudiz erblicken wollte! Wartet nur die Debatten über die Ausschüsse, wartet nur erst jene Petitionen ab, welche Königsberg, Elbing und andere Städte der Provinz zu Gunsten einer reichsständischen Verfassung eingereicht: und Ihr werdet Euch überzeugen, daß dies nur eine herkömmliche Courtoisie gewesen, ein Reigen des Degens, in demselben Augenblick, wo der Kampf beginnen soll!

Und wirklich schien an dieser Auslegung etwas Wahres zu sein. Bei der Debatte über die Ausschüsse, die im Ganzen in der vorgeschlagenen Weise genehmigt wurden (nur der ergänzende Ausschuß wurde abgelehnt, weil es von Wichtigkeit sei, „daß jeder Landtag das ihm gesteckte Ziel selbst erreiche"; auch sollten die Mitglieder des außerordentlichen Ausschusses nicht von den einzelnen Ständen, sondern von der ganzen Ständeversammlung gewählt werden), wurde zu der gestatteten Veröffentlichnng durch den Druck noch der weitere Antrag gestellt, auch den persönlichen Zutritt zu den Landtagsversammlungen für eine geeignete Zahl von Zuhörern, und zwar vorzugsweise Committenten, zu gestatten. Diese unmittelbare Oeffentlichkeit sei nöthig, wenn die landesväterliche Absicht des Königs, allen einseitigen oder falschen Urtheilen über die Landtagsverhandlungen vorzubeugen, wirklich erreicht werden sollte: und beschloß daher die „ganz überwiegende Mehrheit" der Versammlung, einen schon früher vom Provinziallandtag gestellten, damals aber abschläglich beschiedenen, gleichlautenden Antrag dieses Inhalts jetzt zu wiederholen.

Eben so freimüthig, wenn auch eben so vorsichtig erklärte der Landtag sich über die vorgeschlagene Beschränkung der Ablösungen. Er begnügte sich nämlich mit einem Zusatzartikel, wonach die Ablösungsbefugniß stehen bleiben und nur, im Widerspruch gegen die geltende Gesetzgebung, dies verstattet sein sollte, sich dieser Befugniß

Digitized by Google

contractlich zu begeben: ein Zusatz, der natürlich den ganzen Charakter des Gesetzes wesentlich veränderte und seine verborgene und doch so sichtbare Tendenz, nämlich die Erneuerung aristokratischen Uebergewichtes, so gut wie vernichtete.

Auch die Codification der Provinzialrechte, ein Hauptsteckenpferd bekanntlich derselben aristokratischen Partei, die auch den kleinen Grundbesitz wieder in Fesseln zu schlagen wünschte, fand an den preußischen Ständen mannhafte und entschiedene Gegner. Das allgemeine Landrecht sei bestimmt gewesen, Ein Recht uud Ein Gesetz im ganzen Lande herzustellen und dadurch dem gesammten Rechtsbewußtsein des Volkes Eine Grundlage zu geben, unbeschadet einzelner Abweichungen, welche örtliche und andere Verhältnisse hie und da bedingten. Diese Einheit des Rechtsbewußtseins laufe Gefahr, aufgelöst und zersplittert zu werden, wenn, wie es die Absicht des gegenwärtigen Justizministeriums zu sein scheine, die Provinzialrechte als ein zweites Gesetzbuch zu gleichem Rang mit und neben dem allgemeinen Landrechte erhoben werden sollten. Aus diesen und andern Gründen, namentlich auch praktischen, beschloß der Landtag, die durch den neuen Entwurf dargebotene Codification des Provinzialrechtes abzulehnen und darauf anzutragen, dasselbe in der bisherigen Form, das heißt in Zusätzen zum Landrecht, auch fernerhin bestehen zu lassen.

An dergleichen Abstimmungen und Erklärungen stellte das Vertrauen des Publikums sich denn wieder her: und mit wachsender Spannung sah es dem Augenblick entgegen, wo die mehrerwähnten Petitionen der Königsberger ꝛc. zur Verhandlung kommen sollten. Die Sache wurde noch piquanter dadurch, daß, wie man hörte, aus einigen andern Ortschaften der Provinz, aus dem Mohrunger Kreise, eine Petition gerade entgegengesetzten Inhaltes eingegangen war, nämlich um ungeschmälerte Aufrechterhaltung der königlichen Machtvollkommenheit, welche die Bittsteller durch den Königsberger und die ihm ähnlichen Anträge für gefährdet erklärten. Zwischen diese beiden Extreme gestellt, wie wird der Landtag sich benehmen? und wie ist eine entscheidende, eine letzte Antwort hier zu verweigern möglich, selbst wenn er sie verweigern wollte?

Aber möglich oder nicht, der Landtag verweigerte sie dennoch! Was Niemand erwartet, Niemand für denkbar gehalten hatte, in

Digitized by Google

dieſer Frage, welche den Königsberger Ständen ihren Urſprung verdankten, die von ihnen zuerſt in das Volk geſchleudert war, in derſelben Frage, dieſelben Königsberger Stände erklärten ſich neutral!

Er erkenne, erklärte der Landtag auf die Königsberger und die übrigen gleichlautenden Petitionen, das Vertrauen, mit welchem die Antragſteller ſich an das geſetzliche Organ der Provinz gewendet hätten, zwar an, müſſe jedoch, rückſichtlich des Inhalts der gedachten Petitionen, die Vorausſetzung ausſprechen, daß die Einſender die darin ausgedrückten Wünſche, ſowie ihre größtentheils aus der Deutung der Cabinetsordre vom vierten October hervorgegangenen Beſorgniſſe nicht würden geäußert haben, wenn denſelben die königliche Eröffnung vom 23. Februar bekannt geweſen wäre. Seinen bekannten Antrag habe der Huldigungslandtag nur in der pflichtgetreuen Abſicht gemacht, die verheißene Mitwirkung allgemeiner Stände für das gemeinſame Vaterland zu erbitten: eine Mitwirkung, welche des Königs Majeſtät die Möglichkeit darbieten ſolle, die Stimmen ſeines getreuen Volkes jederzeit und unmittelbar zu vernehmen, dadurch aber jeder Mißkennung ſowohl der Bedürfniſſe als der Geſinnungen deſſelben auf die unzweifelhafteſte Weiſe vorzubeugen. Daß und auf welchem Wege des Königs Majeſtät eine ſolche erſprießliche Entwicklung ſtändiſcher Wirkſamkeit für wünſchenswerth, ja für nothwendig halte, habe Allerhöchſt Derſelbe in dem Landtagsabſchied vom 9. September außer Zweifel geſtellt. Jetzt, nach Verlauf von noch nicht einem halben Jahre und nicht ohne Anhörung ſeiner Stände, beginne Derſelbe das edle Werk, welches er den Wünſchen ſeines getreuen Volks verheißen habe, und gebe dadurch, nach Höchſteigner Erklärung, einen Beweis davon, wie ernſtlich es ihm darum zu thun ſei, mit wohlverdientem Vertrauen in die Geſinnung ſeines Volkes, die Zuſage der Förderung und Entwicklung ſtändiſchen Weſens zu erfüllen. Es ſei keine Veranlaſſung vorhanden, Gegenſtände zur Sprache zu bringen, mit deren ernſtlicher und gewiſſenhafter Leitung man des Königs Majeſtät beſchäftigt ſehe. Der Landtag könne es daher nicht angemeſſen erachten, den eingereichten Petitionen Folge zu geben, und nehme er mit Gewißheit an, daß diejenigen der Antragſteller, welche die Ueberzeugung des zur Huldigung verſammelt geweſenen, ſowie des gegenwärtigen Landtags theilten, dieſer Beſtimmung gern und folgerecht beiſtimmen

Digitized by Google

würden. — Die Gegenpetenten aus dem Mohrunger Kreise beschied der Landtag dahin, daß er zwar auch bei ihnen die redliche und wohlmeinende Gesinnung nicht verkenne; der Inhalt ihrer Bittschrift jedoch beruhe auf unbegründeten Voraussetzungen, indem ein auf Beschränkung der königlichen Machtvollkommenheit gerichteter Antrag den Ständen niemals eingereicht sei. Man müsse es bedauern, daß wohlgesinnte Landesgenossen durch unwahre Nachrichten und leere Gerüchte zwecklos beunruhigt worden wären. —

Die Niedergeschlagenheit, welche dieser Beschluß der ostpreußischen Stände im Publikum verbreitete, war außerordentlich, und machte sich Luft in den bittersten Sarkasmen. Bescheidenheit und Mäßigung, o ja, es wären vortreffliche Tugenden: aber in der Politik käme man nicht weit damit. Wie Herr von Rochow sich freuen würde, daß seine Ordre vom vierten October so rasch gewirkt — oder auch, wie er bedauern würde, sie überhaupt erlassen zu haben! Denn freilich, hätte er ahnen können, wie leicht diese Stände zu befriedigen wären, und daß der kühne Strom der Huldigungsanträge sich in diesen Sand verlaufen sollte, er hätte sich dieselbe ganz gewiß erspart. Ihren Antrag nach sechs Monaten zu erneuen, fänden die Stände unbescheiden: ob denn die Mahnung an ein königliches Versprechen ein Jubiläum sei, das nur höchstens alle fünfundzwanzig Jahre wiederholt werden dürfe? Allein es sei ganz gut so: halbe Freunde seien schlimmer als ganze Feinde — und so wisse man denn nun doch, was es mit dem ostpreußischen Liberalismus auf sich habe.

Ja so groß war der Umschlag der öffentlichen Meinung und so tief auf einmal ließ sie diese Männer fallen, die sie eben noch, gleich Helden, auf den Schild gehoben hatte, daß selbst die gründliche und energische Weise, mit welcher der ostpreußische Landtag sich der Preßfreiheit annahm, beim Publikum nur noch geringen Eindruck machte.

Wiewohl in Wahrheit dies der Glanzpunkt der ostpreußischen Verhandlungen war. Aus der Mitte der Versammlung selbst war ein Antrag eingereicht worden, um Erlaß eines Gesetzes über Preßfreiheit „in den Grenzen der Wahrheit und des Anstandes" nachzusuchen, sowie gleichzeitig und bis dahin, daß dieses Gesetz erfolgen könne, um Milderung der Censurvorschriften, betreffend die Erörterung innerer Angelegenheiten. Der bisherige Zustand der preußischen

Digitized by Google

Presse wurde dabei schonungslos beleuchtet. Freilich heiße es in der Verordnung vom Jahre neunzehn, daß die Censur keine ernsthafte und bescheidene Untersuchung der Wahrheit hindern solle. Allein wer mit der Censur, wie sie dermalen in Preußen bestehe, bekannt sei, der wisse auch, daß jede irgend freimüthige, wenn auch noch so anständig gehaltene, noch so gründlich motivirte Erwähnung oder Beleuchtung der innern Staatsverhältnisse durch sie unmöglich gemacht werde. Diese Censur namentlich sei Schuld daran, daß der preußische Beamtenstand, wiewohl an Bildung und Charakter vielleicht der ausgezeichnetste der Welt, dennoch wie durch eine Schranke vom Volke getrennt sei, und in der Einseitigkeit seiner Ansichten und Ideen gewissermaßen einen Staat im Staate bilde. Ob es ferner der Bildung des preußischen Volkes, dieser so gründlichen, so hohen Bildung wohl entspreche, jede Notiz über Preußen erst aus ausländischen Büchern und Blättern und deren oft oberflächlichen Berichten kennen zu lernen? Das preußische Volk wisse ja mehr über fremde Länder, als über sein eigenes: wie da jemals ein lebendiger Patriotismus, eine bewußte und männliche Vaterlandsliebe sich entwickeln könne? Gerade die heiligsten, die werthvollsten Interessen der Nation dürften nicht besprochen werden: wie man da eine allmälige, aber auch allgemeine Entsittlichung verhindern wolle?

Wie gesagt, wäre nicht die Ablehnung der Königsberger Petition vorhergegangen, das Publikum würde diese Debatten mit großem Beifall aufgenommen haben. So inzwischen zuckte es nur die Achseln: daß man schön reden könne in Königsberg, das habe man schon seit vorigem September gewußt.

Und wirklich machte es sich etwas sonderbar, daß der Landtag, nachdem er die Preßfreiheit erst so warm vertheidigt hatte, schließlich, da es zur Abstimmung kam, sich wiederum in dieselbe Neutralität warf, wie in Betreff der Reichsstände. Allerdings seien die angeregten Uebelstände groß und eine Abhilfe derselben dringend nöthig. Aber deshalb eine Denkschrift an den König zu richten, halte der Landtag nicht für erforderlich, indem dieser wichtige Gegenstand gewiß schon von selbst die Aufmerksamkeit des Königs erregt habe. Daß derselbe jedem unnöthigen Geisteszwange Feind sei, wäre bekannt; daß er die Gelegenheit gern ergreife, die dem Worte angelegten Fesseln zu lösen, und die gesetzliche Aeußerung über innere

Digitized by Google

Verhältniſſe des Staates nicht zu hemmen, habe ſich ſo eben erſt durch die erlaubte Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen gezeigt. Wie man annehmen könne, daß ein Fürſt, welcher eine ſo hohe geiſtige Bildung mit ſo hochherzig königlicher Geſinnung vereinige, dabei werde ſtehen bleiben! Auch in dieſem Punkt glaubte die Verſammlung, daß man dem König „vollkommen vertrauen dürfe", und lehnte es daher ab, einen beſondern Antrag in Betreff der Preſſe zu ſtellen. —

Das war denn neues Waſſer auf die Mühle des Publikums: Vertrauen! und immer wieder Vertrauen — ei ja doch, ſo vertraut denn zu! Wir aber, wenn wir noch vertrauen wollen, ſo ſeid Ihr zum Wenigſten die Männer unſeres Vertrauens nicht mehr!

Und damit wandte die öffentliche Aufmerkſamkeit ſich weſtwärts an den Rhein, wo eben der rheiniſche Landtag im Begriff ſtand, ſeine Sitzungen zu eröffnen. —

Digitized by Google

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung: der rheinische Landtag. — Stimmung der Rheinprovinz; Stellung des rheinischen Landtags. Die ultramontane Partei und die erzbischöfliche Frage. — Eröffnung des Landtags: Mai 23. Das königliche Eröffnungsdecret. Propositionen. — Festessen: Toast des Freiherrn von Loë; angeblicher Gegentoast eines bäuerlichen Deputirten. — Adresse des Landtags; deren Aufnahme beim König. — Die erzbischöfliche Angelegenheit; Antrag des Dr. Monheim von Aachen, Juni 4. Derselbe wird nach stürmischer Debatte an einen Ausschuß verwiesen. — Cölner Petition zu Gunsten des Erzbischofs. — Bericht des Ausschusses über den Monheim'schen Antrag: Juni 23. Lebhafte und langwierige Debatte: der Antrag des Ausschusses auf Verwerfung des Monheim'schen Antrages angenommen. — Eindruck dieser ganzen Angelegenheit im Publikum; glänzender Empfang der Herren Monheim und Dietz bei ihrer Rückkehr nach Achen und Coblenz. — Weitere Verhandlungen des Landtages: die Ausschüsse, der Steuererlaß u. s. w. — Debatte über die von der Regierung beantragte Beschränkung der Parcellirungen. — Petitionen wegen Handelsgerichte, Verbesserungen der Rechtspflege, Preßfreiheit u. s. w. — Schluß des Landtags: Juli 25.

Schon an einer früheren Stelle, am Schluß unseres zweiten Kapitels, haben wir aufmerksam gemacht auf die bevorzugte Stellung, welche in der Reihenfolge dieser ständischen Versammlungen gerade dem rheinischen Landtage bestimmt schien. Die Rheinprovinz, sagten wir, galt für die politisch gebildetste, politisch einsichtigste, zugleich auch die freisinnigste unter den preußischen Provinzen: und die Stände dieser Provinz gerade sollten den Schluß dieser Berathun-

Digitized by Google

gen machen, gerade an ihnen ſollte es ſein, das letzte Wort zu ſprechen, die letzte Entſcheidung in die Wagſchale zu werfen. —

Nun hatten in der That aber die ſtändiſchen Verhandlungen in den übrigen Provinzen einen ganz andern Verlauf genommen, als man von ihnen erwartet hatte. Jene großen politiſchen Fragen, welche die preußiſche Nation in dieſem Augenblick bewegten, und unter ihnen die wichtigſte von allen, die Verfaſſungsfrage, in Betreff deren man auf die Landtage ſo große Hoffnungen geſetzt hatte, waren faſt nirgend zur Verhandlung gekommen: oder wenn zur Verhandlung, ſo war es nur geſchehen, um ſie ſo raſch wie möglich zu beſeitigen.

Damit aber war auch für den rheiniſchen Landtag der ganze Vortheil jener Stellung verloren gegangen. Jene Fragen, in denen er das letzte Wort hatte ſprechen ſollen, waren gar nicht aufgeworfen, jener Kampf, den er hatte entſcheiden ſollen, war gar nicht begonnen worden; den Ausſchlag hatte das Rheinland geben ſollen, und ſiehe da, es war nichts, was in der Schwebe war. —

Selbſtändig vorzugehen aber und auf eigene Hand ein Banner zu ergreifen, welches die übrigen Provinzen ſo kleinmüthig hatten fallen laſſen, lag in dem Charakter dieſer rheiniſchen Bevölkerung nicht. Dazu war dieſelbe durchgehend zu praktiſch, vielleicht auch, wie Einige behaupteten, zu egoiſtiſch. Die Rheinprovinz, mit den übrigen Provinzen des Staates verglichen, befand ſich noch immer am Wohlſten, hatte verhältnißmäßig noch immer die freiſinnigſten Inſtitutionen, und wäre es nur das eine Gerichtsverfahren geweſen, dieſes eigentliche Palladium und Kleinod der rheiniſchen Bevölkerung, das ſie deshalb auch mit ſo eiferſüchtigem Stolz bewachte. Hatte nun das übrige Preußen ſich mit ſeinem gegenwärtigen unfreien Zuſtande begnügen mögen, waren die Landtage der alten Provinzen, die lange noch nicht einmal die Vortheile des Rheinlandes genoſſen, feig oder gleichgiltig, kleinmüthig oder einſichtslos genug geweſen, die Verfaſſungsfrage fallen zu laſſen, nun gut: tu l'as voulu, Georges Dandin — ſo konnte die Rheinprovinz es am Erſten ertragen! —

Dieſes eigenthümliche Verhältniß der Rheinprovinz müſſen wir in Gedanken feſthalten, um uns die auffallende, allen Erwartungen ſo ganz widerſprechende Wendung zu erklären, welche auch die Verhandlungen des rheiniſchen Landtags nahmen. An parlamentariſcher

Digitized by Google

Haltung, an Geſchick und Lebhaftigkeit der Debatte übertrafen dieſelben die Verhandlungen der übrigen Landtage allerdings bei Weitem, und machten dem politiſchen Ruf der Provinz in ſo weit alle Ehre. Allein die Intereſſen, um welche dieſe Verhandlungen ſich drehten, waren vornämlich localer, ja faſt muß man ſagen particularer Natur. Nichts hier von jenen doctrinären Fragen, nichts von jenen principiellen Streitigkeiten, welche das übrige Preußen erfüllten! nichts von jenem politiſchen Idealismus der oſtpreußiſchen Stände! Die Verhandlungen des rheiniſchen Landtags werden erſt überall da bedeutend, wo ſie ſich auf durchaus unmittelbar praktiſchem Boden, dem Boden der eigenen Provinz und der localen Intereſſen bewegen. Die allgemeinen Fragen, wie namentlich wegen der ſtändiſchen Ausſchüſſe, dieſelbe Frage alſo, welche bei der Mehrzahl der übrigen Stände ſo lebhafte und langwierige Verhandlungen hervorgerufen, werden vom rheiniſchen Landtag in auffallender Kürze, gleichſam nur beiläufig, behandelt; die Verfaſſungsfrage, als ein verlorener Poſten, kommt gar nicht in Betracht. Es iſt ein Parlament im Kleinen, o ja: aber nicht das Parlament einer preußiſchen Provinz, ſondern lediglich der Rheinprovinz. —

Den meiſten Vortheil von dieſer Lage der Dinge zog die ultramontane Partei, als die eigentliche Partei des abſoluten Particularismus. Für ſie eröffnete ſich unter dieſen Umſtänden ein weiter Spielraum, den ſie, es ließ ſich nicht läugnen, ſtets mit Eifer, oft auch mit Geſchicklichkeit benutzte. Seltſamer Umſchwung der Dinge! Nicht, wie die Patrioten gehofft hatten, und wie ſie nach der Niederlage, welche ſie bei den übrigen Landtagen erlitten, noch in dieſem Augenblicke in verdoppeltem Maße hofften, die Verfaſſungsfrage, ſondern die erzbiſchöfliche, die ultramontane Frage bildet den Mittelpunkt der rheiniſchen Verhandlungen! Die Aufklärung und den Freiheitſinn der Rheinprovinz hatte die Regierung gefürchtet — und nun drohte die ultramontane Verfinſterung ihr Gefahr! Auf franzöſirende Revolutionairs hatte ſie ſich gefaßt gemacht — und nun ſtanden römiſche Dunkelmänner ihr gegenüber!

Weſſen man von dieſer Partei ſich verſehen konnte, und wie feſt dieſelbe darauf rechnete, die von den weſtphäliſchen Ständen verlorene Schlacht bei den rheiniſchen wieder herzuſtellen, zeigte ſich

Digitized by Google

gleich am Tage der Eröffnung. Diese selbst fand in der Frühe des 25. Mai in herkömmlicher Weise statt; die Reden, mit welchen der Präsident von Bogelschwingh als königlicher Commissarius und der Landtagsmarschall Fürst von Solms-Hohen-Solms-Lich sich dabei gegenseitig bekomplimentirten, konnten sich höchstens durch ihre Trivialität bemerklich machen. Tiefern Eindruck machte das königliche Eröffnungsdecret. Dasselbe knüpfte gleicherweise wie die an die übrigen Landtage, an die Berliner Huldigung an, indem es den herzlichen Ausdruck treuer und ergebener Gesinnung rühmte, womit auch die rheinischen Stände damals den Erguß des landesväterlichen Herzens erwiedert hätten. Doppelt habe der König sich dieser Erwiederung gefreut in dem Gefühle, daß er von der göttlichen Vorsehung dazu ausersehen, für einen Theil seiner rheinischen Lande, denen seit langen Jahrhunderten ein fortwährender Wechsel der Regenten beschieden gewesen, der erste in natürlicher Erbfolge angestammte Landesherr zu sein; durch ihn sollten ihnen jene Segnungen zugewendet werden, welche die weise Ordnung Gottes mit der unauflöslichen Verbindung eines väterlich gesinnten Fürstenhauses zu treuen und bewährten Ständen und Unterthanen habe verknüpfen wollen. — Mit geschickter Wendung sodann wurden die Ereignisse der letzten Monate benutzt, den Rheinländern auch ihrerseits etwas Angenehmes und Verbindliches zu sagen. Schon habe der König die schöne Genugthuung gehabt, in den hochherzigen Aeußerungen echter Vaterlandsliebe und deutscher Gesinnung, die sich bei dem drohenden Anschein der Zeit gerade in den Rheinprovinzen so vorzugsweise kundgegeben, die Wirkungen jenes glücklichen Verhältnisses zu erkennen. Mit um so freudigerer Zuversicht hoffe er, daß es seinem treuen Bestreben unter Gottes Beistand gelingen werde, den Einklang der Gemüther auch auf dem kirchlichen Gebiete wieder herzustellen, und durch gleichmäßige Liebe und Gerechtigkeit das Gefühl der Zuversicht, des Vertrauens und der unbefangenen Ehrfurcht vor den gegenseitigen, gleich heiligen Rechten des Staates wie der Kirche und den verschiedenen religiösen Bekenntnissen in jeder Brust neu zu befestigen und zu beleben. — Die Propositionen selbst waren im Wesentlichen dieselben, die auch den übrigen Landtagen vorgelegt worden. Eine für die speciellen Verhältnisse des Rheinlandes höchst wichtige Vorlage, wegen Beschränkung der Parcellirungen, wurde

Digitized by Google

erſt im Lauf des Landtags eingebracht; wir werden derſelben unten noch ausführlicher gedenken.

An dieſe Eröffnungsceremonien ſchloß ſich am Nachmittag deſſelben Tages ein gemeinſchaftliches Feſtmahl der Stände an. Und hier nun war es, wo ein Mitglied der rheiniſchen Ritterſchaft in einem gelegentlichen Trinkſpruch eine Probe gleichſam lieferte von der verwegenen Oppoſition, zu welcher die ultramontane Partei ſich rüſtete. Das Feſtmahl fand im Hauſe des königlichen Commiſſars ſtatt, die Stände waren Gäſte des königlichen Stellvertreters: und ſo erregte es einen doppelt peinlichen Eindruck, als an dieſer gaſtlichen Stätte der Freiherr Max von Loë, in rheiniſchen Kreiſen bereits vielfach bekannt als ein Hauptwerkzeug der gedachten Partei, das Glas ergriff, und in wunderlich krauſen Redewendungen das Wohlſein ausbrachte, „aller derer, denen fremde Rechte heilig ſind, wie die eignen; die erkennen, daß in einem Staate die Unterdrückung des Rechts der Selbſtändigkeit und der freien Entwicklung, von welcher Seite die Unterdrückung auch kommen, welche Richtung ſie auch nehmen mag, nur zum Abſolutismus oder zur Anarchie führt; die ferner erkennen, daß eine chriſtliche Monarchie eine andere Baſis haben muß, als philoſophiſche Syſteme, der Geſetze todte Buchſtaben und Polizeimaßregeln; daß dieſe Baſis die Religion iſt ....“ und in dieſem Stile weiter.

Der Eindruck war, wie geſagt, ein höchſt peinlicher: und das nicht bloß bei den überraſchten Zuhörern, ſondern namentlich auch im Publikum. Das Publikum wollte Oppoſition, o ja, und freute ſich darauf: aber dieſe Art derſelben erregte den Meiſten doch ein unheimliches Grauen. Selbſt den Männern der eignen Partei war ein ſchlechter Dienſt damit geſchehen; denn allzukräftig zutappend, hatte Herr von Loë das Geheimniß derſelben allzufrüh verrathen. — Der Eindruck verſchlimmerte ſich noch durch die mancherlei Zuſätze und Entſtellungen, mit welchen das Gerücht den Vorfall ausſchmückte. Namentlich wollte man im Publikum von einem Gegentoaſt wiſſen, mit welchem ein Abgeordneter des Bauernſtandes die barocke Beredſamkeit des ritterlichen Deputirten erwiedert habe, indem er in ſchlichten Worten, und hinweiſend auf Bildung und Aufklärung, als die wahren Träger aller Wohlfahrt, das Wohlſein Friedrich Wilhelm des Vierten, dieſes gebildeten und aufgeklärten Monarchen,

Digitized by Google

ausgebracht. In der That zwar, wie gleich darauf officiell in den Zeitungen erklärt ward, war an dieser ganzen Geschichte kein wahres Wort; es hatte überhaupt kein ländlicher Deputirter gesprochen, geschweige denn in diesem Sinne. Aber das half Alles nichts, das Publikum (höchst charakteristisch für seine Stimmung) glaubte dennoch daran; es war ein Mythus, dieser Toast des Bauern auf Bildung und Aufklärung: und Mythen bekanntlich werden durch Zeitungsannoncen nicht widerlegt, auch durch die allerofficiellsten nicht.

Gegen alles Erwarten, nach so stürmischem Vorspiel, waren die ersten Berathungen des Landtags selbst höchst friedfertiger Natur. Namentlich wurde auch hier eine Adresse angenommen voll so überschwenglicher Loyalität, so bombastischer Rethorik, daß das Publikum sich eines bedenklichen Kopfschüttelns auch hier nicht enthalten konnte. Die Adresse begann mit einem Rückblick auf die bedeutende und inhaltschwere Zeit, welche seit dem letzten Zusammentritt der Stände vergangen. Während in ihrer nächsten Umgebung der „bedauerliche Conflict" zwischen der geistlichen und weltlichen Macht in „beunruhigender Weise" angeregt worden; während „das Recht die verwischte Grenze nicht wieder auffinden zu können, und der Maßstab selbst in der Hand des Kundigsten zu schwanken schien; während die Leidenschaft bereits hier und dort Schranke und Wall zu durchbrechen drohte, und auch das Gemüth des Besonnensten vor dem Erwachen der Furie zu fürchten begann, welche die verheerende Fackel der Parteiwuth so oft und so schrecklich durch die deutschen Gauen geschwungen"; während zu diesen inneren Wirren, die in ihren Folgen „nirgend mehr einen erfreulichen Ausweg zeigten", auch von außen „der alte Uebermuth neue Ränke zu schmieden versucht habe gegen das Rheinland" — in eben diesem verhängnißvollen Augenblick habe das Vaterland noch der so herbe, ungeahnte Schmerz getroffen: „der beste König war von der Erde geschieden, und eine große Trauer deckte mit bleiernem Fittig alle Provinzen der Monarchie." In dem erhabenen Thronerben jedoch habe der gemeinsame Schmerz seinen Trost gefunden; die Verheißungen, mit denen des Königs Majestät die Huldigung der Provinzen entgegengenommen, habe alle Herzen mit dem unbedingtesten Vertrauen erfüllt, auch die Herzen des rheinischen Volks; mit Liebe und Ehrfurcht blicke dasselbe zu dem Thron seines

Digitized by Google

Landesherrn hinan, deſſen milde Herrſchaft bereits des Segens ſo viel über ſeine Staaten verbreitet habe, und deſſen feſter, entſchiedener Wille ſelbſt die „am Tiefſten ſchmerzenden Wunden" auszuheilen und das Wohl ſeines Volkes ſelbſt da würde zu fördern wiſſen, wo ſich bisher ſeinen väterlichen Abſichten „etwa" noch größere Schwierigkeiten entgegenſtellt. In dieſer Hoffnung ſeien die Stände auch weit entfernt, auch nur durch den leiſeſten Zweifel an den unausgeſetzt dahin gerichteten Bemühungen Seiner Majeſtät „ſich an ihren und ihres Königs Schwüren zu verſündigen".

Der Aufnahme, welche dieſe Adreſſe im Publikum fand, haben wir ſo eben gedacht; eine um ſo glänzendere fand ſie bei Hofe. Der König ſei bei Durchleſung derſelben in Thränen der Rührung ausgebrochen: an dieſem feinen Takt, habe er laut gerühmt, erkenne er ſeine Rheinländer.

Aber nur ſchade, daß dieſe Friedfertigkeit der ſtändiſchen Verhandlungen nicht lange dauern ſollte; es war nur die Windſtille geweſen, nichts weiter, welche dem Sturm voranzugehen pflegt.

Am vierten Juni reichte der Deputirte der Stadt Achen, Dr. Monheim, ein wegen ſeiner perſönlichen Eigenſchaften von allen Parteien hochgeachteter Mann, einen Antrag ein „wegen Verletzung der perſönlichen Freiheit". Ein ſehr unverfänglicher Antrag, nicht wahr? und eine durchaus würdige Aufgabe für dieſe Verſammlung, die verletzte Freiheit eines Einzelnen zu ſchützen? Aber hinter dieſem unverfänglichen Titel ſteckte nichts Geringeres, als die erzbiſchöfliche Angelegenheit ſelbſt. Mit außerordentlicher Klugheit hatte der Antragſteller Alles vermieden, was die eigentlich kirchliche, die religiöſe Seite der Angelegenheit betraf, und lediglich ihre rechtliche, ihre juriſtiſche Beziehung hervorgehoben; nicht an die religiöſen Sympathieen der Verſammlung appellirte er, ſondern allein an ihr Rechtsgefühl. Der Erzbiſchof von Cöln ſei ſeit Längerem von ſeinem Amte entfernt und ſeiner perſönlichen Freiheit beraubt, Beides ohne richterlichen Spruch; die von der Regierung gegen ihn ausgeſprochenen Beſchuldigungen ſeien weder zurückgenommen, noch auch durch juriſtiſchen Beweis und richterliches Erkenntniß beſtätigt. Geſetz und Recht aber müſſe für Jeden gleich und frei ſein; Jeder, auch ſelbſt der geringſte Mitbürger, und gleichviel von welchem Glauben, habe, wo ihm ſein Recht verweigert ſcheine, denſelben

Digitized by Google

Anspruch auf ständische Verwendung. Diese Verwendung des Landtags werde nun auch in dieser Angelegenheit in Anspruch genommen: und zwar dahin, daß entweder der Erzbischof seiner Freiheit und Amtsthätigkeit zurückgegeben, oder aber, zur Entscheidung der gegen ihn bestehenden Beschuldigungen, vor die ordentlichen Gerichte gestellt werde.

Da war denn mit sichrer Hand der eigentliche wunde Punkt der ganzen erzbischöflichen Angelegenheit hervorgekehrt: der juristische. Daß das höhere, das geistige und sittliche Recht auf Seiten der preußischen Regierung war, welcher Verständige, der zugleich ehrlich sein wollte, konnte es in Abrede stellen? Aber wo auch gab es in dem damaligen Preußen ein Organ, dies höhere Recht zur Geltung zu bringen?

Der Monheim'sche Antrag, in seiner juristischen Enthaltsamkeit, ohne Phrase, ohne Leidenschaft, war daher das Gefährlichste, was der Regierung begegnen konnte. Das erkannten auch die Freunde derselben unter den Ständen sehr wohl, und gaben sich daher die äußerste Mühe, denselben gleich im ersten Stadium zu beseitigen. Ob der König nicht das Recht habe, auch in dieser Angelegenheit das unbedingteste Vertrauen zu verlangen? Es sei bekannt, daß die lebhaftesten Verhandlungen mit Rom gepflogen würden: ob es klug sei, dieselben durch Anträge, wie der vorliegende, zu kreuzen, und diese ohnedies schon so schwierige Angelegenheit in noch größere Verwirrung zu bringen? Man erinnerte an die widerwärtigen Scenen, welche ganz kürzlich erst, in Folge eines ähnlichen Antrags, auf dem westphälischen Landtag statt gefunden; man erinnerte ferner an die Zusicherungen des königlichen Propositionsdekretes; man erinnerte endlich an die von Vertrauen überfließende eigne Adresse, welche eben dieser Landtag selbst, vor wenig Tagen erst, erlassen und fragte, halb unwillig, halb spottend, ob es einer politischen Körperschaft anständig sei, dergestalt in Widerspruch zu treten mit sich selbst.

Gegen diese und ähnliche Angriffe verlangte der Antragsteller das Wort: und es war kein ganz glücklicher Gedanke des Landtagsmarschalls, ihm dasselbe, gestützt auf einen Paragraphen der Geschäftsordnung, zu verweigern; es sah dies, nachdem einmal das Wort gegen den Antragsteller ertheilt worden, einer Parteilichkeit ähnlich, welche gerade unter diesen Umständen am Meisten vermieden werden

Digitized by Google

mußte. Der Rückschlag ließ nicht auf sich warten. Wie doch?! rief man von der andern Seite: bei einer solchen Anwendung der Geschäftsordnung würde die Minorität ja stets außer Stande sein, sich Gehör zu verschaffen; es wäre fürchterlich, wenn dem, der sich verletzt und angegriffen fühle, auch nicht einmal das Wort dagegen frei stehn solle! Mit lauter Stimme rief der Antragsteller in den Tumult hinein; er betheuerte seine loyale Gesinnung, er erklärte sich bereit, für seinen König zu leben und zu sterben: nur müsse der Landtag Wahrheit werden! nur Gehör zu verlangen, sei ein Recht unterdrückter Bürger!

Als es hienach endlich zur Abstimmung kam, erklärten sich nur dreiunddreißig Stimmen für Abweisung des Antrags, fünfundvierzig dagegen für Ueberweisung desselben an einen Ausschuß. Unter dieser Majorität befanden sich zwei Mitglieder aus dem Fürstenstande, zwölf Deputirte der Ritterschaft, zwölf der Städte, zwanzig aus den Landgemeinden. Auch mehre Protestanten hatten sich für Inbetrachtziehung des Monheim'schen Antrags erklärt: während andererseits auch einige Katholiken, namentlich sämmtliche Deputirte der Stadt Cöln, dagegen gestimmt hatten.

Diese erste Schlacht also war von der katholischen Partei gewonnen. Es folgte nun, während der Antrag im Ausschuß berathen ward, für einige Wochen eine Art Waffenruhe. Das heißt, nur innerhalb des Landtags selbst; außerhalb desselben, unter der Bevölkerung der Provinz, setzte die katholische Partei ihre Agitationen nur um so lebhafter fort. Namentlich war in Cöln eine Adresse an den Landtag in Umlauf gesetzt worden, welche sich dem Monheim'schen Antrage fast wörtlich anschloß. Drei volle Jahre bereits sei der Erzbischof von Cöln aus seiner Diöcese entfernt, angeblich weil seine Handlungsweise, nach unverkennbaren Spuren, mit dem feindseligen Einflusse zweier revolutionairer Parteien in Verbindung stehe. Nur die Erwartung, daß dem Erzbischof das Recht der Vertheidigung vor der competenten Behörde nicht werde entzogen werden, habe die Gemüther bisher noch beruhigen können. Aber noch zur Stunde sei diese gerechte Erwartung unerfüllt: und so fühlten daher die Bewohner der Stadt Cöln, und zwar diese vorzugsweise, sich verpflichtet, in dieser, ihre heiligsten Interessen berührenden Angelegenheit das Wort zu ergreifen, indem sie den Provinziallandtag

Digitized by Google

ersuchten, sich bei des Königs Majestät dahin zu verwenden, daß derselbe entweder die gegen den Erzbischof erhobenen Beschuldigungen zur Aburtheilung vor die competente Gerichtstelle verweisen, oder aber, „falls etwa der Ungrund dieser Beschuldigungen sich bereits sollte herausgestellt haben", die alsbaldige Rückkehr des Erzbischofs verordnen wolle. — Die von fast zweitausend Cölner Bürgern unterzeichnete Bittschrift (womit der obengedachten Abstimmung gerade der Cölner Deputirten allerdings ein empfindliches Dementi gegeben war) wurde dem Landtag überreicht und von diesem demselben Ausschuß, wie der Monheim'sche Antrag, überwiesen.

Endlich, am 26. Juni, erstattete dieser Ausschuß seinen Bericht über beide Anträge. Der Referent des Ausschusses schickte die Versicherung voran, daß, bevor er an die Lösung des ihm gewordenen „ehrenvollen, aber gewiß nicht beneidenswerthen" Auftrages gegangen, er seine verschiedenen Pflichten „als Christ, als Mitglied der katholischen Kirche, als Mitbürger einer, verschiedenen christlichen Bekenntnissen zugethanen Provinz, endlich als Staatsbürger und Mitglied dieser verehrten Versammlung," sehr wohl in Erwägung gezogen habe; keine einzige dieser Pflichten zu verletzen, sei der aufrichtige, „vor Gott und Menschen" gefaßte Vorsatz, dessen er sich stets bewußt geblieben.

Nach diesem mehr feierlichen als parlamentarischen Exordium verlas er sodann den Bericht des Ausschusses selbst. Derselbe gedachte zuerst des Ereignisses vom 20. November 1837: eines Ereignisses, das man leider nur allzu oft versucht habe, als unerheblich und ohne dauernden Einfluß auf die Stimmung der Bevölkerung darzustellen: während es doch in der That auf die große Menge der katholischen Einwohnerschaft „den traurigsten Eindruck gemacht und, was auch immer zur Aufklärung, Rechtfertigung und gesetzlichen Begründung desselben gesagt und geschrieben werden mochte, als eine reine Thatsache, die Liebe, das Vertrauen, die Zuneigung des katholischen Volks zu dem Gouvernement, welche bis dahin in so erfreulicher Weise Wurzel gefaßt und Blüthen getrieben hatte, wie ein Rauchfrost den Schmuck des Lenzes, für lange Zeit auf das Beklagenswertheste verkümmert habe." — Was in dem Gemüth des verstorbenen Monarchen, „des mildesten, liebevollsten und menschen-

Digitized by Google

freundlichſten," vorgegangen, bis er ſich entſchloſſen, gegen einen Prälaten der Kirche, einen „frommen und bewährten Greis", zu verfahren, wie er gethan, wer vermöge es zu ermeſſen?! Jedenfalls habe der König es für ſeine Pflicht gehalten, ſo und nicht anders zu handeln. Möglich, daß auch Mißverſtändniſſe und Verdächtigungen mit untergelaufen, welche ſich ſpäter nicht begründet gefunden; der Ausſchuß „erlaube ſich darüber kein Urtheil". Auch komme es darauf gar nicht mehr an: denn ſchon ſeit Längerem ſei die anfängliche ſchwere Haft des Erzbiſchofs auf bloße Entfernung von ſeiner Diöceſe beſchränkt, und ihm ein unbehinderter Aufenthalt im Schooße der Seinen, oder wo es ihm ſonſt gefällig ſei, geſtattet worden. Es ſei mithin ſchon die erſte Vorausſetzung des Antrags falſch: die perſönliche Freiheit des Prälaten ſei gar nicht mehr beſchränkt, vielmehr genieße er ihrer im vollſten Maße; die einzige Beſchränkung, welche noch ſtattfinde, betreffe die Wiederkehr in ſeinen Sprengel und zu ſeiner Amtsverwaltung. Ueber dieſen Punkt nun aber, den einzigen, um den es ſich bei der vorliegenden Frage überhaupt noch handeln könne, ſeien die Verhandlungen mit dem Erzbiſchof ſowohl, wie mit dem päpſtlichen Stuhl unausgeſetzt gepflogen worden, und dauerten, „wie der Ausſchuß gegen die irrig verbreitete Meinung ausdrücklich verſichern könne", auch zur Stunde noch ununterbrochen fort. Ja aus allen „öffentlichen und Privatnachrichten" gewinne es die „höchſte Wahrſcheinlichkeit", daß der römiſche Stuhl ſelbſt nicht mehr mit der erſten Strenge auf die Aufhebung dieſer einzigen noch vorhandenen Beſchränkung beſtehe, vielmehr ſchon in dieſem Augenblick darauf bedacht ſei, wie den billigen Wünſchen des Königs, ohne Verletzung der kanoniſchen Rechte, Genüge geleiſtet werden könne. Nur ſo wenigſtens vermöge der Ausſchuß ſich die Hoffnungen auf eine nahe Ausgleichung auszulegen, welche zu wiederholten Malen von Rom ſelbſt angedeutet worden. Dieſe Lage der Verhandlungen aber „angenommen", und die Nachgiebigkeit des Papſtes „vorausgeſetzt", welcher Katholik möchte es alsdann wohl mit ſeinem Gewiſſen vereinbaren können, gegen Wunſch und Abſicht des Papſtes ſelbſt, und ſeinem beſſeren Ermeſſen trotzend, unbedingt und unberufen auf volle Wiederherſtellung des Erzbiſchofs anzutragen? Möge doch Niemand, warnte der Ausſchuß, indem er die bürgerlichen und kirchlichen Rechte des Prä-

Digitized by Google

laten zu vertheidigen glaube, sich der Gefahr blosstellen, den Absichten des päpstlichen Stuhles selbst entgegenzutreten! möge Niemand „katholischer sein wollen als der Papst selbst!" — Das Aeußerste, was sich bei dieser Lage der Dinge rechtfertigen lasse, wäre allenfalls, den König um Mittheilung über den gegenwärtigen Standpunkt der diplomatischen Verhandlungen zu ersuchen. Allein wie sehr auch ein solcher Antrag „gegen alle parlamentarische Schicklichkeit" verstoßen würde, dafür bedürfe es wohl keines Beweises. — Nach diesem Allen daher könne der Ausschuß sein Gutachten zuvörderst nur dahin abgeben: „daß der Erzbischof von Cöln in seiner persönlichen Freiheit gegenwärtig auf ungesetzliche Art dergestallt nicht beraubt sei, daß der Landtag sich wegen abzustellender Bedrückung eines Individuums zu einer Verwendung bei dem Thron berufen oder verpflichtet finden könne." In den Befugnissen des Landtags liege eine derartige Verwendung allerdings: aber schwerlich in diesem Falle. Denn die betreffende Gesetzesstelle wolle „wohl mehr nur von solchen Bedrückungen reden, die bis dahin ungekannt und ungehört erst durch das Organ der Ständeversammlung zur Kunde des Monarchen gebracht werden sollten." Die Verhältnisse dagegen, unter welchen die Entfernung des Erzbischofs von seinem Sprengel fortbestehe, lägen aller Welt klar vor Augen, Niemand kenne ihren innern Zusammenhang genauer, Niemand durchblicke ihn tiefer, als der König selbst — wozu also hier noch erst die Vermittelung des Landtags?!

Was aber den zweiten Punkt des Antrags betreffe, nämlich den Erzbischof vor die öffentlichen Gerichte zu stellen, so könne der Ausschuß, bei aller Achtung, welche auch er für das Gefühl für gesetzliche Freiheit und für Abwehrung von Cabinetsjustiz und Despotismus hege, sich dennoch der Ueberzeugung nicht erwehren, daß durch Bewilligung dieses Gesuchs Niemandem eine schmerzlichere Verlegenheit würde bereitet werden, als eben dem, in dessen Interesse dasselbe gestellt sei: dem Erzbischof selbst. „Im ruhigen Gefühle ihrer Grundlosigkeit", habe der Erbischof die wider ihn erhobene, übrigens auch von dem Gouvernement selbst seitdem zurückgenommene harte Anklage jederzeit „mit Indignation" von sich gewiesen; wie zwecklos, wie verletzend es ihm erscheinen müßte, sollte über diese, von ihm einfach abgewiesene Anklage jetzt noch eine gerichtliche Verhand-

Digitized by Google

lung angeſtellt werden! Außerdem aber wo das Gericht für dieſe Verhandlung denn ſei? wer der Richter ſei, vor deſſen Forum dieſer Proceß geführt werden ſolle? Ja angenommen, daß der „oberſte, ja der ſouverainſte der ganzen Monarchie" als der richtige dazu ermittelt würde, ob nach allem Vorliegenden ſich auch nur denken laſſe, daß der Erzbiſchof denſelben als competent anerkennen würde? und ob die Stände durch Herbeiführung dieſes unvermeidlichen Competenzſtreites die bereits vorhandenen beklagenswerthen Differenzen zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Macht nicht noch ins Unendliche vermehren würden, beiden zum Schaden?

Darum könne der Ausſchuß die Antragſteller nur bitten, nur beſchwören, von dieſem Antrage abzuſtehen! könne ſie nur warnend zurückrufen von dieſem Abgrund, in den ſie in „verblendender Aufregung" ſich und ihre „weiſeren Clienten" zu ſtürzen im Begriffe ſtänden! Der Antrag ſei gefahrbringend für die Rechte und Satzungen der katholiſchen Kirche ſelbſt; Jeder, der es mit ihr, ja mit der Würde und der amtlichen Stellung des Herrn von Droſte ſelbſt nur halbwegs redlich meine und dieſelbe aufrecht zu erhalten wünſche, müſſe ihn mit dem entſchiedenſten Unwillen verwerfen; nicht die ihn annähmen, ſondern umgekehrt, die ihn zurückwieſen, ſeien die wahren Freunde des Prälaten, ja der Kirche ſelbſt.

Wollten die Stände nun aber ſchließlich die wohlgemeinte und redliche Anſicht des Ausſchuſſes über dieſes ganze erzbiſchöfliche Zerwürfniß mit Ruhe und Unbefangenheit vernehmen: ſo vermöge er in demſelben überhaupt nur eine „wunderbare Fügung des Himmels" zu erkennen, im „unverkennbarſten Intereſſe der Kirche ſelbſt und zu ihrem Heil". Schon ſei „aus den Leiden, welche Einzelne auf dieſem Wege zu erdulden gewürdigt worden, der Herde Chriſti eine ganze Saat der blumenreichſten Weide aufgegangen"; wo die Noth am Größten, ſei Gott am Nächſten; wo „die endliche Vernunft und die Klugheit der Welt keinen Rath mehr wiſſe, beſitze die göttliche Weisheit ſtets noch Hilfe und Erbarmungen in Fülle". Nicht daher anmaßender Eingriff in den Gang der Ereigniſſe zieme den Ständen in dieſem Augenblick, ſondern — „Vertrauen und Gebet"!

Daher, und weil ſchon das Evangelium zu Ehrfurcht und Gehorſam gegen die rechtmäßige Obrigkeit anweiſe; weil ferner bisher auch nicht der leiſeſte Grund zu einem Mißtrauen in die Ver-

Digitized by Google

heißungen des Königs vorhanden sei; weil endlich, was die vorliegende Angelegenheit betreffe, die Gefühle und Wünsche der Provinz in der einstimmig angenommenen Adresse vom 26. v. M. bereits hinreichend zur Kunde des Königs gebracht worden seien: — daher und aus allen obigen Gründen würden die Stände ihre Pflicht „als Christen wie als Staatsbürger" nur alsdann unverletzt erhalten, wenn sie, was der Ausschuß hiemit in vollster Form befürworte, in festem Vertrauen „auf Gott und den König", dem in Frage stehenden Antrage, in der vorliegenden Fassung wenigstens, keine Folge gäben. —

Es wäre überflüssig, die Gehaltlosigkeit und Schwäche dieser Deduction erst nachzuweisen; wenn die Regierung keine bessern Vertheidiger fand, so hatte sie wenig Aussicht zum Siege. Der Monheimsche Antrag stellte eine einfache juristische Alternative; der Bericht des Ausschusses, trotz seiner Weitschweifigkeit, hatte sie nicht erledigt. Freilich wohl, wenn man, wie der Berichterstatter, sich mit Annahmen und Voraussetzungen begnügen wollte, so war es überflüssig gewesen, diese ganze Debatte auch nur anzuregen. Auch sind Vertrauen und Gebet ohne Zweifel wohl treffliche Dinge: aber nur in einer Rechtsfrage, wie diese, sie einer politischen Körperschaft anempfehlen wollen, hatte doch fast etwas Ridicules. Wie denn überhaupt diese Capucinade am Schluß des Berichtes ziemlich unangenehm auf die Zuhörer wirkte: und das gerade am Meisten auf diejenigen, auf die sie recht eigentlich gemünzt war — sie merkten die Absicht . . .!

Auch zeigte sich sogleich, daß der Beschluß des Ausschusses sehr weit entfernt war, mit Stimmeneinigkeit gefaßt zu sein; die Minorität versäumte nicht, die von ihr abgegebenen Separatvoten ebenfalls zur Kenntniß des Landtags zu bringen. Ein Deputirter aus dem Stande der Ritterschaft hielt es endlich an der Zeit, daß der König die „wahre Stimme" der Provinz in Betreff der bischöflichen Angelegenheit erfahre; darum drang er auf Annahme des Monheim'schen Antrags. Den Widerspruch mit der früher beschlossenen Adresse, den man diesem Antrag vorgeworfen, vermöge er noch nicht abzusehen. Eine Adresse sei kein Antrag und auch in jener werde ja „der bedrängten Zeit" gedacht; nun gut, der Monheim'sche Antrag sei der Commentar, worin diese Bedrängniß der Zeit bestehe. Wäre

Digitized by Google

der Landtag schon früher zusammenberufen worden, so würde er sich ohne Zweifel auch schon früher über das unglückselige Ereigniß des 20. Novembers ausgesprochen haben. Nicht aus Gleichgiltigkeit habe die Rheinprovinz sich so lange schweigend verhalten, sondern weil sie Vertrauen gesetzt habe in die oftmals wiederholten Versicherungen der Regierung. Aber das Vertrauen sei erschöpft, nicht Worte mehr, sondern nur noch Thaten könnten die gesunkene Stimmung wieder aufrichten. Die gegen den Erzbischof vorgebrachten Beschuldigungen hätten sich als grundlos erwiesen: so möge man das geschehene Unrecht denn endlich wieder gut machen, indem man den Herrn Erzbischof auf seinen bischöflichen Stuhl zurück und in die Wirksamkeit seiner kirchlichen Würde wieder einführe.

Minder heftig, aber mit nicht geringerem Nachdruck, sprach sich ein anderes Mitglied des Ausschusses, ein Deputirter des vierten Standes, aus. Ihre Pflicht gegen den König sowohl, wie ihre Pflicht und Stellung gegen die Provinz habe der Minorität des Ausschusses nicht gestattet, sich dem Berichte des Referenten anzuschließen: weil sie nämlich das Gefühl für Recht und persönliche Freiheit nicht unterdrücken könnte, auch da nicht, wo „hochgestellte Personen" und verwickelte politische oder religiöse Verhältnisse dabei in Betracht kämen. Die Freiheit dürfe durch keine Definitionen modificirt oder mißdeutet werden; in ihrem ganzen Umfange sei sie Eigenthum des Volkes, und bilde die Basis aller socialen Verhältnisse. Daß diese Freiheit durch die gewaltsame Wegführung des Erzbischofs verletzt worden, ja daß sie noch gegenwärtig ihm geraubt sei, darüber habe die Minorität sich niemals täuschen lassen, auch durch keine noch so große Verwicklung der Verhältnisse und Unterhandlungen. Auch jetzt, so ungern sie diese Verwicklung noch vermehre, könne sie sich dadurch doch nicht abhalten lassen, zu erfüllen, was sie als ihre Pflicht erkannt. Vor dem Gesetz seien alle gleich, keine kirchliche Würde sei hoch genug, demselben zu entziehen; wo immer ein Vergehen begangen, da müsse auch der Mund geschworener Richter das Schuldig sprechen.

Diesem energischen Redner ward von der entgegengesetzten Seite der Versammlung ein anderer desselben Standes gegenübergestellt: aber mit geringem Glück. Durch die einstimmig angenommene Adresse, suchte dieser Redner zu beweisen, sei die ganze Sache erledigt

Digitized by Google

und abgemacht; sie nach kaum drei Wochen noch einmal und in der Form eines eigenen Antrags vorbringen, würde eine Rücksichtslosigkeit sein und ein Zeichen von Mißtrauen gegen den König, das sich durch nichts rechtfertigen lasse. Mit großer Emphase erinnerte der Redner weiter an die persönlichen Beziehungen des Königs zu den Rheinlanden und wie derselbe schon bei seinem ersten Auftreten am Rhein, vor fast einem Menschenalter, die lebhaftesten Sympathieen für die Rheinprovinz und ihre Bewohner kund gegeben habe. Dieser selbe Fürst sei jetzt ihr König und besitze als solcher auch die Macht, „seinen Rheinländern" das zu geben und sie so zu behandeln, „wie ihr loyaler Charakter, unser Stolz! es verlangt und auch verdient". Die Versammlung solle daher consequent bleiben und sich nicht in Widerspruch setzen mit sich selbst, indem sie heute zweifle, wo sie gestern erst ein unbedingtes Vertrauen ausgesprochen; sie solle den gesunden Sinn des Volkes, das in seiner Masse ganz ebenso denke, wie der Redner, ehren und nicht „den Charakter der Rheinländer compromittiren, indem sie Stoff zur Aufregung gebe."

Also der Hauptsache nach dieselben Motive, die schon der Ausschußbericht hatte geltend zu machen gesucht: Loyalität, Vertrauen, höhere Rücksichten!

Allein wie wenig in der That mit diesen Motiven hier entschieden ward, das mußte auch dem Befangensten sichtbar werden, als nunmehr der ursprüngliche Antragsteller, Doctor Monheim, das Wort ergriff und in wohlberechneten Wendungen, Schritt vor Schritt, die völlige Hohlheit des Ausschußberichtes erwies. Das Referat über seinen Antrag habe sich hauptsächlich in kirchlichen Auseinandersetzungen ergangen; Kirchliches hier vorzubringen gezieme sich aber nach seiner Ueberzeugung nicht; er werde also auch dies Kirchliche ganz bei Seite lassen und sich nur an das Sachliche des Berichtes halten. Hier sei denn zuvörderst die vom Referenten versuchte Beweisführung, als ob der Erzbischof in seiner Freiheit gar nicht beschränkt sei, „eine wahre Subtilität": und möchte er die einzelnen Mitglieder der Versammlung wohl fragen, ob nicht sie selbst die Verwendung der Stände sehr dankbar annehmen würden, auch dann, wenn sie, gleich dem Erzbischof, sich zwar im Schooß ihrer Familien befänden, aber, wiederum gleich dem Erzbischof, sich nicht hinbegeben dürften, wohin sie wollten?! Daß es aber in den Attributen des Landtags liege,

Digitized by Google

wegen Abstellung einer derartigen Beschränkung sich beim König zu verwenden, darüber könne, nach der vom König selbst festgesetzten Stände-Institution, kein Zweifel sein. Der Redner verlas den Wortlaut des betreffenden Paragraphen: eines Paragraphen, „den die Stände aus den Händen des verewigten Königs erhalten hätten und der für sie nicht nur ein Recht begründe, sondern auch eine Pflicht." Das Alles sei „sonnenklar" und die vom Referenten erhobenen Bedenklichkeiten wären bloße „willkürliche Annahmen". — Der Redner zeigte weiter, daß es auch ihm weder an Loyalität fehlte, noch an der Gabe und der Neigung, dieselbe kund zu geben; nur daß er den Begriff dieser Loyalität ein wenig anders faßte. Freilich, sagte er, hätten mit den übrigen Huldigungsdeputirten auch sie dem König unverbrüchliche Treue geschworen: aber neben diesem Gelübde hätten sie noch ein anderes geleistet und auch dieses mit ganzer Seele: das Gelübde nämlich, nach Kräften alles Schädliche vom Staate abzuhalten. Was es nun aber Schädlicheres geben, was die Gemüther mehr beunruhigen könne, als Gesetzesverletzungen? Wer es daher „redlich meine mit seinem lieben König", wie denn er, der Antragsteller, hier nochmals betheure, für seinen König leben und sterben zu wollen, dem gebiete es die Pflicht, Wahrheit zu sprechen! sie zu sprechen mit offner Stirn und reinem Gewissen, wie der König selbst es wolle und wünsche! Die Stände würden somit „ihrem lieben König am Besten und Redlichsten dienen, würden ihren großen Monarchen am Würdigsten ehren, wenn sie, eingedenk dieses ihres Huldigungseides, ohne Furcht und Zagen, mit der Anhänglichkeit wahrer Landeskinder, zu ihrem liebevollen Landesvater mit reinem kindlichem Gemüthe hinaufblicken und gerade dadurch das unbegrenzte Vertrauen bethätigen, das sie in ihren guten Landesvater setzen, da gerade aus dem gemüthlichen Sprechen, aus dem gänzlichen Aufdecken aller Falten des Herzens, aus dem freimüthigen Aussprechen aller Bitten und Wünsche, der Beweis des höchsten Vertrauens unbezweifelt hervorgehe, während dumpfes, hoffnungsloses Dahinbrüten und feiges, unzeitiges Schweigen vorhandenes Mißtrauen verrathe." — Der Redner vertheidigte sodann die Alternative seiner Forderung. Dieselbe gehe als eine natürliche Consequenz aus der Stellung seines Antrages hervor; folgerecht, streng logisch, sei sie auch arglos und mit reinem Gewissen geschehen. Ebenso sei

Digitized by Google

er keineswegs gemeint, dies für die einzig mögliche, einzig wünschenswerthe Lösung der Angelegenheit zu halten: weit entfernt (wie der Ausschußbericht ihm vorgeworfen) katholischer sein zu wollen, als der Papst selbst, würden alle wahren Katholiken sich dem Willen des Oberhaupts der Kirche unterwerfen, sobald sie nur erst von einer Ausgleichung hörten, welche mit dem Papst getroffen und von ihm bestätigt wäre; das sei ja eben, worauf Alle mit höchster Sehnsucht fortwährend warteten. — Endlich gedachte der Redner der Aufforderung zum Gebet, zu Treue, Gehorsam und Vertrauen, mit welcher der Referent des Ausschusses geschlossen; mit verdientem Spotte geißelte er die scheinheilige Inconsequenz, daß man zwar Gott seine Bitten vortragen solle, aber „den natürlichen Instanzenzug einhalten und vorher oder gleichzeitig auch eine Bitte an seinen lieben König richten, der doch ebenfalls von Gottes Gnaden und an seiner Statt regiere," solle nicht gestattet sein! Was aber die Aufforderung zu Gehorsam und Treue angehe, so sei sich hier ein Jeder seiner Pflichten auch wohl ohnedies bewußt und wäre mithin „die Anspielung aufs Evangelium hier wohl schwerlich am rechten Ort gewesen".

Die Entgegnung des Referenten war matt und unbedeutend; auch seine wiederholte Versicherung, „daß er in bedenklichen Lebenslagen in der That niemals zu einem anderen Mittel zu greifen gewußt habe, als zum Gebet," vermochte nicht das Ridicüle zu entfernen, welches gerade auf dieser Stelle seines Berichtes lag und das der vorige Redner so geschickt ausgebeutet hatte.

Inzwischen hatte an diesen persönlichen Scharmützeln zwischen Berichterstatter und Antragsteller, also gewissermaaßen zwischen den Führern der Parteien, die Stimmung der Versammlung selbst sich merklich gesteigert; von Rede zu Rede, Entgegnung zu Entgegnung wuchs die gegenseitige Heftigkeit. Schon kam es zu einzelnen persönlichen Beschuldigungen, zu Anklagen und Verdächtigungen, vornämlich (wie das allemal zu sein pflegt) von derjenigen Seite, die übrigens an Gründen die schwächste war, das heißt also hier, von Seiten der Regierung und ihrer Freunde. Schon wurde der Antragsteller mit Heftigkeit aufgefordert, Angesichts der Versammlung die Worte zu wiederholen, welche der König selbst bei Veranlassung des Huldigungsfestes über diese erzbischöfliche Angelegenheit zu ihm gesprochen, und in denen derselbe, neben allgemein gehaltenen Hoff-

Digitized by Google

nungen und Zusicherungen, besonders den Wunsch geäußert hatte, es möchte bei Gelegenheit der Huldigung keine Petition zu Gunsten des Prälaten bei ihm eingereicht werden: eine Aufforderung, der offenbar keine andere Absicht zu Grunde lag, als die ziemlich perfide, den Antragsteller selbst, durch Wiederholung der königlichen Worte, kämpfen zu lassen gegen sich selbst und ihn zu verdächtigen gleichsam durch seinen eignen Mund. — Am Eifrigsten in dieser Art der Polemik zeigte sich ein „Abgeordneter aus dem dritten Stande". Nach den beruhigenden Erklärungen, welche der Antragsteller selbst so eben versichert, aus dem Munde des Königs vernommen zu haben, sei es ihm, erklärte dieser Redner, um so unbegreiflicher, wie derselbe dessen unerachtet einen solchen Antrag habe stellen können. Der Antragsteller wisse sich so viel mit seinem Vertrauen und seiner Loyalität: so sei es denn nachgerade Zeit ihm zu sagen, daß er sich damit in einer Selbsttäuschung befinde. Oder was das für eine Art sei, Vertrauen und Liebe zum König zu beweisen, eine Motion zu stellen, wie diese, welche die Gemüther aufrege und die loyalen Versicherungen der Addresse entkräfte? Im englischen Parlament (und dieses parlamentarische Citat war nach der Meinung des Redners gewiß nicht der geringste Trumpf, den er ausspielte) würde schon die bloße Erklärung eines Ministers, daß Verhandlungen obschwebten, welche durch eine weitere Besprechung der Sache gefährdet werden könnten, hinreichend sein, die Zurücknahme des Antrags zu erwirken — und hier nun gar habe der Landesherr selbst die allerberuhigendsten königlichen Zusicherungen gegeben! Ob man sich wohl selbst klar sei, was man eigentlich verlange? Nichts Geringeres, als daß der König öffentlich mißbillige und redressire, was auszuführen sein königlicher Vater als eine schmerzliche Nothwendigkeit erachtet. Aber freilich, man scheine die Sache absichtlich aus dem kirchlichen Gebiet in ein „gesetzliches Labyrinth" herüberziehen zu wollen. Der Redner dagegen sei überzeugt und wisse, daß durch starres Festhalten am abstrakten Recht das Glück der Provinz nicht gefördert werde. Sie hätten das Glück, einen König zu besitzen, den in diesen verhängnißvollen Zeiten Gott selbst zum Schutz und Heil aller Deutschen auf den Thron berufen; alle Deutsche hätten gewisse Rechte an diesen König, ganz Deutschland preise und bewundere ihn: es sehe aber auch auf die rheinischen Stände, ob diese die schwere Verant-

Digitized by Google

wortlichkeit auf sich laden würden, „einen solchen König zu betrüben“ und ihn zu entmuthigen in seinem edlen Streben. Die Geschichte werde ihrer Aller Namen aufzeichnen, auch den des Antragsstellers, der sich vielleicht den falschen Ruhm einer „ganz rücksichtslosen“ Liberalität erwerben werde, aber eine Bürgerkrone ganz gewiß nicht. — Der Redner zählte weiter die Verdienste auf, welche schon Friedrich Wilhelm der Dritte sich um die Herstellung des Kirchenstaats erworben, sowie die Wohlthaten, die er der katholischen Kirche des Rheinlandes zugewandt; er erinnerte an die Freiheiten, die er ihr zugestanden, an die Bisthümer, die er eingesetzt, die Kirchen und Klöster, die er ihr zurückgegeben, die wiederholten und ansehnlichen Summen, die er zur Verbesserung der Pfarrergehalte bewilligt. Und für Alles dies könne man sich undankbar bezeigen? und das Grabgewölbe eines solchen Königs könne man „entweihen“ wollen durch Annahme einer so „heillosen“ Motion? Nimmermehr: kein fremdartiger, sondern der „alte biedere deutsche Geist“ werde die Stände beseelen und ihre Abstimmung leiten in ganzem Vertrauen zu dem Könige! —

Es war, sollte nicht die ganze Debatte in gegenseitige persönliche Beschuldigungen und Anklagen verlaufen, die höchste Zeit, daß diesem gehässig leidenschaftlichen Gange derselben ein Ziel gesetzt ward. Dieses Verdienst erwarb sich der „Deputirte aus dem Stande der Ritterschaft“, welcher zunächst das Wort ergriff, und zwar, wie im Bericht ausdrücklich vermerkt ward, vom Platze des Referenten aus. Auch er unterstützte den Monheim'schen Antrag. Gerechtigkeit, sagte er unter Anderm, sei die sicherste Stütze der Staaten; umzukehren auf der Bahn des Irrthums, könne so wenig einer ganzen Regierung wie einem Einzelnen zu Schaden oder Vorwurf gereichen. Daß aber die preußische Regierung mit den außerordentlichen Anklagen, welche sie Anfangs gegen den Erzbischof erhoben und auf die hin seine Verhaftung erfolgt, sich im Irrthum befunden habe, das sei von ihr selbst eingestanden durch das tiefe Stillschweigen, in welchem sie selbst seitdem diese Anklagen begraben. Der verstorbene König habe durch sein Leben wie seinen Tod bewiesen, daß die Wahrheit des christlichen Glaubens und Gerechtigkeit ihm stets das Höchste und Heiligste gewesen. Wenn diesem großen und christlichen Könige die innern Verhältnisse der katholischen Kirche bei alledem fremd gewesen, wenn er sie nur von seinem confessionellen Stand-

Digitized by Google

punkte aus betrachtet und, von der Wahrheit seiner Lehre durchdrungen, auch Anderen dieselbe zugänglich zu machen gesucht habe, so gebe er der Geschichte das Urtheil anheim, in wie weit dies ein politischer Fehler gewesen; daß es aber kein Fehler des Herzens gewesen, darüber sei schon jetzt weder ihm, dem Redner, noch überhaupt den katholischen Unterthanen des Königs ein Zweifel. Das Buch der Bücher selbst sage, daß der Gerechte sieben Mal falle an einem Tage: wie sollten denn sie, die katholischen Unterthanen des frommen dahingeschiedenen Königs, eines Irrthums wegen, in den er obenein nur aus Liebe zu ihnen verfallen, Gefühle der Bitterkeit nähren in ihren Herzen? wie deshalb Anstand nehmen, ihm die schönste Krone zuzugestehen, die seine Stirn geziert, die Krone der Gerechtigkeit? Nein: fern sei es von ihnen, so lieblos zu denken; fern aber möge es auch von den Andersglaubenden sein, sie, uneingedenk der Vorschriften ihres gemeinsamen christlichen Glaubens, solcher lieblosen Gedanken fähig zu halten. — Jetzt hätten sie nun einen neuen König gewonnen, und zwar einen solchen, von dem ein Jeder die Ueberzeugung in sich trage, daß ein edleres Herz nie auf einem königlichen Thron geschlagen. Wenn sie nun mit diesen Gefühlen ihre Blicke auf die vorliegende Frage richteten; wenn sie sich erinnerten, welchen Ausgang derselbe Streit in einer andern Provinz genommen; wenn sie in Erwägung zögen, daß keine Thatsache, kein Actenstück auch hier einem gleich gerechten, gleich glücklichen Ausgang entgegenstände; wenn sie ferner bedächten, daß der Tod des Erzbischofs von Köln, der in der That jeden Augenblick möglich sei, in der Geschichte Preußens die Festung Minden in einen unverlöschlichen Widerspruch bringen würde „mit jener bei Weitem stärkeren Festung der Mühle von Sanssouci"; wenn sie dies und Anderes mehr ins Auge faßten, wer von den Ständen alsdann noch zweifeln könne, daß es hier Pflicht sei zu reden und nicht zu schweigen? daß es Pflicht sei, unerläßliche Pflicht, den König zu bitten, daß er auch dem Erzbischof von Köln dasjenige gewähre, was bisher in der Geschichte Preußens auch nicht dem geringsten Unterthan verweigert worden?! — Der Redner wandte sich darauf, mit wahrhaft würdigen und ergreifenden Worten, an die „Herren anderer Confession," als für die noch ein ganz besonderer Grund vorliege, den Monheimschen Antrag zu unterstützen. Seit der großen Religionsspaltung,

Digitized by Google

seit zuerst der Name der Evangelischen in Deutschland aufgetaucht, sei die Einheit Deutschlands grundsätzlich gestört, seine Kraft gelähmt gewesen. Jahrhunderte seien vergangen seitdem in blutigem Hader, bis endlich diese Kämpfe aus dem Gebiet der Politik sich zurückgezogen auf das Gebiet der Lehre, wohin sie gehörten und wo sie mit ehrlichen Waffen möchten ausgefochten werden. Die politische Einheit Deutschlands sei heutzutage das Ziel, nach welchem Alle strebten; in ihre aber, die Hand der Evangelischen, sei es in diesem Augenblick gegeben, das, was auf diesem Wege bereits erreicht worden, jetzt aufs Innigste zu befestigen. „Wir verlangen", rief der Redner, „nichts von Ihrem Glauben, nichts von Ihrer Lehre: nur von Ihrem Rechtsgefühl verlangen wir, daß Sie mit uns den König bitten, dem Erzbischof von Köln dasselbe zu Theil werden zu lassen, was Sie für den Geringsten der Ihrigen stets zu fordern bereit sein werden!"

Der Redner ging demnächst die vom Ausschuß aufgestellten Gegengründe noch einmal durch; er wies noch einmal und nicht ohne gelehrten Aufwand die trügerische Spitzfindigkeit der einen, die thatsächliche Unbegründetheit der andern nach. Der Ausschußbericht, fuhr er fort, verweise drittens auf die zwischen dem Könige und dem Papst über diesen Gegenstand schwebenden Verhandlungen, in welche die Petition der Stände nicht störend eingreifen solle. Ganz gewiß sähe auch er und mit ihm die Vielen in dieser Versammlung, welche die Ansichten des Antragstellers theilten, mit gleicher Spannung, gleich heißen Wünschen auf diese Verhandlungen hin. Gleichwohl, wenn sie aufrichtig sein wollten, so müßten die Stände sich doch selbst sagen, daß über den eigentlichen Stand, Verlauf und Ausgang dieser Verhandlungen Niemand von ihnen auch nur etwas Zuverlässiges zu sagen wisse. Jedenfalls könnten dieselben, möglicher Weise, doch auch mißlingen: und sie, die Stände, kämen erst nach zwei Jahren wieder hier zusammen! Was inzwischen werden solle, wenn die Verhandlungen ihren Zweck nun nicht erreichten und der Erzbischof auf seinem Recht beständе? Es bliebe ja dann doch immer nur Ein Weg übrig, ein Weg, der allein vereinbar sei mit der Ehre und Würde der Regierung sowie mit der Pietät gegen den verstorbenen König, derselbe Weg, den der Antragsteller bezeichnet: daß dem Erzbischof sein Recht werde. Auch gebe es ein leichtes Mittel, den eingebrachten

Digitized by Google

Antrag in Einklang zu setzen mit den Rücksichten, welche der Ausschußbericht für die obschwebenden Verhandlungen fordere. Nämlich man dürfe demselben nur folgende veränderte Fassung geben, wie er, der Redner, im Einverständniß mit dem ursprünglichen Antragsteller, es hiemit thue: „Se. Majestät zu bitten, für den Fall, daß die oft erwähnten Verhandlungen zu einer gegenseitigen Verständigung nicht führen sollten, alsdann zur Beruhigung der Provinz entweder dem Erzbischof Clemens August seine volle gesetzliche Freiheit und Amtswirksamkeit wieder zu geben — oder aber allergnädigst zu befehlen, daß über die gegen denselben veröffentlichten Beschuldigungen den bestehenden Gesetzen gemäß verfahren und erkannt werde" — und wolle er diesen modificirten Antrag hiemit als eventuelles Amendement eingebracht haben.

Zum Schluß wandte dieser Redner (und bei der würdigen und überlegnen Haltung, welche er selbst bewiesen, stand ihm dieses Censoramt wohl zu) sich noch gegen „einige im Lauf der Verhandlungen gebrauchte Ausdrücke", die, verstanden oder mißverstanden, jedenfalls Veranlassung geben könnten, als persönliche Verdächtigungen betrachtet zu werden. Sie, welche den vorliegenden Antrag unterstützten, verdächtigten Niemand, der ihre Ansichten nicht theile; sie glaubten aber auch dasselbe fordern zu dürfen für sich. Namentlich in dem Vortrage des Berichterstatters hätten sich die unverkennbarsten Spuren solcher Verdächtigungen gefunden; ob dieselben jedoch der Würde der Versammlung entsprächen, ob sie das Vertrauen kräftigten, den Frieden beförderten, das glaube er dreist dem Urtheil der Versammlung selbst überlassen zu dürfen. „Ich will", schloß der Redner, „mit offnen Waffen streiten, ich will Ihnen in diesem wichtigen Augenblick nichts von dem vorenthalten, was in meinem Herzen vorgeht. Ich bekenne es hiemit offen und frei, ich habe außer dem allgemeinen Interesse noch ein anderes, und zwar ein rein persönliches, welches mich bestimmt, dem Antrage das Wort zu reden. Hören Sie mich und richten Sie auch darüber. Der Himmel hat mich mit sechs Söhnen gesegnet. Was ich denselben an irdischen Gütern hinterlassen werde, steht in Gottes Hand. Doch in meine Hand ist es gelegt, ihnen das Bewußtsein zu hinterlassen, daß ich nie geschwiegen da, wo es galt, für Wahrheit und Recht meine Stimme zu erheben. Daß aber dies das einzige Motiv, das mich

Digitized by Google

leitet, das versichere ich Sie bei Allem, was mir heilig und theuer im Leben ist und jemals im Leben heilig und theuer war!" —

Ihr zuckt die Achseln, wie? und findet es unbegreiflich, wie ein Mann, der übrigens eine so edle, so sachgemäße Beredsamkeit an den Tag gelegt, sich schließlich in solche sentimentale Phraseologie verlaufen kann? Ganz wohl: aber — „Diese mit tiefem Gefühl gesprochenen Worte", setzt der officielle Bericht bei dieser Stelle hinzu, „erregten bei der Versammlung große Theilnahme". —

Wahrlich, die Regierung und ihre Freunde befanden sich in einer bedauernswerthen Lage, einer Lage, nicht unähnlich jener so überaus peinlichen, in der wir uns mitunter im Traum befinden, wo ein Wort, eine Bewegung uns von einer drohenden Gefahr erretten könnten — und wir sind gebunden, starr, todt, bezaubert, und wissen es und können das Wort nicht aussprechen, können die Hand nicht rühren! Eine solche Bezauberung fand auch hier statt: der Staat, wie er sich so gern nannte, der Bildung und der Intelligenz, in einer Angelegenheit, wo er ganz unzweifelhaft das Recht der Humanität und der Sittlichkeit auf seiner Seite hatte, gegenüber den Angriffen der Katholiken — welche Umkehrung aller Verhältnisse ist das?! Sie sprechen von Recht und Freiheit, sie rufen die erhabene Idee der Gerechtigkeit und Gleichheit an — und er, der Staat der Bildung, der Verfechter des Protestantismus, er hat nichts als ein ohnmächtiges Gestammle von „Vertrauen und Rücksichten" und noch einmal „Rücksichten und Vertrauen?!" — Wir haben bereits gesagt, was der eigentliche Grund dieser Verkehrung und welche tiefliegende, welche wahrhaft zerstörende Krankheit in dieser märchenhaften Erscheinung zu Tage kam: freilich hatte der preußische Staat in dieser Angelegenheit das Princip der Freiheit und des Rechts vertreten, aber er hatte es vertreten auf eine unfreie und unberechtigte Weise; er hatte die Freiheit der Idee und das höhere, das geistige Recht vertheidigt, indem er, willkürlich, tyrannisch, das geschriebene Recht und die gesetzliche Freiheit der Personen verletzt hatte — und so unglücklich organisirt war dieser Staat, oder vielmehr so desorganisirt, daß er kein Organ zur Ausgleichung dieses Widerspruchs in sich trug. Gendarmen und Bayonette, siehe da, die ganze Zuflucht dieser Staatsweisheit. Allein wir wiederholen es: Gendarmen und Bayonette reichen

Digitized by Google

nicht einmal aus, einen Tyrannen zu ſichern, geſchweige denn die Freiheit.

Die Debatte wurde noch geraume Zeit von beiden Seiten mit Eifer fortgeſetzt. Namentlich wurde von Seiten der katholiſchen Partei noch die vom Berichterſtatter und auch ſonſt mehrfach geäußerte Vorausſetzung, als ob der Monheimſche Antrag Niemand unangenehmer ſein würde, als dem Erzbiſchof ſelbſt, als völlig grundlos widerlegt; der Prälat erwarte und verlange im Gegentheil, wie mehre Mitglieder erſt kürzlich aus ſeinem eignen Munde gehört zu haben verſicherten, ganz daſſelbe für ſich, wie der Monheimſche Antrag, und auch die feſte Erwartung habe er geäußert, daß der rheiniſche Landtag ſich ſeiner Angelegenheit annehmen werde. — Von der andern Seite wurden noch verſchiedene Naivetäten zum Beſten gegeben: wie denn zum Beiſpiel ein „Mitglied der Ritterſchaft" allen Ernſtes glaubte die Frage ſtellen zu müſſen: „wenn ſoviel geklagt würde über die dem Erzbiſchof zugefügte Kränkung, ſo möge er doch einmal wiſſen, wo denn der König Recht zu nehmen habe gegen die drei heftigen Allocutionen und die nicht minder heftige Denkſchrift des Papſtes, die doch von Beleidigungen wimmelten!" — Doch wird es, glauben wir, an dem bisher Mitgetheilten genügen, Gang und Charakter der Debatte darzuſtellen.

Es wurde demnach endlich zur Abſtimmung geſchritten: zuerſt über den urſprünglichen Monheimſchen Antrag, der mit ſiebenundvierzig gegen einunddreißig Stimmen verworfen ward; ſodann über das eben mitgetheilte Amendement, das mit dreiundvierzig gegen fünfunddreißig Stimmen daſſelbe Schickſal theilte — ein Reſultat, das unbegreiflich erſcheint, wenn man nur das parlamentariſche Gefecht im Auge behält: denn in dieſem war die Kraft der Gründe, die Gewalt der Darſtellung, der Triumph der Beredſamkeit unzweifelhaft auf Seiten der katholiſchen Partei geweſen — und das ſich dennoch leicht erklärt: erſtlich, wenn wir die Zuſammenſetzung dieſer Landtage erwägen, welche der Regierung ein für allemal, und gerade in den ſchwierigſten Fragen am Gewiſſeſten, das Uebergewicht ſicherte. Zweitens aber, wie wir ſchon im Eingang dieſes Kapitels erinnert haben, war die erzbiſchöfliche Angelegenheit überhaupt nur der willkommene Ableiter geweſen, in dem Alles, was von Widerſpruchsgeiſt in der Verſammlung exiſtirte, ſich ergoß; es war

Digitized by Google

dieſer Partei weit weniger um den Sieg ſelbſt zu thun: dieſer mög-licher Weiſe würde ihr ſelbſt höchſt unbequem gefallen ſein — als um die Oppoſition! als darum nur, die Schäden des Staates auf-zudecken und in behaglicher Schadenfreude darin zu wühlen! Nicht ſie ſelbſt wollte ſiegen, ſondern nur der Regierung wollte ſie Ver-legenheit bereiten; die moraliſche Niederlage genügte ihr vollkommen.

Und leider Gottes, ſie konnte es: denn ſie war vollſtändig; die katholiſche Partei hatte in der Debatte geſiegt — was da geſiegt? Ueberwältigt, erdrückt, zum Geſpött gemacht hatte ſie den unge-ſchickten, verſtummenden, hilfloſen Gegner — was, nach dieſem geiſtigen Lorbeer, konnte es nun noch auf das Reſultat der Abſtim-mung ankommen? einer Abſtimmung, welche, ehrlich zu ſagen, auch wenn ſie für den Antrag ausgefallen wäre, dennoch nichts in der Sachlage entſchieden hätte? Und das ganz einfach, weil dieſe Stände überhaupt nichts zu entſcheiden hatten und weil der Regierung ihr Nein noch weniger gegolten hätte als ihr Ja: dies ließ ſie ſich we-nigſtens gefallen und das Anſehen der Stände blieb geſchont, an dem Nein wäre ihre ganze praktiſche Ohnmacht zum Vorſchein ge-kommen.

Als ein Sieg daher wurde dieſe ganze Verhandlung auch von der katholiſchen Partei ſelbſt betrachtet; die außerpreußiſchen Organe derſelben, beſonders der fränkiſche Merkur und die erſt kürzlich ent-ſtandene Oberdeutſche Zeitung, ſchlugen ein lautes Triumphgeſchrei auf und theilten in einer Vollſtändigkeit, gegen welche die officiellen Quellen der preußiſchen Berichte ſich nur ſehr ärmlich ausnahmen, die einzelnen Reden und Debatten, ſogar die Namen der Abſtim-menden mit. — Die Bürgerſchaft von Achen aber, zu Ende des Landtags, empfing ihren heimkehrenden Deputirten mit den lebhaf-teſten Ehrenbezeugungen; koſtbare Geſchenke, Feſteſſen und Reden feierten den „hochherzigen Vertreter bürgerlicher Wohlfahrt, den muthi-gen Vertreter der katholiſchen Sache“. — Aehnliches geſchah in Kob-lenz, beſonders dem Stadtrath Diez, der ſich ebenfalls in der erzbiſchöf-lichen Debatte mehrfach hervorgethan hatte. Unter den unzähligen Toaſten, welche, nach deutſcher Sitte, bei dieſer Gelegenheit ausge-bracht wurden, befand ſich an beiden Orten, in Achen und Koblenz, auch einer „auf die ſtändiſche Wirkſamkeit“ — und das war viel-

Digitized by Google

leicht das Bedeutendſte und Merkwürdigſte an dieſer ganzen Jubelhiſtorie. —

Mit Erledigung dieſer erzbiſchöflichen Angelegenheit war nun aber auch, wie ſchon oben geſagt, die eigentliche Bedeutung des rheiniſchen Landtags und dies dramatiſche Intereſſe, das er bisher gewährt hatte, vorüber. Wir beſchränken uns daher auch auf dieſer Stelle, aus der Fülle ſeiner übrigen Verhandlungen, Anträge und Petitionen, nur auf wenige bruchſtückweiſe Notizen. — Die Propoſitionen wegen der Ausſchüſſe ꝛc., ſchon von den übrigen Landtagen genügend erörtert, ja gewiſſermaßen ſchon zum Abſchluß gebracht, konnten zu keiner beſonders wichtigen Debatte mehr Stoff geben. Doch wurde eine beſondere Addreſſe beſchloſſen, in welcher die Bitte ausgeſprochen ward, um unverkürzten Abdruck der Landtagsprotokolle, in ihrer urſprünglichen Faſſung und mit Einführung der Namen der einzelnen Redner. — Auch die Erweiterung der Wählbarkeit zum Landtag im dritten, dem Stand der Städte, wurde in Antrag gebracht: in der Art namentlich, daß die Mitglieder des Stadtraths, der Handelskammern, der Schuldentilgungskommiſſionen und einiger ähnlicher Körperſchaften ſchon vermöge dieſer ihrer Aemter zur Wahl zugelaſſen werden ſollten. Die mit der Prüfung des Geſuchs beauftragte Commiſſion befürwortete daſſelbe nur, ſo weit es die Stadträthe betraf: und auch für dieſen Reſt des Antrags ergab die Abſtimmung nur neununddreißig gegen ſiebenundzwanzig Stimmen, alſo zwar eine Majorität, ſogar eine ſehr anſehnliche — aber noch immer nicht anſehnlich genug, um nach der Geſchäftsordnung dieſer Provinziallandtage, in der zwei mal zwei keineswegs immer vier machte, Majorität zu ſein. — Auch die Behandlung der bei dem Landtage eingehenden, zwar zur Berückſichtigung, nicht aber zur Annahme empfohlenen Petitionen wurde Gegenſtand einer beſonderen Addreſſe.

In Betreff des Steuererlaſſes gingen auch die rheiniſchen Stände mit ihren Anſichten und Rathſchlägen vielfach auseinander; unentgeltlicher Unterricht, Kranken- und Armenpflege, Erlaß der Brau- oder Salzſteuer, Aufhebung der Lotterie, Verminderung der Klaſſen-, Verminderung oder Aufhebung der Schlacht- und Mahlſteuer für die ärmeren Klaſſen und eine Menge ähnlicher Projecte wurden in Vorſchlag gebracht. Zuletzt vereinigte die Verſamm-

Digitized by Google

lung sich dahin, die baare Ueberweisung abzulehnen und den Erlaß auf eine Ermäßigung theils der Klassen-, theils der Schlacht- und Mahlsteuer, nach gewissen näher festgesetzten Kategorieen, zu vertheilen.

Eine, für die besondern Verhältnisse der Rheinprovinz überaus wichtige Proposition wurde dem Landtag erst im Lauf seiner Verhandlungen mitgetheilt: diejenige nämlich wegen zu beschränkender Parcellirung des Grundeigenthums. Die immer weiter gehende Parcellirung des Grundeigenthums, behauptete der Gesetzentwurf, wie dieselbe namentlich in der Rheinprovinz geübt werde, sei von den größten Nachtheilen für die Cultur selbst begleitet. Diese zu verhindern, sollte die Theilung der Parcellen in Zukunft auf ein Minimum, je nach den verschiedenen Culturarten, eingeschränkt werden; über das Maß dieses Minimums sollten die Kreisstände, in letzter Instanz aber das Ministerium des Innern beschließen. — Dies in Kürze der Inhalt eines Gesetzes, das so tief in die örtlichen Verhältnisse eingriff und das eben deshalb ein Gegenstand der lebhaftesten Debatten ward. Wir heben aus derselben folgende Stellen, als charakteristisch und von allgemeinerer Bedeutung, hervor. — Schon der vorberathende Ausschuß erklärte sich für Verwerfung des Gesetzesvorschlags. Derselbe (sagte einer der Referenten) sei unstreitig einer der wichtigsten des gegenwärtigen Landtags. Er greife tief ein in die Grundfesten der bürgerlichen Gesellschaft, in den Besitz und in die Familie; er beschränke die Freiheit des ersten und die Gleichheit in der zweiten: Güter, die der größere Theil der Bewohner der Rheinprovinz zu den theuersten Besitzthümern, zu den unveräußerlichen Rechten unserer Zeit zähle. — Nachdem der Redner sodann die Annahme, von welcher der Gesetzentwurf ausgegangen, nämlich als ob die Bodentheilung in der Rheinprovinz schon so weit gediehen oder nächstens so weit gedeihen werde, daß die Cultur selbst darunter leide, im Einzelnen als irrthümlich widerlegt, suchte er die Verkehrtheit nachzuweisen, welche überhaupt darin liege, Verhältnisse dieser Art durch die Gesetzgebung reguliren zu wollen, da sie ihre Regel und Maß doch allein in sich selbst und ihrer eignen natürlichen Entwicklung trügen: wobei es denn nicht abging ohne einige Seitenhiebe auf die Allregierungssucht der preußischen Bureaukratie. Mit lebhaften Farben malte er die un-

Digitized by Google

glücklichen Wirkungen aus, welche bei dieſer Lage der Sache die Annahme des Geſetzentwurfs für die Rheinprovinz haben werde. Schränke (ſagte er) die Geſetzgebung die Theilbarkeit ein, ſo werde dadurch einem großen Theil der gegenwärtigen Beſitzer die Befugniß geraubt, ihr Eigenthum auf ihre Kinder gleichmäßig zu vererben; der zum ländlichen Gewerbe Erzogene werde deshalb, weil er an dem väterlichen Erbe nicht Theil habe, noch nicht gleich die Gemeinde verlaſſen; es werde eine beſitzloſe Klaſſe von Tagelöhnerfamilien entſtehen, neidiſch auf die glücklicheren Inhaber des väterlichen Erbes, unzufrieden mit dem Gouvernement, das ſie des Antheils beraubt, Bettlerfamilien, die bei jeder Aenderung des beſtehenden geſelligen Zuſtandes nur Beſſerung ihrer gezwungenen Lage hoffen könnten. Es unterliege keinem Zweifel, daß gerade die Möglichkeit, Grundbeſitz in jeder Größe nach den Vermögensverhältniſſen zu erwerben, auch für den Unbemittelten ein Sporn ſei für Fleiß und Mäßigkeit; Beiſpiele in Menge ließen ſich anführen, daß ſich derartige Familien faſt alle Genüſſe und Bequemlichkeiten verſagten, bloß um einen ihren dadurch erſtrebten erſten Erſparungen entſprechenden kleinen Antheil an der Heimath zu erlangen. Beſchränke dagegen ein Geſetz die Theilbarkeit der Parcellen, ſo erſcheine leicht die geſetzlich kleinſte ſo ſchwachen Kräften unerreichbar, das Ziel zu weit entfernt; Fleiß und Nüchternheit werde von dieſer Klaſſe der Landbewohner weichen, unter denen jetzt ſo viele Beiſpiele bewieſen, daß das inwohnende Streben nach unabhängigem Beſitz aus armen Tagelöhnern ſelbſtändige Familien gebildet habe. Fleiß, Intelligenz und Glück gäben freilich auch hier meiſtens den Ausſchlag; aber derjenige, der dermalen nicht zu Grundbeſitz gelange, werde es ſich ſelbſt und ſeinem Mißgeſchick zuſchreiben, aber nicht werde er den Staat anklagen können, daß er ihm die Möglichkeit dazu benommen habe. Freudig und ſtolz erfaſſe der Rheinländer ſeinen Beruf, treuer Wächter der bedrohten Gränze zu ſein, und mit Aufopferung werde er ihn erfüllen, da Einigkeit in der Ueberzeugung gleicher Fürſorge des Gouvernements für das Wohlergehen jedes Standes alle Klaſſen der Geſellſchaft verbinde. Wer aber dürfe ohne Beſorgniß hinüberblicken, wenn von dorther nicht Erfüllung chimäriſcher Ideen, ſondern der nächſten ſehnlichſten Wünſche geboten werden könne? Je tiefer hinab verzweigt und je

Digitized by Google

allgemeiner der Antheil am Grundbesitz, desto allgemeiner sei auch das Interesse an dem Bestehen des Staates. Daß gegenwärtig einzelne Uebelstände durch die unbeschränkte Theilbarkeit entstanden seien und noch ferner theilweise entstehen würden, könne sehr wohl zugegeben werden, ohne deshalb die weit größeren zu rechtfertigen, die aus der gezwungenen Beschränkung nothwendig hervorgehen müßten. Der Einzelne verstehe seine Interessen allemal selbst am Besten; so überlasse man es denn daher auch ihm, dasselbe selbst zu wahren!

England, äußerte ein anderer Redner, der selbst dem vierten Stande angehörte und dessen Stimme daher, verbunden mit seiner gründlichen Sachkenntniß, hier von doppeltem Gewichte war, England sei wahrlich nicht durch seine Bodencultur zu der schwindelnden Höhe gestiegen, auf welcher es jetzt sich befinde, sondern durch seinen Handel und seine Fabriken, nicht durch seine, die Vertheilung des Grundeigenthums hindernde Gesetzgebung, sondern trotz derselben. Bestände diese unheilvolle Gesetzgebung dort nicht, so würde man in der Hauptstadt Englands nicht jene vergänglichen Häuser finden, deren Dauer auf höchstens neunundneunzig Jahre berechnet werden dürfe, wenn nicht der Erbauer für einen Fremden sein Capital verwendet haben wolle; so würden längst die ausgedehnten Haiden und Oeden verschwunden sein, welche einen großen Theil seiner Oberfläche einnehmen; so würde die zahlreiche Bevölkerung dieses Staates nicht mehr in Hinsicht ihres Bedarfs an Lebensmitteln vom Auslande abhängig sein; seine besitzlosen Proletarier würden dann in der belohnenden Bearbeitung eines Bodentheilchens diejenigen Subsistenzmittel in reichlicherem Maaße finden können, welche jetzt durch mehr als funfzig Millionen Thaler Armensteuer doch nur kärglich ihnen zuflössen. Wenn ferner (fuhr dieser Redner fort) von den Vertheidigern des Gesetzes von einem älteren ländlichen Rechte geredet würde, welches durch ein späteres Recht verdrängt sein solle, so möchte jenes doch wohl auch namhaft gemacht werden müssen. Die ältesten Urkunden, die ältesten Stiftungsbriefe von kirchlichen und sonstigen Instituten widersprächen dem. Indessen könne es darauf wenig ankommen: die Nützlichkeit des durch die Entwicklung der Zeiten herbeigeführten Bestehenden sei es allein, was hier entscheide. Es sei eine merkwürdige

Digitized by Google

Erſcheinung, daß die Vertheidiger hiſtoriſcher Rechte und ſogenannter conſervativer Principien in ihren hiſtoriſchen Forſchungen häufig dabei ſtehen blieben, auf längſt verfloſſene Zeiträume, als Laudatores temporis acti, wohlgefällig zurück zu blicken, ohne den ferneren hiſtoriſchen Entwicklungen bis auf die Jetztzeit zu folgen. Das ächte erhaltende, das wahre conſervative Princip halte feſt an dem Beſtehenden, ohne jedoch deſſen fernere Ausbildung und Entwickelung auszuſchließen. Wer dagegen das Beſtehende erſetzt wiſſen wolle durch das Untergegangene, der huldige nicht mehr dem conſervativen Princip, ſondern dem reactionären.

Ein Mitglied des dritten Standes, der als Verfechter des Regierungsentwurfs aufgetreten, hatte ſich dabei des nicht ſehr glücklichen Gleichniſſes bedient: die Parcellen der Ländereien am obern Rhein hätten ſich dergeſtalt verkleinert, daß viele derſelben herrenlos „herumſchwebten". Hierin ſogleich ſchlug ein anderer Redner deſſelben Standes den Widerhaken ſeiner Polemik ein. Freilich wohl, höhnte er, in dieſem Falle, da die herrenloſen Parcellen nur ſo herumſchwebten, da ſei es freilich ein Leichtes, den Zweck des Geſetzes zu erreichen, dieſen nämlich, große Güter zu bilden, und zwar zu wohlfeilem Preiſe; und die Stände obenein wären auf höchſt befriedigende Weiſe der Berathung des vorliegenden Geſetzes enthoben. Die freie Verfügung über den Boden ſei vielmehr im Gegentheil die Urſache der großen Bevölkerung dieſer Provinz. Wollte man dieſe in Feſſeln legen, ſo würde ſich der Werth des Bodens auf eine beunruhigende Weiſe vermindern. Möchte der Oſten, deſſen nachtheiligere Verhältniſſe man den Rheinlanden aufdringen zu wollen ſcheine, vielmehr ſie zum Muſter nehmen! Es ſei gehohnlächelt worden von einigen Vorrednern über die Kleinheit der Grundſtücke in den meiſten Gegenden des Rheinlandes. Er, der Redner, habe vielmehr Lob deshalb erwartet, nicht Tadel. Denn wie lieb nicht müſſe der dortigen Bevölkerung der heimathliche Boden ſein, daß dieſelbe auch nicht das kleinſte Stück gern fahren laſſe! Der Beſitzſtand gäbe ein zuverſichtliches, erhebendes Gefühl; der Beſitzer von Grund und Boden, ſei dieſer auch noch ſo klein, habe ein Land, ein Vaterland — „möchte ein jeder unſerer Mitbürger wenigſtens eine Ruthe davon haben!" Man habe ge-

Digitized by Google

ſprochen von alten Geſetzen und Rechten und wie es ehedem, vor Jahrhunderten geweſen. Nun, das könne man zum Theil noch ſehen, in Münſterland und Weſtphalen, da ſei Manches noch ebenſo feſtgeſtellt, wie zu Zeiten Karls des Großen: aber es ſei auch danach. Stillſtehen (ſchloß dieſer Redner) ſei Rückſchreiten. Die Bevormundungen von oben her hätten nachgerade allzuweit um ſich gegriffen, ſie hätten auch wohl noch Vorſchriften zu gewärtigen, wie ſie eſſen, trinken und ſchlafen ſollten. Möge Jedem ſelbſt es überlaſſen bleiben, in wie kleinen oder großen Theilen er die Muttererde bebauen wolle oder könne; das Bedürfniß allein werde auch hier die rechte Linie zu treffen wiſſen.

Nach ſolchen Reden war es denn freilich kein Wunder, daß die Regierungsvorlage verworfen ward, und zwar mit der außerordentlichen Majorität von neunundvierzig Stimmen gegen acht: ein wichtiger und denkwürdiger Proteſt rheiniſchen Unabhängigkeitsſinnes und unmittelbarer praktiſcher Einſicht gegen die Uebergriffe und Zurechtmachereien altpreußiſcher Bureaukratie, zugleich aber auch ein Proteſt gegen die ariſtokratiſchen Gelüſte, die, wie ſo oft, auch in dieſem Falle ſich hinter der Bureaukratie verſteckt hatten und die der geſunde rheiniſche Sinn ſofort herauswitterte! —

Von den Petitionen, die in außerordentlicher Anzahl eingebracht waren und auch in größerem Maße unterſtützt wurden, als es bei irgend einem der anderen Landtage geſchehen war, zeichneten ſich beſonders diejenigen aus, welche die Induſtrie betrafen, dieſe eigentliche Lebensader der Rheinprovinz und die nirgend im preußiſchen Staat kräftiger, fruchtbringender pulſirt, als hier. Ein eigenes Handelsminiſterium ſollte gegründet, der Vertrag mit England, der in dieſem Augenblicke noch unterhandelt ward, als der deutſchen und namentlich der rheiniſchen Induſtrie verderblich, ſollte aufgehoben, der Schutz der deutſchen Induſtrie gegenüber dem Auslande überhaupt zum Gegenſtande der eifrigſten Berathungen, der kräftigſten Maßregeln gemacht werden. — Auch die Verbeſſerung der Rechtspflege, namentlich in Appellationsſachen, wurde lebhaft erörtert und ein desfalſiges Geſuch beinahe mit Stimmeneinigkeit angenommen.

Doch gehen wir über dieſe und einige verwandte Angelegenheiten raſch hinweg, um noch mit wenigen Worten der Debatte

Digitized by Google

über die Presse zu gedenken. Veranlaßt wurde dieselbe zunächst durch zahlreiche Petitionen, welche beim Landtag eingereicht waren und unter denen sich besonders die Petition der Stadt Saarbrücken durch ihre energische und vollständige Fassung auszeichnete. Der Hauptantrag, wie er aus diesen verschiedenen Petitionen formulirt ward, bezweckte erstlich die unverkürzte und tägliche Besprechung der Landtagsverhandlungen; zweitens die „anständige freie" Besprechung dieser Verhandlungen sowie aller innern Landesangelegenheiten in öffentlichen Blättern; endlich drittens die Erlangung eines Strafgesetzes, das die Stelle der heutigen Präventivgesetzgebung in Preßsachen einnehmen sollte.

Der erste dieser Punkte war mittlerweile vom König, wenn auch nicht ohne wesentliche Beschränkungen, bereits gewährt worden; desto heftigere Debatten knüpften sich an die beiden andern, die, wie der Antragsteller selbst es ausdrückte, „mit dem rechten unverblümten Namen genannt, nichts mehr und nichts minder umfassen, als die für den Furchtsamen so schreckliche Preßfreiheit!" Worauf das Recht dieser Freiheit sich gründe und weshalb dieselbe zu fordern, darüber erging sich der Antragsteller selbst in so eigenthümlichen, fast möchten wir sagen: so ächt rheinländischen Deductionen, daß es sich schon der Mühe verlohnt, einige Sätze daraus hier auszuheben.

Nämlich er ging dabei von dem Begriff der — Gewerbefreiheit aus. Zunftzwang und Preßzwang seien unverkennbar aus derselben Ideenrichtung entsprossen: aus der Furcht vor dem möglichen Mißbrauch. Beiden liege dasselbe Bevormundungssystem zu Grunde und daraus wieder sei das Präventionsprincip entstanden, welches die freie Entwicklung hemme, während das Repressivmittel, wo hinterher gestraft oder durch Schaden klug gemacht werde, dieselbe erleichtere. Ueberhaupt müsse das Bevormundungssystem verlassen werden; überall, wo dies geschehen und Freiheit, als Resultat der Ordnung, in seine Stelle getreten sei, da hätten die Zustände sich auch allemal, in raschem und großem Fortschritt, verbessert. — Das verlange er nun also auch für die Presse. Nicht zwar so (corrigirte er sogleich sich selbst) als ob er einen Zustand wirklicher, ganzer und baarer Preßfreiheit wolle, bei welchem Mißbrauch die Regel und guter Gebrauch die Aus-

Digitized by Google

nahme sei und die uns daher mit Recht mit Ekel erfülle: sondern nur das wolle er, daß das „Gewerbe der Presse" von der allgemeinen Freiheit der Gewerbe nicht ausgeschlossen sei, wie es noch immer der Fall und wobei der innerliche Widerspruch als eine „klassische Inconsequenz" erscheine. „Die Arbeiten von Armen und Beinen", rief der Redner, „sind frei, diejenigen des Kopfes werden bevormundet. Von größeren Köpfen ohne Zweifel? — Gott bewahre! darauf kommt es bei den Censoren nicht an: wem Gott ein Amt giebt — und so weiter". Diese gewerbloſe Preßfreiheit solle nun aber keineswegs all und Jedem zukommen, bei Leibe nicht: sondern nur den „befugten" Autoren, die „unbefugten" sollten unter Censur bleiben. Was nun befugte und unbefugte Autoren wären? Ei ganz einfach: wie die Ausübung eines verliehenen Rechtes immerhin, auch in der Gewerbfreiheit, an irgend eine Bedingung geknüpft werde, welche, nach Maßgabe des Fachs, leichter sei oder schwerer zu erfüllen, wie beispielsweise namentlich die Maurer-, Zimmer- und Baumeister „recht verständige Bedingungen" zu erfüllen hätten, so müßten dergleichen „Merkmale der Befähigung" auch für die Schriftsteller aufgefunden und festgesetzt werden; eine Hexerei werde das ja auch wohl nicht sein, man könne das „den Räthen überlassen", welche das beantragte Gesetz würden auszuarbeiten haben.

Also allen Ernstes jene literarische Pairie, die schon einmal, zu Anfang des Jahres, Gerüchtweise das Publikum in Bewegung gesetzt hatte und von der früher die Rede gewesen ist! Es ist immerhin interessant, einmal zurückzublicken aus unsern heutigen Zuständen auf die Misere, der wir kaum entronnen und die doch für das Bewußtsein der Meisten schon hinter uns liegt, als hätte sie nie existirt, und sich zu vergegenwärtigen, welche Unklarheit und welche winzige Beschränktheit in den Köpfen dieser Landtagsmänner herrschte, selbst noch in den redlichsten, den besten; es erklärt sich daraus gar Manches, nicht bloß für die Vergangenheit, sondern auch für den gegenwärtigen, heutigen Tag. —

Diesem Antragsteller war es denn auch gar nicht Recht, daß der vorberathende Ausschuß sogar noch über seinen Vorschlag hinausgegangen war und nicht nur diesen, sondern überhaupt die Einführung einer Strafgesetzgebung, unter Aufhebung der bisherigen

Digitized by Google

präventiven Cenſur, ſowie bis dahin, daß dies geſchehen ſein würde, möglichſte Milderung der Cenſurſtrenge, anempfohlen hatte: das war ihm ein Uebermaß, gegen das er ernſtlichen Proteſt einlegte!

Andere legten nur ſpaßhaften Proteſt ein: wir meinen jene Mitglieder des erſten und zweiten Standes, welche die Bedeutung der Preſſe überhaupt verdächtigten und die von der Regierung ſo gern gebrauchte Kategorie der „ſchlechten Geſinnung", unter frommem Augenverdrehen, auch in dieſe Debatte übertrugen. Ein „Mitglied des dritten Standes" erklärte mit großer Selbſtgenügſamkeit und in breiteſter Ausführung, daß „der wahre redliche Patriot nicht die Regung in ſich zu unterdrücken vermöge, Conſtitution und Preßfreiheit ſeien nicht da für das Wohl des Volkes, ſondern nur für die Befriedigung des Ehrgeizes Einzelner und die Herrſchaft der Parteien." — Ein Redner der Ritterbank wollte in jeder Provinz eine cenſurfreie Zeitung, — aber auch nur eine einzige — und was der närriſchen oder auch bloß thörichten Angriffe, Einwendungen und Vorſchläge mehr waren. Nach langem Hin- und Herreden, beſonders auch über die Fragſtellung, nachdem die Verſammlung ſich aus dem Munde eines bäuerlichen Deputirten, nicht ohne Grund, hatte müſſen ſagen laſſen, „ſie ſchleiche um die Sache herum, wie die Katze um den heißen Brei," wurde die Frage: ob die Verſammlung beſchließe, an Se. Majeſtät den König, die Bitte zu richten, die Angelegenheiten der Preſſe durch ein allen Willkürlichkeiten der einzelnen Cenſoren möglichſt vorbeugendes Cenſurgeſetz zu ordnen? mit neunundfunfzig gegen fünf Stimmen bejaht. — Freilich war die Frage, in dieſer Faſſung, gerade verwäſſert und vernüchtert genug, um auf ſolchem Landtage ſolche Majorität zu finden.

Im Uebrigen war dieſe Angelegenheit (Juli 19.) eine der letzten, welche der Landtag erörterte: ſechs Tage darauf, den 25. deſſelben Monats, wurde er feierlich geſchloſſen.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Die Landtagsabschiede; Commission zur Berathung derselben unter dem Vorsitze des Prinzen von Preußen. Späte und vereinzelte Bekanntmachung der Abschiede. — Allgemeine Bescheide: Ausschüsse, Steuererlaß, Petitionen wegen Erweiterung der Wahlberechtigung; Lotterieangelegenheit. — Die einzelnen Abschiede: an die Brandenburgischen Stände (Belobung des ausschließlich provinzialen Standpunktes; Patrimonialgerichte, Handelskammer); — ferner an die Pommerschen (Sundzoll, Handelsministerium); — die Westphälischen; — die Posener (strenge Zurechtweisungen; das Ablösungsgesetz; Landrathswahlen; die ehemaligen Warschauischen Offiziere; die Kartelconvention mit Rußland); die Schlesischen (Belobung, russische Grenzsperre); — die preußischen (Schreiben des Herrn von Brünneck wegen Zusicherungen der Presse ausdrückliche Belobung; Provinzialrechte, Handelsministerium); endlich an die rheinischen Stände (erzbischöfliche Angelegenheit; verheißener Aufenthalt des Königs in der Rheinprovinz; Gesetz wegen Beschränkung der Parcellirungen zurückgezogen; Ministerialrescript wegen der nicht unterstützten Petitionen modificirt; Handelsministerium, Vertrag mit England, Schutz der Industrie; Censurangelegenheit; Erleichterung der Winzer; Kölner Dom).

Um diese ganze ständische Angelegenheit an dieser Stelle auf einmal und im Zusammenhange zu erledigen, wollen wir hier sogleich auch das Hauptsächlichste aus den Landtagsabschieden anschließen: wennschon die Zeitfolge der Ereignisse dadurch allerdings einigermaßen verletzt wird.

Allerdings nämlich war die Commission zur Berathung derselben, bestehend aus den Oberpräsidenten der Provinzen und den

Digitized by Google

Landtagsmarschällen, bereits in den letzten Tagen des Mai zusammengetreten, in derselben Woche, da der rheinische Landtag überhaupt erst eröffnet ward. Der Vorsitz in dieser Commission war durch königliche Cabinetsordre an den Prinzen von Preußen übertragen worden: ein Umstand, der im Publikum nicht eben zum Angenehmsten vermerkt ward. Denn mit Recht oder Unrecht, genug, der Prinz galt als ein entschiedener, hartnäckiger Gegner aller politischen Reformen, sogar auch derjenigen, die von seinem königlichen Bruder selbst in Aussicht gestellt wurden: weshalb man denn in dieser Ernennung von vorn herein ein schlechtes Prognostikon für die zu erlassenden Abschiede, sowie überhaupt für die verheißene Fortentwicklung der ständischen Einrichtungen erblicken wollte.

Allein trotz dieses zeitigen Anfangs der Berathungen erfolgte die Veröffentlichung der Abschiede doch erst ziemlich spät und in sehr ungleichen Terminen: die an Pommern, Sachsen, Schlesien, Posen und Westphalen im Laufe des August, der preußische und rheinische im November, und der an die brandenburgischen Stände gar erst in der letzten Hälfte des December. Wir fassen, der bequemern Uebersicht halber, die wesentlichsten derjenigen Punkte, welche sämmtlichen Abschieden gemeinsam sind, zusammen und lassen dann, was etwa an den einzelnen bemerkenswerth erscheint, in derselben Ordnung folgen, in der wir über die Verhandlungen der Landtage selbst berichtet haben.

In Betreff der Ausschüsse wurde die Dankbarkeit, mit welcher die Stände dies königliche Geschenk entgegengenommen, gebilligt und belobt; einzelne formelle Punkte von untergeordeter Bedeutung, wie sie hie und da in Antrag gebracht worden, wurden zugestanden. Dagegen, was den wichtigsten von allen, den außerordentlich zu berufenden Landtag und dessen definitive Bildung anbetraf, so wurde einfach auf das Gesetz hingewiesen, welches demnächst darüber erlassen und durch das alsdann auch die desfallsigen verschiedentlichen Anträge und Vorschläge der Stände ihre Erledigung finden würden. Die Ausschußwahlen wurden durchgängig bestätigt.

Auch die ständischen Gutachten wegen des Wahlreglements wurden durch Hinweisung auf die „weitere Bearbeitung des Gegenstandes" erledigt, bei der sie dann ebenfalls zu reiflicher Erwägung kommen sollten.

Digitized by Google

Wörtlich ebenso wegen des Steuererlasses: nur daß hier noch darauf hingewiesen ward, wie dies ein Gegenstand sei, über den nicht nach den Vorschlägen einer einzelnen Provinz entschieden werden könne, sondern nur im Interesse des Ganzen, wobei allerdings das Gutachten jeder einzelnen Provinz zur Erwägung kommen würde. Diese Bemerkung fand sich in verschiedenen Wendungen wiederholt, am Eindringlichsten in den Abschieden an die sächsischen und die posenschen Stände, diejenigen also, welche, wie unsere Leser sich entsinnen werden, eben in dieser Beziehung gerade die ausdrücklichsten und besondersten Anträge gestellt hatten. Ohne Zweifel war diese Erinnerung auch ganz richtig: aber warum hatte man alsdann die Landtage einzeln darum befragt? —

Und so, der Reihe nach, wiederholte derselbe Refrain sich bei sämmtlichen Propositionen, welche die Regierung den Ständen gemacht hatte: überall wurde den Ständen versprochen, daß ihre Meinung bei der „weiteren Bearbeitung dieser Gegenstände" „reiflichst erwogen und möglichst berücksichtigt" werden sollten: „reiflichst" und „möglichst" — was konnte der Mensch mehr verlangen?!

Auch unter den Petitionen hatten sich einige befunden, welche von verschiedenen Landtagen übereinstimmend eingebracht worden; dieselben wurden in den Landtagsabschieden ebenfalls übereinstimmend erledigt — das heißt abgewiesen. So namentlich die Erweiterung der ständischen Wählbarkeit für den dritten, den Stand der Städte, insbesondere durch Aufhebung oder Ermäßigung des zehnjährigen Grundbesitzes, welche, wie oben erwähnt, von mehren Landtagen, dem märkischen, sächsischen, westphälischen, schlesischen, übereinstimmend in Antrag gebracht worden. Diese Bedingung des zehnjährigen Grundbesitzes, hieß es dagegen in den Landtagsabschieden, sei von des hochseligen Königs Majestät als „dem Wesen der ständischen Verfassung durchaus entsprechend" festgesetzt worden und könne daher auf eine Aenderung derselben „nicht eingegangen werden." — In Betreff der Lotterie, deren Aufhebung ebenfalls von mehren Landtagen beantragt worden, selbst solchen, die sonst mit Allem zufrieden waren, begnügte die Regierung sich auf einige inzwischen vorgenommene unwesentliche Veränderungen zu verweisen; die Aufhebung selbst wurde als „unthunlich" bezeichnet. —

Treten wir sodann näher zu den einzelnen Landtagsabschieden

Digitized by Google

heran, so sind es auch hier wieder vornämlich die Eingänge, welche, als charakteristisch für den Standpunkt und die Auffassung der Regierung, sowie wegen des Eindrucks, den sie im Publikum machten, eine besondere Erwähnung verdienen.

Die märkischen Stände (denn mit diesen, versprochener Maßen, beginnen wir) wurden nachdrücklich belobt wegen der Einsicht und der „vielerprobten Ergebenheit", welche sie auch bei dieser Gelegenheit wieder an den Tag gelegt und die der König von ihnen allerdings nicht anders erwartet. „Der Berathung der vorgelegten Gesetzentwürfe" hätten sie die „ernste, tief eingehende" Aufmerksamkeit gewidmet, welche diesem „wichtigen Theile ihres Berufs" gebühre — unverkennbare Anspielung, nach der Auslegung des Publikums wenigstens, auf gewisse andere Landtage, bei denen gewisse Petitionen und selbständige Anträge eine bei Weitem eingehendere Behandlung gefunden und ungleich lebhaftere Debatten hervorgerufen, als die Vorlagen der Regierung! — Auch daß sie in der Denkschrift wegen Organisation und Verwaltung der kleinen Patrimonialgerichte sich für die Erhaltung dieser Gerichte ausgesprochen, wurde lobend anerkannt, und der „richtigen Einsicht", die sie in diesem Punkte bezeigt, der königliche Beistand verheißen. — Die in Antrag gebrachte Errichtung von Handelskammern in den östlichen Provinzen wurde bewilligt und auf das seitdem erlassene Gesetz vom 13. August verwiesen, in welchem das Nöthige bereits vorgesehen sei.

Durch besondere Wärme zeichnete sich ferner die Ansprache an den pommerschen Landtag aus. Wiewohl die Aspecten seitdem wieder völlig friedlich geworden, wurde die getreue Provinz dennoch durch die Versicherung erfreut, daß der König „unerschütterlich fest" überzeugt sei von der Ergebenheit seiner „treuen Pommern" ihrer Beständigkeit, ihrer Bereitwilligkeit zu allen Opfern, mit der sie „Gut und Blut" muthig daransetzen und, „welche Prüfungen der unerforschliche Rathschluß Gottes auch vorbehalten haben möchte", niemals den „alten heimischen Sinn" verläugnen würden. — Alle diese Treue und Ergebenheit indessen hatte die guten Pommern doch nicht davor schützen können, bei Gelegenheit auch so etwas zu erhalten, was man, mit trivialem Ausdruck, gemeinhin eine Nase nennt, und das eine gehörige: nämlich wegen des Handelsministeriums, um das sie sich erlaubt hatten zu

Digitized by Google

petitioniren. Bei Organisation der Centralbehörden, wurden die pommerschen Stände belehrt, müßten allgemeine Rücksichten maßgebend sein; bei ihrer Petition aber hätten die Stände schon selber darauf hingedeutet, daß sie nur die „beschränkten" Interessen ihrer Provinz dabei im Auge gehabt. „Beschränkt" — es war gar so ein fataler Accent, der seit Herrn von Rochow's berühmten Erklärungen auf diesem Worte lag und Niemand ließ es sich gern mehr sagen . . .

Gleichwohl in Pommern nahm man es geruhig hin, zumal gleich daneben versichert ward, daß die Verhandlungen wegen des Sundzolls (um dessen Abschaffung, respective Erleichterung die pommerschen Stände ebenfalls petitionirt hatten) „fortgesetzt" und „hoffentlich" zu einem „befriedigenden Resultate" führen würden. — Auch in Betreff der Actiengesellschaften wurde auf ein in Berathung begriffenes Gesetz vertröstet. —

In der Einleitung zu dem Landtagsabschied an die sächsischen Stände wurde, neben dem patriotischen und verständigen Sinn, hauptsächlich die „Bildung" dieser Provinz hervorgehoben, der denn auch die Verhandlungen ihrer Stände entsprochen hätten. Ganz ohne Zurechtweisung indessen ging es auch für sie nicht ab. Unter andern gleich erheblichen Petitionen hatten sie sich, wennschon in aller Demuth und mit gebührenden Cautelen, unterwunden, ein Gesuch einer gewissen Gemeine wegen eines gewissen Gesangbuches zur Berücksichtigung zu empfehlen: und mußten sich dafür nun sagen lassen, daß „die Regierung den getreuen Ständen darin, daß die Beurtheilung der bei Einführung neuer Gesangbücher zu beobachtenden Grundsätze außer dem Bereich ständischer Wirksamkeit liege, allerdings vollkommen beistimme"!

Am Farblosesten, nach dem Geschmack des Publikums, war die Verabschiedung des westphälischen Landtags; kaum daß, in Erinnerung an den abgeworfenen Antrag des Grafen Westphalen, der „wohlbekannte gute Geist" und die „richtige Beurtheilung ihrer Bestimmung", welche den westphälischen Ständen darin nachgerühmt ward, eine flüchtige Beachtung fand.

Desto größere Sensation dagegen erweckte der Landtagsabschied für die Provinz Posen. Und zwar mit vollstem Grunde. — Unsere Leser erinnern sich an die leidenschaftliche Opposition, welche der

Digitized by Google

polnische, das heißt also der überwiegende Theil der Abgeordneten gegen die preußische Regierung erhoben hatten und jenes inhaltschweren: „Als Polen stimmen wir dagegen!" mit dem die Petition des Posener Magistrats um Verleihung einer reichsständischen Verfassung war beseitigt worden. — Diesen schroffen, leidenschaftlichen Angriffen setzte die Regierung nun in dem Landtagsabschied eine fast eben so schroffe Abwehr entgegen. Klage gegen Klage, Beschuldigung gegen Beschuldigung, gegen die versteckte, heimliche Drohung die offenkundige — dieser Ton, der in dem Propositionsdecret angeschlagen war und der schon in den Verhandlungen der Stände ein so unglückliches Echo gefunden hatte, wurde mit Beharrlichkeit fortgesetzt und ohne zu erwägen, ob nicht die ungemeinen Zusicherungen, mit denen der König selbst bei Gelegenheit der Königsberger Huldigung den Polen entgegengekommen war, diese ungemeinen Ansprüche derselben zum Theil selbst erst hervorgerufen hatten oder doch jedenfalls ermuthigt. — Mit Wohlgefallen (hieß es im Eingang) habe der König wahrgenommen, daß der Landtag durchdrungen gewesen sei von dem Gefühl seiner „Verpflichtungen." Noch ungetrübter indeß würde die königliche „Zufriedenheit" sein, wenn nicht „ein bedeutender Theil der Versammlung sich hätte fortreißen lassen zu Aeußerungen und Anträgen, welche, mit Verkennung der allein richtigen Haltung der Provinz, aus der Vorstellung und Tendenz einer politisch nationalen Sonderung des Großherzogthums von dem deutschen Kern der Monarchie, dem König die Pflicht auferlegten, einer solchen, mit dem Wohl des Landes wie seiner polnischen Unterthanen selbst unvereinbaren Vorstellung und allen Täuschungen, welche sich daran knüpfen, mit landesväterlichem Ernst entgegenzutreten." Den Wiener Tractaten gemäß sei das Großherzogthum der Monarchie „einverleibt" und damit der Charakter einer „vollständigen, untrennbaren, alle Verhältnisse durchdringenden" Vereinigung ausgesprochen: „das Großherzogthum Posen ist eine Provinz Unseres Reichs, in demselben Sinne, in derselben unbedingten Gemeinschaft, wie alle übrigen Provinzen Unserm Scepter unterworfen sind." —

Nicht ohne Verschuldung (fuhr der Landtagsabschied fort) dürfe diese Thatsache verkannt und der Unterschied der Nationalitäten erneut werden, in der Absicht, ihn zur Grundlage eines politischen Systems zu machen. Jeder Versuch, in unklarem Streben eine poli-

Digitized by Google

tische Absonderung des polnischen Elementes festzuhalten, hemme den König in dem Gange, den er in landesväterlicher Fürsorge für das Wohl seiner polnischen Unterthanen begonnen habe. Die Schuld dieser Hemmung aber würden vor ihren eigenenen Landsleuten diejenigen zu verantworten haben, welche, in leidenschaftlicher Verblendung, die Stellung des Großherzogthums, als Provinz der preußischen Monarchie, und seine vollständige und innerlichste Vereinigung mit derselben verkennen. Der König erwarte nicht nur von den Ständen, sondern überhaupt von allen polnischen Unterthanen der Provinz, daß sie diese landesväterliche Mahnung beherzigen würden; er erwarte und fordere von ihnen, daß sie niemals würden des Bandes vergessen, welches sie als preußische Brüder der übrigen deutsch, litthauisch, wallonisch redenden Unterthanen, als preußische Genossen eines und desselben Vaterlandes, als preußische Landeskinder unter einer Krone verbinde. Nur wenn diese preußische Gesinnung sich in den Herzen der Polen befestige und „bewähre", werde die Fürsorge von Erfolg sein, welche der König entschlossen sei, wie allen übrigen Provinzen, so auch dem Großherzogthum Posen angedeihen zu lassen. —

Derselbe heftige, aus Vorwürfen und Drohungen gemischte Ton trat auch im Verlauf des Abschiedes selbst mehrfach hervor. Unsere Leser entsinnen sich der lebhaften Debatte, welche der Gesetzentwurf wegen beschränkter Ablösung der Erbpachts-, Erbzins- und Zinsgerechtsame unter den posenschen Ständen veranlaßt und der außerordentlichen, an Stimmeneinheit grenzenden Mehrheit, mit welcher sie denselben verworfen hatten. Der Landtagsabschied nunmehr belehrte die Stände, in ächt bureaukratischer Vornehmheit, über ihre „unbegründete Besorgniß": eine Besorgniß, „die auch von keiner der übrigen Ständeversammlungen getheilt worden sei" — und die wüßten die Wohlthaten, welche dem Lande durch die bisherigen Landesagriculturgesetze zu Theil geworden, doch auch sehr wohl zu würdigen. — Das war denn freilich ein beliebtes argumentum ad hominem des damaligen Systems: was fällt Euch ein, zu raisonniren, da doch die Uebrigen still und zufrieden sind? die Uebrigen, die doch zum Mindesten ebenso klug sind wie Ihr?! —

Betreffend das Recht der Landrathswahlen, welches den Kreis-

Digitized by Google

ständen der Provinz seit der letzten polnischen Revolution entzogen war und um dessen Wiederverleihung der Landtag nachgesucht hatte, erklärte die Regierung, daß sie mit dieser Wiederverleihung keinen Anstand nehmen werde, sobald ihr zuvor die „vollständige Ueberzeugung gewährt sei, daß die Wahl überall Männer finden und berücksichtigen werde, welche durch Gesinnung und Geschäftsbildung befähigt seien, ihr wichtiges Amt zum wahren Wohl des Kreises und in treuer Anhänglichkeit an die Monarchie zu verwalten". Wenn die Bewohner des Großherzogthums selbst sich „beeifern" wollten, diesen Zeitpunkt „näher zu führen", namentlich wenn die „Söhne der Rittergutsbesitzer durch ihren Eintritt in den Staatsdienst sich bemühen würden, die zur Verwaltung eines Landrathamtes erforderliche Befähigung zu erwerben", so würde das der Regierung selbst „zur besonderen Genugthuung" gereichen.

Ebenso erklärte sie sich „geneigt", den ehemals Warschauischen Officieren, für welche der Landtag sich gleichfalls bittweise verwendet hatte, ihre durch den Uebertritt nach Polen verwirkten Pensionen „in Gnaden" wieder zu gewähren: aber wohlgemerkt, nur denjenigen von ihnen, „welche sich einer solchen Vergünstigung dadurch werth zeigen, daß sie in Wort und That ihre Ergebenheit und Anhänglichkeit an Uns überzeugend an den Tag legen." Damit sei allen Gründen der Billigkeit, welche die Stände für jene Officiere geltend gemacht, hinlänglich entsprochen.

Rücksichtlich der polnischen Sprache und des Schulwesens, für welches die Stände mit einer so dringenden Petition aufgetreten waren, versicherte der König, daß es allerdings sein ernstlicher Wunsch und Wille sei, den Einwohnern des Großherzogthums nicht nur dieselben Quellen der Bildung zu eröffnen und damit zugleich dieselben Zugänge zum Staatsdienst, wie allen übrigen Unterthanen: sondern auch der polnischen Sprache, „als einem von den Unterthanen polnischer Abkunft werthgehaltenen Gute", habe er in „allergnädigster Absicht", Achtung und Schutz zugesichert. Allein auch die „Voraussetzungen und Bedingungen", an welche diese Zusage sich knüpfe, „seien den Ständen bekannt . . . ."

In der That, wen die Regierung hier anredet, ist es eine Versammlung von Schulkindern, denen man abwechselnd jetzt die Brezel

Digitized by Google

und jetzt die Ruthe zeigt? oder sind es die Vertreter einer Nationalität, berühmt über den ganzen Erdball durch ihre Ritterlichkeit, ihren Ehrgeiz, ja wenn man will, ihre Eitelkeit? einer Nationalität, deren eifersüchtigen Stolz Brandmark und Knutenhiebe nicht halb so empfindlich treffen konnten, als diese schulmeisterliche Herablassung: „Ihr sollt haben, aber erst müßt Ihr auch artig sein?!" —

Auch der beliebte Vorwurf des „beschränkten Unterthanenverstandes" wurde den posenschen Ständen ebenfalls nicht erspart. Sie hatten gebeten, die mit dem nächsten Jahr ablaufende Cartelconvention mit Rußland nicht wieder zu erneuen — und die ganze Antwort auf diesen, gerade für diese Provinz und ihre nationalen Sympathieen so wichtigen, in seinen Folgen möglicher Weise so fruchtbaren Antrag beschränkte sich auf die dictatorische Zurechtweisung, daß die „Erwägung und Beurtheilung derartiger Gegenstände außer dem Bereich ständischer Wirksamkeit läge." —

Nach so viel abschläglichen Bescheiden, so viel Angriffen und Beschuldigungen machte es sich fast komisch — und nicht bloß komisch, nein, wirkte es geradezu beleidigend, wenn zum Schluß des ganzen Abschiedes, im letzten Paragraph, die beantragte „Bezeichnung der Ortstafeln, Wegweiser und Warnungstafeln mit deutschen und polnischen Inschriften" in Gnaden bewilligt ward. Zugestanden, daß der Pole von Natur zur Eitelkeit neigt und auf gewisse Außendinge größeren Werth legt, als sie verdienen und als ihm selbst zum Vortheil gereicht; zugestanden ferner, daß schon die Raczynskische Beschwerdeschrift neben den ernsten und wichtigen Zuständen, die sie zur Sprache gebracht, auch diese Wegweiser und Straßenpfähle mit aufzuführen nicht verschmäht hatte: so hieß es bei alledem, der nationalen Eitelkeit doch etwas zu viel zutrauen, so hieß es doch, in der leidenschaftlichen Auffassung der Polen wenigstens, zum Schaden noch den Spott zufügen, solches Pflaster legen zu wollen auf solche Wunden!

Auch dieses Zugeständniß daher, das einzige in der That, welches der Landtagsabschied enthielt, trug nur dazu bei, die Erbitterung zu erhöhen, welche derselbe, nach Inhalt und Fassung, bei den Polen nothwendig erregen mußte, ja die er recht selbst eigentlich herauszufordern schien. —

Digitized by Google

In dem Erlaß an den schlesischen Landtag dagegen machten sich zum Höchsten zwei Stellen bemerkbar: die eine im Eingang, wo die „richtige Beurtheilung der Verhältnisse und der wahren Interessen der Provinz", sowie das „Vertrauen in die landesväterlichen Absichten" gerühmt ward, welches die schlesischen Stände an den Tag gelegt. An und für sich hätten diese Wendungen Niemand auffallen können: irgend etwas mußte den Ständen doch gesagt werden und dies hier waren ganz die herkömmlichen Phrasen. Allein das Publikum, nach seiner boshaften Art, gab auch diesen Phrasen eine tiefere Bedeutung, indem es sie in nächste Beziehung setzte zu dem Breslauer Antrag und der geringschätzigen Weise, mit welcher die außerordentliche Mehrheit der Versammlung denselben hatte durchfallen lassen. Mit dieser Abstimmung vornämlich, behauptete das Publikum, seien diese Lobsprüche verdient; die „wahren Interessen", welche die Stände geschützt, seien den falschen, für welche jene Antragsteller aufgetreten, die Einsicht und Treue der Einen der Kurzsichtigkeit und dem sträflichen Mißtrauen der Anderen beziehungsvoll entgegengestellt. — Jedenfalls, daß für die verschiedenen Stände ein verschiedenes Maß vorhanden und daß die schlesischen sich einen ganz besonderen Anspruch auf das königliche Wohlgefallen erworben haben mußten, das wollte man auch aus der Antwort erkennen, welche ihnen auf ihren Antrag wegen des russischen Grenzverkehrs zu Theil ward. Wie rauh, wie demüthigend waren die Posener Stände mit ihrem Gesuch wegen der Cartelconvention abgefertigt worden! wie kühl, wie ablehnend auf ihre Klage über die Bedrückungen des Grenzverkehrs, klang diese Versicherung, daß „gegründeten Beschwerden jederzeit durch die Behörden schleunige Abhilfe verschafft werden würde"! Und dagegen nun auf die Klage der schlesischen Stände, wegen derselben Grenzsperre, mit welcher Bereitwilligkeit erkannte die Regierung die Nachtheile an, welche dem Lande aus den gegenwärtigen Grenz- und Handelsverhältnissen mit Rußland erwüchsen! mit welcher Wärme versicherte sie, jede Gelegenheit zur Beseitigung oder Milderung derselben herbeiführen zu wollen! — Man verstehe uns recht: wir sagen nicht, daß diese Beziehungen und diese Unterschiede in der Absicht der Regierung wirklich begründet waren: aber das Publikum fand sie — und das war zum Wenigsten ebenso schlimm.

Digitized by Google

Auch die preußiſchen Stände hatten ſich den Beifall des Königs in hohem Grade erworben — in ſo hohem, daß die öffentliche Belobung derſelben gar nicht erſt bis zur Bekanntmachung der Landtagsabſchiede verſchoben blieb: ſondern ſchon in den erſten Tagen des Juni, da die Commiſſion zur Berathung der Abſchiede kaum erſt zuſammengetreten war, curſirte in der Provinz ein Brief des Landtagsmarſchalls von Brünneck an den Oberbürgermeiſter von Königsberg, Herrn von Auerswald, in welchem der Briefſteller, in ausdrücklichem Auftrage des Königs, die vollſte Zufriedenheit deſſelben mit den Arbeiten des oſtpreußiſchen Landtags ausſprach. Nicht einen einzigen Gegenſtand habe der König dabei ausgenommen; im Gegentheil, die Debatten des Landtags über die zu wünſchende „freiere Preſſe“ (diejenige Debatte, wie unſere Leſer ſich erinnern wollen, in welcher die oſtpreußiſchen Stände den Erwartungen des Publikums noch am Beſten entſprochen hatten, wiewohl zu einem wirklichen Beſchluß es auch dabei nicht gekommen war) ſei von Sr. Majeſtät ganz beſonders und mit der Verſicherung belobt worden, daß Allerhöchſtihre eigene Anſicht vollkommen damit übereinſtimme und daß „wenn in dieſer oder in anderer Beziehung eine andere Meinung geäußert oder verbreitet worden ſei, dieſe auf einem Irrthum beruhe und mit der Willensmeinung des Königs nicht übereinſtimme“. Sr. Majeſtät, hieß es in dem Schreiben weiter, hätten dieſe „zweifelsfreie“ Erklärung mit den Worten zu ſchließen geruht, daß Sie es von dem preußiſchen Landtag allerdings auch gar nicht anders erwartet: „denn Sie hätten gewußt, daß Sie es mit Ehrenmännern zu thun gehabt hätten.“ —

Welchen Eindruck dieſer Brief bei denen hervorgebracht, für die er zunächſt beſtimmt war, bei den Ständen ſelbſt, laſſen wir dahin geſtellt; im Publikum war der Eindruck ſehr getheilt. Während die Einen die hochherzige Geſinnung des Königs bewunderten und den Brief des Herrn von Brünneck unter die Unterpfänder ihrer patriotiſchen Hoffnungen einreihten, wurde derſelbe Brief andererſeits von Gloſſen begleitet, die für die Stände nicht eben ſchmeichelhaft waren und in denen noch einmal der ganze Verdruß getäuſchter Erwartungen ſich ausſprach. Dem fliehenden Feinde, hieß es, ſolle man bekanntlich goldene Brücken bauen, und darum thue die Regierung recht, den ſchmählichen Rückzug der oſtpreußiſchen Stände durch

Digitized by Google

dieſe Lobeserhebungen gleichſam zu vergolden: nur die Schmach der Stände werde dadurch nicht geringer. Im Gegentheil, jetzt erſt, aus dieſen Aeußerungen des Königs zeige es ſich klar, was die Stände, durch einmüthiges Beharren auf dem Wege des Huldigungslandtages, hätten erreichen können und was dagegen, durch ihre Kleinmüthigkeit, ſie verſäumt hätten. Um die Stände für ihre Nachgiebigkeit dermaßen mit Lobeserhebungen zu überſchütten, wie groß müßte die Furcht geweſen ſein vor ihrer Beharrlichkeit! Wahrlich, dieſer Beifall des Königs, unter dieſen Umſtänden, wie ehrlich, wie wohl gemeint — für die Stände ſei er der bitterſte Spott! es ſei damit ganz ausgeſprochen, was ſie dem Lande geweſen — nämlich nichts!

Natürlich verhinderten dieſe Stimmen der Mißvergnügten nicht im Allermindeſten, daß nicht auch in dem Landtagsabſchied, wie er um Mitte Novembers veröffentlicht ward, dieſelben Lobeserhebungen noch einmal und mit herkömmlicher Förmlichkeit ausgeſprochen wurden; dem „ernſten Sinn", der „erfolgreichen Thätigkeit", vor Allem aber dem „innigen Mitwirken" und „vertrauensvollen Eingehen" der Stände in die allerhöchſten Abſichten wurde die „vollſte und wärmſte" Anerkennung zugeſichert. — Der Antrag der Stände, von der Reviſion des oſtpreußiſchen Provinzialrechts abzuſtehen (man erinnert ſich, mit welcher Lebhaftigkeit der Landtag ſich in dieſer Frage ausgeſprochen), ward genehmigt; ebenſo die Rücknahme eines Geſetzentwurfs, „wegen der Erbfolge in Rittergüter," welcher ſchon dem Landtage von ſiebenunddreißig vorgelegen und deſſen weitere Berathung der diesjährige kurzweg für erledigt erklärt hatte. Die Verbeſſerungen des Elementarſchulweſens, welche die Stände befürwortet, wurden gleichfalls als nöthig anerkannt und der Eifer, mit welchem dieſelben ſich gerade dieſes Gegenſtandes angenommen, ganz beſonders belobt. — Im Uebrigen indeß war die Reihe der Anträge und Petitionen, auf welche einzugehen die Regierung „Bedenken trug", auch hier nicht eben klein. Doch waren dieſe Ablehnungen durchgängig in ſehr mildem und glimpflichem Ton gehalten und nur wegen des beantragten Handelsminiſteriums mußten ſie, gleich den getreuen Pommern, ebenfalls die väterliche Vermahnung entgegennehmen, daß bei dergleichen Dingen „nur allgemeine Rückſichten maßgebend ſein könnten". —

Digitized by Google

Endlich, als der letzte in unserer Reihenfolge, der Abschied an die rheinischen Stände. Da derselbe ebenfalls erst im November erfolgte, so konnte er mit der freudigen Nachricht von der inzwischen erfolgten Beilegung des erzbischöflichen Streites eröffnet werden; wir werden über diese Angelegenheit in der Folge noch ausführlicher berichten. Dem vaterländischen Geist, dem Vertrauen, der Anhänglichkeit und Liebe, welche die Rheinprovinz, trotz der unruhigen Spannung, in der jener Streit die Gemüther erhalten, auch in den ständischen Verhandlungen an den Tag gelegt, wurde die wärmste Anerkennung gezollt.

Die Abstimmungen des Landtags, sowie seine ungemein zahlreichen Anträge und Petitionen wurden demnächst einzeln durchgegangen; auch hier war der Refrain meist der allbekannte: „soll erwogen werden" — und „kann nicht stattfinden". Doch wurde das Gesetz wegen Beschränkung der Parcellirungen, welches der Landtag mit so viel Energie und Geist bekämpft hatte, allerdings zurückgezogen: wennschon, wie der Landtagsabschied erklärte, nur einstweilen und obgleich „die dagegen gemachten Ausstellungen nach dem, was darüber in dem anliegenden Promemoria Unseres Ministers des Innern und der Polizei bemerkt ist, größtentheils nicht begründet erscheinen" — ein Zusatz, in dem sich die ganze Zähigkeit, der ganze unverbesserliche Hochmuth der alten Bureaukratie ausspricht: die Bureaukratie stirbt, aber sie ergiebt sich nicht! wir wollen thun, was Ihr bittet: aber Recht zu haben bildet Euch darum doch nicht ein und unser Polizeiminister ist doch hundertmal gescheidter als Ihr!

Höchst charakteristisch ferner war die Antwort, welche den Ständen ertheilt ward auf ihre Beschwerde über die Art und Weise, wie in Folge eines Ministerialrescripts vom Jahre achtunddreißig, im Widerspruch mit der Gesetzgebung von 1824, die beim Landtag zwar eingebrachten, aber nicht von ihm unterstützten Petitionen völlig beseitigt wurden, ohne auch nur im Protokoll erwähnt zu werden. „Eine authentische Declaration eines Gesetzes könne zwar allerdings nur allein vom König selbst ausgehen:" indessen seien auch die Minister wohl befugt, dasjenige auszusprechen und anzuordnen, was sie nach ihrer gewissenhaften Auffassung und Auslegung eines Gesetzes zur Ausführung desselben innerhalb ihres Ressorts für nöthig erachten möchten. Nur von dieser Befugniß habe der Minister des

Digitized by Google

Innern in dem angegriffenen Rescript Gebrauch gemacht: und der König müsse seine Auslegung als richtig anerkennen. Wenn gleichwohl in diesem Falle schließlich eine Art vermittelnden Auswegs im Sinne der Antragsteller getroffen ward, so, nach dem Vorausgegangen, mußte es Jedermann fühlbar sein, daß das eben nur eine königliche Gnade, nichts weiter — oder vielmehr: nichts Geringeres war, als eine Gnade! —

Wegen des beantragten Handelsministeriums wurden die rheinischen Stände wörtlich ebenso, wie ihre Kollegen in Pommern und Preußen beschieden. Ueber den Handelsvertrag mit England würden die Ansichten des Landtags sich hoffentlich mittlerweile „berichtigt" haben, ihrem desfallsigen Antrage habe keine Folge gegeben werden können. Die in Antrag gebrachten Maßregeln zum Schutz der Industrie in ihrem Verhältniß zum Auslande könnten, nach Maßgabe der bestehenden Verträge, nur im Einverständniß des gesammten Zollvereins ausgeführt werden; die gewünschte Vernehmung der Handelskammern solle dabei in allen den Fällen erfolgen, „die sich dazu eignen würden". — Selbst die so warme, so lebhafte Fürsprache wegen Erleichterung der Preßverhältnisse mußte sich abspeisen lassen mit einer kühlen Hinweisung auf die Censurgesetzgebung vom Jahre neunzehn und dem weitaussehenden Versprechen, daß die Wünsche der getreuen Stände bei den ferneren Berathungen über diesen Gegenstand „nach Möglichkeit" berücksichtigt werden sollten.

Bewilligt dagegen wurde das Gesuch der Stände um Befreiung des Haustrunks von der Steuer, zu Gunsten der armen Winzer; es wurde ferner eine zeitweilige Residenz des königlichen Hofes in Coblenz in Aussicht gestellt; es wurde dem Kölner Dombau des Königs „ganze Theilnahme und Aufmerksamkeit" zugesichert und dieselbe sofort auch durch eine außerordentliche Unterstützung von funfzigtausend Thalern für das nächste Jahr bethätigt — und noch einige kleine Zugeständnisse, oder vielleicht besser gesagt, Almosen derselben Art.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Die Landtage und die öffentliche Meinung; zunehmende Entmuthigung des Landes. — Conflict des Königs mit der Stadt Breslau. Der König läßt durch Herrn von Rochow jede feierliche Einholung zum Voraus ablehnen, Mai 1841. — Immediatvorstellung der städtischen Behörden von Breslau, 2. Juni Antwort des Königs. — Stimmung in Breslau: zustimmende Adresse; Wiederwahl der Stadtverordneten. — Ausgleichungsversuche des Herrn von Merkel; neue Einladung an den König (26. Juli) und Annahme derselben. — Zurüstungen und Scandale. Die beabsichtigten Festlichkeiten der Ritterschaft; Fürst Pückler an den Grafen Brandenburg. Die Breslauer Kaufleute wollen die Judenschaft von der Festlichkeit ausgeschlossen wissen. — Einzug des königl. Paares in Breslau, 13. Sept. Reden des Königs. — Uebler Eindruck der ganzen Begebenheit, besonders in Schlesien. — Der Jacobysche Proceß.

Dies also das Resultat dieser so sehnlich erwarteten Landtage — oder richtiger, so resultatlos waren sie geblieben. Und zwar resultatlos für beide Theile, das Volk sowohl wie die Regierung. Das Volk war um eine schöne Hoffnung ärmer geworden; im Begriff so eben, sich zu politischer Theilnahme zu erheben, gern geneigt, in den bisher unbeachteten, vergessenen Provinzialständen die Träger seiner politischen Entwicklung, die Vorkämpfer seiner Freiheit zu verehren, gefaßt schon, ja gespannt auf außerordentliche Conflicte, welche aber dafür auch zweifelsohne zu außerordentlichen Resultaten führen würden, fühlte es sich durch das halbe und unentschiedene Benehmen der Landtage gerade in Betreff der wichtigsten, der Verfassungsfrage, in seiner eigenen Ansicht der Sache erschüttert und in Verwirrung gesetzt.

Digitized by Google

Was hatte man ihm nicht vorausverkündigt von der glänzenden, der fruchtbaren Wirksamkeit dieser Stände! Mit welchen Erwartungen hatte es ihnen entgegengesehen, welche Hoffnungen an ihr Zusammentreten geknüpft! Und nun war das Alles vorüber und Landtagsverhandlungen und Landtagsabschiede, beide waren gedruckt zu lesen: aber wie man daran las und suchte und deutete, es war nicht möglich, irgend eine gesunde Frucht, irgend einen wesentlichen und wirklichen Fortschritt darin aufzufinden. Das Volk fing an zu begreifen, daß es Thorheit gewesen, von den Provinziallandständen, in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung, überhaupt jemals etwas Bedeutendes, wirklich Nützliches zu erwarten; es stiegen ihm Zweifel auf, ob jene Fortentwicklung der ständischen Institutionen, auf welche der König hingedeutet und bei denen die Landtage selbst sich einstweilen bescheidentlich beruhigt hatten, mit diesen Einrichtungen und diesen Leuten überhaupt nur würde möglich sein.

Vorausgesetzt nämlich, daß sie wirklich und in Ernst beabsichtigt wurde. Denn auch die Regierung hatte durch diesen Landtag in der öffentlichen Meinung nichts weniger als gewonnen, und nicht die geringste Einbuße, die sie erlitten, war das geschmälerte Vertrauen, die erschütterte Hoffnung der Nation. Hatten die Stände, sogar diejenigen, auf welche man die größten Stücke gebaut, von denen man sich das Glänzendste versprochen hatte, die ostpreußischen und die rheinischen Stände, sich in der Hauptsache doch nur halb und matt erwiesen: so war doch auch das Auftreten der Regierung nichts weniger als entscheidend und kraftvoll gewesen! so hatten doch Alle, welche noch immer den Glauben nicht mochten fahren lassen, Preußen, eingedenk seines hohen geschichtlichen Berufes, werde zu dem Panier der Freiheit, jenem Panier, unter dem es groß geworden, freiwillig, mit neuer Kraft zurückkehren, sich so schmerzlich enttäuscht gesehen! so waren doch auch diese königlichen Propositionen so weit hinter der Erwartung zurückgeblieben! so wimmelten doch auch diese Landtagsabschiede von so viel halben Worten, kühlen Zusicherungen, ungewissen Verheißungen! so gab in diesen Belobungen, ausgetheilt gerade an diejenigen Stände und für diejenigen Verhandlungen, die der öffentlichen Erwartung am Wenigsten entsprochen hatten, sich doch ein so bedenklicher Widerspruch mit den Wünschen des Volkes, ein mit der Stellung der Krone so schwer zu vereinigen-

Digitized by Google

der Parteizweck kund! so fehlte doch den Ablehnungen selbst jene freie, offene, männliche Sprache, welche sogar die ablehnende Antwort leichter ertragen läßt, weil sie zum wenigsten Consequenz und Zutrauen in die eignen, wohlerwogenen Gründe zu erkennen giebt! so fehlte endlich der Sprache des Unwillens sogar, wo sie in diesen Abschieden laut ward (wie in dem an die Posener Stände), jener Ausdruck der Majestät und Würde, der den Getroffenen aufrichtet, in demselben Augenblick, da er ihn niederschlägt! so war, mit Einem Worte, in diesem ganzen Verlauf doch so gar nichts, was den Blick erweitert und die Herzen mit frohem Muthe in die Zukunft erfüllt hätte: sondern überall, wohin das Auge irrte, nur gegenseitige Empfindlichkeit, Mißverstand und Argwohn! —

Die allgemeine Entmuthigung, die sich der Nation in Folge der Landtage von einundvierzig bemächtigte, würde noch größer, noch augenfälliger gewesen sein, hätten die Verhandlungen, die wir in den letzten Kapiteln, der bessern Uebersicht wegen, auf einen Fleck zusammengestellt, sich nicht in Wahrheit durch eine Reihe von Monaten hingezogen und wären namentlich nicht, wie oben erwähnt, die Landtagsabschiede in beträchtlichen Zwischenräumen und einzeln veröffentlicht worden; zwischen dem Anfang der ständischen Berathungen am 28. Februar und dem Erlaß des Landtagsabschieds für die Provinz Brandenburg (December 20.) lag fast ein volles Jahr. Das Publikum hatte also gewissermaßen Zeit gehabt, sich vorzubereiten auf das Kommende; es war, so zu sagen, nach und nach herabgestimmt, nach und nach von seiner Erwartung, seinem Glauben, seinem Irrthum zurückgebracht worden. Nicht auf einmal, gleich einem zündenden Blitzstrahl, war diese Enttäuschung in das Volk gekommen, sondern langsam, schrittweise hatte sie sich eingeschlichen, wie ein Gespenst. Aber wer weiß nicht, daß eben die schleichenden Krankheiten die gefährlichsten, die langsamen Gifte die verderblichsten sind?

Auch waren in diesen Zeitraum verschiedene andere, kleinere Ereignisse gefallen, welche zum Theil als Vorbereitung auf den endlichen Ausgang dieser ganzen Bewegung hatten dienen können und die mit Recht die allgemeinste Aufmerksamkeit erregt, dadurch besonders, daß sie nicht nur selbst mit der Verfassungsfrage in genauestem Zusammenhange standen, sondern auch auf die Auffassung, welche diese Frage beim König selber fand, ein — vielleicht nur allzuhelles

Digitized by Google

Licht fallen ließen. Solcher Ereignisse waren vornämlich zwei: der Conflict, in welchen die Stadt Breslau mit dem König persönlich gerieth, und der Prozeß des Doctor Jacoby, als Verfassers der vier Fragen. —

Wir haben oben des Genaueren gesprochen von der Denkschrift, mit welcher der Magistrat und die Stadtverordneten von Breslau den Erlaß einer provinzialständischen Petition um Anordnung allgemeiner Reichsstände beim schlesischen Landtag beantragt hatten. Auch der „Beschwerde und Rechtsverwahrung", welche dieselben Behörden gegen die geringschätzige Weise eingelegt hatten, mit der der Landtag diesen Antrag zurückgewiesen, ist Erwähnung geschehen. Was wir jetzt zu erzählen haben, wird diesen letzteren Schritt erst ins rechte Licht setzen und die ganz besondere Gereiztheit dieser Beschwerde erklärlich machen.

Allen unerwartet nämlich, hatte am 21. Mai der Oberpräsident von Schlesien, Herr von Merkel, dem Magistrat von Breslau ein Schreiben des Ministers von Rochow vom 18. desselben Monats mitgetheilt, welches, an den Oberpräsidenten gerichtet, demselben einen „allerhöchsten Specialbefehl" eröffnete, betreffend die „in diesem Herbst bevorstehende Reise Sr. Majestät des Königs nach Schlesien, insbesondere aber den von Allerhöchstdemselben der Hauptstadt Breslau zugedachten Besuch". Da Se. Maj. der König, hieß es in diesem Schreiben „sich entschieden dahin auszusprechen geruht hätten, weder eine feierliche Einholung, noch irgend ein Fest von der Stadt Breslau annehmen zu wollen", erhalte der Oberpräsident hiermit in Allerhöchstem Befehl den Auftrag, „dieses den dortigen Behörden zu insinuiren, damit Se. Majestät der Nothwendigkeit überhoben würden, eine derartige Bitte oder Einladung der Stadt officiell ablehnen zu müssen. Des Königs Maj. hätten Sich — nach den dem Ministerium hierüber zu Theil gewordenen Eröffnungen — zu solcher Entschließung bestimmt durch den bekannten Antrag, womit die Breslauer städtischen Behörden ihre Landtagsabgeordneten beauftragt hätten und in welchem Se. Maj. nach den im Landtagsabschiede, d. d. Königsberg vom 9. Sept. und der allerhöchsten Ordre vom 4. Oct. v. J. ertheilten Allerhöchsten Erklärungen, geradezu eine offene Opposition erblicken müßten, deren Allerhöchstdieselben von der Stadt Breslau um so weniger gewärtig

Digitized by Google

gewesen, als der in allen anderen Theilen der Provinz herrschende gesundere Sinn und das schöne Vertrauen zum Landesherrn, dem Se. Majestät stets vertraut hätten, Sich auf dem Landtage und insbesondere in der Plenarsitzung vom 24. v. M. bei der Abstimmung über die Petition der Stadt Breslau wegen der Reichsstände auf so erfreuliche Weise bethätigt hätten." — Schließlich ward der Oberpräsident ermächtigt, nicht nur die allerhöchste Entschließung selbst, sondern auch „deren Motive" den Vorständen der dortigen städtschen Behörden „unumwunden zu eröffnen."

Das that Herr von Merkel denn, indem er den Erlaß des Ministers dem Magistrat von Breslau, wie eben erzählt, abschriftlich übersandte. Seinem Begleitschreiben merkte man es an, wie schwer ihm dieser Auftrag geworden und wie erschüttert selbst dieses alte bureaukratische Herz, gewöhnt an Gewaltthat, aber auch daran gewöhnt, daß die Gewaltthat nicht ohne die Maske des Gesetzes auftrete, durch diesen neuesten, diesen auffälligsten Schritt des begünstigten Ministers sich fühlte. Herr von Merkel, dessen schwache Seite Sentimentalität sonst nicht war, sprach von der „betrübenden Nothwendigkeit", in der er sich befinde; er „zweifle keinen Augenblick", daß die Stadt Breslau dieses „schmerzliche" Zeichen der Allerhöchsten Ungnade gewiß aufs Tiefste empfinden und zur Abwendung des „tiefen Weh's" sich beeilen werde, Sr. Maj. dem Könige „die Ueberzeugung zu verschaffen, daß die Loyalität der Gesinnung, die treueste Anhänglichkeit und das unbegrenzteste Vertrauen zu Allerhöchstdero väterlichem Walten in den Herzen der hiesigen Einwohnerschaft unverändert fortlebe" . . .

Aber wenn selbst die neunfache Haut eines alten eingefleischten Bureaukraten vor diesem neuesten Muster Rochow'scher Erlasse zusammenzuckte, was mußte erst das Herz der Breslauer Bürgerschaft, was mußte das Publikum überhaupt dabei empfinden! Nie war das Ansehen der Krone leichtfertiger aufs Spiel gesetzt, nie die Grundlage aller Staatsweisheit, Besonnenheit und Mäßigung, bedachtloser verleugnet worden: und das gerade an dem Orte und von der Stelle aus, die man sich so gern als die eingeborene Stätte der Mäßigung und Weisheit dachte. Es war das Seitenstück zu der von Hackeschen Geschichte; wie man dort den übelberathenen König verleitet hatte, zweideutigen Persönlichkeiten eine Annäherung zu gestatten,

Digitized by Google

die unter den obwaltenden Umständen jene nicht reinwaschen, den Thron selbst aber nur verdunkeln konnte: so umgekehrt hier drängte man sich zwischen den König und eine in drangvoller Zeit erprobte, achtungswürdige und einflußreiche Bürgerschaft und löste gegenseitig die Herzen von einander. Dort eine bedenkliche Freundschaft, hier eine noch bedenklichere Feindschaft: in beiden Fällen aber die geheiligte Person des Königs, auf eine durchaus unpolitische, unkönigliche Weise, in den Kampf der Parteien hineingezerrt und die loyalen, die naiven Herzen des Volks in die traurige Alternative versetzt, entweder von ihrer politischen Ueberzeugung oder aber von der angeerbten, der gewohnten Liebe zu ihrem königlichen Gebieter abzulassen. —

Freilich wohl, man kannte die persönliche Heftigkeit, den raschen Jähzorn des Königs; kannte und — entschuldigte ihn, weil man ihn sich aufs Engste verwachsen dachte mit so viel anderweitigen glänzenden und liebenswürdigen Eigenschaften dieser reichbegabten Persönlichkeit. Aber wohlan, wenn man dem Könige selbst diese fliegende Hitze nachsah, wenn man diesem neukeimenden Abbilde Friedrichs des Großen wohl noch zu Gute gehalten hätte, daß er, in augenblicklicher Verkennung der Verhältnisse, statt anderer Attribute mitunter den Krückstock seines großen Ahnherrn zu schwingen Miene machte — aber was waren das für Minister, die diesem königlichen Jähzorn nicht entgegenzutreten wußten? was für Räthe der Krone, die nicht verstanden, ihn abzulenken und zu beschwichtigen? was endlich für Günstlinge, was für Freunde des Königs, die ihren erhabenen Beschützer nicht ihrerseits vor den Folgen solcher Aufwallungen zu schützen wußten?

Und sei es, daß der Antrag der Breslauer den Zorn des Königs erregt hatte, sei es, daß derselbe zu heftig war, um sich besänftigen zu lassen — konnte, mußte Herr von Rochow, wenn er wirklich Freund und Diener seines Monarchen war, nicht wenigstens eine andere Form auffinden, in der der königliche Unwille sich ergoß? eine Form, die das königliche Ansehen weniger preisgab? ja die nur wenigstens die Schranke des Hergebrachten, das Gesetz der guten Sitte besser beobachtet hätte?! —

Oder, schon im gewöhnlichen Leben, im Umgange Gleichgestellter, was würde man sagen, wie würde man es nennen, wenn Jemand, aus Unzufriedenheit mit dem Verfahren Anderer, in der Heftigkeit seines

Digitized by Google

Zornes zum Voraus eine Ehre oder eine Freundlichkeit ablehnen wollte, die der Andere ihm nämlich — noch gar nicht angeboten hat? „Du haſt dies und das gegen mich gethan, Du biſt ein ſchlechter Kerl; ſollteſt Du etwa im Sinne haben, mich zu Tiſche zu laden, ſo ſpare Deine Einladung, ich komme doch nicht“ ... Denken wir uns eine ſolche Scene im Luſtſpiel, wer würde ſie ohne Lachen ſehen können? Und hier mißbrauchte man die höchſte Autorität des Landes dazu! ließ den König ſelbſt dieſe Scene ſpielen mit einer der erſten Städte der Monarchie! Die Reiſe des Königs ſollte im Herbſt ſtattfinden und jetzt ſchrieb man Mitte Mai — in der That, war der König einmal entſchloſſen, die Stadt Breslau ſeinen Unwillen empfinden zu laſſen, indem er ihr die Ehre ſeiner Bewirthung entzog, hatte dieſe Sache denn ſolche Eile? wäre es nicht gerathener, nicht klüger geweſen, die Ablehnung bis dahin zu verſchieben, wo eine Einladung ergangen ſein würde? Ja, ein verſtändiger Miniſter, hätte er nicht lieber die ganze Reiſe abgerathen, wäre es nicht beſſer geweſen, den ganzen Beſuch zu verſchieben, als dieſe Erklärung?! —

Die Behörden von Breslau begriffen den Vortheil ihrer Stellung und benutzten ihn, wie Männer, bedachtſam und tapfer, ohne Uebereilung, aber auch ohne falſche Zurückhaltung. — Schon unterm 2. Juni reichten ſie, mit Umgehung des Herrn von Rochow, eine Immediatvorſtellung beim König ein. Dieſelbe war in überaus rückſichtvoller und demüthiger Form abgefaßt; aber durch die bauſchigen Falten dieſer Loyalitätsverſicherungen und Complimente blickte die klare, freie Stirn der männlichen Ueberzeugung, die freudige Feſtigkeit guten Rechtes doch hervor. Die ungnädige, von des Königs Majeſtät aus bekannten Beweggründen gefaßte Entſchließung habe die Behörden ſowohl wie die Bürgerſchaft von Breslau mit tiefem Weh erfüllt. Die dritte Hauptſtadt Sr. Maj. habe bisher in dem lebendigen Gefühl der Liebe und des Vertrauens zu ihrem Landesherrn, ſowie in dem ungetrübten Bewußtſein, in dieſer Liebe Keinem nachzuſtehen, vielmehr ſeit einem Jahrhundert, in guten wie in böſen Tagen, ſie treu und aufopfernd gepflegt zu haben, ihren ſchönſten Ruhm, ihre größte Ehre gefunden. Und dieſer Ruhm und dieſe Ehre ſollten nun durch offene Oppoſition gegen den ausgeſprochenen Willen des Landesherrn verdunkelt worden ſein?! Eine ſchwere Anklage, unter der ſie erliegen würden, wenn nicht die Reinheit ihres

Digitized by Google

Bewußtseins sie aufrecht erhielte und ihnen den Muth gäbe, Verwahrung einzulegen gegen diese schmerzliche Verkennung ihrer eigenen wie ihrer Mitbürger Gesinnung. Schon nach dem allgemeinen Landrechte stehe es einem Jeden frei, seine Zweifel, Einwendungen und Bedenklichkeiten gegen Gesetze und andere Anordnungen im Staate, sowie überhaupt seine Bemerkungen und Vorschläge über Mängel und Verbesserungen zur Kenntniß des Landesherrn zu bringen. Es sei aber auch ferner ein wesentliches Recht der auf den Provinzial-landtagen vertretenen einzelnen Stände, nach bestem Wissen und Gewissen ihre Abgeordneten mit Anbringung von Petitionen zur Abhilfe wahrgenommener Uebel oder zur Herbeiführung von Verbesserungen zu beauftragen. Nur von diesem ihrem Rechte hätten sie in dem bekannten, jetzt so schwer verdächtigten Antrage Gebrauch gemacht. Nicht in hohlen Theorieen, noch in verwerflicher Nachahmung fremdländischen Treibens hätten sie sich dabei ergangen, sondern lediglich auf die ewig denkwürdigen, die unvergeßlichen Bestimmungen des verstorbenen Königs selbst hätten sie ihren Antrag begründet: Bestimmungen, von deren tiefer Bedeutung sie eben so fest überzeugt wären, wie von der Zeitgemäßheit ihrer Erfüllung. Mit diesem Schritt über die Grenze der Gesetzlichkeit hinauszugehen, habe ihnen um so weniger in den Sinn kommen können, als sie sich innigst durchdrungen fühlten von dem Bewußtsein, nur dasjenige zu beabsichtigen und zu ersehnen, was allein die Fortdauer und die weitere Entwicklung des unter des Königs Regierung nahenden wohlthätigen Zustandes staatsbürgerlicher Freiheit, eine gerechte, auf Ordnung gegründete Verwaltung, nach menschlicher Einsicht, für immer fest zu erlangen vermöge. Dies mit treuem Muthe darzulegen, sei ihnen eine Gewissenspflicht gewesen, von deren Erfüllung auch die allerhöchste Declaration vom 4. Oktober sie nicht hätte abschrecken dürfen, zumal da sie Gründe anzuführen gehabt (die Berufung auf das deutsche Bundesrecht), welche die ostpreußischen Stände, ihrer besonderen provinziellen Lage wegen, nicht hätten geltend machen können. Außerdem aber hätten sie auch mit der unbedingtesten Zuversicht darauf vertraut, daß der König den loyalen Ausdruck dessen, was seine Unterthanen wünschten, und selbst die Erneuerung von Bitten, zu deren Erfüllung er sich früher nicht bewogen gesehen, niemals ungnädig aufnehmen könne. Dies allein seien die Beweg-

Digitized by Google

gründe ihres Antrages gewesen und könnten sie, im guten Bewußtsein derselben, sich unmöglich von der Hoffnung trennen, daß das landesväterliche Herz des Königs sich einer ungetrübten Ueberzeugung von ihrer Loyalität, Anhänglichkeit und Treue nicht länger verschließen werde. —

Man sieht, wie die Breslauer Behörden, trotz dieser devoten Formen, dennoch nicht einen Fingerbreit zurückwichen von dem, was sie als ihr Recht, ihre Pflicht behaupteten, und begreift demnach leicht, welchen Eindruck dieses Schreiben, das bald in zahllosen Abschriften verbreitet war, überall, wohin es drang, hervorrufen mußte. Seltsamer, in Preußen unerhörter Anblick! Auf der einen Seite ein zürnender König, auf der andern eine der wichtigsten Städte der Monarchie, durch den Mund ihrer Vertreter in demüthiger, aber fester Sprache den königlichen Zorn als „Verkennung" zurückweisend, den König ersuchend, sich einer „ungetrübten Ueberzeugung" nicht „länger zu verschließen", und in demselben Athemzuge dasjenige wiederholend und bestätigend, was eben den Zorn des Königs in so außerordentlichem Maße erregt hatte! Und was das Empfindlichste von Allem war: von dem eigentlichen Gegenstande des ministeriellen Schreibens kein Wort! kein Hauch, keine leiseste Miene, welche um Zurücknahme dieser königlichen Verweigerung gebeten hätte!

Dieser Umstand namentlich machte großen Eindruck. Einige enragirte Königliche, welche beim ersten Bekanntwerden des Rochowschen Reskriptes triumphirt hatten: so sei es in der Ordnung und das werde den Leuten wohl den Kitzel vertreiben, Dinge wieder anzuregen, welche der König ein für allemal entschieden und beseitigt habe, ließen jetzt bestürzt die Ohren hängen und bedurften einiger Zeit, bevor sie sich nur so weit erholen konnten, Zeter zu schreien über diesen beispiellosen, diesen gotteslästerlichen Trotz der Breslauer Behörden. Mit unbeschreiblicher Spannung sah Alles der königlichen Antwort entgegen; ist das Schreiben des Ministers nur der Donner gewesen und wird jetzt ein Blitzstrahl von der Höhe des Thrones selbst die allzukecken Häupter zerschmettern? oder umgekehrt, ist das Maß des Herrn von Rochow, das Maß der Uebereilungen, der Tactlosigkeiten und Uebergriffe, erschöpft und wird der König, sein verletztes Ansehen wieder herzustellen, zu dem letzten, dem einzigen Mittel greifen, das ihm alsdann in diesem Falle bleibt — zur Ent-

Digitized by Google

laſſung des Miniſters? Es wäre nicht das erſte Mal, daß die höchſte Höhe dem Sturz am Nächſten geſtanden und daß ein Günſtling gerade durch dasjenige, wodurch er ſeinem Herrn am Wohlgefälligſten zu werden dachte, ſich ſelbſt den Untergang bereitet hätte: — ſoll vielleicht, nach den übrigen Scenen einer Günſtlingsherrſchaft, auch dieſe letzte, tragiſche ſich in Preußen wiederholen? —

Endlich, Ausgangs Juni, wurde die Antwort bekannt. Sie hatte das Verdienſt, von allen möglichen und denkbaren Standpunkten zur Beurtheilung dieſer Anlegenheit gerade denjenigen gewählt zu haben, auf den das Publikum am Wenigſten vorbereitet war: den rein privatrechtlichen, den perſönlichen Standpunkt. Weder der erzürnte Monarch, noch der beſänftigte Landesvater ſprachen aus dieſem Document, weder neuer Zorn noch Vergeſſen des Alten wurde darin ausgedrückt: ſondern wie eine Differenz zwiſchen zwei Privatleuten wurde der ganze Vorfall als ein rein perſönlicher, unmittelbar wechſelſeitiger, mit kalter Geringſchätzung behandelt. — Wenn (lautete das Schreiben) der Magiſtrat und die Stadtverordneten zu Breslau in ihrer Eingabe vom 2. d. M. ſich auf die geſetzliche Zuläſſigkeit der in Bezug genommenen, auf dem Provinziallandtage angebrachten Petition zu ihrer Rechtfertigung derſelben berufen, ſo hätten ſie dies nicht nöthig gehabt, da ihre Befugniß ihnen nicht beſtritten worden ſei; es ſtehe derſelben aber die Befugniß des Königs gegenüber, ſich gegen ſeine Unterthanen über Geiſt und Tendenz der von ihnen auf verfaſſungsmäßigem Wege ausgeſprochenen Bitte wohlgefällig oder mißfällig zu äußern, und zu Letzterem habe der Antrag der Breslauer Behörden dem König, nachdem er ſich über den Gegenſtand derſelben beſtimmt genug ausgeſprochen, Anlaß gegeben. Im Uebrigen wiſſe der König ſehr wohl den Mißgriff des ſtädtiſchen Vorſtandes von dem ihm wohlbekannten lautern, treuen, ihm ergebenen Sinne der Breslauer Einwohnerſchaft zu trennen, und habe er deshalb nur bedauert, daß wider ſeine Abſicht die Eröffnung, welche nur dem Magiſtrate und den Stadtverordneten mitgetheilt werden ſollte, eine für die ganze Bürgerſchaft ſchmerzliche Oeffentlichkeit erhalten habe. —

Das hieß denn nun freilich das perſönliche Königthum, das Königthum von Gottes Gnaden, die abſolute und unmangelhafte Unfehlbarkeit des Königs bis auf den Gipfel treiben! Nichts in die-

Digitized by Google

ſer Cabinetsordre, welche Herr von Rochow den König verleitete durch ſeine Namensunterſchrift zu heiligen — nichts hier von Gründen! nichts von Motiven! Der König hatte ſeine Meinung über einen gewiſſen Gegenſtand „beſtimmt genug ausgeſprochen" — wer wagt noch, ihn wieder zu berühren? Aber Ihr ſagt, es ſei ein Gegenſtand von der ungeheuerſten Wichtigkeit, Ihr nennt ihn den Gegenſtand Eurer Bitten, Eurer Sehnſucht, einen Gegenſtand, von deſſen Verwirklichung das Heil und die Zukunft des Reiches abhängt? — Hilft Alles nichts: Roma locuta, res judicata est — wie oft über dieſen Waidſpruch des römiſchen Pfaffenthums habt Ihr gelächelt? Und nun der Waidſpruch der Innocenze und Gregore wird auf den Thron von Preußen erhoben! nun mit einem einzigen Rex locutus est werden Eure heißeſten Wünſche, Eure treueſten Sorgen zurückgewieſen!

Aber wie es zu geſchehen pflegt: derſelbe Griff, mit welchem die königliche Autorität hier zu ſchwindelnder Höhe emporgewirbelt wird, ſetzt ſie andrerſeits auf eine bedrohliche Weiſe herab. Dieſer ſo unantaſtbare, ſo allmächtige König, von dem ein einziges Wort genügt, eine Lebensfrage des preußiſchen Staates, ja Deutſchlands, ja der Welt für alle Ewigkeit zu beſeitigen, läßt ſich zur ſelben Zeit herab zu ſeinen Unterthanen auf das Niveau des Privatrechtes, pocht, dem Rechte ſeiner Unterthanen gegenüber, auf das andere Recht, das, jenem unbeſchadet, ihm zuſtehe! Der Träger der Krone, die verkörperte Majeſtät des Staates ſcheut ſich nicht, einen perſönlichen Streit mit ſeinen widerſprechenden Unterthanen einzugehen und wie im Fauſtkampf Schlag auf Schlag auszutheilen und einzunehmen! Denn wenn Herr von Rochow den König hier ſagen läßt, die Breslauer Behörden hätten allerdings ein ihnen zuſtehendes Recht verfaſſungsmäßig geübt, der König aber habe das Recht, ihnen dieſe verfaſſungsmäßige Ausübung ihres Rechtes übel zu nehmen, was heißt das anders, als: Ihr habt Recht, aber ich habe auch Recht, und alſo haben wir beide Recht — uns zu zanken?!

Am Uebelſten indeß wirkte der Schluß des Briefes. Dieſer Verſuch, den Herr von Rochow hier unter dem Schutze des königlichen Namens machte, Unfrieden auszuſäen zwiſchen die Behörden und die Einwohnerſchaft von Breslau, dieſe Speculation, die er ſich erlaubte, auf die Feigheit und die Knechtsnatur des großen Haufens,

Digitized by Google

dieſe verſteckte und eben deshalb um ſo gefährlichere Aufforderung an die Bürger von Breslau, den Schritt ihrer Behörden zu desavouiren — wie unfürſtlich! wie ungeſchickt! Ungeſchickt ſchon deshalb, weil Jedermann die Intrigue ſofort durchſchaute und weil ihr ſelbſt jeder innere Halt und jeder Zuſammenhang fehlte. In dieſer Verſicherung, wie leid es dem König thue, durch eine Eröffnung, welche allein für die Breslauer Behörden beſtimmt geweſen ſei, auch der Einwohnerſchaft der Stadt Breslau Veranlaſſung zum Schmerz gegeben zu haben, in dieſem ganzen Verſuch, die von der Bürgerſchaft gewählten officiellen Vertreter derſelben von ihr ſelbſt zu trennen — welche Logik war das! Dieſer Unterſchied, falls er richtig war, warum wurde er denn damals nicht gemacht, als Herr von Rochow ſein erſtes ungnädiges Schreiben erließ? Die zum Voraus verbetenen Feſtlichkeiten, von wem denn hätten ſie dem Könige dargebracht werden können, von der Stadt oder blos von den Behörden? Wen alſo traf die königliche Ungnade ſchon in ihrer erſten Aeußerung, die Behörden oder nicht vielmehr die Bürger ſelbſt? Wie auch in aller Welt wäre es möglich geweſen, die Bürger von einem beabſichtigten feſtlichen Empfange abzuhalten, ohne Veröffentlichung jener königlichen Entſchließung? und was ſollte der Bürgerſchaft jetzt dieſes allerhöchſte ſchmerzliche Bedauern, nachdem die Veranlaſſung dazu doch eben von Niemand anders, als vom Könige ſelber ausgegangen und nothwendig gemacht war? — Zwar einen Weg hätte es gegeben, o ja, wie die Bürger von Breslau von dem ungnädigen Reſcript vom 21. Mai nichts zu erfahren brauchten: nämlich wenn die Behörden in Folge deſſelben ohne Weiteres zu Kreuz gekrochen wären, wenn ſie in aller Eile die Hand geküßt hätten, die ſie gezüchtigt, und ein reuiges pater peccavi geſtammelt! War es alſo etwa dies, was man erwartet hatte? war die Berechnung fehlgeſchlagen? und verſteckt hinter der knappen, wortkargen Faſſung, durch welche das königliche Schreiben vom 22. Juni ſich ſo auffällig von demjenigen unterſchied, in welchem der König ſeine Erlaſſe ſonſt und zumal bei ſolchen Gelegenheiten zu erlaſſen liebte, verſteckte ſich hinter dieſer verdroſſenen Faſſung nur der Aerger des Herrn von Rochow über die Täuſchung, welche er erlitten?

Alſo auch hier wieder Unklarheit, Verwirrung, Mißverſtand an allen Ecken! —

Jedenfalls, hatte Herr von Rochow bei dem Schluß des königs-

Digitized by Google

lichen Schreibens seine geheimen Absichten gehabt, weshalb er den selben so und nicht anders faßte, so sollten auch diese Absichten zu Schanden werden. Die Bürgerschaft von Breslau war zu stolz, zu erbittert durch den ganzen Vorgang, um den Wink, der in diesem Schluß des Briefes lag, zu verstehen. Sogar er hatte gerade die entgegengesetzte Wirkung: auf das bloße Gerücht hin von der bevorstehenden Cabinetsordre setzte die Bürgerschaft eine Addresse in Umlauf, in der sie ihre Bestürzung darüber aussprach, wie es möglich sei, daß aus einem gesetzlich so verbürgten Verfahren, wie dasjenige ihrer Behörden in Betreff der Landtagspetition gewesen, der Commune so herbe Folgen erwüchsen. Um jedoch den Magistrat und die Stadtverordneten vor allen Mißdeutungen des Geistes und der Gesinnung sicher zu stellen, hielten die Unterzeichneten sich für dringend verpflichtet, zu erklären, daß die Erlangung allgemeiner Landesstände ihrer Aller heißester Wunsch sei, daß sie Alles und Jedes, was von den Vorstehern und Vertretern ihrer Commune zur Erreichung dieses großen und zeitgemäßen Zieles bisher auf eben so gesetzlichem als loyalem Wege gethan worden und auf diesem Wege und in diesem Sinne noch ferner gethan werden könnte, vollkommen billigten und daß sie endlich in dem tiefsten Danke und in der einen und festen Gesinnung für so edle und besonnene Vertretung verharren wollten. — Zum Schluß ermächtigten sie den Magistrat und die Stadtverordneten von ihrer vorstehenden Erklärung jeden beliebigen Gebrauch zu machen, um zu beweisen, daß sie ihren Bedürfnissen vollkommen entsprechend gehandelt; dieses offen und wahrhaft, wie hiermit geschehe, zu bekennen, gereiche den Unterzeichneten zur Ehre und zur Beruhigung.

Ach in der That, welch eine Lawine ist das, die sich hier zusammenwälzt? Dieser Geist des Widerspruchs und der Selbständigkeit, der sich hier zu offenbaren anfängt, wie weit wird er noch um sich greifen? Nicht blos die Laster stecken an, auch die Tugenden haben ihre sympathetische Gewalt — Tugend oder Laster, gleichviel, wo wird diese Bewegung ihren Stillstand finden?!

Die Addresse zwar fand den ihrigen sehr bald: die Polizei ließ sie am funfzehnten Juni, an frühem Morgen, auf offener Straße, confisciren. Das war dazumal in der Ordnung und erregte also weiter keinen Widerspruch; nur daß die Sache damit gebessert sei, das glaubte schon damals Niemand.

Digitized by Google

Eine noch größere Genugthuung wurde den Vertretern der Stadt einige Tage später zu Theil (28. Juni), als die Ergänzungswahlen der Stadtverordneten stattfanden — und siehe da, sämmtliche Stadtverordnete wurden wieder gewählt. —

Unter solchen Umständen und auf diese Gesinnung ihrer Mitbürger gestützt, konnten die Breslauer Behörden über die Schritte, welche sie ferner einzuschlagen hätten, nicht wohl in Zweifel sein. Als das königliche Schreiben vom 22. Juni bei den Stadtverordneten verlesen ward, beschlossen sie, dasselbe einfach ad acta zu legen. Auch der Magistrat, wennschon er diesem Beschlusse nicht beitrat, ließ sich doch übrigens in seiner festen und besonnenen Haltung nicht irre machen.

In dieser Lage blieb die ganze wundersame Begebenheit mehre Wochen und der Zeitpunkt für die Reise des Königs nach Schlesien näherte sich mehr und mehr: bis endlich Herr von Merkel, der ohnedies der Landtagsabschiede halber nach Berlin mußte, diese Gelegenheit benutzte, unmittelbar beim König auf eine Versöhnung hinzuarbeiten. Seinen Vorstellungen gelang es, vom Könige die Zusicherung zu erhalten, daß, falls die Stadt Breslau jetzt noch eine Einladung an ihn ergehen lasse, dieselbe huldvollst angenommen werden solle. Auf dieses Versprechen hin bearbeitete Herr von Merkel, dem, in seiner Stellung als Oberpräsident der Provinz, der bevorstehende öffentliche Scandal allerdings unerträglich sein mußte, Magistrat und Stadtverordnete von Breslau. Und wirklich erreichte er von ihnen, daß sie unterm 26. Juli eine Einladung an den König ergehen ließen. Dieselbe Besonnenheit, welche bisher alle Schritte der oftgenannten Behörden geleitet, hatte auch diese Einladung dictirt. Sie war ehrerbietig und freundlich und that des Vorgefallenen kaum mit einer Silbe Erwähnung. Je näher die Tage träten, welche dem bevorstehenden schönsten Jubelfeste der Provinz, dem Feste ihrer hundertjährigen Vereinigung mit der preußischen Krone, durch die Anwesenheit Sr. Majestät die herrlichste Bedeutung verleihen würden, und je inniger die unterzeichneten Behörden jetzt (dieses „jetzt" war die einzige Marke, die auf die Vergangenheit deutete; es bezog sich ohne Zweifel auf die durch Herrn von Merkel gemachten versöhnlichen Eröffnungen) sich der Ueberzeugnng hingeben dürften, daß der König ihrer Stadt, die in der unerschütterlichen Liebe zu

König „und Vaterland" von jeher ihren Ruhm gefunden und ſtets finden werde, ſein landesväterliches Herz nicht entzogen habe: jemehr dränge es ſie, den König bei ſeiner „verheißenen" Anherkunft mit den ehrfurchtsvollſten Bezeigungen unwandelbarer Treue zu empfangen. ...

Die Antwort des Königs war zuſagend; nur die Entſagung nachzuahmen, von der die Breslauer Behörde ein ſo ehrenwerthes, ſo verſtändiges Beiſpiel gegeben, nämlich das Vorgefallene gar nicht oder doch nur mit zarteſter Zurückhaltung zu berühren, hatte Herr von Rochow ſich nicht entſchließen können. Der Magiſtrat und die Stadtverordneten ſeiner „treuen lieben Stadt Breslau" hätten in ihrem Einladungsſchreiben der wichtigen Säcularfeier der Vereinigung Schleſiens mit Preußen erwähnt, „welche in dieſes Jahr fällt." Es ſei dem Könige erfreulich und theuer, die herrliche Provinz und ihre Hauptſtadt, „eine der größten und blühendſten in der Monarchie," in dieſem Jahre zu beſuchen. Dieſe Erinnerung laſſe den König auch hinwegſehen über den „Mangel von Aeußerungen, die ſeinem Herzen wohlgethan hätten:" und indem er der edlen, ächt vaterländiſchen Geſinnung der „Einwohner von Breslau" gedenke, wolle er den zugedachten Empfang gern annehmen. —

Es gehörte eben kein Oedipus dazu, den Sinn dieſer Wendungen zu durchſchauen. Abſichtlich oder unabſichtlich, genug, die Breslauer Behörde hatte in ihrem Einladungsſchreiben das Jubiläum der Vereinigung Schleſiens mit Preußen als das eigentliche Feſt bezeichnet, welches zu feiern ſtände; die Anweſenheit des Königs, wie erfreulich immer, wurde nur als ein Schmuck dieſes Feſtes, wenn auch ein ſehr glänzender, ſehr bedeutungsvoller, doch immer nur als ein Schmuck, und erſt in zweiter Linie, genannt. Die königliche Antwort nimmt dieſen Handſchuh, wenn es einer hatte ſein ſollen, auf: nur die Erinnerung an dies Jubelfeſt beſtimmt ihn zu kommen; dieſelbe Erinnerung läßt ihn auch hinwegſehen darüber, daß die Bittſteller nicht zuvor um Verzeihung und Nachſicht gebeten für ihr früheres Benehmen; die Geſinnung der Breslauer „Einwohnerſchaft" wird gerühmt — natürlich, um die Verirrung ihrer Vertreter deſto fühlbarer zu machen.

Und das ſollte eine Verſöhnung ſein! und das waren Herzen,

Digitized by Google

die einander entgegen klopfen sollten! und in dieser Stimmung wollte man gegenseitig Freude bereiten und empfangen!

Ueberhaupt schwebte über diesen Breslauer Festlichkeiten ein eigner Unstern; die anstößigen Scenen, die Zerwürfnisse und Zänkereien, die schon die Berliner Huldigungsfeierlichkeiten auf so unerbauliche Weise eingeleitet hatten, wiederholten sich hier in vergrößerten Maßstab und in gehässigster Steigerung. Noch stand der Streit der Breslauer mit dem König in voller Blüthe: und schon unter der schlesischen Ritterschaft brach ein neuer, höchst ärgerlicher Zwiespalt aus (Ende Juni). Je weniger Aussicht nämlich damals noch auf eine gütliche Beilegung des erstgedachten Conflictes war und je leichter es noch passiren konnte, daß von der Stadt Breslau in der That keinerlei Festlichkeiten zum Empfang des Königs veranstaltet wurden, mit um so größerm Eifer hatte die Ritterschaft der Provinz sich die Verherrlichung dieses Empfanges angelegen sein lassen. Eine Reihe glänzendster Festlichkeiten wurde ihrerseits in Breslau vorbereitet; was der Trotz der Bürger versehen, die Treue der Ritter wenigstens sollte es ersetzen; der König sollte es merken, merken an diesen drapirten Wänden, diesen Kränzen, diesen Franzen, merken an diesen köstlichen Speisen, diesen edlen Weinen, dieser ganzen Ueberschwänglichkeit von Aufwand und Pracht, wo eigentlich die Stützen des Thrones zu suchen, wo Anhänglichkeit, Treue, Biedersinn zu Hause sind! — War es dieser Eifer, war es zufälliges Ungeschick einzelner Anordner, genug: die Vorbereitungen wurden von dem festordnenden Comité mit einer Willkürlichkeit getrieben, der Zuschnitt des Ganzen mit einem Luxus gemacht und in Folge dessen auch die Beiträge der einzelnen Mitglieder mit einer Oberherrlichkeit und auf eine Höhe bestimmt, daß verschiedenen Rittern, trotz ihrer Ritterlichkeit, dies Verfahren denn doch zu Kopfe stieg. Namentlich glaubte die Ritterschaft der Lausitz sich von der übrigen schlesischen beeinträchtigt und zurückgesetzt. Ein berühmtes Mitglied der erstern, der Fürst Pückler-Muskau, vor Kurzem noch als „Verstorbener" gleichmäßig der Abscheu und das Entzücken, der Stolz und das Crève-Coeur seiner hochadligen Genossenschaft, die in ihm allerdings etwas besaß, woran sie sonst eben keinen Ueberfluß hatte, weder in Schlesien noch anderwärts, nämlich einen geistreichen Mann — Fürst Pückler gab seine berühmte und glänzende Feder zum Ausdruck dieser

Digitized by Google

Mißstimmung her. In einem, gleich darauf von ihm selbst veröffentlichten Schreiben an den Generallieutenant Grafen von Brandenburg in Breslau (einen natürlichen Oheim bekanntlich des Königs, welcher Umstand die Sache nur noch pikanter machte) bespöttelte er die ganze Angelegenheit mit all jener Grazie und all der kleinen Bosheit, durch welche der fürstliche Autor sich so berühmt gemacht hatte. Die Mitglieder der Oberlausitzer Ritterschaft seien von ihren schlesischen Genossen ja sonst immer nur so geringschätzig, nur als „ein überall nachstehender Appendix" behandelt worden; noch kürzlich, in der Frage wegen der permanenten ständischen Ausschüsse, hätten die Stände Schlesiens ihnen durch Stimmenmehrheit versagt, auch ein oberlausitzisches Mitglied in diese Ausschüsse zu senden — wie sie jetzt dazu kämen, mit Aufforderungen und Einladungen zur Veranstaltung von Festlichkeiten beehrt zu werden, die weitab von ihnen, in Breslau, gefeiert werden sollten? wie sie dazu kämen, zu diesem Ende mit einem zum Voraus festgesetzten Beitrag von vierzig bis herab zu zwei Friedrichsd'or besteuert zu werden, sie, die verhältnißmäßig leider nur arm zu nennen wären, viel ärmer wenigstens als die schlesischen Ritter? Mit einer Schadenfreude, welche schon nicht mehr beachtet, daß sie das Messer zugleich in ihr eigenes Fleisch wühlt, erinnerte der erlauchte Briefsteller an ein „anderwärts stattgefundenes glänzendes Freudenfest dieser Art," dessen Ausgang eine vortreffliche Lehre gebe, nämlich diese, daß es „in manchen Fällen besser sei, nur bei dem stehen zu bleiben, was man zu thun schuldig, als mehr zu thun und dieses nachher schuldig zu bleiben." Auch zweifle er nicht, daß der König selbst viel Behagen finden könne an Festen, „die vielleicht nicht immer ästhetisch genug ausfallen, um Sr. Maj. Gelegenheit zu einem anderen Genuß zu geben, als während vieler langer Stunden einen Beweis mehr seiner Herzensgüte und Indulgenz zu geben" . . . .

O um des Himmelswillen, Ihr Ritter und Junker, hört auf, hört auf mit Eurem Gezänke! hört auf, Einer dem Andern die Schwären aufzudecken und Euch Esel zu bohren, wenn nicht um Euer selbst, so wenigstens um Eures Gastes, des Königs willen! Der niedrigste Handwerksmann, wo er seinen Gevatter auf eine Schlachtschüssel oder eine Schüssel polnischer Karpfen ladet, hütet sich wohl, sich vorher mit seinen Hausleuten zu zanken und dem Gast, der vor

Digitized by Google

der Thür steht, die Kosten, die sein Besuch ihm verursacht, zum Voraus vorzurechnen — und Ihr, Junker und Ritter? und Ihr?!

Noch scandalösere Scenen ereigneten sich in Breslau, in Mitten der Bürgerschaft selbst. Kaum daß die Zusage des Königs angelangt war, als auch hier der Krieg in vollen Flammen stand, der Krieg der Eitelkeit, des Neides, der kleinlichsten Unverträglichkeit. Die Kaufmannschaft von Breslau weigerte sich, ihre jüdischen Mitglieder an den Deputationen und sonstigen Festlichkeiten theilnehmen zu lassen, welche sie für die Anwesenheit des Königs vorbereitete — warum? Ei nun, um Gründe war die Kaufmannschaft nicht verlegen, wenn man sie ihr nur hätte glauben wollen. Die Juden wären nicht rechte Mitglieder, es gäbe überhaupt in Breslau keine eigentliche allgemeine kaufmännische Corporation, sondern nur eine kaufmännische Ressource, an welcher die Juden keinen Antheil hätten — und was dieser Art christlicher Hochmuth und bornirter Fanatismus weiter faselte. Der eigentliche Grund aber war doch immer nur, daß es Juden waren!! Ja gewiß noch einmal: und mit diesen Herzen bereitete man Lustbarkeiten? und in dieser Stimmung wollte man Feste feiern?!

Endlich brach denn auch dieser große Tag heran: unter allgemeiner Spannung, es stand nicht zu läugnen: nur daß diese Spannung weit weniger den Festlichkeiten selbst galt, als den Zwischenfällen, den unvorhergesehenen, unberechenbaren, die man sich davon versprach. Nicht um ihrer selbst willen war es, daß man diese Rosen der Freude flocht: man wußte, daß eine Schlange darunter lauerte, und ob und wann diese daraus hervorzischen würde, das war der Grund dieser außerordentlichen, dieser allgemeinen Spannung, mit welcher in jenen Tagen ganz Preußen seine Aufmerksamkeit auf Breslau gerichtet hielt.

Natürlich entsagt der Geschichtschreiber der allemal beschwerlichen und ermüdenden Beschreibung der stattgehabten Festlichkeiten unter diesen Umständen doppelt gern. Diese Dinge haben nur dann Werth und nur dann dürfen sie einigen Anspruch erheben, eingetragen zu werden in die Blätter der Geschichte, wenn ein höherer, ein wahrhafter Sinn sie belebt. Und das, wie wir wissen, war hier längst nicht mehr der Fall.

Wir beschränken uns daher an dieser Stelle darauf, nur einige charakteristische und merkwürdige Aeußerungen anzuführen, welche

Digitized by Google

der König selbst bei dieser Gelegenheit that. — Bei dem Einzug des königlichen Paares am 13. Septbr. (bei dem übrigens diesmal Herr von Rochow nicht gesehen, aber auch nicht vermißt ward), hatte in der feierlichen Begrüßungsrede, mit der dasselbe Namens der Stadt empfangen wurde, der Vorsteher der Bürgerschaft sorgfältig Alles vermieden, was an die Begebenheiten der letzten Monate hätte erinnern können. Auch der König selbst hatte sich eine ähnliche Mäßigung auferlegt, wenn auch nicht ganz dieselbe. Nur im Allgemeinen versicherte er seine Freude, sich in Mitten seiner Breslauer Bürger zu befinden. Die hundert Jahre, welche vorübergegangen, hätten keine Aenderung in das Verhältniß zu seinem Hause gebracht; vielmehr habe Alles, was sich in dieser langen Zeit zugetragen — „Stürme, die vorübergegangen" — das Band immer fester geknüpft. Und so werde es immer bleiben: denn es sei ein Band der Herzen — „zur guten Stunde sei dies gesagt!"

Anders dagegen bei der großen Cour, welche einige Stunden später im königlichen Palais stattfand. Als die städtischen Behörden ihm hier vorgestellt wurden, unterhielt er sich zuvor lange und freundlich mit ihnen. Aber auf einmal nahm die königliche Rede eine Wendung . . . .

Er bedaure, sagte der König zu den Vertretern der Stadt, daß eine finstere Wolke an ihrer beider Horizont heraufgezogen: aber er freue sich auch, daß sie wieder verschwunden sei. „Ich kann die politischen Institutionen besser beurtheilen als Sie." Der Antrag, welchen die Behörden von Breslau gestellt, sei nach seinem, des Königs, sorgfältigem Studium von fünfundzwanzig Jahren und nach seiner innigsten Ueberzeugung unausführbar. Irrthümer, die von Einzelnen begangen werden, seien leicht zu beseitigen: aber von ganzen ehrenwerthen Communen begangen, hätten sie ihn um so schmerzlicher berühren müssen, da er besonders darüber sich so deutlich ausgedrückt zu haben wähne. Er habe jedoch Alles vergessen und vergeben und hoffe, daß es nicht wieder vorkommen werde. Seine Bürger dürften der Zeit nicht vorgreifen wollen; was kommen solle, werde nicht ausbleiben und was er versprochen habe, werde er halten: „aber keine Macht der Erde wird Mich zwingen können, gegen Meine Ueberzeugung zu handeln."

Stumm, bedonnert, standen die Väter der Stadt — war das

Digitized by Google

der König, der zu ihnen sprach? diese Stimme, die jetzt so grell, so herrisch klang, war das dieselbe Stimme, die vor einem Jahre (fast auf den Tag traf es zu) mit so klangvollen, so bezaubernden Tönen alle Herzen in Rührung und Freude geschmolzen hatte? diese Bürger, die jetzt zur Geduld verwiesen wurden, so kühl, so schadenfroh, wie Knecht Ruprecht zur Weihnachtszeit neugierige Kinder beschwichtigt — was kommen soll kommt doch, gebt Euch nur keine Mühe — wie doch? gehörten sie zu demselben Volk, welches der König damals sein herrliches, treues, edles Volk genannt, ja dem er freiwillig, ungenöthigt, in edlem Drange des Herzens, einen wahrhaft königlichen Eidschwur geleistet? dieser Fürst selbst, so fromm übrigens, so gottergeben, und der sich jetzt doch so übermüthig gegen alle Wechselfälle der Zukunft verschwört — ist es derselbe in Wahrheit, der in jener festlichen Stunde zu Königsberg von den „thränenreichen Wegen der Könige" sprach? und was zwei Reden bei ähnlicher Gelegenheit, in Königsberg und Berlin, aufgebaut in den Herzen der Unterthanen, das Fundament der Liebe, die Pfeiler des Vertrauens, das ganze stolze Gebäude patriotischer Hoffnungen — wie war es demselben Redner möglich, das Alles durch diese dritte Rede so mitleidlos in Trümmer zu reißen?! —

Stumm und bedonnert standen die Väter der Stadt: und auch der milder gefaßte Nachsatz, daß der König zu ihnen gesprochen, frei und offen, als ehrlicher Mann, und daß er es liebe, wenn man ihm eben so offen entgegenkomme, ging an den Ohren, den Herzen der Meisten unvernommen vorüber.

Stumm und bedonnert blieb auch der Charakter der ganzen Breslauer Festlichkeit. Es war da viel Glanz und viele Pracht, eine Menge ausgezeichneter und merkwürdiger Fremder, österreichische Erzherzöge, deutsche und fremde Fürsten, französische, italienische, englische, russische Generale, hochgestellte Prälaten — Alles, was Reichthum, Luxus, Verschwendung zu Wege bringen können, war da in Ueberfülle — aber nur Eines fehlte, Eines, was die Königsberger Tage so freundlich verklärt hatte und was seitdem immer mehr und mehr auszusterben schien in diesem prächtigen Kranz von Festen, mit dem die einzelnen Provinzen der Monarchie sich wetteifernd vor ihrem König schmückten: Freude fehlte dem prächtigen Fest!

Am Nachmittag des Dreizehnten hatte der König seinen Einzug

Digitized by Google

in Breslau gehalten; schon am Funfzehnten Mittags verließ er die Stadt. Die Königin folgte am nächsten Tage. — Das Königspaar verweilte späterhin noch geraume Zeit (vom 19. Septbr. bis 5. October) in Schlesien: doch ohne Breslau wieder zu betreten. Auch in der dankenden Cabinetsordre, welche der König in Betreff der in Schlesien gefundenen herzlichen Aufnahme unterm 25. Septbr. von Erdmannsdorf aus an den Oberpräsidenten von Merkel zur Mittheilung an die Provinz erließ, wurde der Hauptstadt Breslau mit keiner Silbe gedacht.

Und so waren, nach so viel Vorbereitungen, so viel Anstrengungen, so viel Zänkereien, diese Festtage auch wieder einmal vorübergegangen — und nichts war übrig, schon wenige Stunden später, als verwelkte Kränze, zerknitterte Fahnen, halbgeleerte Becher .....

Und diese ganze, so eifrig angestrebte Versöhnung hatte nichts zu Wege gebracht, als nur eine neue, brennendere Wunde: eine Wunde, die schon nicht mehr die Breslauer allein traf, nein, das ganze Land, das in jener entschiedenen, jener drohenden Weigerung, welche der König den Breslauer Behörden gegenüber ausgesprochen, die Vernichtung seiner theuersten Hoffnungen beklagte: eine Wunde fürwahr, die noch Jahre lang klaffen sollte, ohne zu heilen ...

Ja und wird sie es denn nur jemals thun?! — —

Die zweite Angelegenheit, welche, ebenfalls wegen ihrer nahen Verwandtschaft mit der Verfassungsfrage, so wie um des Lichtes willen, das auch sie auf die Stellung der Regierung zu dieser Frage fallen ließ, gleichfalls noch an diesem Orte besprochen werden sollte, war der Jacoby'sche Prozeß. — Daß der Verfasser der „vier Fragen" seine Schrift, sogleich beim Erscheinen derselben, dem König persönlich übersandt hatte, ist oben berichtet worden. Ebenso auch die Antwort, welche ihm darauf zu Theil geworden: nämlich das Verbot der Schrift und der Befehl an die Justizbehörde, sofort die Untersuchung gegen den Verfasser einzuleiten.

Wenige Tage später (März 13.) wurde dasselbe Verbot, ausgedehnt auf sämmtliche deutsche Bundesstaaten, auch vom Frankfurter Bundestage wiederholt: eine Pünktlichkeit und Schnelle, welche mit dem sonst üblichen Geschäftsgange dieses Collegiums in bemerkenswerthem Widerspruche stand.

Digitized by Google

Auch die Unterſuchung ſelbſt, nach Allem, was im Publikum darüber verlautete, wurde mit ungewöhnlichem Eifer geführt. In der kurzen Friſt von drei oder vier Wochen hatte Herr Jacoby nicht weniger als zwanzig peinliche Verhöre zu beſtehen; ſogar ſeine Wohnung wurde polizeilich durchſucht (März 14.).

Aehnliche Proceduren fanden auch auswärts, in Breslau, Danzig, Marienwerder, ja ſogar außerhalb Preußen ſtatt, in Leipzig und Mannheim, auf Requiſition der preußiſchen Behörden. Die Zahl der vernommenen Zeugen ſtieg auf ſechsundneunzig, darunter Ladenmädchen, Köchinnen und Schulkinder; wenn es ſich um die haarſträubendſte Verſchwörung, das bluttriefendſte Verbrechen gehandelt hätte, die Gerichte hätten keinen größeren Anlauf nehmen, keine gewaltigern Zurüſtungen treffen können.

Nun? und wer ſagt denn auch ſchon, daß es ſich nicht darum handelte?! Die Regierung wenigſtens faßte die Sache ſo auf: oder gab ſich ſelbſt den Schein, als ob ſie es thäte. Die „vier Fragen" hatten eine zu bedenkliche Senſation im Publikum hervorgebracht; zu tief empfand die Bureaukratie, in deren Händen das Ruder des Staats bis dahin gelegen hatte, den Streich, der hier gegen ſie geführt worden war, und der ihr Anſehn bei der Menge gerade in dem Augenblicke zu vernichten drohte, wo ſie, zu ihrer eigenen Sicherſtellung, dieſes Anſehns am Nöthigſten bedurfte; zu verhaßt war der politiſchen Myſtik, die über der Zukunft Preußens brütete, ja die ſchon ſich ſelbſt berauſchte an den Traumbildern deſſen, was ſie ins Werk ſetzen wollte, zwar nicht heut, nicht morgen, aber vielleicht doch einmal, auch nicht weil es Noth that oder weil das Volk es begehrte, ſondern aus purer Gnade und weil es ihr ſo gefällig ſein wird — zu verhaßt ſage ich, waren dieſer politiſchen Myſtik die klaren, bündigen Forderungen dieſes praktiſchen, nüchternen Verſtandes, zu unangenehm fühlte der Schwung ihrer Phantaſie ſich zurückgeführt durch dieſe Schrift auf den kalten, kahlen und leider doch nicht hinwegzuräumenden Boden rechtlicher Verpflichtungen — als daß nicht beide, wie uneins ſonſt, doch jetzt in Einem zuſammengetroffen wären. . .

Und zwar darin, daß dieſer vorwitzge Frager beſeitigt werden mußte!

Nach der naiven Auffaſſung des Publikums konnte es ſich bei

Digitized by Google

der ganzen Untersuchung zum Höchsten um ein einfaches Preßvergehen handeln, eine Umgehung der Censur, nichts weiter: und auch an dieser, allem Anschein nach, hatte der Verfasser der „vier Fragen" selbst keinen Antheil.

Aber hat nicht Richelieu vor zweihundert Jahren schon gesagt, daß zwei Zeilen von der Hand eines Mannes genug sind, den Mann selbst an den Galgen zu bringen? Zwei Zeilen, nicht mehr — und hier liegt eine ganze Broschüre vor?!

Die Anklage bezeichnete die „vier Fragen" als ein freches Libell, den Verfasser als einen Volksaufwiegler. Der erste Abschnitt, behauptete sie, sei nichts weiter als „Zeitungsweisheit" und eine „aus unwürdiger Taktik entsprungene, böswillige Entstellung der Landesverfassung"; der Verfasser habe sich damit des „frechen und unehrerbietigen Tadels der Landesgesetze", so wie der „Aufregung zum Mißvergnügen" schuldig gemacht: zwei Vergehen, welche das preußische Gesetz mit Festungsstrafe bis zu zwei Jahren bedrohte. Im dritten Abschnitt erblickte die Anklage sogar „Majestätsbeleidigung" —: und ein Majestätsbeleidiger, je nach den Umständen, konnte mit vierjähriger Zuchthausstrafe belegt werden.

Zwei Jahre Festung, vier Jahre Zuchthaus — es ist schon etwas, meint Ihr nicht?

Aber doch noch lange nicht genug für einen Missethäter wie dieser! Nein: sondern der allerverhängnißvollste Paragraph des gesammten preußischen Landrechts mußte gegen ihn aufgeboten, des alleräußersten Verbrechens mußte er angeklagt werden, das der preußische Criminalcoder kennt! eines Verbrechens, für welches der Gesetz, ohne Unterschied, ohne Milderung, nur eine einzige Strafe kennt, und diese Strafe ist — „Hinrichtung mit der härtesten und schreckhaftesten Leibes- und Lebensstrafe" . . . mit Einem Worte: des Hochverraths!

Zwar dasselbe Gesetzbuch, in demselben Titel, definirt auch den Hochverrath als ein „Unternehmen, welches auf gewaltsame Umwälzung der Verfassung des Staates oder gegen das Leben und die Freiheit seines Oberhauptes zielt" — und da konnte denn nun doch auch der allerloyalste Unterthanenverstand sich einiger Bedenklichkeit nicht erwehren, wie mit einigen Blättern bedruckten Papiers ein der-

Digitized by Google

artiges „gewaltſames“ Unternehmen, ja wohl gar ein Königsmord möchte zu bewerkſtelligen geweſen ſein!

Ueberhaupt machte der leidenſchaftlich gehäſſige Ton der Anklage und dieſe handgreiflichen Uebertreibungen, ja ſelbſt Verdrehungen, in denen dieſelbe ſich gefiel, überall im Publikum einen ſehr ungünſtigen Eindruck. Und dieſer Eindruck vermehrte ſich noch, wenn man die völlig leidenſchaftloſe, würdige Haltung der angeklagten Schrift damit in Vergleich brachte. Gern hätte man die ganze Anklage, oder doch wenigſtens dieſe Form derſelben, nur der ungeſchickten Uebertreibung irgend eines liebedieneriſchen Beamten, der überſchnappenden Loyalität irgend einer untergeordneten Behörde zugeſchoben. Allein auch dieſer Troſt (wenn es einer geweſen wäre) ſollte dem Publikum nicht gegönnt ſein. Denn nur allzubald und auf völlig zweifelloſe Weiſe ſtellte es ſich heraus, daß die Anklageſchrift im Gegentheil in Berlin, im Miniſterium des Innern, unter den Augen des Herrn von Rochow ſelbſt abgefaßt und erſt in dieſer Faſſung, fir und fertig, dem Königsberger Gericht zur Durchführung zugeſchickt worden war.

Alſo auch hier wieder Herr von Rochow! auch hier wieder derſelbe Mann, den man Anfangs mit ungewiſſem Erſtaunen betrachtet hatte als den Günſtling des Königs — und den man jetzt bereits an allen Enden der Monarchie verwünſchte als ſeinen böſen Genius! Herr von Rochow galt als der eigentliche und hartnäckigſte Gegner aller Verfaſſungsbeſtrebungen; aus ſeiner Feder, ſo hielt ſich das Publikum überzeugt, war das Reſcript vom vierten Oktober gefloſſen — es war nur conſequent, daß dieſelbe Feder jetzt auch die Anklage gegen Jacoby vorzeichnete; dieſelbe Hand, die, zur äußerſten Entrüſtung aller Patrioten, dem Landrath von Hacke den Zutritt zu den Stufen des Thrones geebnet hatte, dieſelbe jetzt eröffnete dem Verfaſſer der „vier Fragen“ die Ausſicht auf Zuchthaus und Schaffot! — Auch hierin war Conſequenz: aber eine unſelige.

Und das Publikum zog dieſe Conſequenzen noch weiter. Zwar von ſeiner früheren Vermuthung über die eigentliche Autorſchaft der „vier Fragen“ hatte es längſt zurückkommen müſſen. Die perſönlichen Verhältniſſe des Herrn Jacoby waren ſeitdem bekannter geworden; man hatte jetzt nachträglich erfahren, daß er ſein publiciſtiſches Talent ſchon früher bei verſchiedenen öffentlichen Streitfragen,

Digitized by Google

der Judenfrage, dem Lorinſer'ſchen Schulſtreit ꝛc. durch geiſtreiche und eingreifende Flugſchriften bethätigt hatte; Niemand mehr fiel es ein, ihn nur für die vorgeſchobene Puppe des Herrn von Schön zu halten.

Allein dieſelben Nachrichten beſtätigten auch, daß Herr Jacoby allerdings zum vertrauteſten Umgang des Herrn von Schön gehörte; die „vier Fragen", dies ſtand feſt, waren das vollſtändige und alleinige Eigenthum des Herrn Jacoby: aber eben ſo feſt ſtand auch, daß die darin aufgeſtellten Anſichten und Grundſätze von Herrn von Schön getheilt und gebilligt wurden. Wie alſo der eigentliche Ankläger Herr von Rochow, ſo der eigentliche Angeklagte Herr von Schön. Oder wenigſtens war er der Mitangeklagte des Herren Jacoby; dieſelbe Anklage, welche den Verfaſſer der „vier Fragen" auf die Bank der Verbrecher ſchleppte, ſchleuderte, in gerader Folge, ihre Pfeile auch gegen das Haupt des Staatsmannes, der es niemals der Mühe werth erachtet hatte, ſeinen Haß gegen das büreaukratiſche Regiment zu verſchleiern, ja der in dieſem Augenblicke noch in ſeinem „Woher und Wohin" einen Spiegel aufgeſtellt hatte, in dem die Schildträger des alten Syſtems zähnknirſchend ſich ſelbſt und ihren drohenden Untergang erkennen mußten!

Und dies nun war die eigentliche Bedeutung des Jacobyſchen Prozeſſes, dies war es, was ihn zu einem, für die innere Entwickelung Preußens ſo wichtigen, ſo folgereichen Ereigniß machte: es war nicht der Prozeß eines einzelnen Mannes, nein, es war, ſymboliſcher Weiſe, der Prozeß einer ganzen Partei, es war ein Kampf zwiſchen den beiden Staatsprincipien, zwiſchen denen Preußen in dieſem Augenblicke noch zu ſchwanken ſchien. Herr Jacoby, in dieſem Proceſſe, war der Repräſentant der conſtitutionellen Partei, einer Partei, von der bis dahin in Preußen kaum erſt vereinzelte Anfänge exiſtirt hatten, die aber jetzt, an dieſem Prozeſſe ſelbſt, ſich heranbildete. Nicht bloß Herr von Schön, nicht bloß die Stadt Königsberg, nicht bloß die Provinz Preußen und ihr Huldigungslandtag — nein, die ganze Hoffnung der Zukunft, die ganze Sehnſucht aller eifrigen und aufgeklärten Patrioten ſtand mit Herrn Jacoby vor Gericht; der Spruch, der ihn verdammte oder freiſprach, entſchied zugleich über die theuerſte, die wichtigſte, die eigentliche Lebensfrage Preußens.

Digitized by Google

Verschiedene zufällige oder doch untergeordnete Umstände trugen noch dazu bei, das Interesse, das der Prozeß auf diese Weise in Anspruch nahm, zu erhöhen, und ihm mehr Leben, ja mehr dramatische Bewegung zu geben, als Prozesse dieser Art, bei dem üblichen geheimen Gerichtsverfahren, sonst haben konnten. Die Anklage, wie oben erzählt, bezüchtigte Herrn Jacoby unter Anderm des Hochverraths. Für dieses Verbrechen aber, sowie überhaupt für alle Verbrechen und Vergehungen wider die Verfassung und die öffentliche Ruhe und Ordnung war, durch ein älteres Gesetz, das Kammergericht zu Berlin zum ausschließlichen Gerichtsstand für den ganzen Umfang des preußischen Staats bestellt. Das Königsberger Gericht daher, nachdem es die Untersuchungen einige Wochen hindurch mit großem Eifer geführt, erklärte sich plötzlich für incompetent, und verlangte, daß die weitere Führung dem Kammergericht zu Berlin, als dem allein zuständigen Forum, übertragen werde. Allein das Kammergericht zu Berlin, einen Theil des Erkenntnisses gewissermaßen vorausnehmend, hielt die Anschuldigung des Hochverraths in diesem Falle überhaupt nicht für gegründet, und erklärte sich daher ebenfalls für incompetent. Man begreift leicht, welchen Eindruck dieser Vorgang im Publikum machte, und was nachgerade von einer Anklage gehalten wurde, welche zwei Gerichtshöfe sich wechselsweise zuschoben und die keiner dem andern abzunehmen Lust hatte. Zwar versuchte der König selbst diesen seltsamen Wetteifer zu schlichten, indem er, auf den Bericht des Justizministers und der Ansicht des Kammergerichts sich anschließend, durch Cabinetsordre vom 30. August, das Oberlandesgericht zu Königsberg mit Fortsetzung der Untersuchung so wie Abfassung des Erkenntnisses beauftragte. Aber auch damit war dieser wunderlichen Verwirrung noch kein Ende gemacht. Denn nun wieder durch diese Entscheidung glaubte der Angeklagte selbst sich beeinträchtigt. Mann des strengen Rechts, wollte Herr Jacoby auch da von seinem Recht nicht lassen, wo dasselbe ihm gefährlich zu werden drohte; unerbittlicher Logiker, wollte er die logische Consequenz erhalten wissen, selbst da, wo sie seine Lage zu verschlimmern schien. War er einmal als Hochverräther angeklagt, gut, so wollte er auch als Hochverräther behandelt und beurtheilt werden. Indem er also freiwillig verzichtete auf den Vortheil, gerichtet zu werden in seiner Vaterstadt, von Richtern, welche seine Mitbürger

Digitized by Google

waren und seinen Lebenswandel kannten, erbat er es sich in einer Immediateingabe an des Königs Majestät als Gnade, nicht vor seinen ordentlichen Richter zu Königsberg, sondern vor den außerordentlichen Gerichtshof zu Berlin gestellt zu werden, der in diesem außerordentlichen Falle gleichwohl der ordentliche und gesetzmäßige sei. Der König gab diesem Verlangen nach (Dec. 11.): und so kam dieser Prozeß, nachdem er, auf einen so überaus hitzigen Anfang, Monate lang still gestanden hatte, endlich, zu Ende des Jahres, wieder in Gang.

Mittlerweile aber hatte er selbst schon wieder zu neuen Prozessen Anlaß gegeben. Daß die Anklage wegen Hochverraths unhaltbar sei, das freilich sahen allmälig nicht nur die Juristen, sondern auch die Laien ein; eine Verurtheilung wegen dieses Punktes wurde daher auch von Niemand mehr befürchtet. — Die Verurtheilung wegen Majestätsbeleidigung und Erregung zu Mißvergnügen dagegen fürchtete man nicht bloß, sondern man hielt sie, mit alleiniger Ausnahme des Angeklagten selbst, geradezu für unvermeidlich, — ein trauriges Zeugniß, wenn auch nicht für die preußischen Richter, so doch jedenfalls für die preußische Gesetzgebung! Auch hiefür war, wie unsere Leser sich erinnern, die Strafe hart genug: Gefängniß und Verlust der Ehrenrechte.

Um nun für diesen, wie man glaubte, unvermeidlichen Fall seiner Verurtheilung den Angeklagten für die Schmach, welche das Gesetz ihm auferlegen würde, zu entschädigen durch die Ehre, welche seine Mitbürger ihm anthaten, traten zunächst in Königsberg, dann aber durch ganz Preußen, sogar durch ganz Deutschland hin, zahlreiche Vereine zusammen, mit der Absicht, zu einem Ehrengeschenk, einer Bürgerkrone für den verurtheilten Jacoby zu sammeln. Von allen Seiten strömten reichliche Beiträge herzu: Männer, die bis dahin um Politik sich gar noch nicht bekümmert, rechneten es sich zur Ehre, ihre Namen auf die Liste setzen zu dürfen: so tief war der Unwille, welchen die Form der Anklage, so groß der Enthusiasmus, welchen die reine, ruhige, maßvolle Persönlichkeit des Angeklagten erregte. — Daß, wie es in den Zeitungen hieß, in der Provinz Preußen eine Summe von dreißigtausend Thalern, welche ursprünglich für das von den Ständen beschlossene Standbild des verewigten Königs bestimmt gewesen, jetzt, für den Fall seiner Verurtheilung, zu Gunsten

Digitized by Google

Jacoby's verwandt werden sollte, mochte immerhin nur ein Gerücht sein. Aber daß solche Gerüchte entstehen, daß sie geglaubt werden konnten, dies allein schon genügte, die Stimmung der Nation zu bezeichnen.

Die Regierung glaubte diesen Ovationen Einhalt thun zu müssen. Gerichte und Polizei wurden in Bewegung gesetzt. Ueberall, wo man ihrer habhaft werden konnte, wurden die Listen mit Beschlag belegt, die Unterzeichner gerichtlich vernommen, die Anstifter zur Verantwortung gezogen; wie ein Schweif dem Kometen, so dem großen Jacobyschen Prozeß folgte in den verschiedensten Städten, gegen die verschiedensten Personen gerichtet, eine Menge kleinerer Untersuchungen, Verhöre, Prozesse, überall Mißvergnügen säend, überall die gereizte Stimmung noch mehr erbitternd.

Und so sollte auch in diesem Falle wieder die alte Wahrheit sich bestätigen, daß der erste Schritt vom Pfade der Besonnenheit und des Rechtes niemals auch der einzige bleibt: sondern wer den Weg der Willkür einmal betritt, der hat sich damit selbst auch des Rechtes begeben, zu bestimmen, wo er einhalten will.

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

Reise des Königs nach Warschau zum Kaiser von Rußland, Mitte September; das Monument zu Kalisch. — Reise nach München, Novbr. 15. — Die erzbischöfliche Angelegenheit. Unterhandlungen des Herrn von Reisach; Herr von Geissel. — Zuvorkommendes Benehmen der preußischen Regierung. Badereise des Erzbischofs; festlicher Empfang in Paderborn und andern Orten. Die Ausschließung der Jesuitenschüler in Preußen aufgehoben; Verordnung, die suspendirten Geistlichen und die sogenannten stillen Messen betreffend. Wiederanstellung des Herrn von Beckedorf. Katholische Geistliche in Schlesien mit Orden decorirt. — Demonstrationen der ultramontanen Partei. Ehrengeschenk holländischer Katholiken an Herrn von Droste. Sein Triumphzug durch Westphalen; feierliches Ständchen bei der Rückkehr nach Münster. Wallfahrt der Cölner nach Kevelaar. — Das Cölner Domcapitel; Bischof Arnoldi zu Trier; der Domherr Ritter als Verweser des Bisthums zu Breslau. Bedenkliche Schritte des Herrn von Dunin: Verordnung wegen der Lehrbücher; eigenmächtiges Verfahren in der Brodzizewski'schen Angelegenheit. — Glücklicher Ausgang der Münchner Verhandlungen: Herr von Geissel in Berlin. Die Staatszeitung vom 10. Januar 1842 zeigt die Beilegung der Cölner Wirren an; Brief des Königs an Clemens August vom 15. Oktober. — Gemischter Eindruck dieser Versöhnung; Jubel auf der katholischen, Besorgniß auf der protestantischen Seite. — Ankunft des Herrn von Geissel in Cöln: Anfang März. Abschiedsbrief des Herrn von Droste, März 9. — Derselbe stirbt: Oktbr. 1845.

Noch von Breslau aus hatte der König einen Abstecher nach Warschau, zur Begrüßung des Kaisers von Rußland gemacht (September 16). Nicht eben zur Ergötzung des preußischen Publikums. Denn dieses, wie früher erzählt worden ist, gefiel sich darin, dem König, im Gegensatz zu seinem verstorbenen Vater, eine sehr geringe Zuneigung für die russische Verwandtschaft

Digitized by Google

beizulegen. Aus welchem Grunde wäre schwer zu sagen gewesen, wenn nicht aus dem Einen Grunde, der so viele Hoffnungen erzeugt: nämlich weil man es so wünschte. — Diese Politik der Hoffnungen und Wünsche nun fühlte sich durch diese Reise des Königs höchst unangenehm enttäuscht. Eine Stadt, wie Breslau, die zweite Stadt der Monarchie, verlassen nach wenigen Stunden, um dem Kaiser von Rußland seine Aufwartung zu machen, sich den Huldigungen einer getreuen, vielerprobten Bürgerschaft entziehen, bloß damit ein preußischer König einen russischen Zaar becomplimentire — es wäre unter allen Umständen eine Zurücksetzung gewesen, welche der preußische Stolz, ja wir können sagen, die preußische Loyalität nur schwer verwundet hätte. Um wie viel schwerer also unter den Verhältnissen, die hier obwalteten, nach dem Zerwürfniß, welches zwischen Breslau und dem König stattgefunden und dessen Gedächtniß eben in diesen Festlichkeiten, denen der König sich jetzt so rasch entzog, hatte erlöschen sollen!

Und wirklich, wenn man sich der entschiedenen Abneigung erinnerte, welche die Landtage von Preußen, Schlesien ꝛc. so eben erst gegen Rußland kundgegeben, sowie des Beifalls, mit dem diese Aeußerungen im Publikum aufgenommen worden, so konnte man nicht umhin, dieser Reise des Königs eine größere Bedeutung beizulegen, als die einer bloßen Courtoisie: nämlich die Bedeutung eines Paroli, welches der öffentlichen Meinung damit geboten werden sollte. — Einzelnes, was man von der Reise selbst hörte, schien diese Ansicht nur noch zu bestätigen. Bei der Rückkehr von Warschau (Sept. 18.) hatte der König zu Kalisch unter Anderm auch das Denkmal besichtigt, welches zur Erinnerung an die berühmte Zusammenkunft im Jahre dreizehn, sowie an das Lustlager von fünfunddreißig daselbst errichtet ist. Der Flügeladjutant des Kaisers, General von Berg, der dem König zur Begleitung mitgegeben, hatte demselben die Inschriften verdeutscht, die sich in russischer Sprache auf dem Denkmal befinden. Nach Vorlesung der vierten und letzten, welche dahin lautete, „daß der Allmächtige segnen wolle die Allianz und Freundschaft zwischen Rußland und Preußen zum Frieden und Gedeihen beider Nationen und zum Schrecken ihrer gemeinsamen Feinde," war der König raschen Schritts die Stufen zum Denkmal hinangestiegen und hatte mit dem Finger ein „Amen" gemalt in den Staub, der

Digitized by Google

das Denkmal bedeckte. — Diese Geschichte, welche die officiellen russischen Zeitungen nicht verfehlten, mit großer Emphase mitzutheilen, machte von dort aus die Runde durch Preußen und Deutschland; aber nicht zum Vortheil des Königs. —

Mehr Beifall bei der öffentlichen Meinung fand die Reise, welche der König einige Wochen später nach München antrat. Denn man wußte, daß es sich bei derselben um nichts Geringeres handelte, als um die endliche und gänzliche Beilegung des erzbischöflichen Streites. Ein bairischer Prälat, Herr von Reisach, Bischof von Eichstädt, wußte man, hatte im Namen des Papstes mit Herrn von Droste unterhandelt, und denselben, wie mit Bestimmtheit versichert ward, endlich zu freiwilligem Rücktritt bewogen; ein anderer bairischer Prälat, Herr von Geissel, bisher Bischof zu Speier, sollte zum Nachfolger des Herrn von Droste bestimmt sein. Diese Arrangements zu bestätigen und zu letztem Abschluß zu bringen, reiste der König jetzt nach München. Und so folgten ihm mit Recht die Segenswünsche der Nation.

In der That aber war es auch die höchste Zeit, daß diese verhängnißvolle Angelegenheit endlich zum Schlusse gebracht ward. Die Zusicherungen, welche die Regierung den rheinischen Ständen in dieser Hinsicht gemacht hatte, waren so directer, so dringender Natur gewesen, daß es nicht nur eine äußerste Sache der Klugheit, nein, sogar auch der Ehre war, sie einzulösen. Auch hatte die Regierung schon seit längerer Zeit alles Mögliche gethan, ihre versöhnliche Stimmung an den Tag zu legen. Schon im April war der frühere Secretair des Erzbischofs, der Caplan Michelis, aus der Untersuchungshaft zu Erfurt entlassen und ihm die Rückkehr zum Erzbischof nach Münster gestattet worden. Als der Erzbischof selbst, Mitte Sommers, eine Badereise zu machen wünschte, wurde diesem Vorhaben Seitens der Regierung nicht allein nichts in den Weg gelegt, sondern auch den ziemlich herausfordernden Huldigungen, welche dem Prälaten bei dieser Gelegenheit in Paderborn, Lippspringe und andern westphälischen Orten dargebracht wurden, trat sie in keiner Weise entgegen.

Und wie hier im Kleinen, so auch im Großen. Der im April erfolgte Tod des bisherigen Generalvicars der Cölner Diöcese, Dr. Hüsgen, hatte eine Wiederbesetzung dieser wichtigen Stelle

Digitized by Google

nöthig gemacht. Die Regierung zeigte bei den desfallsigen ziemlich verwickelten Unterhandlungen eine wahrhaft erstaunenswerthe Geduld und Nachgiebigkeit; selbst die offenbarste Widersetzlichkeit, die handgreiflichsten Intriguen der ultramontanen Partei vermochten sie nicht herauszubringen aus dieser wohlüberlegten Mäßigung. Ebenso bei den Bischofswahlen in Trier und Breslau.

Ueberhaupt nahm die Regierung sichtlich jede Gelegenheit wahr, sich die katholische Partei zu verbinden, selbst auf die Gefahr hin, ihre eignen Freunde dadurch zu verletzen. Bisher war denjenigen Preußen, welche ohne besondere Erlaubniß des Staates sich in das deutsche Collegium zu Rom hatten aufnehmen lassen, daselbst bei den Jesuiten studirt und die Priesterweihe zu Rom empfangen hatten, die Ausübung priesterlicher Functionen in Preußen gesetzlich untersagt gewesen. Dagegen wurde jetzt durch Cabinetsordre vom 28. April genehmigt, daß auch dergleichen Priester (auf gut Deutsch also Jesuitenzöglinge), nach erfolgter Rückkehr in die Heimath, auf namentlichen Vorschlag des bischöflichen Ordinariats und mit Zustimmung des Oberpräsidiums in rein katholischen Gegenden, unter Aufsicht bewährter Pfarrer, versuchsweise in der Seelsorge beschäftigt und, wenn sie diese Probe während einer Dauer von mindestens zwei Jahren untadelhaft bestanden haben würden, alsdann mit Genehmigung des Oberpräsidiums in die Geistlichkeit der Diöcese aufgenommen und zu kirchlichen Aemtern befördert werden dürften. — In Gemäßheit dieser Cabinetsordre wurden denn auch sofort vier ins Ausland gewanderte Priester, welche, in der Trier'schen Diöcese einheimisch, in Rom zu Priestern ordinirt worden waren, von dem Bisthumsverweser von Trier zurückgerufen, um in ihrer Heimath als Seelsorger angestellt zu werden.

Unter demselben Datum wurde eine Ministerialverfügung veröffentlicht, zu Folge welcher „ein katholischer Geistlicher, der durch rechtskräftiges Erkenntniß seines Amtes entsetzt worden und somit nicht mehr befugt sei, Amtshandlungen zu verrichten, dennoch wegen Lesens einer einfachen oder sogenannten stillen Messe nicht in Untersuchung gezogen werden könne, indem er die Befugniß hiezu nicht erst durch Uebertragung eines bestimmten priesterlichen Amtes, sondern bereits durch die Priesterweihe erhalten habe." Des Königs Majestät, setzte die Verfügung hinzu, hätten sich mittelst Allerhöchster

Digitized by Google

Ordre vom 16. Februar d. J. mit dieser Ansicht einverstanden erklärt, und sei also das Verfahren in derartigen Fällen hienach ins Künftige abzuändern. —

Auch die Wiederanstellung des Herrn von Beckedorf (Anfang Mai), der wegen seines Uebertritts zur katholischen Kirche unter Friedrich Wilhelm III. den preußischen Staatsdienst hatte verlassen müssen, konnte füglich hieher gerechnet werden. Ebenso blieb es nicht unbemerkt, daß bei den Ordensverleihungen, mit denen der König seine Anwesenheit in Schlesien verherrlichte, insbesondere auch katholische Geistliche decorirt worden waren: und darunter selbst solche, welche als Anhänger des Herrn von Droste bekannt waren. —

Was die Regierung mit all dieser Nachgiebigkeit, ja selbst Zuvorkommenheit erreichte? Nun, wer irgend Rom und die Römlinge kannte, der wußte es zum Voraus: nichts — oder noch schlimmer: etwas, was ihr selbst zum Unheil war.

Denn die Angriffe und Demonstrationen der katholischen Partei nahmen im Gegentheil in demselben Maße zu, als die Regierung sich freundlich und entgegenkommend bewies. Der Ostentation, mit welcher Herr von Droste auf seiner Badereise begrüßt ward, ist bereits gedacht worden. Derartige Scenen häuften sich, je mehr das Zerwürfniß selbst sich seiner Lösung näherte; die Ultramontanen begriffen den Vortheil wohl, einen Märtyrer ihrer Partei zu haben, sie eilten, ihn sich zu Nutze zu machen, so lange es ging. Eine Deputation holländischer Katholiken (nach anderer Auslegung belgischer Jesuiten) erschien Mitte Juli in Münster, dem Erzbischof ein kostbares Ehrengeschenk zu überreichen: ein prachtvolles Crucifix, dessen Werth von den Kunstverständigen auf fünfzig bis sechzigtausend Gulden geschätzt ward, und durch welches, der Inschrift zu Folge, „dem unerschrockenen Verfechter der Kirche und ihrer Rechte im neunzehnten Jahrhundert die Bewunderung der katholischen Niederlande" bezeugt werden sollte. — Die Reise des Erzbischofs selbst war ein fortdauernder Triumphzug; wo er erschien, strömte von allen Seiten, nah und fern, die Geistlichkeit zusammen, darunter alte und gebrechliche Männer, seinen Segen, wie den eines Heiligen, zu empfangen.

Als er sodann Anfang September nach Münster zurückkehrte, wurde er auch hier mit einem glänzenden Fackelzug begrüßt. An sechshundert Fackelträger, nach Kirchspielen geordnet, die Geistlichkeit

Digitized by Google

jedes Kirchspiels in der Mitte, zogen vor seine Wohnung; aus mehr als zehntausend Kehlen wurde ein „Gott erhalte Clemens August, unsrer Kirche Ruhm und Stolz", eine Parodie der officiellen österreichischen Volkshymne, abgesungen. — Auch die berühmte (oder wenn man so will, berüchtigte) Wallfahrt der Cölner nach dem Muttergottesbilde zu Kevelaar war diesmal besuchter als seit Menschengedenken: und mit ebenso ungewöhnlichem Pomp wurden die Heimkehrenden eingeholt. —

Und wenn es nur bei derartigen Spielereien geblieben wäre! Aber die Bewegung griff weiter und zeigte sich zum Theil auf ziemlich ernstliche Weise. Das Domcapitel zu Cöln wurde alle Tage schwieriger; ebenso der neugewählte Bischof zu Trier, Herr Arnoldi. Auch der schlesischen Geistlichkeit war der Rücktritt des Herrn von Sedlnitzki wohl anzumerken. Der Domherr Ritter, der das Bisthum interimistisch verwaltete, war sehr weit entfernt von dem milden Geiste seines Vorgängers. Er benutzte im Gegentheil sein kurzes Regiment, die strengsten Formen kirchlicher Zucht zu erneuen und besonders unter den heranwachsenden Geistlichen eine wahrhaft fanatische Rechtgläubigkeit auszubreiten.

Am Unbequemsten und Aufsätzigsten aber zeigte sich gerade der, von dem es billiger Weise am Wenigsten wäre zu erwarten gewesen, und auf demjenigen Terrain, wo dergleichen Widersetzlichkeit am Gefährlichsten war: Herr von Dunin in Posen. In einem Rundschreiben an die Geistlichen seines Sprengels (August 5.) forderte er ein Verzeichniß aller, in den Schulen seiner Diöcese gebrauchten Lehrbücher ein, um die ihm ungeeignet scheinenden abzuschaffen, indem er zugleich untersagte, ohne seine Erlaubniß irgend ein Buch einzuführen. Einige Wochen später (September 5.) ernannte er den Official Brodzizewski, der als eine der Haupttriebfedern der kirchlichen Wirren im Großherzogthum bekannt war, ja welchen die Regierung wegen Renitenz vom Amt suspendirt hatte, zum Weihbischof von Gnesen. —

Alle diese Umstände zusammengerechnet, war es also, wie gesagt, die höchste Zeit, daß diese unglückliche Angelegenheit zu Ende gebracht wurde: und war daher die frohe Bewegung, mit welcher das Publikum die Nachricht von dieser Reise des Königs nach München aufnahm, vollkommen gerechtfertigt.

Digitized by Google

Doch vergingen aufs Neue einige Wochen, bevor das Resultat bekannt ward. Endlich, in den letzten Tagen des Jahres, erschien Herr von Geissel, der designirte Nachfolger des Herrn von Droste, persönlich in Berlin; wenige Tage später (Januar 10.), brachte die Staatszeitung die officielle Anzeige des geschlossenen Friedens.

Des Königs Majestät, sagte die Staatszeitung, von dem landesväterliche-Wunsch erfüllt, daß die kirchlichen Zustände der Erzdiocese Cöln, welche die Gemüther der dortigen Bewohner in „Sorge und Spannung" erhalten, durch Herstellung einer regelmäßigen oberhirtlichen Verwaltung wieder geordnet würden, habe bereits vor längerer Zeit zur Erreichung dieses Zweckes Unterhandlungen mit dem päpstlichen Stuhl anknüpfen lassen. „Durch gegenseitiges Vertrauen befördert," hätten dieselben das gewünschte Ziel nicht verfehlt. In Folge einer „näheren Kenntnißnahme", daß der Herr Erzbischof Clemens August an dem „Ungemach einer kränklichen Gesundheit" zu leiden habe, und daß deswegen die Verwaltung der Erzdiöcese nicht wenig beschwerlich und mühevoll für ihn sein würde, habe seine Heiligkeit der Papst, „nach eingeholter Meinung und Zustimmung des Herrn Erzbischofs", es für eine angemessene Maßregel erachtet, daß demselben „unter Zustimmung Seiner Majestät des Königs", ein Coadjutor mit dem Recht der Nachfolge gegeben werde, welcher den erzbischöflichen Sprengel, kraft apostolischer Vollmacht, zu verwalten habe. Zu solchem Coadjutor und Nachfolger sei durch päpstliches Breve vom 24. September v. J. der bisherige Bischof von Speier ernannt worden, Herr Johannes von Geissel: ein Prälat, der durch die einsichtsvolle Leitung seiner bisherigen Verwaltung sich das allgemeinste Vertrauen erworben habe, und der deshalb dem päpstlichen Stuhle Namens Seiner Majestät des Königs besonders dazu bezeichnet worden sei. In Ausführung dieses Breve nun, zu welchem Seine Majestät der König die Genehmigung ertheilt habe, unter Vorbehalt der Rechte des Metropolitancapitels zu Cöln, „welches stets eine treue Fürsorge für das Wohl der Diöcese bewiesen," für künftige Fälle, sowie nach vorher erlangter freundlicher Zustimmung Seiner Majestät des Königs von Baiern, sei der genannte Prälat, der an ihn ergangenen Einladung folgend, an dem königlichen Hoflager erschienen, und habe am heutigen Tage in der

Digitized by Google

ihm übertragenen Amtseigenschaft den Eid der Treue und Unterthänigkeit in die Hände des Königs abgelegt.

Zugleich veröffentlichte der Staatsanzeiger jetzt ein Schreiben, welches der König bereits am letzten funfzehnten Oktober, seinem Geburtstage, an den Herrn von Droste erlassen hatte. Der König sprach dem Prälaten darin seinen Dank aus für die Gewissenhaftigkeit, mit welcher derselbe das früher gegebene Wort, die ihm verstattete „völlige Freiheit" nicht zur Rückkehr nach Cöln benutzen zu wollen, gehalten habe. Da inzwischen durch die „weise Hilfe" des römischen Hofes und des Erzbischofs eigene „Bereitwilligkeit" die bisherigen „traurigen Conflicte" zu „erwünschtem Ende" gekommen wären, so gebe der König ihm das gegebene Wort hiermit zurück, unter der Voraussetzung allerdings, daß er nicht früher nach Cöln zurückkehren werde, als bis der genannte Coadjutor daselbst eingetroffen. Der Gedanke, daß der Erzbischof „an politisch revolutionären Umtrieben" Theil genommen, sei vom Könige selbst „nie getheilt worden", und auch seine Behörden hätten schon früher Veranlassung genommen, denselben zu widerlegen. Da der König jedoch wisse, daß der Erzbischof und seine „so ehrenwerthe Familie" den dringenden Wunsch hege, diese Erklärung auch von ihm, dem Könige selbst, ausgesprochen zu sehen, so benutze er diese Gelegenheit mit Vergnügen zu der Versicherung, daß sich „nirgend der geringste gegründete Anlaß" zu einem derartigen Verdachte gefunden habe. — Das Schreiben schloß mit dem „herzlichen Wunsche", daß diese königliche Versicherung dem Erzbischof eine „verdiente Beruhigung" gewähren, und daß es ihm von der Vorsehung vergönnt werden möge, sich, im Genuß eines ruhigen Alters, des wiederhergestellten kirchlichen Friedens noch lange zu erfreuen. —

Und so wäre denn also damit diese Angelegenheit zu Ende gewesen: eine Angelegenheit, welche seit Jahren halb Europa in Athem erhalten und überall die lebhaftesten Besorgnisse, die gehässigsten Leidenschaften erweckt hatte! Ein diplomatisches Arrangement, ein höflicher Brief — siehe da den Ausgang eines Zwistes, der Deutschland mit dem Gedanken eines neuen Religionskrieges geängstigt, die letzten Stunden des alten Königs verbittert, ja selbst in den glänzenden Aufgang des neuen Regimentes seine trüben Schatten geworfen hatte!

Digitized by Google

Aber war er auch wirklich damit zu Ende? war es wirklich ein Ausgang, der einen dauernden Frieden versprach? — Die Anhänger des Herrn von Droste freilich erklärten sich vollkommen befriedigt. Sie hatten auch Grund dazu. Denn hatte der König in dem Brief vom funfzehnten Oktober nicht wirklich den ersten Schritt gethan? hatte er nicht selbst die Unschuld des Erzbischofs anerkennen müssen? nicht also selbst bestätigen, wessen die katholische Partei sich bis dahin mit so viel Selbstgefälligkeit gerühmt: nämlich, daß Herr von Droste ein Märtyrer ihrer Kirche?

Daß Herr von Droste die Verwaltung des Erzbisthums selbst wieder antreten würde, daran natürlich hatten auch seine eifrigsten Anhänger nicht gedacht, ja sie durften es selbst nicht einmal wünschen. Ein Rücktritt war also unter allen Umständen nöthig — konnte es einen ehrenvollern geben? Eine Abdankung mußte erfolgen — konnte sie mit größerm Glanz geschehen? Welche Drohungen hatte man nicht gegen Herrn von Droste ausgestoßen, wie hatte man gescholten auf seinen Trotz, seinen Eigensinn, seine Hartnäckigkeit — und jetzt mußte der König selbst ihm öffentlichen Dank abstatten für die Nachgiebigkeit und den guten Willen, den er bewiesen! einen widerspänstigen Erzbischof hatte man auf die Festung geschleppt — und jetzt einen Heiligen entließ man!

Ganz anders war der Eindruck auf die protestantische Bevölkerung, oder wenigstens auf einen Theil derselben. Denn die Mehrzahl allerdings hatte das Interesse für diese Angelegenheit ziemlich verloren; es war ihr ganz gleichgiltig, wie diese Geschichte zu Ende ging, wenn sie überhaupt nur endete.

Nur einige ältere Diener des verstorbenen Königs, aus Pietät theils gegen ihren dahingeschiedenen Herrn, theils aus bureaukratischer Sympathie, und Einige wohl auch aus alter rationalistischer Aufklärung, interessirten sich für die Cölner Angelegenheit noch lebhaft, wie für eine persönliche.

Und diese waren mit diesem Ausgang denn sehr wenig zufrieden. Zugestanden, sagten sie, daß der Erzbischof kein Revolutionair gewesen im gewöhnlichen politischen Sinne — aber gegen die erhabenen Satzungen der Toleranz, gegen die Gebote der Bildung und Humanität, diese eigentlichsten Grundgesetze des preußischen Staates, hat er gegen sie nicht rebellirt? War es nicht ein Landfriedensbruch,

Digitized by Google

dieſe gehäſſige Art, wie er die Vorſchriften wegen der gemiſchten Ehen in Anwendung brachte? Nicht ein Treubruch, daß er die Zuſicherungen, auf welche hin er in ſein hohes Amt berufen worden, brach und vergaß, ſowie er ſich in dieſem Amt befand? Und wer darf noch für einen Feind des preußiſchen Staates, ja Deutſchlands, ja der ganzen gebildeten Erde gelten, wenn nicht dieſer Mann, der die Stirn gehabt hat, Angeſichts des neunzehnten Jahrhunderts, die Geſpenſter der Gregore und Innocenze heraufzubeſchwören?!

Und zugegeben ferner, daß es für dieſe Vergehen keinen anderen Gerichtshof giebt, als allein die Geſchichte; zugegeben, daß man alſo gegen die Perſon des Erzbiſchofs nicht anders verfahren konnte, als ſchließlich geſchehen iſt — aber ſo hätte man doch wenigſtens über der Perſon nicht die Sache opfern ſollen! Es iſt, behaupteten dieſe Stimmen, mit dieſem Streit gegangen, wie mit ſo vielen: man hat über dem Streite das Object des Streits vergeſſen. Es iſt wohl ganz ſchön, daß Herr von Droſte reſignirt; es iſt auch ganz ſchön und wir wollen gern glauben, daß der neue Coadjutor ein wohlmeinender, gebildeter, freiſinniger Mann iſt — aber als die Regierung die Wahl des Herrn von Droſte unterſtützte, hielt ſie ihn nicht auch dafür? Sei es nun noch, daß Herr von Geiſſel beſſer Farbe hält — wird er darum ewig leben? Und was alſo bei alledem iſt geſchehen, die Wiederkehr ähnlicher Conflicte zu verhüten? Sind wir nicht wieder, im günſtigſten Falle angelangt, auf demſelben Boden, der ſich uns ſchon einmal ſo verrätheriſch erwieſen, dem Boden der perſönlichen Conniwenzen, des Tranſigirens und Limitirens, ohne rechtlichen Halt, ohne geſetzliche Sicherheit? Und wenn wir nach dem Allen behaupten, die Sache ſei nicht beendet, ſondern nur vertagt, es ſei kein Friede, ſondern nur ein Waffenſtillſtand, kein Sieg, nur eine Capitulation, wer will uns Unrecht geben?!

Am Empfindlichſten fühlte dieſe Partei ſich berührt durch das oben mitgetheilte Schreiben vom funfzehnten Oktober, durch welches, wie ſie behauptete, die Pietät verletzt ſei gegen den verſtorbenen König. Oder wenn darin die völlige Unſchuld des Herrn von Droſte anerkannt wird, was iſt das anders, ſagte ſie, als ein indirecter Vorwurf gegen den, der an dieſe Schuld geglaubt und dieſem Glauben gemäß gegen den Erzbiſchof verfahren hatte? Friedrich Wilhelm der Vierte verſichert, den Gedanken, daß der Erzbiſchof ſich

Digitized by Google

in politiſch revolutionaire Umtriebe eingelaſſen, nie getheilt zu haben — ſehr wohl: aber Friedrich Wilhelm der Dritte hat dieſen Gedanken getheilt! hat ihn ſo ſehr getheilt, daß er den Erzbiſchof darüber auf die Feſtung bringen ließ! Wahrheit iſt ein ſchönes Ding: aber Pietät auch. Der Erzbiſchof bedurfte einer Ehrenerklärung, ſie mochte ihm werden — aber nur die Ehrenerklärung des Prälaten durfte nicht zu einer Anklage gegen den verſtorbenen Vater werden! einen Vater, deſſen Andenken der Sohn ſonſt ſo gern öffentlich hervorhob und der doch, wenn es den Geſchiedenen vergönnt wäre, Kenntniß zu nehmen von irdiſchen Dingen, dieſem Schreiben ſeine Billigung unmöglich ertheilen könnte!

Allein wir haben ſchon geſagt, daß die Zahl derer, die ſo dachten (dachten, nicht ſprachen) nur ſehr klein war. Bei Weitem der größere Theil der Nation hatte nur Frieden gewollt, Frieden um jeden Preis — und dieſen jetzt hatte man.

Anfang März betrat Herr von Geiſſel ſein neues Erzbisthum. Sein aus geiſtlicher Würde und weltlicher Artigkeit wohlgemiſchtes Weſen erwarb ihm bald zahlreiche Freunde, ſelbſt unter denjenigen, welche ſich Anfangs aus Ehrfurcht vor Clemens Auguſt in ihrem Gewiſſen verpflichtet gemeint hatten, ſeinen Nachfolger mit einiger Kälte zu empfangen. Auch der große Eifer, mit welchem Herr von Geiſſel ſich ſogleich des Cölner Dombaus annahm, gereichte ihm zu nicht geringer Empfehlung bei der rheiniſchen Bevölkerung, hauptſächlich bei den Cölnern ſelbſt.

Zur ſelben Zeit nahm Herr von Droſte in einem Hirtenbriefe an den Klerus und ſämmtliche Eingeſeſſene ſeines Sprengels Abſchied von ſeiner Heerde. Aus höchſt wichtigen, das Heil der Kirche betreffenden Gründen, habe das Oberhaupt der Kirche ihn, indem er das Erzbisthum allerdings behalte und Erzbiſchof von Cöln bleibe, einen Beiſtand und Nachfolger in der Perſon des Herrn von Geiſſel beſtellt. Ihm, indem er dieſer vom Oberhaupt der Kirche getroffenen Maßregel ſich unterwerfe, bleibe nun nichts übrig, als, ſo viel ſeine Schwachheit geſtatte, dem Moſes, dem Freunde Gottes, nachzuahmen, und ſeine Hände im Gebet für das Wohl ſeiner Pflegebefohlenen zum Himmel zu erheben. Seine geliebten Mitarbeiter aber im Weinberge des Herrn möchten ſeine Arme unterſtützen, damit ſie nicht ermüdeten, und der Kampf wider die Begierlichkeit

Digitized by Google

des Fleiſches, wider die Welt und wider den Teufel tapfer und bis zum vollſtändigen Siege durchgekämpft werde. Alle Eingeſeſſene ſeines Sprengels ermahnte er feſtzuhalten an dem Felſen Petrus in Rom; den Obrigkeiten ſollten ſie gehorſam ſein, in kirchlichen Dingen der geiſtlichen, in weltlichen der weltlichen. — Des Königs, ſowie überhaupt des ganzen voraufgegangenen Zerwürfniſſes wurde in dem ganzen Schreiben nicht gedacht. Auch fiel es auf, daß, während der Erlaß der Regierung von einer „kränklichen Geſundheit“ des Erzbiſchofs geſprochen hatte, dieſer ſelbſt ſeinen Rücktritt lediglich durch den Befehl des Papſtes und die „höchſt wichtigen Gründe der Kirche“ motivirte.

Dies war der letzte Act, mit welchem Herr von Droſte öffentlich auftrat. Er behielt ſeinen Aufenthalt ſeitdem in Münſter, wo er, geiſtlichen Uebungen hingegeben, ein einſames, unbeobachtetes, faſt klöſterliches Leben führte; das Einzige, wodurch ſein Name für einige Augenblicke aus der Vergeſſenheit wieder heraustrat, war die Nachricht von ſeinem Tode: Oktober 1845.

Digitized by Google

Elftes Kapitel.

Zuſtand der Preſſe in Preußen. Gehäufte Confiscationen und Verbote. Die Halliſchen Jahrbücher wandern nach Sachſen aus. Beamte ſollen nicht über öffentliche Angelegenheiten ſchreiben. — Berichtigungsbureau. Präſident Abegg wird von der Cenſur der Königsberger Zeitung abgeſetzt. — Hoffmanns unpolitiſche Lieder. Der Verfaſſer wird zur Unterſuchung gezogen. Verbot des geſammten Verlags von Hoffmann und Campe in Hamburg. Der Wiederabdruck des Geſetzes vom 22. Mai 1815 verboten. — Cenſurverordnung vom 24. December. Eindruck und Wirkung derſelben; die Königsberger Zeitung, der Elbinger Anzeiger, die Rheiniſche Zeitung in Cöln. — Reiſe des Königs nach England. — Gerüchte wegen Uebertragung anglikaniſcher Kirchengebräuche. Herr von Bunſen zum Geſandten in London ernannt. Berliner Geiſtliche reiſen im Auftrag des Königs nach England. Das evangeliſche Bisthum in Jeruſalem. — Gerücht wegen Einführung des öffentlichen und mündlichen Gerichtsverfahrens; Reiſe des Herrn von Savigny nach England. — Anweſenheit des Königs in England, Taufe des Prinzen von Wales: Januar 1842. — Veränderungen im preußiſchen Miniſterium: Herr von Bülow, Herr von Savigny, Herr von Bodelſchwingh. — Entlaſſung des Herrn von Schön und des Herrn von Rochow; Graf Arnim, Miniſter des Innern: Juni 16. —

Doch ſollte die Cölner Angelegenheit keineswegs die einzige bleiben, welche die Regierung vor dem Schluß des Jahres noch zum Abſchluß bringen wollte; auch in einer andern noch machte ſie Anſtalt, ihr gegebenes Wort zu löſen, einer kaum minder verwickelten, und die nicht weniger, als die Cölner, Veranlaſſung gegeben hatte zu einer ſtets wachſenden Unzufriedenheit.

Das war die Preßangelegenheit. — Es iſt früher erzählt worden, mit welcher ſeltenen Einſtimmigkeit die öffentliche Meinung ſich

Digitized by Google

auflehnte gegen eine Beschränkung der Presse, die man allerdings lange Zeit gleichmüthig ertragen hatte, die aber jetzt, mit der lebhafteren geistigen Bewegung, welche sich zu verbreiten anfing, auch der großen Masse durchaus unwürdig und unerträglich erschien. Auch der Debatten und Anträge ist gedacht worden, welche in dieser Hinsicht bei den Landtagen stattgefunden: und ebenso auch der trostreichen Zusicherungen, ja der ausdrücklichen Belobungen, mit denen der König diese Anträge aufgenommen und erwiedert hatte.

Auch hier nun war es die höchste Zeit, den Worten die That, den Verheißungen die Erfüllung nachfolgen zu lassen. Denn gerade im Lauf dieses letzten Jahres waren die Bedrückungen der Censur immer empfindlicher, der gesammte Zustand der preußischen Presse immer schmachvoller geworden. Wie doch? auf dem Throne Preußens saß ein Fürst, ausgezeichnet durch geistige Bildung, berühmt durch seine literarischen Neigungen, ein Fürst, der seinen Stolz darin setzte, Schutzherr der Wissenschaft, Pfleger der Künste, Gönner der Literatur zu heißen — und bei alledem zu keiner andern Zeit waren so viel Zeitungen unterdrückt, so viel Bücher verboten worden, als unter dem Scepter eben dieses hochgebildeten, dieses kunstsinnigen Monarchen?!

Und diese Verbote häuften sich, man durfte sagen mit jeder Woche; Zeitungen wurden unterdrückt, Schriftsteller verfolgt, die selbst unter Friedrich Wilhelm dem Dritten unangefochten geblieben waren. Die Herausgeber der hallischen Jahrbücher, nachdem ihnen in einer Cabinetsordre vom 12. Mai die Wahl gestellt worden war, ihre Zeitschrift hinfort entweder unter preußischer Censur erscheinen zu lassen, oder aber sie würde verboten werden, sahen sich genöthigt, von Preußen nach Sachsen auszuwandern. — Durch ein energisches Ministerialrescript (Ende September) wurde allen Beamten bei Strafe sofortiger Amtsentlassung untersagt, irgend etwas über Staatsangelegenheiten drucken zu lassen, es sei denn mit Wissen und Erlaubniß ihrer Vorgesetzten. — Zugleich wurde beim Ministerium des Innern ein eignes Zeitungs-Bureau errichtet, dessen ausgesprochener und nächster Zweck allerdings nur dahin gehen sollte, von allen in öffentlichen Blättern vorkommenden Artikeln über Preußen Notiz zu nehmen und dieselben, wo sie thatsächliche Unrichtigkeiten enthielten, zu widerlegen. In Wirklichkeit aber blieb dieses Berich-

Digitized by Google

tigungsbüreau (wie der Volkswitz es nannte), keineswegs bei dieſer Aufgabe ſtehen: ſondern es bildete ſich aus zu einem Inquiſitionsgericht der Preſſe überhaupt, einer Delatorenanſtalt in großem Stil, die mit unermüdlichem Eifer alle mißliebigen Aeußerungen der Preſſe überwachte, denuncirte, verfolgte und daher nach allen Seiten die größte Erbitterung erzeugte. —

Aber freilich, was blieb der Regierung übrig? Die gewöhnlichen Cenſurmittel, das zeigte ſich alle Tage, reichten nicht mehr aus. Sogar gegen ihre eigenen Cenſoren war die Regierung genöthigt, einzuſchreiten, weil auch ſie ſich angeſteckt zeigten von liberalem Gift. Die Königsberger Zeitung, den Geiſt wiederſpiegelnd, der vor Allem in dieſer Stadt lebendig war, hatte bei Gelegenheit der ſtändiſchen Verhandlungen, wie überhaupt über die jüngſten öffentlichen Ereigniſſe, eine Reihe von Artikeln gebracht, mit mehr Geiſt geſchrieben und von entſchiedenerer Färbung, als die preußiſche Preſſe ſie ſonſt zu bringen pflegte. Und die Folge davon? Daß die Cenſur der Königsberger Zeitung dem Polizeipräſidenten Abegg, einem als Beamten und Bürger gleich hochgeachteten und gleich verdienten Manne, abgenommen und anderen, dienſtwilligeren Händen übertragen ward.

Und gleichwohl verletzte dieſer Schritt nur die Sympathien einer Stadt, zum Höchſten einer Provinz: ein anderer dagegen, den die Regierung bald darauf in derſelben Richtung that, rief durch ganz Deutſchland ein allgemeines unwilliges Erſtaunen hervor. — Der Profeſſor Hoffmann in Breslau hatte im Verlag der Campe'ſchen Buchhandlung in Hamburg ſogenannte „Unpolitiſche Lieder" herausgegeben, in denen die Gebrechen unſeres öffentlichen Lebens auf ziemlich harmloſe Art beſpöttelt wurden. Die Lieder waren ſangbar, allverſtändlich; raſch von Munde zu Munde gehend, erreichten ſie in kürzeſter Zeit eine außerordentliche Verbreitung, beſonders bei dem niederen Bürgerſtande, mit deſſen Bildungsgrad und Anſchauungsweiſe ſie vornehmlich ſympathiſirten und der zum guten Theil durch dieſe Lieder überhaupt erſt für die Politik gewonnen ward. Die Regierung, die nicht haben wollte, daß ihre Polizeipräſidenten freiſinnige Zeitungsartikel paſſiren ließen, konnte natürlich noch weniger geſtatten, daß ihre Profeſſoren liberale Verſe machten. Herr Hoffmann wurde daher von ſeinem Amte ſuspendirt, und eine peinliche Unterſuchung wegen

Digitized by Google

Majestätsbeleidigung und Erregung zur Unzufriedenheit, gegen ihn eingeleitet (Anfang November).

Dies mochte sein, und die Regierung war damit, äußerlich wenigstens, in dem, was sie ihr Recht nannte. Als sie aber, hiemit nicht zufrieden, auch an dem Verleger der unpolitischen Lieder Rache zu nehmen beschloß, und demgemäß durch ein Rescript vom 13. December den gesammten Verlag, politischen und nichtpolitischen, gegenwärtigen und künftigen, von Hoffmann und Campe in Hamburg für den ganzen Umfang der preußischen Monarchie verbot, da allerdings fühlte man sich zurückversetzt in die finstersten Zeiten der Kamptz und Tzschoppe, und selbst die enthusiastischsten Bewunderer des Königs (deren er dazumal im übrigen Deutschland noch ziemlich viele hatte und jedenfalls schon mehr als im eignen Lande), mußten dieser Thatsache gegenüber kopfschüttelnd verstummen.

Doch wozu noch weitere Einzelheiten? Da in der That eine einzige genügt, den ganzen Gipfel des Blödsinns zu bezeichnen, zu welchem die preußische Censur sich damals verstieg: selbst der Wiederabdruck des Gesetzes vom 22. Mai 1815 (wegen Einführung von Reichsständen) wurde als aufregend verboten (August 11.)! Das war denn freilich mehr, als man mit gesundem Sinne hätte für möglich gehalten: das eigene Gesetz des Landes auf den Inder der verbotenen Schriften gesetzt, Friedrich Wilhelm der Dritte selbst und sein ganzes Staatsministerium aufgenommen in die Reihe der gefährlichen Autoren — nein, so weit hatten es Kamptz und Tzschoppe noch lange nicht gebracht!! —

Um so größere Ueberraschung nach diesen Vorgängen erregte das „Christgeschenk", welches der König der Nation am Weihnachtsabend machte. Gerade mit diesem Datum nämlich wurde in den ersten Tagen des Januars eine Verfügung veröffentlicht „über den Beruf und die Grenzen der Censur in Preußen". Des Königs Majestät, hieß es im Eingange derselben, erkenne den Werth und das Bedürfniß einer freimüthigen und anständigen Publicität sehr wohl. Daher, um eine größeren Gleichförmigkeit bei Ausübung der Censur herbeizuführen, und um schon jetzt die Presse zu befreien von unstatthaften, nicht in der Allerhöchsten Absicht liegenden Beschränkungen, habe er in einer neuerlichst erlassenen Ordre das Staatsministerium beauftragt, jeden ungebührlichen Zwang der schriftstellerischen Thätig-

Digitized by Google

keit ausdrücklich zu mißbilligen, und daſſelbe zugleich ermächtigt, die Cenſoren auf's Neue zu angemeſſener Beachtung des bekannten Cenſurgeſetzes vom Jahre neunzehn anzuweiſen. Nach dieſem Geſetz habe die Cenſur keineswegs den Zweck, eine ernſthafte und beſcheidene Unterſuchung der Wahrheit zu hindern, noch den Schriftſtellern ungebührlichen Zwang aufzuerlegen, noch auch den freien Verkehr des Buchhandels zu hemmen. Vielmehr nur demjenigen ſolle ſie ſteuern, nur das unterdrücken und verhüten, was die Moral beleidigen, religiöſe und politiſche Begriffsverwirrung befördern, die Würde und Sicherheit Preußens und der übrigen Bundesſtaaten verletzen könne. In dieſem und nur in dieſem Sinne ſolle die Cenſur gehandhabt werden, nicht aber in einem engherzigen, über das Geſetz ſelbſt noch hinausgehenden. Auch für die inneren Landesangelegenheiten könne die Cenſur eine freimüthige Beſprechung ſehr wohl geſtatten. Die Schwierigkeit, die richtigen Grenzen hiefür aufzufinden, ſei freilich unverkennbar: doch dürfe dieſelbe nicht abſchrecken von dem Streben, der wahren Abſicht des Geſetzes vollkommen zu genügen, noch dürfe ſie verleiten zu jener Aengſtlichkeit, wie ſie nur zu oft ſchon zu Mißdeutungen über die Abſichten des Gouvernements Veranlaſſung gegeben. Bleibe es gleich unmöglich, im Wege der Inſtruction Verhaltungsmaßregeln zu ertheilen für alle Fälle, ſo werde es der Umſicht der Cenſoren dennoch unzweifelhaft gelingen, eine richtige Mitte aufzufinden zwiſchen den Extremen und dadurch ſowohl dem Bedürfniß freier wiſſenſchaftlicher Erörterung, als der Pflicht rechtlichen Schutzes zu genügen. Schriften hienach, in denen die Staatsverwaltung ganz oder in einzelnen Zweigen gewürdigt, erlaſſene oder noch zu erlaſſende Geſetze geprüft, Fehler und Mißgriffe aufgedeckt, Verbeſſerungen angedeutet oder in Vorſchlag gebracht würden, dürften noch keineswegs verworfen werden, blos weil ſie in einem andern Sinne geſchrieben, als dem der Regierung, vorausgeſetzt nur, daß die Faſſung anſtändig, die Tendenz wohlmeinend wäre. Daß dies allerdings möglich ſei und in welchem Umfang derartige Beurtheilungen des Gouvernements zur Oeffentlichkeit geſtattet werden könnten, darin berief die Verordnung ſich unter Anderm auf die Ausdehnung, in welcher die Verhandlungen der neueſten rheiniſchen Provinzialſtände in die öffentlichen Blätter übergegangen ſeien. Unerläßliche Vorausſetzung ſei es dabei allerdings, daß die Tendenz nicht

Digitized by Google

gehässig und böswillig sei, sondern wohlmeinend: und von dem Censor selbst müsse der gute Wille und die Einsicht verlangt werden, daß er zu unterscheiden wisse, wo das Eine oder das Andere der Fall sei. — Die Verordnung zählte demnächst eine Reihe von Fällen auf, wo von gutmeinender Absicht keine Rede sein könne, und wo die Censoren also jetzt wie früher einzuschreiten hätten. Aber auch so werde noch ein hinreichender Spielraum gewährt zu einer anständigen und freimüthigen Publicität: und stehe nun zu erwarten, daß dadurch auch eine größere Theilnahme an vaterländischen Interessen erweckt und das Nationalgefühl auf diese Weise werde erhöht werden. Auch die politische Literatur und die Tagespresse werde ihre Bestimmung auf diesem Wege hoffentlich besser erkennen, als bisher; sie werde, mit dem Gewinn eines reicheren Stoffes, auch einen würdigeren Ton annehmen und es ins Künftige verschmähen, durch Mittheilung gehaltloser, aus fremden Zeitungen entlehnter, von übelwollenden oder schlecht unterrichteten Correspondenten herrührenden Tagesneuigkeiten, durch Klatschereien und Persönlichkeiten auf die Neugier ihrer Leser zu speculiren: eine Richtung, gegen welche einzuschreiten die Censur den unzweifelhaften Beruf habe. — Die Verordnung schloß mit Andeutung der Gesichtspunkte, welche hienach in Zukunft besonders auch bei Genehmigung neuer Zeitschriften und neuer Redacteure, sowie auch bei Ernennung der Censoren ins Auge zu fassen seien; zu jener, der Redaction von Zeitschriften, seien nur völlig unbescholtene, wissenschaftlich befähigte, loyale Männer von Stellung und Charakter, zu diesem, dem Censoramt, nur solche zuzulassen, welche, wohldenkend und scharfsichtig zugleich, die Form von dem Wesen der Sache zu sondern und sich mit sicherm Tact hinwegzusetzen wüßten über Bedenken, wo Sinn und Tendenz einer Schrift an sich diese Bedenken nicht rechtfertigten. —

Hatte dies wirklich eine Weihnachtsüberraschung sein sollen, so war sie geglückt. Der Jubel des Publikums war groß, besonders, da man sich überzeugt hielt (und gewiß nicht ohne Grund), daß man es hier wieder mit einem unmittelbaren Erlaß des Königs selbst zu thun hatte — oder wie die beliebte Phrase lautete: einer unmittelbaren „Emanation des Allerhöchsten Willens". So naiv war dieses Publikum noch, so eingewurzelt seine Loyalität, so groß seine Vorstellung von der königlichen Allgewalt, daß es keinen Augenblick

Digitized by Google

zweifelte, dieſe bloße Kundgebung der königlichen Meinung werde vollkommen hinreichend ſein, die preußiſchen Cenſoren auf einmal aus lauter Drakonen in lauter Solone umzuwandeln, und in den dürren Sandſteppen unſrer Publiciſtik, wie mit einem Zauberſchlage, ein friſches, erquickliches Leben hervorzurufen.

Und wie hätte das Publikum es nicht ſollen, da die königliche Verordnung offenbar von derſelben Anſicht ausging? —

Eine ganz andere Aufnahme jedoch fand ſie bei denen, die ſie zunächſt anging, den Schriftſtellern und Journaliſten ſelbſt. Die wohlmeinende Abſicht zwar, welche der Verordnung zu Grunde lag, verkannten auch dieſe nicht; ſie fühlten ſich zum Theil ſogar geſchmeichelt durch die Anerkennung, die hier der König ſelbſt der hohen Bedeutung der Preſſe zollte. Aber ſie ſtellten in Abrede, daß dies der Weg ſei, jene Abſicht zu erreichen; aber ſie leugneten, daß eine gebundene Preſſe jemals im Stande ſei, die erhabene Bedeutung der Preſſe überhaupt zu zeigen. Ein freiſinniger Cenſor, behaupteten dieſe, ſei ein hölzernes Eiſen; Cenſur bleibe Cenſur. Nicht daß der Zaum gelegentlich etwas länger, der Maulkorb etwas lockerer ſei, ſondern darauf komme es an, daß Zaum und Maulkorb überhaupt beſeitigt würden; nicht von der perſönlichen Liebenswürdigkeit eines einzelnen Cenſors, ſondern allein von dem Recht ihrer Freiheit werde die Literatur geneſen und erſtarken. Wo das Princip der Freiheit einmal geleugnet werde, da könne auch der beſte Wille nichts nützen. Das Princip der königlichen Verordnung ſei und bleibe aber die alte, wohlbekannte Cenſur: wie ſie denn nicht einmal ein neues Cenſurgeſetz aufſtelle, ſondern nur die alten, ſchwer erprobten Verordnungen vom Jahre neunzehn einſchärfe. Solle dies die Antwort ſein auf die laut ausgeſprochenen Wünſche der Nation, dies die Einführung ſo oft, ſo feierlich gegebener Verheißungen, nun wahrhaftig, ſo habe der Berg wiederum einmal eine Maus geboren, und der zu ſeiner Zeit ſo hoch gefeierte Brief des Königs an die oſtpreußiſchen Stände wäre, mit dieſem Commentar, beſſer ungeſchrieben geblieben.

Und dann dieſe Vorwürfe, die der Preſſe gemacht, dieſe Beſchuldigungen der Unwiſſenheit, des böſen Willens, der gemeinen Berechnung, die ihr entgegen geſchleudert wurden! Und das an einer Stelle und unter einer Firma, wo eine derartige Polemik am

Digitized by Google

Wenigſten hätte Platz greifen ſollen. Wäre die preußiſche Zeitungspreſſe wirklich ſo roh, ſo ſchlecht, ſo nichtsnutzig, wie die königliche Verordnung ſie ſchilderte, weſſen Schuld es denn ſei? Wer Wind ſäe, dürfe ſich nicht wundern, wenn er Sturm ernte; auf dem Boden der Knechtſchaft erwüchſe keine beſſere Frucht — und auch dieſe Verordnung, principlos, zweideutig, nichtsſagend, wie ſie ſei, führe den erſehnten Frühling nicht herauf!

Es waren, wie geſagt, die Schriftſteller und Journaliſten, die ſo dachten. Und da nun bei einem Publikum, wie es dazumal in Preußen noch war, eine ſelbſtändige öffentliche Meinung nicht exiſtirte, ſondern der große Haufe, ohne eigene Einſicht, eigene Meinung, ſich regelmäßig, näher oder ferner, früher oder ſpäter, zu dem bekehrte, was ihm am Häufigſten ſchwarz auf weiß vor Augen kam, ſo war es auch ganz natürlich, daß der Enthuſiasmus, mit welchem das Publikum Anfangs die Verordnung vom 24. December aufgenommen hatte, ſich ſehr bald abkühlte, und daß bald Alle ſo ſkeptiſch darüber dachten, wie die Literaten. —

Gleichwohl verlangt die hiſtoriſche Gerechtigkeit, gleich hier zu erwähnen, daß die Verordnung vom 24. December ſich in der Praxis keineswegs ſo unfruchtbar erwies, als die Schriftſteller ſelbſt es vorausgeſagt hatten. Die Preſſe war gleichſam herausgefordert worden, es war eine Ehrenſache für ſie, zu zeigen, was ſie irgend vermochte, und die Umſtände zu benutzen, ſo weit es irgend möglich war. Auch die Cenſoren waren zum Theil — wir ſagen nicht, aufgeklärt worden: denn das wäre bei den meiſten wohl kaum möglich geweſen: aber ſie waren aus dem Concept gebracht und ließen, wenigſtens die erſten Monate hindurch, aus Ehrfurcht vor dem königlichen Befehl paſſiren, wovor ihr eigenes cenſorliches Gewiſſen ſich entſetzte. — Am Bedeutendſten trat dieſe Veränderung in der Provinzialpreſſe hervor. Namentlich die Königsberger Zeitung, deren wir ſchon früher mit Auszeichnung gedacht haben, lieferte in ihren „inländiſchen Zuſtänden“ eine Reihe höchſt einflußreicher und wichtiger Artikel; ähnlich der Elbinger Anzeiger. Mit noch kühneren Schritten ging die neugegründete Rheiniſche Zeitung, ein politiſches Filial gleichſam der halliſchen (oder wie ſie jetzt hießen, deutſchen) Jahrbücher, vor. —

Doch davon werden wir erſt an einer andern Stelle zu ſprechen

Digitized by Google

haben: da nämlich, wo dieſer glückliche Aufſchwung der Preſſe, nach kaum monatelanger Dauer, durch eine neue und noch viel gewaltthätigere Reaction wieder vernichtet wird. —

Auch waren für den Augenblick dieſe und alle ähnlichen Intereſſen gänzlich in den Hindergrund gedrängt durch die neueſte Neuigkeit des Tages, die Reiſe, meinen wir, welche der König um die Mitte Januars zur Taufe des Prinzen von Wales nach England antrat. — Sie waren nicht ohne allgemeine Bedeutung, dieſe häufigen Reiſen des Königs. Der König, auch hierin ein Gegenſatz zu ſeinem Vorgänger, reiſte gern und viel; es war, als ob die innere Raſtloſigkeit ſeiner Natur, die Hitze dieſes raſchen Bluts, das Drängen und Treiben dieſer unſtäten Phantaſie ſich einen Ausdruck zu ſchaffen verſuchte in dieſem häufigen Wechſel des Orts und dieſem königlichen Pomp, den er dabei zu entfalten liebte.

Das Publikum ließ ſich das gefallen: wenn auch nicht ohne Kopfſchütteln. Denn vom Vater her an die hausbackenſte Regelmäßigkeit, den bürgerlichſten Fleiß, die nüchternſte Sparſamkeit gewöhnt, konnte es ſich in die einigermaßen entgegengeſetzte Lebensweiſe des neuen Herrſchers nicht gleich völlig finden. Und mancher ehrliche Spießbürger, wenn er von dieſen vielfachen und koſtbaren Reiſen hörte, konnte ſich dabei einer gewiſſen Furcht nicht erwehren, ob das den Staatsgeſchäften — und, was ihm vor Allem theuer war, den Erſparniſſen des hochſeligen Herrn auch wohl ganz zuträglich wäre. — Gleichwohl ſo gaben Einem dieſe Reiſen auch immer ſo viel zu hören und zu ſehen, der König, mit ſeiner ſtrömenden Beredſamkeit, ſeinem ſchlagfertigen Witz, ſpielte eine ſo intereſſante Rolle dabei, es war eine ſo angenehme Unterhaltung für müßige Stunden — und ſo nahm man das Uebrige mit in Kauf.

Auf dieſe Reiſe nach England aber legte das Publikum ein ganz beſonderes Gewicht. Aus verſchiedenen Gründen, guten und ſchlimmen. Was die letzteren betraf, ſo erinnern ſich unſere Leſer ohne Zweifel noch jener Gerüchte von der engliſchen Biſchofsweihe, ſowie im Allgemeinen von Uebertragung orthodoxer anglikaniſcher Kirchengebräuche in die proteſtantiſche Kirche Preußens, die ſchon in den letzten Tagen des alten Königs aufgetaucht waren und ſich ſeitdem, beſonders bei Gelegenheit der angeblichen Sonntagsfeier, wachſend wiederholt hatten.

Digitized by Google

Jetzt, in den letzten Monaten, war Verschiedenes dazugekommen, was diese Gerüchte völlig außer Zweifel zu setzen schien. Herr Bunsen, als Diplomat berüchtigt durch die Art und Weise, wie er sich von der römischen Curie hatte überlisten lassen, war plötzlich im Mai nach England geschickt worden. In besonderen Aufträgen des Königs, sagte man. Aber bei der bekannten Richtung des Herrn Bunsen, und da derselbe anerkanntermaßen ein weit besserer Theolog war, als Diplomat, weit geeigneter zum Referenten eines Consistoriums, als zum politischen Unterhändler, welcher Art hätten diese Aufträge sein können, als kirchliche?

Auch als dieser außerordentlichen Mission im December desselben Jahres, zu allgemeinster, unaussprechlicher Verwunderung, die Ernennung des Herrn Bunsen zum preußischen Gesandten in London folgte, so fühlte man sich auch dadurch in der früheren Annahme mehr bestätigt als widerlegt.

Und was kam es noch auf Vermuthungen an und Gerüchte, da es ja Thatsache war, und die Staatszeitung selbst hatte es gemeldet, daß einige Berliner Geistliche im Auftrag des Königs nach England geschickt worden waren (Ende Oktober), in der Absicht, sich über die Einrichtungen der Hochkirche und wie weit dieselben bei uns Nachahmung finden möchten, zu unterrichten? —

Ein eben solcher Dorn im Auge war dem Publikum das evangelische Bisthum, das Preußen, in Gemeinschaft mit England, in Jerusalem zu gründen im Begriffe stand. Vergebens wurde ihm vorgehalten, wie sehr die evangelischen Christen in Jerusalem eines derartigen Sammelpunktes bedürften, und wie verdienstvoll, wie wahrhaft hochherzig daher das Unternehmen des Königs sei. Sollte der neue Bischof nicht, auch wenn es ein preußischer Geistlicher war, allemal erst vom englischen Prälaten geweiht werden und ordinirt? Dieser eine Umstand schon reichte hin, die Ansicht des Publikums festzustellen; es sah in der englischen Hochkirche nun ein für allemal nichts besseres, als nur ein andres Papstthum, und wollte daher von keiner Gemeinschaft mit ihr wissen.

In sofern also sah man die Reise des Königs nicht ganz gern; man fürchtete alles Ernstes, er möchte eine englische Hochkirche mit allen neun und dreißig Artikeln fix und fertig über das Meer zurückbringen. — Doch war dies nur eine Einzelheit; im Uebrigen hatte

Digitized by Google

man von Alters her in Preußen so viel Sympathien für England, die freie englische Verfassung, das gesunde, kernhafte englische Volksleben war so sehr das Ideal unsrer aufgeklärtesten Staatskünstler, daß man sich im Gegentheil freute über diese Reise des Königs, als über ein Ereigniß, welches möglicherweise für unsere eigene Entwicklung die glücklichsten Folgen haben konnte. Galt England nicht seit Jahrhunderten für die hohe Schule des öffentlichen Lebens? Wo war wahre Staatskunst zu lernen, wenn nicht hier? Wo erschien das Gesetz mit so viel Freiheit, die Freiheit mit so viel Gesetzlichkeit umkleidet? Alle die banalen Angriffe gegen parlamentarisches Leben und parlamentarische Regierung, wo waren sie so gründlich widerlegt, als in der glorreichen Geschichte dieses Landes? Und wie nun war es denkbar, daß ein so geistreicher Monarch, mit so hellen Sinnen, von so aufgewecktem Verstande, diese hohe Schule nutzlos besuchen könnte? Sein warmes Herz, seine lebhafte Phantasie, mußten sie nicht ergriffen werden von diesem schönen, stolzen Organismus, diesem wahrhaft lebendigen Leib, den die Freiheit sich in England geschaffen hatte? Die Reminiscenzen Hallerscher Staatsweisheit, wo wollten sie Stand halten bei diesem Anblick? die Romantik des Königs, wie wollte sie sich retten gegen diese Wirklichkeit? ja die leicht bestimmbare Seele dieses Königs, in dem Augenblick, da sie noch schwankte zwischen Herrn von Rochow und Herrn von Schön, zwischen Absolutismus und Constitution, was konnte entscheidender für sie werden, als die Wirkung dieser Reise? —

Auch wer seinen Flug nicht so hoch nahm, versprach sich doch in einigen untergeordneten und darunter doch für uns noch höchst wichtigen Dingen gute Frucht davon. Das alte heimliche Gerichtsverfahren, behauptete man, wie es in Preußen üblich, sei dem König aufs Aeußerste verhaßt; seit Langem schon trage er sich mit dem Wunsch, das öffentliche, mündliche Verfahren der Engländer bei uns eingeführt zu sehen: und habe namentlich die Reise, welche Herr von Savigny, der berühmte Rechtslehrer, in diesem Sommer nach England unternommen, in nächstem Zusammenhang mit diesem Wunsch gestanden. Wenn es also auch nichts weiter wäre, als nur dies, oder wenn er uns nichts zurückbrächte, als nur einige englische Preßfreiheit, ja wenn das ganze Resultat der Reise sich auch nur auf die persönliche Annäherung der beiden Monarchen beschränken

Digitized by Google

sollte, einer Annäherung, die uns jedenfalls von der russischen Schwägerschaft entfernte — o so sollte sie dennoch gesegnet, so sollte die Million, welche, nach der Berechnung des Publikums, dabei locker gemacht wurde, gern verwunden sein!

Endlich am 16. Januar wurde die vielbesprochene Reise angetreten. Ihre Einzelheiten können uns hier nicht interessiren. Sie war in jedem Betracht glücklich. Die Aufnahme des Königs in England war glänzend, bei Hofe sowohl, als bei der Nation; sein eigenes Auftreten vortrefflich, leutselig, würdevoll, im besten Sinne gentlemanlike. Beides schmeichelte dem preußischen Stolz, zumal das Erstere; der schon ziemlich verblaßte Enthusiasmus für die persönliche Liebenswürdigkeit des Königs, seine eminente Bildung, seine Beredsamkeit, seine witzigen Einfälle, belebte sich neu an diesem Beifall, den er in England fand. —

Nun seit Mitte Februar war er zurückgekehrt, und Woche auf Woche, Monat auf Monat verging, ohne daß von den sanguinischen Hoffnungen, den kindlichen Träumen, mit denen man ihn nach England begleitet, auch nur einer sich verwirklicht hätte. Allerdings fanden in Besetzung der obersten Staatsstellen verschiedene, zum Theil höchst wichtige Veränderungen statt. Herr von Kamptz, dessen Thätigkeit schon seit Längerem nur noch eine nominelle gewesen war, schied Anfangs März aus dem Staatsdienst aus; an seiner Statt wurde Herr von Savigny zum Justizminister ernannt, und zwar speciell zur Revision der Gesetzgebung. Ebenso trat Graf Matzlahn, durch seinen fortdauernden Krankheitszustand genöthigt, von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zurück; ihn ersetzte der frühere Gesandte in England, der seitdem als Gesandter am deutschen Bundestag angestellt worden war, Herr von Bülow, der Schwiegersohn Wilhelm von Humboldts, einer (wie wir schon früher erwähnten) der wenigen preußischen Staatsmänner, denen die öffentliche Stimme geneigt war, diesen Namen wirklich zuzugestehen. Endlich, einige Tage später (März 24.), gab auch der Finanzminister, Graf Alvensleben, sein Portefeuille an Herrn von Bodelschwingh ab, den bisherigen Oberpräsidenten der Rheinprovinz, der seinerseits durch den Regierungspräsidenten zu Trier, Herrn von Schaper, ersetzt ward.

Aber all diese Veränderungen, wie bedeutend an sich (denn bis

auf wenige Ausnahmen war damit nun das gesammte Ministerium verändert, wie der König es von seinem Vater überkommen hatte) genügten der ungeduldigen Erwartung des Publikums noch immer nicht; sie waren größtentheils schon seit Monaten besprochen worden, die Zeitungen hatten sie mit unzähligen Variationen schon längst vorausverkündigt — und man wollte etwas Neues, etwas Kritisches, eine eigentliche Katastrophe!

Nun denn, die Katastrophe kam. Schon seit seiner Anwesenheit in Berlin, im Herbst einundvierzig, ging das Gerücht, daß Herr von Schön an seinen Rücktritt denke. Ja er müsse daran denken, behauptete man, um einer unfreiwilligen Entlassung zuvorzukommen; sein früher so intimes Verhältniß zum König, behauptete man, sei durch und durch erkältet, sein Abschied vom Hofe ein mehr als frostiger gewesen.

Jetzt, im Frühling des neuen Jahres, wurde er noch einmal nach Berlin berufen; wie es hieß, zu einer letzten, entscheidenden Verhandlung. Niemand wußte zu sagen, wie dieselbe zu Ende gegangen; aber seine plötzliche Rückkehr nach Königsberg war von übler Vorbedeutung.

Die Gerüchte von seiner Entlassung wiederholten sich lebhafter als je; Jedermann verbreitete sie — und dennoch Niemand mochte daran glauben. Herr von Schön war anerkannt, ja mehr noch, war verehrt und geliebt als das Haupt der preußischen Liberalen; auf ihn, als den Minister der Zukunft, den einzigen Ueberrest der Stein und Hardenberg, und berufen, das große Werk dieser Männer zu vollenden, hatten alle Patrioten ihre Hoffnungen gerichtet. Vor Allem aber galt Herr von Schön als Gegensatz des Herrn von Rochow. Dies beides waren gleichsam die Pole der preußischen Zukunft, zwischen diese beiden dachte die Phantasie des Volks sich den König gestellt, wie zwischen Ormuzd und Ahriman. Daß sie beide nicht bei einander bestehen konnten, wußte man längst — wer wird dem Andern weichen müssen? Herrn von Schön entlassen, hieß Herrn von Rochow behalten, und mit ihm behalten den mittelalterlichen Staat, den Staat der Willkür und der Gewalt; Herrn von Schön behalten, den Autor des „Woher und Wohin", den Verfasser und Bewahrer des Steinschen Testamentes, hieß Herrn von Rochow entlassen.

Digitized by Google

Noch einmal: wer wird weichen? —

Herr von Schön mußte weichen. Die Staatszeitung vom elften Juni brachte die officielle Anzeige, daß der König dem Oberpräsidenten der Provinz Preußen, Geheimen Staatsminister von Schön, auf sein Ansuchen die Entlassung aus dem Dienst bewilligt, und an seine Stelle Herrn Böttticher, bisherigen wirklichen Geheimen Justizrath, zum Oberpräsidenten der Provinz Preußen ernannt habe. Die Entlassung des Herrn von Schön war in den schmeichelhaftesten, ja freundschaftlichsten Ausdrücken abgefaßt; Sitz und Stimme im Staatsrath wurden ihm gelassen, und außerdem auch noch die Würde eines Burggrafen von Marienburg für ihn geschaffen. — Aber eine Entlassung war und blieb es bei alledem.

Und also hatte Herr von Rochow gesiegt?

Nein, auch das nicht. Dieselbe Staatszeitung, fünf Tage später, am sechszehnten Juni, zeigte an, daß der König den Staatsminister von Rochow auf sein Ansuchen, wegen seines leidenden Gesundheitszustandes, unter Beibehaltung seiner Stellung als Mitglied des Staatsministeriums und des Staatsrathes, von der Verwaltung des Ministeriums des Innern entbunden, und an seinerstatt den bisherigen Oberpräsidenten der Provinz Posen, Grafen Arnim, zum Minister des Innern ernannt habe.

Also weder Ormuzd noch Ahriman, sondern ein Drittes, Neues — was kann, was wird es sein?!

Ende des ersten Bandes.

Digitized by Google

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

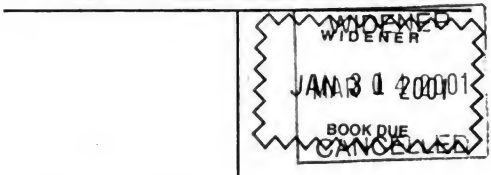
Digitized by Google

Digitized by Google

The borrower must return this item on or before the last date stamped below. If another user places a recall for this item, the borrower will be notified of the need for an earlier return.

Non-receipt of overdue notices does ***not*** *exempt the borrower from overdue fines.*

Harvard College Widener Library
Cambridge, MA 02138 617-495-2413



Please handle with care.
Thank you for helping to preserve library collections at Harvard.

Digitized by Google